Princeton University Library
32101 065186577

C46
1
58-59
2 Vol
2 Vols

Library of

Princeton University.

Presented by

Jacob M. Beam. '96.

Digitized by Google

Digitized by Google

Des

Dionysius von Halikarnaß

Römische Alterthümer

aus dem Griechischen übersetzt

von

Johann Lorenz Benzler.

Erster Band.

LEMGO,
in der Meyerschen Buchhandlung. 1771.

Digitized by Google

Digitized by Google

An

Herrn

Diedrich Moritz

Petri

zu Lemgo.

Apr. 11, '22. J. N. Beam, '96. Gift. 2v.

2646
2771

478185

Digitized by Google

Digitized by Google

An

Herrn

Diedrich Moritz

Petri

zu Lemgo.

Mar. 11, '22. J. N. Beam, '96. Gift. 2 v.

2646
2771

478185

Digitized by Google

Digitized by Google

Was ich ihnen zuweilen im Scherz gedrohet habe, mein liebster redlicher Petri, das sehen Sie jetzt in der That erfüllet.

Digitized by Google

Das erste Werk, womit ich in die gelehrte Welt hervortrete, eigne ich Ihnen zu. Befürchten Sie aber nur nicht, daß ich hier in den gewöhnlichen Ton der Dedicationen verfallen, und mich in ein weitläuftiges Lob ihrer Verdienste ausbreiten werde. Nein; diejenigen, welche das Glück nicht haben, Ihr redliches Herz zu kennen, würden Sie, ich möch-

möchte auch sagen, was ich wollte, deßwegen nicht mehr und nicht weniger hochschätzen, und unsern Freunden brauche ich es nicht erst zu sagen, warum wir Sie so sehr lieben. Ehren kann ich Sie doch durch ein so unvollkommnes Werk, als diese Uebersetzung ist, nicht. Nehmen Sie dieselbe also bloß als ein kleines Andenken meiner Freundschaft

an, und wenn Sie sie gleich niemals lesen sollten, so erinnern Sie sich doch zuweilen dabey, daß keiner Sie zärtlicher liebt, als

Ihr

allemal getreuer Freund

J. L. B.

Digitized by Google

Vorbericht des Ueberſetzers.

Das Unternehmen, einen ſo wichtigen Schriftſteller, wie Dionyſius von Halikarnaß iſt, deutſch zu liefern, bedarf wohl keiner Vertheidigung. Von der Art aber, wie ich es ausgeführt

habe, halte ich es für nöthig, ein Paar Worte zu sagen, damit man mich nicht nach andern Regeln, als die ich mir selbst vorgesetzt habe, beurtheile.

Ich habe mich bemühet, meinen Autor richtig und verständlich im Deutschen zu liefern, und glaube den Forderungen, die man bey einem solchen Schriftsteller, als Dionysius von Halikarnaß ist, Genüge gethan zu haben, wenn ich dieses leiste. Er hat, als Schriftsteller betrachtet, wenig Vorzüge, und man wird ihn gewiß nicht wegen seiner angenehmen Schreibart, noch weniger aber wegen der eingestreuten moralischen Betrachtungen, sondern bloß seiner wichtigen Nachrichten wegen lesen, und mir es also leicht zu gute halten, wenn mein Stil nicht immer vollkommen gut Deutsch ist, und noch hin und wieder Nachläßigkeiten, Mattes und Schleppendes hat, oder wenn ich nicht allemal

mal den ganzen Ideengehalt der Wörter des Originals, mit allen ihren Nüancen, ins Deutſche übergetragen habe. Ich fühle dieſe Unvollkommenheiten ſo ſehr, daß man gewiß keine Stelle in dieſer Abſicht tadeln wird, wo ich mich nicht ſchon ſelbſt verurtheilt haben ſollte. Sie ſind nicht daher entſtanden, weil ich die Forderungen, welche man an einen Ueberſetzer zu machen pflegt, und, ſobald man eine vollkommne Ueberſetzung verlangt, auch zu machen ſehr berechtigt iſt, nicht gekannt hätte; ich habe ſie aber deßwegen nicht immer vermieden, weil ich aus den angeführten Urſachen glaubte, daß die viele Zeit und Mühe, welche das erfordert, beym Dionyſius verloren ſeyn würde. Denen, welche die Grundſprache nicht verſtehen, und ſich von der ältern Geſchichte und Verfaſſung der Römer doch gern aus den Quellen unterrichten wollen,

habe

habe ich demungeachtet immer einen groſsen Dienſt gethan, wenn ich nur richtig überſetzt habe; und dieſes Verdienſt wird man mir, wie ich hoffe, nicht abſprechen. Ich habe alles angewandt, um den Text, der aber überhaupt nicht ſchwer iſt, recht zu verſtehen, und daher, wenn mir einige Dunkelheit aufſtieſs, auſser der lateiniſchen Ueberſetzung, die ſich bey der Sylburgiſchen Ausgabe befindet, auch die Franzöſiſche des Jeſuiten le Jay zu Rathe gezogen. Die letztere würde ich, ihrer vielen Unrichtigkeiten ungeachtet, noch mehr genutzt haben, wenn ich ſie nicht erſt bey der Reviſion meiner Arbeit erhalten hätte. Wer ſelber jemals überſetzt hat, und daher die Mühſeligkeit, welche ein ſo weitläuftiges Unternehmen, wie das meinige, erfordert, zu beurtheilen weiſs, wird mir die erwähnten Unvollkommenheiten

ten um deſto eher verzeihen. Doch würde ich ſie mir nicht bey jedem Schriftſteller erlauben. Einen Herodotus und Arrian, durch deren Mund die Muſen reden, oder einen Plato und Xenophon, bey denen, außer der Anmuth der Schreibart, alles auf die Genauigkeit der Begriffe ankömmt, würde ich ganz anders überſetzen. Ich erinnere dieſes deßwegen, damit man mich, wenn ich mich ja einmal an einen andern Schriftſteller wagen ſollte, nicht zu voreilig nach dem Werthe meiner erſten Arbeit beurtheile.

Um diejenigen Leſer, welche den Dionyſius von Halikarnaß etwa noch nicht kennen, vorläufig mit dem Werth deſſelben bekannt zu machen, will ich das umſtändliche Urtheil, welches le Jay in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung von ihm fället, hier herſetzen.

„Dio-

„Dionyſius, ſagt er, berichtet uns „ſelbſt, daß er eines gewiſſen Alexanders „Sohn, und nebſt ſeinem Vater aus Ha„likarnaß, einer Stadt in Carien, die „nach dem Zeugniß des Strabo ehemals „Zephyra hieß, und wo ſich die Gou„verneurs der Provinz gewöhnlich auf„zuhalten pflegten, gebürtig war. Nach„dem er ſich durch ſeinen ſchönen Geiſt, „und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe in ſei„nem Vaterlande rühmlich bekannt gemacht „hatte, ſegelte er nach Rom, welches da„mals die Hauptſtadt der ganzen Welt „war. Er kam daſelbſt, nach ſeiner eig„nen Berechnung, um die Mitte der „187ſten Olympiade, 722 Jahr nach Er„bauung der Stadt an, um die Zeit, „als Auguſtus die bürgerlichen Kriege ge„endiget, und durch die Niederlage und „den Tod des Antonius der einzige Herr

„der

„der Republik geworden war. Er hielt ſich „22 Jahre zu Rom auf, während welcher „Zeit er die lateiniſche Sprache erlernte, „mit vielem Fleiß alle Geſchichtſchreiber, „die von den Römern handelten, ſtu„dierte, und durch ſeinen vertraulichen „Umgang mit den vornehmſten Leuten in „Rom ſich alle diejenigen Kenntniſſe er„warb, die ihm zur Ausführung ſeines „Vorhabens nöthig waren. Dieſe vielen „Hülfsmittel und Vortheile brachten ihn „zu dem Entſchluß, in griechiſcher Spra„che eine Römiſche Geſchichte für ſeine Na„tion zu ſchreiben, um ganz Griechenland „eine höhere Idee von Rom beyzubringen, „als es bisher gehabt hatte, und um ihm „eine Menge von Vorurtheilen gegen „das Römiſche Volk, welche die Griechi„ſchen Geſchichtſchreiber aus Neid ausge„breitet hatten, zu benehmen.“

„Von

„Von allen diesen besondern Um„ständen giebt uns Dionysius von Hali„karnaß selbst in seiner Vorrede Nach„richt. Er macht uns in derselben auch „den Plan seiner Geschichte, die Beschaf„fenheit der Sachen, wovon er handelt, „die Gestalt, welche er seinem Werke ge„geben, und die Zeit, auf welche er sich „eingeschränkt hat, bekannt. Es ist also „unnöthig, hier noch etwas hinzu zu se„tzen, und dem Verfasser in der genauen „Nachricht, die er von sich selbst und von „der Einrichtung seiner Geschichte giebt, „zuvor zu kommen. Ich will nur noch „anmerken, daß er sie deßwegen Römi„sche Alterthümer nennet, weil er „so genaue Untersuchungen über den Ur„sprung der Römer darinn anstellt, in„dem er bis in die entferntesten Zeiten, „die man bloß aus den Dichtern kennet,

„hin-

„hinaufgehet. So fabelhaft auch diese „Nachrichten der Dichter sind, so weiß er „doch zuverlässige Folgerungen daraus her„zuleiten. Auf die Ordnung der Zeit, „die Lage der Oerter, die Namen der „Völker, die sie bewohnt haben, bauet er „die sichersten Beweise für das, was ihm „am meisten am Herzen lag, daß nehm„lich die Römer Griechen wären, und daß „also seine Landesleute mit dieser genauen „Verwandtschaft sich wegen ihrer Unter„würfigkeit unter dieselben trösten mü„ßten.“

„Dionysius von Halikarnaß gehet in „seinen Alterthümern bis auf die Zeiten „des ersten Punischen Krieges. Daß er „nicht weiter gegangen, ist vermuthlich „aus Achtung gegen die Schriften des Po„lybius geschehen, welcher damals bey „den Römern sehr hochgeschätzt wurde.

„Dieser Geschichtschreiber hatte dem Scipio „Aemilianus, mit welchem er in einer sehr „genauen Freundschaft stund, zu gefallen, „die Geschichte dieser Zeit beschrieben, nach„dem er vorher verschiedene Reisen gethan „hatte, um die Oerter, von denen er reden „mußte, genau kennen zu lernen. Seine „Geschichte enthält alles, was sich in einem „Zeitraum von 53 Jahren, nehmlich vom „Anfange des ersten Punischen Krieges bis „zum Ende des Macedonischen, merkwür„diges zugetragen hatte. Dionysius von „Halikarnaß glaubte also, nicht aufs neue „einen Gegenstand behandeln zu dürfen, der „schon vor ihm von einer geschickten Feder „bearbeitet, und mit vielem Beyfall aufge„nommen war, und wollte also lieber da „aufhören, wo Polybius angefangen „hatte.“

„Von

„Von den zwanzig Büchern, woraus „die Römischen Alterthümer bestanden, sind „uns nur noch die eilf ersten, die nicht wei„ter gehen, als bis auf das 312te Jahr nach „Erbauung der Stadt Rom, übrig. Die „neun letzten, welche alles enthielten, was „sich bis auf das 480ste Jahr zutrug, sind „durch die Länge der Zeit verloren gegangen; „ein Verlust, den die gelehrte Welt nicht „genug bedauren kann. Wäre das ganze „Werk vollständig geblieben, so hätten wir „jetzt weiter nichts in der Römischen Ge„schichte zu wünschen übrig. Wir haben „noch einige Fragmente von Gesandtschaften „von ihm, welches aber nur abgerissene „und sehr unvollkommne Stücke sind.“

„Photius redet in seiner Bibliothek von „den zwanzig Büchern der Römischen Alter-

„thümer, als von einem ganzen Werke,
„das er gelesen hat. Er führt überdem noch
„einen Auszug an, welchen Dionysius von
„Halikarnaß aus seiner Geschichte in fünf Bü-
„chern gemacht hatte, dessen Richtigkeit,
„Zierlichkeit und Genauigkeit er lobt, und
„kein Bedenken trägt, zu sagen, daß er in
„seinem Auszuge sich selbst übertroffen habe.
„Evagrius erwähnt im fünften Buche seiner
„Kirchengeschichte auch der zwanzig Bücher
„der Römischen Alterthümer des Dionysius
„von Halikarnaß, und seines Auszuges in
„fünf Büchern. Und Stephanus von By-
„zanz, welcher gegen das Ende des fünften
„Jahrhunderts lebte, und die zwanzig Bü-
„cher des Dionysius von Halikarnaß eben-
„falls gelesen hatte, führt ein jedes derselben
„besonders an, als so viele Beweise dessen,
„was er von den verschiednen Städten und
„Völkern sagt, wovon er in seiner Geschichte

„re-

„redet. Ich übergehe noch viele andre „Schriftſteller, welche eben das Zeugniß „ablegen. Was ich geſagt habe, kann kei„nen Zweifel übrig laſſen, daß Dionyſius „von Halikarnaß nicht ſein Werk würklich ſo „weit fortgeführt habe, als er ſich vorgeſetzt „hatte.“

„Es iſt mir jetzt noch übrig, etwas von „dem Charakter und dem Verdienſt unſers „Geſchichtſchreibers zu ſagen. Alle Schrift„ſteller, ſo wohl alte als neuere, welche nur „einigermaßen als Kenner von ſeiner Ge„ſchichte geredet haben, erkennen in ihm ein „erhabnes Genie, eine tiefe Gelehrſamkeit „und eine ſehr ſcharfſinnige kritiſche Beurthei„lungskraft. Er war in allen ſchönen Kün„ſten bewandert, ein guter Philoſoph, ein „weiſer Staatsman, ein vortreflicher Red„ner. Man braucht nur ſeine Schriften zu

„lesen, um ihn an allen diesen Zügen zu er-
„kennen. Er hat sich darinn selbst mit allen
„seltnen Eigenschaften seiner schönen Seele
„nach dem Leben geschildert. Er zeigt sich
„darinn als den Freund der Wahrheit, den
„Feind der Schmeicheley, keusch, mäßig,
„voller Eifer für die Religion, unversöhnlich
„gegen die Gottlosen, welche eine Fürsehung
„leugnen, und läßt keine Gelegenheit vor-
„bey, diese unglückliche Secte von Leuten
„zu bekämpfen.“

„Seine Erzählungen von den schönen
„Handlungen der Römer sind eben so viele
„Ermahnungen an ihre Nachkommen, dem
„Beyspiel ihrer Vorfahren nachzuahmen;
„der vornehmste Nutzen, welchen die Ge-
„schichte gewähret. Er begnügt sich nicht,
„die auswärtigen Kriege zu erzählen; er be-
„schreibt mit eben der Sorgfalt die Beschäf-

„tigungen im Frieden, wodurch die gute Ord-
„nung in der Stadt, und die Einigkeit und
„Ruhe unter den Bürgern erhalten wurde,
„überzeugt, daß eine Geſchichte, in welcher
„man nichts als Schlachten und Eroberun-
„gen zu ſehen bekömmt, ſehr unvollkommen
„iſt. Die Mühe, welche er ſich gegeben
„hat, die großen Begebenheiten dem Leſer
„vollkommen vor Augen zu legen, macht ihn
„nicht nachläſſig in Dingen von geringerer
„Wichtigkeit, ſo daß uns bey ihm nichts
„zu wünſchen übrig bleibt. Er ermüdet nicht
„durch verdrießliche Erzählungen, und wenn
„er in Digreſſionen ausſchweift, ſo geſchieht
„es allezeit, um dem Leſer etwas zu lehren,
„was ihm neu iſt, und ihm Vergnügen ma-
„chen kann.“

„Er hat ferner ſein Werk, durch die
„moraliſchen und politiſchen Betrachtungen,

„die er hin und wieder in daſſelbe verwebt „hat, gleich nützlich und angenehm gemacht. „Er berichtet uns alle Reden, welche die „Triebfedern der Bewegungen in einer Re„publik ausmachen. Er urtheilet mit ſo vie„ler Richtigkeit über die verſchiednen Verfaſ„ſungen, der Monarchie, der Ariſtokratie „und Demokratie, worinn ſich die Römer be„funden haben, daß er denen, welche in die„ſen verſchiednen Regierungsformen leben, „vortreffliche Grundſätze und ſeltene Muſter „hinterlaſſen hat.“

„Diejenigen, welche den Dionyſius „von Halikarnaß mit dem Livius verglichen „haben, geben nach einer genauen Abwä„gung dieſer beyden Geſchichtſchreiber dem „Griechen den Vorzug. Sie finden ihn „getreuer und wahrer, als den Römer. Die

„Le-

„Leſung ſeiner Geſchichte ſcheinet ihnen von „größerem Nutzen, als des Livius ſeiner, „bey welchem wir, wegen ihrer größeren „Kürze, eine Menge von Kenntniſſen nicht „finden, wovon Dionyſius von Halikarnaß „voll iſt. Was bey dem Römer in drey „Büchern enthalten iſt, macht bey dem „Griechen die Materie von eilf Büchern aus; „ſo daß jener als ein Auszug aus dieſem an„geſehen werden kann. Es iſt bekannt, daß „wir ohne das, was uns von dem Dionyſi„us von Halikarnaß übrig iſt, vieles nicht „wiſſen würden, wovon Livius und die an„dern Römiſchen Geſchichtſchreiber uns nichts „ſagen, oder doch nur obenhin davon reden. „Er iſt der einzige, welcher uns die Römer „gründlich kennen lehret, welcher der Nach„welt einen vollkommenen Begriff von ihren „Ceremonien, ihrem Gottesdienſt, ihren

„Opfern, ihren Sitten, ihren Gewohnhei-
„ten, ihrer Kriegszucht, ihren Triumphen,
„ihrer Staatsverfassung, ihren Comitien,
„ihrer Zählung und Abtheilung des Volks in
„Tribus und Classen, hinterlassen hat.
„Ihm haben wir die Gesetze des Romulus,
„des Numa Pompilius, und des Servius
„Tullius zu verdanken. Er unterrichtet uns
„von den Rechten der Clienten und Patro-
„nen und ihrer Anordnung. Er beschreibt
„uns genau die Lage der Städte, die Na-
„men der Einwohner, den Anwachs der
„Stadt Rom, ihre Gebäude und eine Men-
„ge andrer Particularitäten, welche Livius
„und die andern Römischen Geschichtschreiber
„vorbey gelassen haben, weil sie es als Sa-
„chen ansahen, die den Auswärtigen eben
„so gut als den Römern selbst bekannt wären.
„Dionysius von Halikarnaß aber, welcher

„sei-

„seine Geschichte in keiner andern Absicht „schrieb, als um seine Landsleute, die „Griechen, von den Begebenheiten und Sit„ten der Römer zu unterrichten, hielt sich „für verpflichtet, auf alle diese Dinge eine „genaue Aufmerksamkeit zu wenden, um „ja nichts, was diese Nation betraf, vor„beyzulassen.“

„Was den Stil des Griechischen und „Römischen Geschichtschreibers betrifft, so „will ich mich begnügen, folgendes Urtheil, „welches Henrich Stephanus über beyde „fället, anzuführen, daß nehmlich die „Römische Geschichte nicht besser beschrieben „werden könne, als es im Griechischen vom „Dionysius von Halikarnaß, und im La„teinischen vom Livius geschehen ist.“

„Die-

„Dieſes ſind die Lobſprüche, welche „man dem Dionyſius von Halikarnaß nicht „ſtreitig machen kann, und welche ihm alle „Gelehrten, ſo oft ſie Gelegenheit gehabt, „von ſeinen Alterthümern zu reden, bey„gelegt haben. Denn ich habe hier bloß „die Urtheile derſelben geſammelt, und „ſo weiter.“

So weit le Jay. So richtig dieſes rühmliche Urtheil auch im übrigen iſt, ſo muß ich doch geſtehen, daß es mir, was auch die vielen Gelehrten, auf welche le Jay ſich beruft, ſagen, doch vorkömmt, als wenn Dionyſius ſchleppend erzähle, oft ſo weitſchweifig werde, daß er den Leſer ermüdet, und daß er in Abſicht der Schönheit des Stils ſo wenig mit dem Livius verglichen werden könne, als dieſer in Abſicht der Genau-

nauigkeit und historischen Richtigkeit mit ihm verglichen werden kann. Welch eine Annehmlichkeit und Leichtigkeit im Erzählen, welche malerische Beschreibungen, welch ein Feuer der Beredtsamkeit, welch eine nachdrückliche Kürze, welch ein demostheniſcher Geist in den Reden beym Livius! und hingegen welch eine Schwerfälligkeit, Umständlichkeit bey Kleinigkeiten, Trockenheit und kalte Deklamation beym Dionysius! Jener führt uns mitten in die Begebenheiten hinein, wir hören nicht mehr den Geschichtschreiber, wir sehen die Handlungen vor unsern Augen. Dieser aber erzählt uns einen Umstand nach dem andern her, hält uns mitten in dem Feuer der Handlung durch Nebendinge auf, unterrichtet uns von allem genau, aber läßt uns kalt. Es ist unnöthig, Beweise hiervon anzuführen. Ein jeder, der sich die Mühe

he nehmen will, die Erzählungen, welche beyde von einer Begebenheit machen, zu vergleichen, als zum Beyspiel den Kampf der Horatier und Curiatier, wird dieses, hoffe ich, bald empfinden. Demungeachtet aber bin ich weit entfernt, den Livius dem Dionysius von Halikarnaß, als Geschichtschreiber, vorzuziehen. Die Belustigung des Lesers darf nur eine Nebenabsicht des Geschichtschreibers seyn. Die Warheit ist sein erstes Gesetz; und so oft er von dieser, der Annehmlichkeit zu gefallen, das geringste aufopfert, so macht er sich der größten Ehre, worauf ein Geschichtschreiber Anspruch machen kann, verlustig. Und wie oft hat sich nicht Livius in dieser Absicht vergangen. Wie oft hat er kleine Umstände weggelassen, oder hinzu gedichtet, oder wenigstens ohne Untersuchung angenommen, um seiner

Na-

Nation zu ſchmeicheln, oder um eine Begebenheit wunderbarer und romanhafter zu machen. Wie gewiſſenhaft geht dagegen Dionyſius zu Werke. Die genaueſte Warheit iſt ihm auch bey Kleinigkeiten heilig; er nimmt nichts an, wovon er nicht hinlängliche Beweiſe findet, zeiget bey jeder Begebenheit, die etwa ein wenig ins Wunderbare verfällt, woher er ſie genommen, oder in wiefern man ihr Glauben beymeſſen müſſe, und iſt alſo weit ſchätzbarer als Livius, und verdient vor allen andern das Lob eines vollkommnen Geſchichtſchreibers.

Ich habe weiter nichts hinzu zu ſetzen, als daß ich es nicht für nöthig gehalten habe, die Zeitrechnung am Rande meiner Ueberſetzung beyzufügen, weil ein ſolches Werk nicht zur Erlernung des Fadens der Geſchichte, ſon-

ſondern, bloß zum Nachleſen und zur ausführlichern Kenntniß der einzelnen Begebenheiten beſtimmt iſt. Der zweyte Band wird künftige Oſtermeſſe erſcheinen, und die übrigen ſechs Bücher mit den Fragmenten, nebſt dem Inhalt und Regiſter über das ganze Werk enthalten.

Des

Des

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Erſtes Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Ich halte es für nöthig, ſo wenig ich auch ſonſt dazu geneigt bin, in dieſer Vorrede, wie man gewöhnlich zu thun pflegt, Rechenſchaft von meinem Vorhaben abzulegen. Ich werde mich aber dabey weder damit aufhalten, mich ſelbſt zu loben, als welches dem Leſer nur verdrießlich iſt, noch andere Schriftſteller zu verkleinern,

Digitized by Google

wie die Geschichtschreiber Anaxileus und Theopompus in ihren Vorreden es gemacht haben; sondern bloß die Absichten, aus welchen ich dieses Werk unternommen, und die Quellen, woraus ich meine Nachrichten geschöpft habe, anzeigen. Denn ich halte es für die Pflicht aller derer, welche ein unvergängliches Denkmal ihrer Geschicklichkeit der Nachwelt zu hinterlassen gedenken, vorzüglich aber der Geschichtschreiber, von denen jedermann nichts als Wahrheit, die Quelle der Erkenntniß und Weisheit, erwartet, zuförderst sich einen schönen, großen und lehrreichen Gegenstand zu wählen, und denn sich auch keine Sorgfalt und Mühe verdrießen zu lassen, und sich mit allen nöthigen Hülfsmitteln zu versehen, um ihren Gegenstand würdig zu behandeln. Denn diejenigen, welche solche Thaten beschreiben, die entweder gar nicht berühmt geworden, oder böse sind, oder deren Kenntniß die Mühe gar nicht verlohnt, in der Absicht dadurch bekannt zu werden, und sich wenigstens einen Namen zu machen, oder um ihre Geschicklichkeit und Stärke in der Beredtsamkeit zu zeigen, werden so wenig wegen ihrer Gelehrsamkeit als ihrer Beredtsamkeit von der Nachwelt gelobt, weil jedermann mit Recht die Schriften eines Mannes als eine Abbildung seines Geistes ansiehet, und daher glaubet, daß sie in ihrem Leben keiner bessern Neigung gefolgt sind, als in der Wahl ihrer Materie. Diejenigen aber, welche zwar die vortreflichsten Gegenstände wählen, sie aber nachläßig und aufs gerathewohl, indem sie jedem Gerüchte Glauben beymessen, ausarbeiten, haben auch weiter

kein

kein Lob zu gewarten, als daß sie eine gute Wahl getroffen; denn wir können es nicht leiden, wenn uns die Begebenheiten berühmter Städte und großer Männer nachläßig und gleichsam aus dem Stegereif erzehlet werden. Ich halte also dafür, daß dieses die nothwendigste und erste Betrachtung eines jeden Schriftstellers seyn müsse; und da ich selbst nichts unterlassen habe, derselben gemäß zu handeln, so wolte ich doch davon nicht ganz schweigen; und die Vorrede schien mir der schicklichste Ort, davon zu reden.

Daß ich nun einen schönen, großen und lehrreichen Gegenstand gewählt habe, bedarf für einen, der in der allgemeinen Geschichte nicht ganz ein Fremdling ist, wohl keines großen Beweises. Man überdenke nur alle bekanten Reiche und Völker der vergangenen Zeiten, betrachte ein jedes für sich ins besondere und vergleiche sie unter einander, um zu sehen, welches von ihnen die größte Macht besessen und an herrlichen Thaten im Krieg und Frieden am fruchtbarsten gewesen; so wird man finden, daß die Römer es allen andern weit zuvor thun, nicht allein wegen der Größe ihres Reichs und der glänzenden Thaten, die noch keine Geschichte würdig erhoben hat, sondern auch wegen der langen Dauer ihrer Herrschaft, die bis auf den heutigen Tag ununterbrochen fortwähret. Denn das Assyrische Reich, welches eines der ältesten ist, und sich bis in die fabelhaften Zeiten hinauf erstreckt, begriff nur einen kleinen Theil von Asien. Die Meder,

welche dem Aſſyriſchen Reiche ein Ende machten, breiteten ihre Herrſchaft zwar weiter aus, genoſſen ſie aber nicht lange, indem ſie nur vier Menſchenalter dauerte. Die Perſer, welche die Meder bezwangen, machten ſich zwar faſt ganz Aſien unterwürfig, in Europa aber brachten ſie nur wenige Völker unter ihre Botmäßigkeit, und ihre Herrſchaft dauerte nicht länger als zweyhundert Jahre. Die Macedonier, welche hierauf der Herrſchaft der Perſer ein Ende machten, erlangten zwar ein Reich, das alle vorhergehenden an Größe übertraf, ſein Wohlſtand währte aber nicht lange, ſondern es gerieth gleich nach des Alexanders Tode in Abnahme; denn, nachdem es von den Nachfolgern deſſelben in mehrere Reiche getheilt war, und darauf noch zwey bis drey Menſchenalter fortgedauert hatte, ſchwächte es ſich durch ſich ſelbſt und wurde endlich von den Römern gänzlich zu Grunde gerichtet. Doch hatten ſich auch die Macedonier noch lange nicht alle Länder und Meere unterwürfig gemacht; von ganz Afrika beſaßen ſie nichts als den kleinen Theil, welcher an Aegypten gränzet, und in Europa erſtreckte ſich ihre Herrſchaft nicht weiter als gegen Mitternacht bis an Thracien, und gegen Abend bis an das Adriatiſche Meer.

Die allergrößeſten und berühmteſten der vorhergehenden Reiche alſo, deren die Geſchichte Erwähnung thut, haben alle, nachdem ſie die erwähnte Größe und Macht erreicht hatten, bald wieder ein Ende genommen. Von den Griechiſchen Staaten ſage ich nichts, weil ſie mit jenen gar nicht zugleich

in

in Betrachtung kommen dürfen, so wenig in Absicht der Macht als der Dauer. Denn die Athenienser beherrschten nur zwey und sechzig Jahre lang bloß die am Meere belegene Länder, und auch diese lange nicht alle, sondern zu der Zeit ihrer größten Macht zur See nur das, was zwischen dem Pontus Euxinus und dem Pamphilischen Meere belegen ist. Die Lacedämonier machten sich zwar den Peloponnes und das ganze übrige Griechenland unterwürfig und breiteten sich bis an Macedonien aus, wurden aber nach einer Herrschaft von weniger als dreißig Jahren durch die Thebaner derselben wieder beraubt. Die Römer hingegen beherrschen die ganze Erde, so weit sie von Menschen bewohnt wird, und das ganze Meer nicht nur innerhalb der Säulen des Herkules, sondern auch den Ocean, so weit er schiffbar ist, und haben zuerst und allein von allen bekannten Völkern den Aufgang und Untergang der Sonne zu Gränzen ihres Reichs gemacht. Auch die Dauer ihrer Oberherrschaft ist größer als irgend eines andern Reiches der vorigen Zeiten. Denn gleich nach Erbauung der Stadt bezwangen sie die vielen benachbarten Völker, die sehr streitbar und kriegerisch waren. Darauf breiteten sie sich immer weiter aus, und unterwarfen sich also alles, was sich ihnen widersetzte. Und dieses ist, bis auf das zweyte Consulat des Claudius Nero und das erste des Piso Calpurnius, welches in die 193ste Olympiade fällt, schon eine Zeit von 740 Jahren. Von der Zeit an aber, daß sie sich ganz Italien unterwürfig gemacht, sich nichts weniger als eine allgemeine Herrschaft angemaßet, die Karthagi-

thaginienser, welche die grösste Seemacht hatten, aus dem Meere verjagt, die Macedonier, deren Landmacht für die grösste gehalten wurde, überwunden und kein Volk, weder Barbaren noch Griechen, sich ihnen weiter widersetzet, dauret ihre Herrschaft bis auf meine Zeit schon sieben Menschenalter, und es ist jetzt kein Volk mehr, das ihnen die Oberherrschaft streitig machen oder ihnen den Gehorsam versagen sollte. Doch, daß ich, wie gesagt, keinen schlechten Gegenstand gewählt, noch eine Geschichte nichtsbedeutender und unbekanter Begebenheiten, sondern der allerberühmtesten Stadt und der allerherrlichsten Thaten schreiben werde, davon habe ich wohl nicht nöthig, etwas weiter zu sagen.

Daß ich aber die allerälteste Geschichte derselben gewählt habe, ist nicht ohne Ueberlegung und vernünftige Gründe geschehen, wovon ich jetzt noch kürzlich Rechenschaft ablegen will. Denn sonst möchten mir gewisse Leute, die alles tadeln, ehe sie noch etwas von dem, was ich erzählen werde, gehört haben, Vorwürfe darüber machen, daß ich mich in der Geschichte einer Stadt, die zwar in unsern Zeiten den herrlichsten Ruhm erlanget, aber einen wenig berühmten und geringen Anfang, der gar nicht verdiene in der Geschichte aufbehalten zu werden, gehabt, und erst vor wenig Menschenaltern nach der Bezwingung der Macedonier und nach dem glücklichen Ende der Punischen Kriege zu ihrem jetzigen Glanze gelanget sey, mit den unbedeutenden ältesten Begebenheiten derselben aufhalte und nicht

lieber

lieber ein glänzenders Stück der Geschichte gewählt habe. Dieses kömmt daher, weil fast allen Griechen die alte Geschichte der Stadt Rom unbekannt ist; und viele derselben sich durch gewisse Meynungen, die nichts weniger als wahr, sondern aus nichts bedeutenden Gerüchten entstanden sind, hintergehen lassen. Sie halten nämlich die Erbauer der Stadt für herumschweifende Barbaren, die weder Haus noch Hof gehabt, sondern aus der Sclaverey entlaufen wären; und diese, glauben sie, hätten sich nicht durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit und andere Tugenden, sondern durch ein gewisses Ungefähr und ein ungerechtes Schicksal, welches sich oft gegen die Nichtswürdigsten am günstigsten erzeige, zur allgemeinen Herrschaft empor geschwungen. Ja einige sind so übelgesinnt, daß sie dem Schicksal ungescheut Vorwürfe deswegen machen, daß es alles Gute, welches eigentlich den Griechen hätte zu Theil werden müssen, den allernichtswürdigsten Barbaren geschenkt habe. Doch was sage ich von andern, da sogar gewisse Geschichtschreiber einigen Barbarischen Königen, denen die Römische Herrschaft verhaßt war, zu gefallen, dergleichen Nachrichten hinterlassen haben, um ihnen nämlich, als Sklaven und Gefährten ihrer Wollüste, durch solche unbillige Erdichtungen zu schmeicheln.

Um also meinen Landsleuten diese Vorurtheile zu benehmen, und sie dagegen mit der Wahrheit bekannt zu machen, werde ich in dem ersten Buche davon handeln, was die Erbauer der Stadt für

Leute gewesen, zu welchen Zeiten sie nach und nach zusammen gekommen und durch was für Zufälle es geschehen, daß sie ihr Vaterland verlassen haben. Hierdurch verspreche ich zu zeigen, daß sie ursprüngliche Griechen und nichts weniger als zusammengelaufenes Gesindel von geringer und schlechter Abkunft gewesen sind. In den folgenden Büchern werde ich erzählen, was sie gleich nach Erbauung der Stadt für Unternehmungen ausgeführt, und durch was für Mittel ihre Nachkommen sich zu einer solchen Höhe der Macht empor geschwungen. Ich werde, so viel mir möglich ist, nichts merkwürdiges vorbeylassen, damit man endlich einmal die Wahrheit erkenne und von den Römern so urtheilen lerne, wie sichs gebührt; wenn man nicht etwa einen ganz unversöhnlichen Haß auf sie geworfen hat. Vielleicht wird man dann auch nicht länger über eine Unterwerfung ungehalten seyn, die so billig ist, da ein allgemeines und unveränderliches Naturgesetz es also geordnet hat, daß die Besseren allemal die Schlechteren beherrschen; man wird dem Schicksal nicht weiter den Vorwurf machen, daß es einer ganz unwürdigen Stadt eine so große Gewalt, und zwar schon so lange Zeit, gleichsam umsonst gegeben habe; man wird endlich aus der Geschichte derselben lernen, daß sie gleich nach ihrer Erbauung eine so unzählige Menge vortrefflicher Männer, welche Muster der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit, der vollkommensten Mäßigkeit und der Tapferkeit gewesen, hervorgebracht, als keine andere Stadt weder der Griechen noch der Barbaren aufweisen kann. (Man erkläre nur dieses nicht sogleich für eitle Pralerey,

wie

wie man wohl bey außerordentlichen und wunderbaren Versprechungen zu thun pflegt.) Alle diese großen Männer aber, wovon ich rede, sind den Griechen unbekannt, weil es ihren Thaten an einem würdigen Geschichtschreiber fehlet. Denn außer einigen sehr kurzen Entwürfen der Hauptbegebenheiten ist bisher noch gar keine genaue und umständliche Geschichte derselben in Griechischer Sprache erschienen. Der erste, welcher meines Wissens die alte Römische Geschichte kürzlich berührt hat, ist der Kardianer Hieronymus in seiner Geschichte der Epigonen. Hiernächst hat Timäus aus Sicilien die alte Geschichte in seiner allgemeinen Welthistorie und den Krieg mit dem Epirotischen König Pyrrhus in einem besondern Werke beschrieben. Außer diesen beyden haben noch Antigonus, Polybius, Silenus und eine Menge anderer eben dieselben Begebenheiten auf verschiedene Weise behandelt. Aber alles das beträgt nur sehr wenig, und selbst dieses Wenige ist nicht mit Sorgfalt und Genauigkeit abgefaßt, und beruhet bloß auf unzuverläßigen Gerüchten. Nicht anders verhält es sich mit den Werken derjenigen Römer selbst, welche die alte Geschichte der Stadt in Griechischer Sprache beschrieben haben. Die ältesten derselben sind Quintus Fabius und Lucius Cincius, die zu den Zeiten der Punischen Kriege lebten. Beyde erzählen das, wobey sie selbst zugegen gewesen sind, mit vieler Genauigkeit; die alte Geschichte nach der Erbauung der Stadt berühren sie bloß Auszugsweise.

Diese

Diese Ursachen haben mich bewogen, eine so schöne Geschichte, welche man bisher gänzlich übergangen, nicht vorbey zu lassen. Eine sorgfältige Beschreibung derselben wird überdem noch einen gedoppelten sehr wichtigen Nutzen haben. Denn erstlich werden dadurch die verstorbenen großen Männer einen unvergänglichen Ruhm und die verdiente Bewunderung der Nachkommen erlangen; eine Belohnung, welche die menschliche Natur der göttlichen ähnlich machet, und verhindert, daß ihr Andenken nicht zugleich mit ihrem Leben ein Ende nimt. Und dann werden auch die Nachkommen dieser vortrefflichen Männer, sowohl in jetzigen als künftigen Zeiten, durch ihr Beyspiel zur Ruhmbegierde und zu edlen Thaten entflammt, sich gewiß nicht den Wollüsten und der Trägheit ergeben, sondern stets eingedenk seyn, daß es ihnen zukömmt, so rühmlichen Thaten nachzuahmen, sich selbst mit einem edlen Stolz zu betrachten, und nichts zu thun, was ihrer Vorfahren unwürdig seyn könnte. Ich selbst, der ich nicht in der Absicht jemanden dadurch zu schmeicheln, sondern bloß aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, welches die Absicht eines jeden Geschichtschreibers seyn sollte, diese Arbeit unternommen habe, werde dadurch nicht nur meine Begierde, rechtschaffenen Leuten, die an der Kenntniß großer und rühmlicher Begebenheiten Vergnügen finden, zu dienen, an den Tag legen, sondern auch zu gleicher Zeit, so viel in meinem Vermögen ist, der Stadt Rom für den Unterricht und die vielen andern Wohlthaten, die ich

während

während meines Aufenthalts in derselben genossen habe, meinen Dank abstatten.

Nachdem ich also von den Absichten, die ich mir bey meinem Unternehmen vorgesetzt, Rechenschaft abgelegt, will ich jetzt nur noch etwas von den Hülfsmitteln sagen, deren ich mich dabey bedienet habe. Man könnte sonst leicht, wenn man den Hieronymus, Timäus und Polybius, die, wie ich vorhin sagte, die Römische Geschichte nur eben berühren, schon vorher gelesen hätte, und viele von meinen Nachrichten bey ihnen nicht fände, auf die Gedanken kommen, daß ich dergleichen erdichte, und verlangt daher vielleicht zu wissen, woher ich sie genommen. Um also einen solchen Verdacht zu vermeiden, wird es am besten seyn, wenn ich die Schriften und Nachrichten, aus denen ich geschöpft habe, anzeige. Ich bin kurz nach der Zeit, als der Kaiser Augustus den bürgerlichen Krieg geendigt hatte, in der Mitte der 187sten Olympiade nach Italien gekommen. Von der Zeit an bis jetzt habe ich mich 22 Jahr in Rom aufgehalten, und unterdessen die Römische Sprache

gelernt,

Digitized by Google

gelernt, mich mit ihren Schriften bekannt gemacht und mich vorzüglich mit allem dem beschäftiget, was mit meinem Vorhaben einige Verbindung hatte. Verschiedenes habe ich von den vornehmsten Männern, mit denen ich mich bekannt gemacht, erfahren, verschiedenes aber aus den Werken der berühmtesten alten Römischen Geschichtschreiber, nemlich des Porcius Cato, des Fabius Maximus, des Valerius Antias, des Licinius Macer, der Aelier, Gallier, Kalpurnier und vieler andern gesammelt, und ihre Annalen, die den Griechischen Chronographien gleichen, bey meiner Arbeit zum Grunde gelegt. Das ist alles, was ich von mir selbst zu sagen habe.

Es ist mir jetzt nur noch übrig anzuzeigen, auf was für Zeiten sich meine Geschichte erstrecken, was für Begebenheiten sie enthalten und was für eine Einrichtung und Beschaffenheit ich ihr geben werde. Ich fange dieselbe mit den ältesten fabelhaften Nachrichten, welche die vorigen Geschichtschreiber, wegen der vielen Mühe, die ihre Untersuchung erfordert, vorbey gelassen haben, an, und führe sie bis auf

den

den Anfang des ersten Punischen Krieges, welcher in das dritte Jahr der 128sten Olympiade fällt, fort. Ich erzähle darinn nicht nur alle auswärtigen Kriege, welche binnen dieser Zeit geführet sind, sondern auch alle innerlichen Unruhen, und zeige, wodurch sie entstanden und durch was für Mittel und Reden sie wieder beygelegt worden. Ich beschreibe die ganze Verfassung und die verschiedenen Einrichtungen der Stadt, sowol unter den Königen als nach Verjagung derselben, gehe die besten Gebräuche, Sitten und die vortreflichsten Gesetze durch, und kurz, ich gebe einen vollständigen Begriff von ihrem ganzen ehemaligen Zustande. In der Einrichtung und Beschaffenheit wird meine Geschichte weder mit denen, welche sich bloß mit den Kriegen oder der Staatsverfassung beschäftigen, noch mit den Jahrbüchern, dergleichen einige von der Republik Athen geschrieben haben, übereinstimmen; weil diese durch ihre Einförmigkeit den Leser bald ermüden. Sie soll vielmehr aus allen Arten zusammen gesetzet seyn, und sowohl Begebenheiten als Betrachtungen enthalten, damit sowohl denen, welche bloß

an

an Staatsgeschäften Vergnügen finden, als denen, welche gerne philosophische Betrachtungen anstellen, wie auch denen, welche sich bloß durch die Geschichte vergnügen wollen, Genüge geschehe. Dieses ist also der Plan, den ich mir in Absicht der Begebenheiten und der Einrichtung dieser Geschichte gemacht habe. Der Verfasser derselben ist Dionysius, des Alexanders Sohn von Halikarnaß. Nun zur Sache.

Des

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Erſtes Buch.

Rom*, die Hauptſtadt des Römiſchen Reichs, die Beherrſcherin der ganzen Erde und des ganzen Meers, haben zuerſt, bey Menſchengedenken, die Sicilianer ein barbariſches und eingebohrnes Volk des Landes bewohnt. Ob dieſe Gegend ſchon mehr andrer Einwohner gehabt, oder ob ſie ganz unbewohnt geweſen, iſt ungewiß. In den nachfolgenden Zeiten haben die Aboriginer die alten Einwohner derſelben nach einem langen Kriege

* Der Verfaſſer verſtehet hier die Gegend, in welcher die Stadt belegen war, denn Rom ſelbſt war damals noch nicht.

Digitized by Google

Kriege daraus vertrieben und sie in Besitz genommen. Dieses Volk lebte vorher ohne Städte, Dorfsweise und zerstreuet auf den Bergen. Nachher aber vereinigten sie sich mit den Pelasgern und einigen andern Griechischen Völkern, bekriegten ihre Nachbaren, die Sicilianer, und nahmen ihnen ihr Land weg. Hierauf legten sie eine Menge neuer Städte an, und machten sich das ganze Land zwischen dem Liris und der Tiber unterwürfig. Diese beyden Flüsse entspringen an dem Fuße des Apenninischen Gebürges, welches ganz Italien der Länge nach in zween Theile theilet, und ergießen sich in einer Entfernung von 800 Stadien ins Tyrrhenische Meer: die Tiber gegen Mitternacht, nahe bey der Stadt Ostia; der Liris aber gegen Mittag, nachdem er vorher Minturna berührt; welche beyde Städte Kolonien der Römer sind.

Die Aboriginer blieben nachher immer im ruhigen Besitz dieses Landes, ohne jemals daraus vertrieben zu werden. Sie haben aber zu verschiednen Zeiten auch verschiedne Namen gehabt. Bis auf den Trojanischen Krieg behielten sie ihren alten Namen bey; um diese Zeit aber wurden sie nach ihrem damaligen Könige Latinus Latiner genannt. Als aber Romulus, sechszehn Menschenalter nach dem Trojanischen Kriege, die Stadt Rom erbaute, so bekamen sie ihren jetzigen Namen, und wurden nachher aus dem geringsten zu dem allergrößten und aus dem unbekanntesten zu dem allerberühmtesten Volke in der Welt; und dieses dadurch, daß sie jederman, dem es an Wohnung fehlte, menschenfreundlich aufnahmen, daß sie allen überwundenen Feinden, die ihnen im Kriege tapfern Wider-

stand

stand gethan hatten, einen Theil ihrer Stadt einräumten, daß sie ihren freygelassenen Sklaven das Bürgerrecht schenkten, und überhaupt keinen Stand, keine Art von Menschen, von denen der Staat nur Vortheil haben konnte, verachteten; am mehrsten aber hat ihre vortrefliche Staatsverfassung, die sie nach mancherley Zufällen, indem sie aus Glück und Unglück Vortheil zu ziehen wußten, zur Vollkommenheit gebracht haben, dazu beygetragen.

Diese Aboriginer also, von denen die Römer abstammen, halten einige für ein eingebohrnes, unvermischtes, Italiänisches Volk. Unter Italien aber verstehe ich das ganze Land, welches von dem Jonischen und Tyrrhenischen Meer und von der Landseite von den Alpen umgeben ist. Ihren Namen sollen sie als Stammväter ihrer Nachkommen erhalten haben, denn das Wort Aborigines bedeutet so viel als Vorfahren oder Stammväter. Andere sagen, sie wären verlaufene und herumschweifende Leute ohne gewisse Wohnung gewesen, und aus vielen Ländern her daselbst von ungefähr zusammengekommen, hätten sich darauf feste Plätze angelegt und sich von Straßenräuberey und Viehzucht ernährt. Sie geben ihnen auch einen etwas andern Namen, der mehr mit dieser Begebenheit übereinstimmet, indem sie dieselben zum Zeichen, daß sie Herumstreifer gewesen, Aberrigines* nennen. Nach dieser Meynung scheinen die Aboriginer mit denen Völkern eine große Aehnlichkeit zu haben, welche die alten Leleges nannten. Denn dieser Name wurde solchen

* Denn das heißt so viel als herumirrende Leute.

Leuten beygelegt, die, ohne Haus und Hof oder ein gewisses Vaterland zu haben, von verschiednen Orten her zusammmengelaufen waren. Noch andere, welche die alte fabelhafte Geschichte beschrieben haben, machen sie zu einer Colonie derjenigen Ligurier, welche Nachbaren der Umbrier sind. Die Ligurier bewohnen einen großen Theil von Italien und auch ein Stück von Gallien; welches von beyden aber ihr eigentliches Vaterland sey, weiß man nicht, weil es an zuverlässigen Nachrichten von ihnen fehlet. Die zuverlässigsten Römischen Geschichtschreiber aber, als Porcius Cato, welcher den Ursprung der Italiänischen Städte mit der größten Sorgfalt untersucht hat, Cajus Sempronius und noch viele andere sagen, sie stammten von den Griechen ab, welche ehemals in Achaja gewohnt, und schon lange vor dem Trojanischen Kriege ihr Land verlassen hätten. Sie bestimmen aber weder zu was für einem Volke sie gehört, noch aus was für einer Stadt sie gekommen, noch wer ihr Anführer gewesen, noch zu welcher Zeit sie ihr Vaterland verlassen, noch endlich was sie dazu bewogen habe: sondern folgen darinn bloß einer Griechischen Fabel, ohne irgend einen Griechischen Geschichtschreiber zum Gewährsmann anzuführen.

Es ist also ungewiß, wie sich die Sache eigentlich verhalten mag. Sollte aber die eben angeführte Behauptung würklich wahr seyn, so können sie von keinem andern Volke abstammen, als von den Arkadiern. Denn sie waren die ersten von allen Griechen, welche unter Anführung des Oenotrus, des Lykaons Sohn, über das Jonische Meer nach Italien überschifften, und

sich

sich daselbst niederließen. Dieser Oenotrus war der fünfte nach dem Aezeus und Phoroneus, die zuerst im Peloponnes regiert haben. Denn des Phoroneus Tochter war Niobe, mit welcher Jupiter den Pelasgus gezeugt haben soll. Aezeus aber hatte einen Sohn Namens Lykaon, dessen Tochter Dejanira war. Mit der Dejanira hatte Pelasgus einen Sohn, der wieder Lykaon hieß; und dessen Sohn war der Oenotrus, welcher 17 Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege lebte.

Um diese Zeit nun war es, daß die Griechische Colonie nach Italien übergieng. Oenotrus war nehmlich mit seinem Erbtheil nicht zufrieden. Denn weil sein Vater Lykaon 22 Söhne hatte, so mußte auch Arkadien in eben so viele Theile getheilet werden. Er schaffte sich also eine Flotte an, verließ den Peloponnes und schiffte in Begleitung seines Bruders Peuketius, einer großen Menge seiner Landsleute, (denn Arkadien soll gleich Anfangs sehr Volkreich gewesen seyn;) und noch vieler andern Griechen, denen ihr Land zu klein war, über das Jonische Meer. Peuketius setzte sogleich da, wo sie zuerst an Italien landeten, über dem Japygischen Vorgebürge sein Volk aus und ließ sich an demselben Orte nieder. Die Einwohner dieser Gegend wurden nachher von ihm Peuketier genannt. Oenotrus aber, der den größten Theil des Volkes bey sich hatte, landete in dem andern Meerbusen an der Abendseite von Italien, welcher damals von den Bewohnern der Küste, den Ausoniern, der Ausonische genannt wurde. Denn seinen jetzigen Namen

hat er erst bekommen, seitdem die Tyrrhenier oder Etruscer die Herrschaft zur See erlangt hatten.

Oenotrus fand hier ein Land, das theils zur Viehzucht theils zum Ackerbau sehr bequem war, aber ganz wüste lag, und auch in denen Gegenden, welche noch bewohnt waren, sehr wenig Einwohner hatte. Er verjagte daher die Barbaren aus einem Theil desselben und legte, nach der damaligen Art sich anzubauen, auf den Bergen eine Menge kleiner Städte an. Das ganze Land wurde darauf nach ihm Oenotria und sein Volk Oenotrier genannt. Dieses war schon das drittemal, daß sie ihren Namen veränderten. Unter der Regierung des Aezeus nehmlich hiessen sie Aezeer; unter seinem Nachfolger Lykaon, Lykaonier; und nachdem sie jetzt Oenotrus nach Italien gebracht hatte, nannte man sie eine Zeitlang Oenotrier. Sophokles bezeuget dieses in seinem Trauerspiele Triptolemus. Er führt die Ceres ein, wie sie dem Triptolemus vorhersagt, wie viele Länder er werde durchreisen müssen, um sie mit den Früchten, welche sie ihm gegeben, zu besäen. Zuerst erwähnet sie des östlichen Theils von Italien, welcher sich vom Japygischen Vorgebürge bis an die Meerenge von Messina erstrecket, berühret darauf das gegenüberliegende Sicilien, wendet sich von da zu der Abendseite von Italien und geht bey dieser Gelegenheit die größten Völker an dieser Küste durch; indem sie mit den Oenotriern den Anfang macht. Ich will nur folgende Stelle anführen: „denn wird zu dei„ner Rechten ganz Oenotrien, das Tyrrhenische Meer „und das Land der Ligurier dich aufnehmen." Auch Antiochus von Syrakus, ein sehr alter Geschichtschreiber,

ber, der von dem ersten Anbau Italiens handelt, und seine ältesten Einwohner nebst den verschiednen Oertern, die sie bewohnt, durchgehet, erkläret ebenfalls die Oenotrier für die ältesten Einwohner desselben, indem er sagt: „Antiochus des Xenophanes Sohn hat dieses, nach den allerzuverlässigsten und gewissesten Nachrichten von Italien geschrieben. Das Land, welches jetzt Italien genannt wird, hatten vor Alters die Oenotrier im Besitz.“ Nachdem er hierauf ihre Regierungsform beschrieben und erzählt hat, daß Italus in den nachfolgenden Zeiten ihr König gewesen, von welchem sie den Namen Italiäner bekommen; daß sein Sohn Morges ihm in der Regierung nachgefolget, von welchem sie Morgeten benannt worden; daß Sikulus von dem Morges als ein Gastfreund aufgenommen worden, aber einen Theil des Volks zum Abfall bewegt und ein eignes Reich gestiftet habe, setzt er zuletzt hinzu: „Also waren diejenigen, welche nach einander den Namen Sicilianer, Morgeten und Italiäner geführt haben, keine andre als die Oenotrier.

Jetzt wollen wir doch auch einmal sehen, was Pherecydes, ein alter Geschichtschreiber, der keinem unter den Athenienſern in der Genealogie etwas nachgiebt, von der Herkunft der Oenotrier berichtet. Er schreibt von den Arkadischen Königen folgendes:“ des Pelasgus und der Dejanira Sohn war Lykaon. Dieser vermählete sich mit der Najade Cyllene, von welcher der Berg Cyllene seinen Namen hat. „Hierauf gehet er alle Nachkommen derselben durch; nennt die Oerter, wo sie gewohnt, und erwähnt des Oenotrus und Peuketius in folgenden Worten:“ Oeno-

trus, von welchem die Oenotrier in Italien, und Peuketius, von dem die Peuketier im Joniſchen Meerbuſen ihren Namen haben."

Dieſes ſind die Berichte der alten Dichter und derer, welche die fabelhafte Geſchichte beſchreiben, von der Herkunft der Oenotrier, und von dem Lande, welches ſie bewohnt haben. Ihnen zu folge glaube ich, daß die Aboriginer, wenn ſie würklich, wie Cato, Sempronius und viele andre wollen, ein Griechiſches Volk ſind, von dieſen Oenotriern abſtammen. Denn ich finde, daß die Pelasger, Kretenſer und noch andere Völker, die in Italien gewohnt haben, erſt nachher angekommen ſind. Daß aber ſchon vor dieſer Zeit eine andere Colonie aus Griechenland nach den Abendländern von Europa abgegangen ſey, habe ich gar nicht erfahren können. Die Oenotrier haben, meiner Meynung nach, außer vielen andern Theilen Italiens, deren ſie ſich, weil ſie wüſte lagen, oder doch nur ſehr wenig bewohnt waren, bemächtigten, auch einen Theil von Umbrien weggenommen, und ſind von den Griechen Aboriginer genannt worden, weil ſie auf den Bergen* wohnten, (denn die Arkadier lieben die bergichten Gegenden) ſo wie man einige von den Athenienſern Hyperakrier und andere Parhalier genannt hat. Hyperakrei bedeutet ſo viel als Leute, welche auf Anhöhen, und Parhalii, welche am Meere wohnen. Sollte aber jemand nicht geneigt ſeyn, das, was ich geſagt habe, weil die Begebenheiten ſo alt ſind, ſogleich ohne Unterſuchung anzunehmen, ſo ſey er doch auch wenigſtens nicht

* Oros heißt auf Griechiſch ein Berg.

nicht geneigt, sie für Ligurier oder Umbrier, oder ein anderes barbarisches Volk zu halten, sondern warte, bis er erst alle Gründe angehört hat, und nehme alsdann das an, was ihm das Wahrscheinlichste zu seyn scheint.

Von den Städten, welche die Aboriginer Anfangs bewohnt haben, waren zu meiner Zeit nur sehr wenige mehr vorhanden. Die mehrsten derselben sind durch Krieg oder anderes Unglück ruinirt und nachher ganz verlassen worden. Im Reatinischen Gebiet, nicht weit von dem Apenninischen Gebürge, waren noch einige davon, wie Terentius Varro in seinen Alterthümern meynt, übrig, wovon die nächsten eine Tagereise weit von Rom entfernt sind. Ich will die vornehmsten derselben, nach seinem Bericht, durchgehen.

Palatium, 25 Stadien von Reate an dem Quintischen Wege; es wird noch jetzt von den Römern bewohnt. Trebula, 60 Stadien von dieser Stadt, auf einem mäßigen Hügel. Vesbola, eben so weit von Trebula, an den Cerauischen Bergen. Suna, 40 Stadien von der vorigen, eine ansehnliche Stadt, wo sich ein sehr alter Tempel des Mars befindet. Mefula, 30 Stadien von Suna; es ist nichts weiter von ihr übrig als einige Trümmern und Ueberbleibsel der alten Mauer. Orvinium, 40 Stadien von Mefula; dieses war eine vor andern berühmte und große Stadt. Man siehet noch den Grund ihrer Mauren, alte Grabmäler und sehr große Begräbnißplätze, wo sehr hohe Gräber aufgeworfen sind; auch ist hier auf einer Höhe der Stadt ein sehr alter Tempel der Miner-

da. Corſula, 80 Stadien von Reate, wenn man den Juriſchen Weg gehet, nahe bey dem Berge Koretus, ſie iſt erſt vor kurzem zerſtört. Man zeigt auch eine Inſel, Namens Iſſa, in einem kleinen Moraſt, welche die Aboriginer ohne alle Befeſtigung, weil ihnen das Waſſer des Moraſtes ſtatt der Mauren diente, bewohnt haben ſollen. Ganz nahe dabey in dem entfernteſten Winkel des Moraſtes liegt Maruvium, 40 Stadien von den ſo genannten Sieben Waſſern. Wenn man von Reate ſich gegen den lateiniſchen Weg wendet, ſo hat man 30 Stadien bis Vatia, 300 Stadien aber bis Tiora, welches ſonſt auch Matiena genannt wird. In dieſer Stadt ſoll ein ſehr altes Orakel des Mars geweſen ſeyn, mit welchem es ſich eben ſo verhalten, als mit dem, welches, der Fabel nach, ehemals zu Dodona geweſen iſt; außer daß hier eine Taube auf einer heiligen Eiche das Orakel gab, bey den Aboriginern aber der Mars einen Specht abſchickte, welcher denn auf einer hölzernen Säule eben das verrichtete. Vier und zwanzig Stadien von Tiora liegt Liſta, die Hauptſtadt der Aboriginer. Sie wurde in den älteſten Zeiten einmal bey Nacht durch die Sabiner von Amiterna aus überfallen und eingenommen. Diejenigen, welche ſich bey der Einnahme der Stadt gerettet hatten, wurden von den Reatinern aufgenommen, und verſuchten es nachher oft, ſich derſelben wieder zu bemächtigen. Weil es ihnen aber niemals gelingen wollte, ſo heiligten ſie das Land, gleich als ob es ihnen noch zugehört hätte, den Göttern, und verwünſchten diejenigen durch die größten Flüche, welche künftig die Früchte deſſelben ſich zueignen würden.

Sieben-

Siebenzig Stadien von Reate ist Kutilia, eine sehr berühmte Stadt, am einem Berge belegen. Nicht weit davon ist ein See, vier Morgen Landes breit, dessen Wasser aus der Erde hervorquillet und beständig abfließt. Seine Tiefe soll unergründlich seyn: und weil er etwas ehrwürdiges und übernatürliches an sich hat, so glauben die Einwohner des Landes, daß er der Siegesgöttin heilig sey. Sie haben ihn daher rings umher eingeschlossen, damit keiner seinem Wasser nahe komme, und befahren ihn nur als zu einer gewissen Zeit alle zwey Jahr, da denn einige, welchen es erlaubt ist, zu der kleinen Insel, welche in demselben ist, überschiffen, und daselbst gewisse durch die Gesetze verordnete Opfer bringen. Diese Insel hat ungefähr 50 Fuß im Durchschnitt und raget nur einen Fuß hoch über das Wasser hervor. Sie ist nicht fest, sondern schwimmet, so wie sie der Wind treibet, auf dem See herum. Es wächset ein Kraut auf derselben, welches dem Riedgras sehr ähnlich ist, und überdem noch andre kleine Gesträuche. Für diejenigen, welche die Werke der Natur nicht beobachten, ist diese Insel eine ganz unbegreifliche Sache, und verdient so sehr als irgend etwas anders bewundert zu werden.

Diese Oerter also haben die Aboriginer zuerst bewohnt, nachdem sie die Umbrier daraus vertrieben. Von hieraus führten sie mit den benachbarten Barbarischen Völkern, vornehmlich aber mit den Sicilianern, über den Besitz des Landes Kriege. Den ersten Anfang dieser Streitigkeiten machte eine kleine Anzahl junger Leute, die den Göttern geweihet, und von ihren Aeltern aus dem Lande abgeschickt waren, um selbst

anders

anderswo ihre Nahrung zu suchen. Dieses war eine sehr alte Gewohnheit, nicht nur unter den Barbaren, sondern auch unter den Griechen. Wenn sich nehmlich die Einwohner einer Stadt so sehr vermehrten, daß die eigne Nahrung des Landes nicht mehr für alle hinreichte, oder wegen schlechter Witterung die Früchte des Landes nicht gerathen waren, und also ein Mangel entstand, oder ein anderer dergleichen vortheilhafter oder schädlicher Zufall sie nöthigte, die Anzahl der Einwohner zu vermindern; so weiheten sie so viel junge Leute, als in einem Jahre gewöhnlich gebohren wurden, irgend einem Gotte, gaben ihnen Waffen und schickten sie also aus dem Lande. Geschahe dieses in solchen Umständen, wo sie Ursach hatten den Göttern zu danken, weil sie etwa einen großen Zuwachs an Einwohnern erhalten oder einen Sieg über die Feinde erfochten hatten, so verrichteten sie erst die gebräuchlichen Opfer, und brachten dann die Kolonie unter beständigen Segenswünschen auf den Weg. Geschahe es aber zu einer Zeit, da sie die erzürnten Götter besänftigten und sie um die Abwendung des zugestoßnen Unglücks bitten mußten, so beobachteten sie zwar eben dieselben Feyerlichkeiten, bewiesen aber dabey eine große Traurigkeit und baten diejenigen, welche weggeschickt wurden, es ihnen nicht anzurechnen. Diese, welche nunmehr auf immer aus ihrem Vaterlande verbannet waren, bemächtigten sich alsdann, entweder mit Güte oder mit Gewalt der Waffen eines andern Landes, und sahen das als ihr Vaterland an. Der GOtt aber, welchem sie geweihet waren, gab ihnen, wie man glaubte, gemeiniglich Glück, und setzte sie in beßre Umstände, als man natür-

natürlicher Weise vermuthen konnte. Auf diese Weise machten es also damals auch die Aboriginer, als ihr Land gar zu Volkreich wurde. Denn anstatt, daß sie eines ihrer Kinder hätten umbringen sollen, welches sie als die allergottloseste That verabscheueten, weiheten sie alle Kinder, welche in einem Jahre gebohren wurden, irgend einem Gotte, und schickten sie, sobald sie die männlichen Jahre erreicht hatten, aus dem Lande. Diese fielen sogleich den Sicilianern ins Land, und nahmen ihnen das Ihrige mit Gewalt weg. Und als sie sich erst einmal einiger feindlichen Plätze bemächtiget hatten, so machte ihr Beyspiel auch den andern Aboriginern, denen es am Lande fehlte, Muth ihre Nachbaren zu bekriegen. Sie waren auch glücklich und erbaueten unter andern Städten auch diejenigen, welche noch jetzt von den Antemnaten, Tellenensern, Fikulneensern an den sogenannten Corniculischen Bergen und von den Tiburtinern, bey denen noch jetzt ein Theil der Stadt Siculion genannt wird, bewohnt werden. Kein Volk aber beunruhigten die Aboriginer mehr, als die Sicilianer. Hierüber kam es denn zu einem allgemeinen sehr großen und langwierigen Kriege zwischen den beyden Völkern, dergleichen bis dahin noch nie in Italien gewesen war.

Nach einiger Zeit vereinigte sich ein Haufen Pelasger, welche vorher in Thessalien gewohnt hatten und gezwungen waren, ihr Land zu verlassen, mit den Aboriginern, und standen ihnen im Kriege mit den Sicilianern bey. Die Aboriginer nahmen sie vermuthlich deßwegen auf, weil sie sich ihrer Hülfe im Kriege zu bedienen hofften, vornehmlich aber, wie ich dafür halte,

halte, deßwegen, weil ſie mit ihnen verwandt waren. Denn die Pelasger waren ebenfalls ein altes Griechiſches Volk aus dem Peloponnes. Dieſe Pelasger hatten viele unglückliche Schickſale, beſonders darum, daß ſie beſtändig herumirren mußten, und an keinem Orte lange bleiben konnten. Zuerſt wohneten ſie in der Gegend von Argos in Achaja, wie man es jetzo nennet, und waren, nach vieler Meynung, Eingebohrne des Landes. Ihren Namen bekamen ſie in den älteſten Zeiten von ihrem König Pelasgus, einem Sohn des Jupiters mit der Tochter des Phoroneus, Niobe, welche, nach der Fabel, von allen Sterblichen die erſte Geliebte des Jupiters geweſen ſeyn ſoll. Sechs Menſchenalter nachher verließen ſie den Peloponnes und begaben ſich unter Anführung des Achäus, Phthius und Pelasgus, der Söhne des Neptuns und der Lariſſa, nach dem jetzigen Theſſalien, welches damals Hämonien hieß. Sie vertrieben daraus die Barbaren, welche es inne hatten, und theilten es in drey Theile, denen ſie nach ihren Anführern die Namen Phthiotis, Achaja und Pelasgiotis gaben. Hier waren ſie fünf Menſchenalter in dem größten Wohlſtande, indem ſie die fruchtbarſten Felder Theſſaliens im Beſitz hatten. Im ſechſten aber wurden ſie durch die Kureten und Leleger, welche jetzt Aetolier und Lokrer heißen, nebſt noch vielen andern, welche in der Gegend um den Parnaß wohnten, und insgeſammt von dem Deukalion, einem Sohn des Prometheus und der Klymene, des Oceans Tochter, angeführet wurden, wieder aus Theſſalien vertrieben. Auf der Flucht zerſtreuten ſie ſich. Einige giengen nach Kreta über;

andere

andere nahmen einige der Cykladischen Inseln in Besitz; andere ließen sich neben den Bergen Olympus und Ossa in der Gegend Hestiotis nieder, andere begaben sich nach Böotien, Phocis und Euböa; andere schifften nach Asien, nahmen viele Oerter an der Küste des Hellespont, und außer andern gegenüberliegenden Inseln Lesbos in Besitz, und vereinigten sich daselbst mit der Griechischen Colonie, die schon vorher unter Anführung des Makarus und Kriasius dahin abgegangen war. Die mehrsten aber wendeten sich Landeinwärts zu ihren Verwandten, den Dodonensern, welche, als ein heiliges Volk, keiner zu bekriegen wagte. Hier hielten sie sich eine ziemliche Zeit auf. Weil sie aber merkten, daß sie den Einwohnern zur Last wären, weil das Land nicht hinreichte, sie alle zu ernähren, so beschlossen sie dem Befehl des Orakels, nach Italien zu schiffen, welches damals Saturnia hieß, zu gehorchen. Sie schafften sich also eine große Anzahl Schiffe an, und befuhren den Jonischen Meerbusen, um gleich an der nächsten Küste von Italien zu landen. Allein sie wurden durch den Südwind, da sie zudem der Gegend nicht kundig waren, höher hinauf in eine Mündung des Po, Namens Spinetis, getrieben. Hier ließen sie die Schiffe und diejenigen von dem Volk, welche die Beschwerlichkeiten nicht mehr ausstehen konnten, mit einer Besatzung zurück; damit sie, wenn ihnen ja ihr Unternehmen nicht glücken sollte, einen Zufluchtsort haben möchten. Die zurückbleibenden befestigten ihr Lager mit einer Mauer, und holten sich mit ihren Schiffen die Lebensmittel herbey. Weil ihnen nun alles nach Wunsch von Statten gieng, so legten sie eine

Stadt

Stadt an, die sie nach der Mündung des Flusses benannten. Von allen Völkern, welche am Jonischen Meerbusen wohnten, waren sie in dem größten Flor. Sie hatten auch lange Zeit die Herrschaft über das Meer, und schickten daher den Zehnten von allem Gewinnst, den sie zur See machten, nach Delphi, welcher so beträchtlich war, daß ihnen kein anders Volk darinn gleich kam. Demohngeachtet wurden sie doch zuletzt von einem großen Heere der benachbarten Barbaren angegriffen und gezwungen, ihre Stadt zu verlassen. Die Barbaren aber wurden nachher von den Römern wieder verjagt. Dieses Ende nahmen die Pelasger, welche zu Spinetis zurückgeblieben waren.

Die andern, welche sich tiefer ins Land hineingegeben hatten, giengen über das Apenninische Gebürge, und kamen in das Land der Umbrier, der Nachbaren der Aboriginer. Die Umbrier bewohnten außerdem noch viele andere Gegenden von Italien, und waren eines der ältesten und größten Völker. Anfangs bemächtigten sich die Pelasger derjenigen Gegend, wo sie zuerst ankamen, und nahmen den Umbriern verschiedne Städte weg. Weil aber darauf die Umbrier mit einer großen Armee gegen sie anrückten, so begaben sie sich aus Furcht vor der großen Menge der Feinde ins Land der Aboriginer. Diese waren Willens, ihnen als Feinden zu begegnen, und zogen sich daher aus den nächsten Oertern in aller Eile zusammen, um sie aus dem Lande zu jagen. Zum guten Glücke aber hatten die Pelasger eben damals bey der Stadt Cutilia, nahe an dem heiligen See, ihr Lager aufgeschlagen. Als

sie

sie daher die kleine Insel in demselben herumschwimmen sahen, und von einigen Gefangenen, die ihnen auf den Feldern in die Hände gefallen waren, den Namen der Landeseinwohner erfuhren, so zweifelten sie nicht, daß das Orakel, welches ihnen in Dodona gegeben war, jetzt in Erfüllung gegangen sey. Denn es war in folgenden Worten, welche Lucius Manius ein angesehner Mann selbst auf einem von den Dreyfüßen im Tempel des Jupiters mit alten Buchstaben eingegraben gesehen haben will, abgefasset: „Gehet, und suchet das „Land der Sicilianer Saturnia, und die Stadt der „Aboriginer Kutilia, wo die Insel herumschwimmt. „Sobald ihr euch mit diesem Volke vereiniget habt, „so überschickt dem Apollo den Zehnten, dem Pluto Kö„pfe, und seinem Vater einen Mann." Als nun die Aboriginer mit einer großen Armee auf sie losmarschierten, so giengen sie ihnen, als bittende, mit Oelzweigen in der Hand und unbewaffnet entgegen, erzählten ihnen ihr Schicksal und baten sie, sie als Freunde, die ihnen nicht zur Last seyn würden, unter sich aufzunehmen, weil ihnen die Götter selbst dieses einzige Land zur Wohnung angewiesen hätten. Hierauf machten sie ihnen den Ausspruch des Orakels bekannt. Die Aboriginer beschlossen, als sie dieses hörten, sich dem Willen des Orakels nicht zu widersetzen; und überdem hofften sie auch, daß ihnen die Griechen im Kriege gegen die Sicilianer, die ihnen sehr viel zu schaffen machten, beystehen sollten. Sie machten daher ein Bündniß mit den Pelasgern und überließen ihnen einen Theil ihres Landes an dem heiligen See, wo es viele sumpfigte Oerter gab, welche jetzt nach dem alten Dialekte

Velia* genannt werden; denn die alten Griechen hatten die Gewohnheit, denen Worten, welche mit einem Vokal anfiengen, ein V vorzuſetzen, als Vanax, Voikos, Vaner, Velene, ſtatt Anax, Oikos und ſo weiter.

Weil aber das Land für ſie alle nicht hinreichte, ſo beredeten ſie die Aboriginer, ſich mit ihnen gegen die Umbrier zu vereinigen. Sie fielen ihnen daher gemeinſchaftlich ins Land, und nahmen ihnen in einem unvermutheten Ueberfall eine große und wohlhabende Stadt, Namens Kroton, weg. Dieſer bedienten ſie ſich darauf zu einer Schutzwehr gegen die Umbrier, weil ſie hinlänglich befeſtiget war, um die Feinde abzuhalten. Sie hatte auch den Vortheil, daß die umliegende Gegend zu Viehweiden ſehr bequem war. Außerdem bemächtigten ſie ſich noch vieler anderer Oerter, und leiſteten unterdeſſen den Aboriginern, in ihrem Kriege gegen die Sicilianer, ſo getreuen und tapfern Beyſtand, daß ſie dieſelben endlich ganz aus ihrem Lande jagten. Sie bewohnten alſo eine Menge Städte, die ſie theils den Sicilianern abgenommen, theils ſelbſt erbauet hatten, mit den Aboriginern gemeinſchaftlich; worunter Cäre, die damals Agylla hieß, Piſa, Saturnia und Alſium, nebſt noch andern, die ihnen in den folgenden Zeiten von den Etruſcern weggenommen wurden, gehörten. Falerium und Faſcenium, welche erſt den Sicilianern gehört hatten, wurden noch zu meiner Zeit von den Römern bewohnt, und man fand in ihnen noch einige Ueberbleibſel von den Pelasgern, und

* Statt Helia, welches ſumpfichte Oerter bedeutet, von dem Griechiſchen Worte Helos ein Sumpf.

und viele alte Griechische Gebräuche, welche sich viele Jahrhunderte hindurch erhalten hatten: als dieselbe Art Waffen, nehmlich Argolische Schilde und Spieße; die Gewohnheit, so oft sie, um entweder selbst ein anderes Volk zu bekriegen, oder die Feinde abzuwehren, eine Armee aus dem Lande schickten, gewisse heilige Personen, als Fetiallen, unbewaffnet voran gehen zu lassen; die Beschaffenheit der Tempel und Capellen; die Reinigungen, Opfer und dergleichen mehr. Das allerdeutlichste Zeichen aber, daß das Volk, welches die Sicilianer vertrieben, ehemals in Argos gewohnt habe, ist, daß der Tempel der Juno zu Falerium eben so gebauet ist, als der zu Argos. Man verrichtete auch daselbst die Opfer auf eben die Weise; der Tempel stund unter der Aufsicht gewisser heiligen Weiber; ein unverheirathetes Mädchen, welches Kanephoros * genannt wurde, machte bey den Opfern den Anfang; und Chöre von Jungfrauen sangen Hymnen zum Lobe der Göttinn.

Die Pelasger hatten auch einem gewissen barbarischen Volke, den Aurunciern, einen großen Theil der sogenannten Campanischen Felder, die sehr anmuthig und besonders zu Viehweiden sehr bequem sind, abgenommen. Hier erbauten sie, ausser vielen andern Städten, auch Larissa, die sie nach ihrer ehemaligen Hauptstadt in Peloponnes also nannten. Von den andern Städten stehen einige noch bis auf den heutigen Tag, nachdem sie schon oft andre Einwohner gehabt haben. Larissa aber hat schon seit langer Zeit wüste

* Heißt auf deutsch Korbträgerinn.

gelegen, und man findet gar keine Spuren mehr, daß der Ort jemals bewohnt worden, als den Namen, der aber auch nur wenigen bekannt iſt. Sie lag nicht weit von dem ſogenannten Popiliſchen Markte. Außerdem hatten ſie noch eine Menge anderer Oerter, theils an der Küſte theils mitten im Lande, den Sicilianern abgenommen.

Dieſe waren endlich nicht länger im Stande, ſich gegen die Pelasger und Aboriginer zugleich zu vertheidigen. Sie machten ſich daher mit Weibern und Kindern und allem, was ſie von Gold und Silber im Vermögen hatten, davon, und überließen ihnen das ganze Land. Sie wendeten ſich durch das Gebürge gegen Mittag und durchwanderten den ganzen untern Theil von Italien. Weil ſie aber allenthalben, wohin ſie kamen, vertrieben wurden, ſo baueten ſie ſich endlich Schiffe und ſetzten darauf mit Hülfe der Fluth nach der nächſtbelegenen Inſel über, welche damals die Sikaner, ein Spaniſches Volk, welches von den Liguriern aus ſeinem Lande verjagt war, im Beſitz hatten. Dieſe hatten der Inſel, die vorher wegen ihrer dreyeckigten Figur Trinakria hieß, den Namen Sikania gegeben. So groß ſie war, ſo hatte ſie doch nicht viel Einwohner, ſondern der größte Theil derſelben lag wüſte. Anfangs ließen ſich die Sicilianer an der Abendſeite derſelben nieder; nachher aber breiteten ſie ſich noch in viele andere Gegenden aus, und die Inſel bekam von ihnen den Namen Sicilien. Auf dieſe Weiſe alſo verließen die Sicilianer Italien, und zwar, nach dem Hellanikus aus Lesbos, drey Menſchenalter vor dem Trojaniſchen Kriege, im 26ſten Jahr des Prieſterthums

der

der Halcyone in Argos. Er erwähnte aber zweyer Völker, die aus Italien nach Sicilien übergegangen ſeyn ſollen. Das erſte waren die Elymäer, welche durch die Oenotrier, und das andre die Auſonier, welche fünf Jahr nachher durch die Japyger aus Italien vertrieben wurden. Dieſe letztern, ſagt er, hätten einen König, Namens Sikulus, gehabt, von dem ſo wohl das Volk als die Inſel den Namen bekommen habe. Nach dem Philiſtus aus Syrakus hingegen geſchahe dieſe Ueberfahrt 80 Jahre vor dem Trojaniſchen Kriege, und das Volk, welches Italien verließ, waren weder Sicilianer, noch Elymäer, noch Auſonier, ſondern Ligurier, welche durch die Umbrier und Pelasger aus ihrem Lande vertrieben wurden. Ihr Anführer Sikulus war, wie er meynt, ein Sohn des Italus, und von ihm bekamen ſeine Unterthanen den Namen Sicilianer. Antiochus von Syrakus beſtimmet die Zeit der Ueberfahrt gar nicht; ſondern ſagt bloß, daß die Colonie aus Sicilianern beſtanden, welche ſich, weil ſie der Macht der Oenotrier und Opiker nicht länger Wiederſtand thun können, gezwungen geſehen hätten, ihr Land zu verlaſſen. Thucydides ſtimmet darinn mit ihm überein, daß ſie Sicilianer geweſen und durch die Opiker vertrieben worden; allein er ſetzt die Zeit, da es geſchehen, viele Jahre nach dem Trojaniſchen Kriege. Dieſes alſo ſind die Berichte der beßten Geſchichtſchreiber von der Ueberfahrt der Sicilianer aus Italien nach Sicilien.

Die Pelasger hatten alſo ein großes und ſchönes Land in Beſitz. Sie verſchafften ſich auch eine Menge Städ-

te, die ſie theils eroberten theils ſelbſt erbaueten, und wurden in kurzer Zeit ſo Volkreich und begütert, daß nichts an ihrem Glücke fehlete. Es dauerte aber nicht lange. Denn als ihr Wohlſtand den höchſten Gipfel erreicht hatte, mußten ſie auf einmal den Zorn der Götter erfahren, indem ſie theils durch die Schickungen des Himmels, theils durch die benachbarten Barbaren zu Grunde gerichtet wurden. Die mehrſten von ihnen wurden darauf wieder unter die Griechen oder unter die Barbaren zerſtreuet; es würde aber gar zu weitläuftig ſeyn, wenn ich dieſes ganz umſtändlich erzählen wollte. Nur ein kleiner Theil von ihnen, deſſen ſich die Aboriginer annahmen, blieb in Italien. Den erſten Anfang dieſes Unglücks der Pelasger, wodurch ganze Familien ins Elend geſtürzt wurden, machte eine große Dürre, die das Land verheerte. Denn die Früchte vertrockneten auf den Bäumen und fielen unreif ab; das Getreide blieb nicht ſo lange grün, daß die Aehren zur Vollkommenheit kommen konnten; das wenige Gras, welches noch hervorkam, war zur Ernährung des Viehes lange nicht zureichend; und das Waſſer taugte entweder zum Trinken gar nicht, oder die Quellen litten im Sommer theils Mangel, theils vertrockneten ſie wohl gar. Die Leibesfrüchte der Weiber und der Thiere hatten ein ähnliches Schickſal. Denn ſie kamen entweder unreif zur Welt, oder ſtarben während der Geburt, und brachten oft der Mutter ſelbſt den Tod. Aber wenn ſie auch glücklich zur Welt kamen, ſo waren ſie doch Mißgeburten oder ſo unvollkommen und gebrechlich, daß es nicht der Mühe werth war, ſie groß zu bringen. Hernach wurden auch die

Erwach-

Erwachsenen durch mancherley ganz ungewöhnliche Krankheiten und Todesarten hingerissen.

Bey diesen Umständen frugen sie das Orakel um Rath, welchen Gott sie beleidiget hätten, daß sie eine so harte Strafe erdulden müßten, und was sie thun sollten, um das Unglück abzuwenden. Die Antwort des Orakels war: Es ergienge ihnen deßwegen also, weil sie ihr Gelübde nicht erfüllet, sondern, da ihnen doch ihr Verlangen gewährt worden, noch das wichtigste schuldig geblieben wären. Als nehmlich einmal wegen einer Unfruchtbarkeit ein großer Mangel im Lande entstand, so thaten sie das Gelübde, dem Jupiter, Apollo, und den Kabirern den Zehnten aller künftigen Landesprodukte zu opfern; und als sie erhört wurden, so opferten sie bloß den Zehnten des Viehes und der Früchte, in der Meynung, daß dadurch schon ihrem ganzen Gelübde Genüge geschähe. Eben dieses erzählt auch Myrsilus aus Lesbos mit eben denselben Worten, außer daß er das Volk nicht Pelasger, sondern Tyrrhenier nennet; wovon ich nachher die Ursache anzeigen werde.

Als sie den Ausspruch des Orakels erfuhren, so konnten sie Anfangs den Sinn desselben gar nicht errathen. In dieser Verlegenheit nahm ein Alter unter ihnen das Wort und sagte: Sie irreten sehr, wenn sie glaubten, daß die Götter sich unbilliger Weise über sie beklagten. Denn von allem Uebrigen hätten sie ihnen zwar, ihrer Schuldigkeit gemäß, den gehörigen Theil gegeben; den Zehnten von den Menschen aber, woran doch den Göttern das mehrste gelegen sey, wären sie noch schuldig. Das Orakel würde also nicht eher erfül-

let werden, als bis sie auch diesen Theil abgetragen hätten. Dieser Meynung gaben einige Beyfall; andre aber glaubten, daß ein boshafter Betrug dahinter stecke. Einer gab den Rath, man sollte den Gott noch einmal befragen, ob er den Zehnten von den Menschen verlange. Man folgte ihm, und schickte also noch einmal an das Orakel. Die Antwort darauf war, daß es der GOtt verlange. Hierüber entstanden sehr große Unruhen und Streitigkeiten wegen der Art, wie man den Zehnten aussuchen sollte. Zuerst machte die Sache bloß den Obrigkeitlichen Personen und den Vornehmsten in den Städten zu schaffen; bald aber warf das Volk auf die Vornehmen Verdacht: und darauf empörte sich denn alles ohne die geringste Mäßigung, jeder wurde, wie es bey solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, von Wuth und Raserey als von Furien umhergetrieben. Viele verließen das Land, und ganze Häuser wurden leer. Denn die Angehörigen derer, die sich wegbegeben hatten, konnten sich nicht entschließen, ihre besten Freunde zu verlassen und dagegen unter ihren ärgsten Feinden zurück zu bleiben. Diese ersten Pelasger, welche Italien verließen, zerstreuten sich in Griechenland und unter die Barbaren. Ihnen folgten nachher viele andere nach; und so gieng es alle Jahre. Denn die Obrigkeiten in den Städten ließen nicht nach, die Erstlinge der mannbaren Jugend auszusuchen, theils weil sie gerne ihre Schuld den Göttern abtragen wollten, theils weil sie befürchteten, die zurückgebliebenen möchten wieder neue Unruhen anfangen. Einige suchten auch auf diese Weise ihre Feinde unter einem scheinbaren Vorwande sich vom Halse zu schaffen. So daß

end-

endlich durch diese vielen Auswanderungen die Pelasger in alle Länder gestreuet wurden.

Weil sie sich nun in beständigen Gefahren geübt und mitten unter den kriegerischesten Völkern gewohnt hatten, so thaten sie es fast allen andern Nationen an Tapferkeit und Geschicklichkeit im Kriege zuvor. Zur See hatten sie es ebenfalls sehr weit gebracht, weil sie mit ihren Nachbaren den Etruscern sehr starkes Verkehr hatten. Ueberdem aber war auch die Noth, welche den dürftigen Kühnheit und Muth einflößet, ihre Anführerinn und Lehrerinn in allen Gefahren. Es wurde ihnen daher nicht schwer, allenthalben, wohin sie nur kamen, die Oberhand zu gewinnen. Man nannte sie bald nach dem Lande, in welchem sie gewohnt, Tyrrhenier, bald nach ihrer alten Herkunft Pelasger, welches ich deßwegen erinnere, damit sich keiner wundere, daß die Dichter und Geschichtschreiber die Pelasger Tyrrhenier nennen, und man einsehe, woher es kömmt, daß demselben Volke zwey verschiedene Namen beygelegt werden. Denn auch Thucydides sagt von ihnen in der Stelle, wo er die Küste von Thracien und die Städte an derselben, die von einem Volke, das zwey verschiedne Sprachen redete, bewohnt wurden, beschreibt, folgendes: „Hier wohnen auch die Chalcidier; die mehrsten aber sind Pelasger, die von denen Tyrrhenern abstammen, welche ehemals Lemnos und Athen bewohnt haben.“ Und Sophokles läßt den Chor in seinem Inachus folgendes sagen: „Vater Inachus, „du Sohn der Quellen des alten Oceans! Deinen „Schutz verehren die Gefilde von Argos, die Hügel „der Juno und die Tyrrhenischen Pelasger.“ Der

Name der Tyrrhener war zu dieser Zeit in Griechenland sehr berühmt, und der ganze westliche Theil von Italien wurde, ohne weiter die besondern Namen der einzelnen Völker bey zu behalten, überhaupt Tyrrhenien genannt. Eben so wie es auch in Griechenland unter andern mit dem Peloponnes gegangen ist. Denn von einem einzigen Volke in demselben bekam diese ganze Halbinsel, worinn doch auch die Arkadier, Jonier und viele andere Völker wohnten, den Namen Achaja.

Die Zeit, in welcher die Pelasger zuerst so sehr herunter kamen, fällt ungefähr in das zweyte Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege. Sie dauerten aber doch noch bis auf das Ende dieses Krieges fort, da sie denn ein äußerst geringes Volk wurden. Denn außer Croton, einer angesehenen Stadt in Umbrien, und einigen andern Städten, die ehmals die Aboriginer bewohnt hatten, waren alle übrigen Städte der Pelasger zerstöret. Croton aber ist lange in ihrem alten Zustande geblieben, und hat erst vor kurzer Zeit ihren Namen und ihre Einwohner verändert. Jetzt ist sie eine Römische Colonie und heißt Cortona.

Die Städte der Pelasger, welche ihr Land verlassen hatten, wurden von den benachbarten Völkern in Besitz genommen, und zwar die mehrsten und besten von den Tyrrheniern. Diese Tyrrhenier halten einige für ein eingebohrnes Volk von Italien, andere aber für Auswärtige. Die ersteren sagen, sie hätten ihren Namen von den Festungen bekommen, die sie zuerst in diesen Gegenden angelegt hätten. Denn die Tyrrhenier nennen eben so wie die Griechen feste und mit

Mau-

Mauren umgebene Wohnungen Tyrsis. Davon also sollen sie ihren Namen bekommen haben, eben so wie die Mosyniker in Asien. Denn diese wohnen auf hohen Schanzen von Holz, gleich Thürmen, die sie Mosynas nennen. Die andern aber, welche sie zu einem auswärtigen Volke machen, sagen, sie hätten von ihrem Anführer, dem Tyrrhenus, den Namen erhalten. Dieser sey von Geburt ein Lydier gewesen, sey in den ältesten Zeiten aus dem Lande, welches vorher Mäonien geheissen, gekommen, und stamme im fünften Gliede vom Jupiter ab. Dieser habe nämlich mit der Erde den Manes, den ersten König in Lydien, gezeuget, des Manes und der Callirrhoe, der Tochter des Oceans, Sohn sey Kotys gewesen. Dieser habe die Halie, eine Tochter des Tullus, eines Sohns der Erde, geheirathet, und mit ihr zween Söhne gehabt, den Adies und Atys. Der letzte habe mit der Kallithea, des Choräus Tochter, den Lydus und Tyrrhenus gezeugt. Lydus sey in seinem Vaterlande geblieben, und seinem Vater in der Regierung nachgefolgt; und von ihm habe das Land den Namen bekommen. Tyrrhenus aber sey mit einer Colonie nach Italien übergegangen, habe einen großen Theil desselben in Besitz genommen, und seinem Volke den Namen Tyrrhenier gegeben. Herodotus sagt, Tyrrhenus sey ein Sohn des Atys und Enkel des Manes gewesen, und habe wieder seinen Willen das Land verlassen müssen. Denn unter des Atys Regierung sey einmal eine große Unfruchtbarkeit in Mäonien entstanden. Die Einwohner hätten deßwegen, aus Liebe zu ihrem Vaterlande, vielerley Mittel ausgedacht, um sich den Mangel zu erleichtern.

Den

Den einen Tag hätten sie sehr wenig Nahrung zu sich genommen, den andern aber gar nichts gegessen. Weil aber das Uebel immer angehalten, so hätten sie das ganze Volk in zween Theile getheilet, über jeden einen von den Söhnen des Atys gesetzt und alsdenn darüber geloset, welcher von beyden bleiben, und welcher das Land verlassen sollte. Den Theil des Lydus habe das beßte Loos getroffen. Der andre sey unter Anführung des Tyrrhenus mit den ihm zugefallenen Gütern nach der Abendseite von Italien, wo die Umbrier wohnten, übergeschifft, habe sich daselbst niedergelassen, und die Städte erbauet, die noch zur Zeit des Herodotus vorhanden gewesen.

Diesem Bericht sind viele andere Geschichtschreiber in ihren Nachrichten von den Tyrrheniern gefolget. Einige lassen alle Umstände desselben unverändert; andere aber geben der Colonie ein anderes Oberhaupt und versetzen sie in andere Zeiten. Verschiedene nehmlich sagen, Tyrrhenus sey ein Sohn des Herkules und der Omphale aus Lydien gewesen, und habe, als er nach Italien gekommen, die Pelasger bloß aus den Städten jenseits der Tiber gegen Mitternacht vertrieben. Andere machen ihn zu einem Sohn des Telephus, der nach der Eroberung von Troja in Italien gekommen sey. Xanthus aus Lydien, der eine sehr große Kenntniß der alten Geschichte besitzt, und besonders in der Geschichte seines Vaterlandes für einen der allerbeßten Gewährsmänner gehalten wird, gedenket in seiner Geschichte des Tyrrhenus als eines Lydischen Anführers nirgends, weiß auch nicht davon, daß eine Colonie aus Mäonien nach Italien gekommen sey, und

er-

erwähnt der Tyrrhenier als einer lydischen Colonie gar nicht, da er doch sonst andere viel geringere anführt. Er sagt bloß, Atys hätte zween Söhne gehabt, den Lydus und Torybus. Diese hätten das Reich ihres Vaters unter sich getheilt, wären beyde in Asien geblieben und hätten ihren Völkern den Namen gegeben. Folgendes sind seine Worte: „Von dem Lydus kom„men die Lydier und von dem Torybus die Torybier „her. Die Sprache dieser Völker ist sehr wenig von „einander verschieden; und sie nehmen noch jetzt, wie „die Jonier und Dorier, viele Wörter von einander „an. Hellanikus aus Lesbos sagt, die Tyrrhenier hätten Anfangs Pelasger geheissen. Ihren jetzigen Namen hätten sie erst bekommen, nachdem sie sich in Italien niedergelassen. Er drückt sich darüber in seinem Werke, welches er Phoronis betitelt, also aus: „Ihr Kö„nig Pelasgus zeugte mit der Menippe, des Penius „Tochter, den Phrastor; dieser den Amyntor; die„ser den Teutamides; und dieser den Nanas. Un„ter des letztern Regierung wurden sie durch die Grie„chen aus ihrem Lande verjagt. Sie schifften hierauf „über das Jonische Meer, und liefen in der Mündung „des Flusses Spinetis ein; wo sie ihre Schiffe zurück„ließen und Kroton eine Stadt mitten im Lande weg„nahmen. Von dieser Stadt aus bauten sie das Land „an, welches jetzt Tyrrhenien heißet.“ Myrsilus ist gerade der entgegengesetzten Meynung. Die Tyrrhenier, sagt er, hätten, nachdem sie ihr Land verlassen und aller Orten herumgeirret, den Namen Pelasger bekommen, weil sie gleich den Störchen, welche die Griechen Pelargi nennen, Haufenweise in Griechenland

und

und den Barbariſchen Ländern angekommmen wären. Sie hätten auch die ſogenannte Pelasgiſche Mauer um Athen erbauet.

Meiner Meynung nach irren diejenigen insgeſamt, welche die Tyrrhenier und Pelasger für ein und eben deſſelbe Volk halten. Denn daß ſie ehemals einerley Namen gehabt haben, iſt gar nichts außerordentliches, da auch andere Völker ſo wohl Griechen als Barbaren dieſes Schickſal gehabt haben; als die Trojaner und Phrygier, deren Länder dicht beyſammen lagen. Denn dieſe wurden auch von vielen für ein einziges Volk, das nur dem Namen nach verſchieden ſey, angeſehen. Eine ſolche Vermiſchung der Namen betraf Italien nicht weniger, als andere Länder. Es gab eine Zeit, wo die Umbrier, Lateiner, Auſonier und noch viele andere von den Griechen gemeinſchaftlich Tyrrhenier genannt wurden, weil die weite Entfernung dieſer Völker ſie verhinderte, daß ſie dieſelben nicht genauer kennen lernen konnten. Ja ſo gar Rom ſelbſt haben viele Schriftſteller für eine Tyrrheniſche Stadt gehalten. Ich glaube alſo, daß die Tyrrhenier und Pelasger ihre Namen ſo wie ihre Lebensart verändert haben, daß ſie aber ein einziges Volk ausgemacht, glaube ich nicht; und das, außer vielen andern Gründen, vornehmlich deßwegen, weil ihre Sprachen ſo ſehr verſchieden ſind, und nicht das geringſte mit einander gemein haben. „Weder die Krotoniater, ſagt Herodotus, noch die Plakianer kommen „mit den benachbarten Völkern in der Sprache überein, „ſie beyde aber haben einerley Sprache; welches beweiſet, daß ſie die alte Sprache, die ſie aus ihrem Va-

ter-

„terlande mitgebracht haben, unverändert beybehal„ten.“ Ist es nun nicht ganz sonderbar, daß die Krotoniater mit den Plakianern, welche doch am Hellespont wohnten, in der Sprache überein gekommen seyn sollen, weil sie beyde von den Pelasgern abstammeten; mit den Tyrrheniern ihren nächsten Nachbaren aber gar nicht? Denn, wenn man den gemeinschaftlichen Ursprung für eine Ursach der Uebereinstimmung in der Sprache hält, so muß man das Gegentheil nothwendig für eine Ursach der Verschiedenheit in derselben halten; weil doch beydes nicht einerley Wirkung haben kann. Wenn zwey Völker von einerley Herkunft, welche an verschiednen Oertern wohnen, wegen ihres Umgangs mit den Nachbaren nichts von ihrer alten Sprache übrig behalten, so ist das eben nichts außerordentliches; daß aber Völker von einer Nation, die in einem und eben demselben Lande wohnen, nicht im geringsten in ihrer Sprache übereinkommen sollten, das ist aller Vernunft zuwieder.

Diese Gründe bewogen mich, die Pelasger und Tyrrhenier für zwey verschiedne Völker zu halten. Ich glaube auch nicht, daß die Tyrrhenier eine Colonie der Lydier gewesen sind. Denn sie haben nicht nur in der Sprache mit denselben gar keine Aehnlichkeit, sondern man findet auch sonst gar keine Spuren, daß sie jemals mit ihnen in einem Lande gewohnt hätten. Ihre Religion, ihre Gesetze, ihre Lebensart stimmen gar nicht mit einander überein; und sie haben in allen diesen Stücken eher Aehnlichkeit mit den Pelasgern als mit den Lydiern. Die Meynung derer scheinet mir daher am wahrscheinlichsten zu seyn, welche sie für ein einge-

bohrnes

bohrnes Volk halten, denn ihr hohes Alterthum ist bekannt, und man findet nicht, daß sie mit irgend einem andern Volke weder in der Sprache noch in der Lebensart übereinkommen. Ihren Namen können sie deßwegen ganz wohl von den Griechen bekommen haben, entweder weil sie in Thürmen wohnten, oder weil einer ihrer Könige Tyrrhenus geheißen. Die Römer geben ihnen andere Benennungen. Nach dem Lande, worinn sie ehemals gewohnt, welches Etrurien hieß, nennen sie dieselben Etrusker, wegen ihrer Einsicht in Religions Sachen und großen Kenntniß der gottesdienstlichen Gebräuche aber, worinn sie alle andere Völker übertrafen, jetzt etwas undeutlich Tuscier, ehemals aber genau, wie die Griechen, Thyoskoer.* Sie selbst nennen sich nach einem ihrer Anführer, Namens Rasena, Rasenier. Von ihren Städten, von ihrer Staatsverfassung, von der Größe ihrer Macht, von ihren merkwürdigen Thaten, und von ihren Schicksalen werde ich an einem andern Orte reden. Um aber wieder auf die Pelasger zu kommen, so blieben die Wenigen von der großen Menge, die nicht auch umkamen oder durch Colonien zerstreuet wurden, in der Gegend zurück, wo nachher ihre Nachkommen die Stadt Rom erbauet haben, und machten mit den Aboriginern nur ein Volk aus. Das sind die Nachrichten der fabelhaften Geschichte von den Pelasgern.

Nicht lange nachher, ungefähr 60 Jahr vor dem Trojanischen Kriege, wie die Römer selber annehmen,

* Thyoskous, welches so viel bedeutet als Leute, welche Opfer oder Gottesdienst verrichten.

nehmen, kam aus Palantium, einer Stadt in Arkadien, eine andere Griechische Colonie in diese Gegend von Italien. Der Anführer derselben war Evander, ein Sohn des Merkurs und einer Arkadischen Nymphe, welche die Griechen Themis nennen und von ihr sagen, daß sie von den Göttern inspirirt gewesen sey. Die alten Römischen Geschichtschreiber nennen sie in ihrer Sprache Carmenta, welches Wort man auf Griechisch Thespiodos* geben könnte; denn das griechische Wort Ode heißt im Lateinischen Carmen; und alle Geschichtschreiber kommen darinn überein, daß sie in ihrer Begeisterung dem Volke zukünftige Dinge in Versen verkündiget habe. Diese Arkadier waren nicht mit einstimmiger Bewilligung des ganzen Volkes als eine Colonie abgeschickt, sondern sie hatten, als sie in einem Aufruhr den kürzern gezogen, das Land verlassen. Ueber die Aboriginer regierte um diese Zeit der Faunus, ein Nachkömmling des Mars, und ein Mann von großer Entschlossenheit und Klugheit. Er wird von den Römern als einer der Götter des Landes mit Opfern und Gesängen verehret. Dieser nahm die Arkadier, die nur eine geringe Anzahl ausmachten, sehr freundlich auf, und räumte ihnen so viel von seinem Lande ein, als sie nur verlangten. Sie wählten sich daher, wie ihnen die Themis nach verrichtetem Opfer gerathen hatte, einen Hügel nicht weit von der Tiber, welcher jetzt ungefähr mitten in Rom belegen ist, und leg-

* Thespiodos heißt eine Weißagerinn; Ode aber ein Gedicht.

legten an demſelben ein kleines Dorf an, welches gerad groß genug war, ſo viel Menſchen zu faſſen, als in den beyden Schiffen, womit ſie angekommen waren, Raum gehabt hatten; aber nachher durch das Schickſal zu einer Stadt, welche alle andere Städte, ſo wohl der Griechen als der Barbaren, nicht nur an Größe ihres Umfangs, ſondern auch an Macht, Anſehen, Reichthum und jeder Art des Wohlſtandes übertrifft, und, ſo lange das menſchliche Geſchlecht fordauert, ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung ſeyn wird, erhoben werden ſollte.

Dieſen Ort nannten die Arkadier nach ihrer ehemaligen Hauptſtadt in Arkadien Palantium. Die Länge der Zeit hat dieſen Namen in Palatium verändert, welches zu vielen ungereimten Auslegungen Gelegenheit gegeben hat. Einige Geſchichtſchreiber, worunter auch Polybius von Megalopolis gehört, berichten, er habe ſeinen Namen von einem gewiſſen Jünglinge, der daſelbſt geſtorben, Namens Palas, bekommen. Dieſer, ſagen ſie, ſey ein Sohn des Herkules und der Dyna, des Evanders Tochter, geweſen. Sein Großvater habe ihm ein Grabmal auf dem Hügel errichtet und den Ort nach ihm Palantium genannt. Ich habe aber weder ein Grabmal des Palas zu Rom geſehen, noch von Todtenopfern, die ihm gebracht würden, oder ſonſt von dergleichen etwas gehört, da man doch ſonſt dieſe Familie im geringſten nicht vergeſſen hat, ſondern ihr vielmehr alle göttliche Ehre erweiſet. Denn ſowohl dem Evander als der Carmenta werden, gleich den andern

dern Heroen und Halbgöttern, jährlich öffentliche Opfer dargebracht; und ich habe auch die Altäre gesehen, die ihnen errichtet waren, nehmlich der Carmenta unter dem Capitolio neben dem Carmentischen Thore und dem Evander an dem Aventinischen Berge, nicht weit von dem Thore Trigemina. Dem Palas aber wird gar keine solche Ehre erwiesen.

Als sich nun die Arkadier an dem Fuße des Hügels Häuser nach ihrer Art angelegt hatten, so bauten sie auch Tempel für die Götter; und zwar zuerst, nach Anleitung der Themis, dem Lycäischen Pan, welchen die Arkadier für den ältesten aller Götter halten, und ihm die größte Ehre erweisen. Sie fanden dazu einen sehr bequemen Ort, welchen die Römer Luperkal hießen; auf Griechisch könnte man ihn Lycäum nennen. Von der ehemaligen Beschaffenheit dieses Ortes läßt sich jetzt schwerlich etwas gewisses bestimmen, weil die ganze Gegend um den Tempel bebauet ist. Wie man aber glaubt, befand sich unter dem Berge eine große Höhle, die oben mit Eichen ganz dicht bewachsen war. Unter dem Felsen waren tiefe Quellen und der Boden umher wurde durch eine Menge hoher Bäume beschattet. Hier errichteten sie dem Pan einen Altar und brachten ihm daselbst nach väterlicher Weise die Opfer dar, welche noch jetzt die Römer alle Jahr im Februar nach der Sonnenwende, mit eben denselben Gebräuchen wie ehemals die Arkadier, verrichten, wovon ich in der Folge umständlicher handeln werde. Oben auf dem Gipfel des Berges errichteten sie einen andern Tempel für die Siegesgöttinn und ordneten ihr gewisse Opfer an, welche ebenfalls noch jetzt von den Römern

verrichtet werden. Von dieſer Siegesgöttin ſagen die Arkadier in ihren Fabeln, ſie ſey eine Tochter des Palas und Enkelinn des Lykaons geweſen; daß ihr aber göttliche Ehre von den Menſchen erwieſen wird, habe ſie dem Willen der Minerva zu danken. Denn dieſe ſey gleich nach ihrer Geburt von dem Jupiter der Aufſicht und Fürſorge des Palas anvertrauet und mit ihr zugleich auferzogen. Sie bauten noch einen dritten Tempel für die Ceres, und ließen ihre Opfer nach Griechiſcher Art durch Frauenzimmer und ohne Mahlzeiten verrichten; worinn auch die Länge der Zeit bis jetzt noch gar keine Aenderung gemacht hat. Auch dem Neptunus Hippius bauten ſie einen Tempel, und ordneten ihm ein Feſt an, welches ſie Hippokratia, die Römer aber nachher Conſualia, nannten. Während deſſelben ſind die Pferde und Mauleſel von ihren Arbeiten frey, und werden mit Blumen bekränzt. Außerdem errichteten ſie noch vielen andern Göttern Tempel, Altäre und Bildniſſe, und ordneten ihnen nach ihrer Landesart Opfer und Ausſöhnungen an, die alle noch jetzt unverändert beybehalten werden. Doch würde ich mich eben nicht wundern, wenn in den nachfolgenden Zeiten einige von dieſen Gebräuchen, wegen ihres hohen Alterthums, verloren gegangen, oder vergeſſen ſeyn ſollten; aber die noch übrigen ſind ſchon hinreichend, uns von den ehemaligen Gebräuchen und Gewohnheiten der Arkadier zu belehren, wovon ich an einem andern Orte weitläuftiger reden werde. Sie ſollen auch den Gebrauch der Griechiſchen Buchſtaben, welche erſt kurz vorher in Arkadien bekannt geworden waren, und die Muſikaliſchen Inſtrumente, als Leyern, Triangel

und Lyder*, da vorher bloß Hirtenflöten im Gebrauch waren, eingeführt haben. Ueberdem hält man dafür, daß sie Gesetze angeordnet, die viehische und wilde Lebensart der Einwohner gesitteter und sanfter gemacht, sie Künste und Wissenschaften und viele andere nützliche Dinge gelehrt haben, wodurch sie sich denn bey denselben sehr beliebt machten und in großes Ansehn setzten. Dieses also war das zweyte Volk, welches aus Griechenland nach Italien kam, und sich unter den Aboriginern an einem Orte niederließ, welcher jetzt der angesehnste in Rom ist.

Einige Jahre nach der Ankunft der Arkadier kam eine andere Flotte von Griechen, unter Anführung des Herkules, welcher eben ganz Iberien und alles, was sich weiter gegen Abend erstrecket, bezwungen hatte, nach Italien. Einige von diesen erhielten auf ihre Bitten vom Herkules den Abschied. Sie blieben daher in dieser Gegend zurück, und baueten sich auf einem kleinen Hügel, der ihnen dazu bequem schien, eine Stadt; dieser Hügel, welcher nur drey Stadien von Palantium entfernt ist, heißt jetzt der Capitolinische, damals aber hieß er der Saturnische. Die mehrsten dieser Griechen waren Peloponnesier, nehmlich Pheneater und Epeer aus Elis, welche wenig Verlangen trugen, in ihr Vaterland zurück zu kehren, weil es in den Kriegen mit dem Herkules verwüstet war. Es befanden sich auch einige Trojaner unter ihnen, die Herkules, als er unter der Regierung des Laomedon Ilium eroberte, zu Gefangnen gemacht hatte. Ich glaube

* Es ist unbekannt, was das für ein Instrument gewesen.

aber, daß ſich überdem noch viele andere von dieſer Armee, die durch die Beſchwerden entkräftet und des weiten Herumirrens müde waren, nach erhaltener Erlaſſung von dem Herkules, mit ihnen vereiniget haben. Den Namen des Hügels halten einige, wie ich ſchon geſagt habe, für ſehr alt. Sie ſagen, er habe den Epeern deßwegen beſonders gefallen, weil er ſie an den Saturniſchen Hügel in Elis erinnerte, welcher im Piſaniſchen Gebiet nahe am Fluſſe Alpheus belegen iſt, und auf welchem die Elenſer, dem Saturnus zu Ehren, weil ſie glauben, daß er dem heilig ſey, zu gewiſſen Zeiten Opfer und andre Feyerlichkeiten verrichten. Der alte Dichter Eurenus aber und viele andere Italiäniſche Geſchichtſchreiber der fabelhaften Begebenheiten meinen, die Piſaner ſelbſt hätten dem Hügel, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Saturniſchen in ihrem Lande, dieſen Namen gegeben, und die Epeer hätten mit dem Herkules den Altar, der noch jetzt an dem Fuße des Hügels, da wo man von dem Markte aufs Capitolium gehet, vorhanden iſt, errichtet; auch das Opfer, welches noch jetzt von den Römern auf Griechiſche Weiſe verrichtet wird, angeordnet. Allein ich habe alle Gründe zu glauben, daß dieſer Ort ſchon vor der Ankunft des Herkules in Italien dem Saturnus heilig war, und von den Einwohnern ſelbſt den Namen der Saturniſche bekommen hatte. Ja das ganze Land, welches jetzt Italien heißt, war zu der Zeit dem Saturnus heilig, und wurde von den Einwohnern Saturnia genannt; welcher Name ihm auch in den Sibylliniſchen Büchern und in andern Orakeln beygelegt wird. Man findet auch an vielen Orten Tempel

des

des Saturnus, und es giebt viele Städte, die, wie das ganze Land, Saturnia, auch noch viele andere Oerter, vornehmlich aber Felsen und Berge, welche nach dem Namen des Gottes Saturnische heißen. Den Namen Italien bekam es erst nachher von einem sehr mächtigen Könige, Namens Italus. Dieser soll, nach dem Bericht des Antiochus von Syrakus, ein rechtschaffener und weiser Mann gewesen seyn, und sich theils durch Güte theils durch Gewalt der Waffen, das ganze Land zwischen dem Napetinischen und Skyletinischen Meerbusen unterwürfig gemacht haben. Dieser Strich Landes, sagt er, sey also zuerst Italien genannt worden. Da sich nun Italus im Besitz eines großen Landes und vieler Völker gesehen, so habe er bald seine Herrschaft auch über die benachbarten Völker auszubreiten gesucht und eine Menge Städte erobert. Er sey von Geburt ein Oenotrier gewesen. Hellanikus aus Lesbos aber sagt, als Herkules die Kühe des Gerhon nach Argos getrieben und schon in Italien damit gewesen, habe sich ein junger Ochse von der Heerde verirret, und sey, nachdem er die ganze Küste herunter gelaufen, nach Sicilien hinüber geschwommen. Diesen habe Herkules immer verfolgt und, so oft er Leute angetroffen, sie gefragt, ob sie den jungen Ochsen nicht gesehen hätten? Weil sie aber wenig Griechisch verstanden, so hätten sie, wenn sie ihn zurecht gewiesen, den jungen Ochsen in ihrer Sprache, wie er noch jetzt heißt, Vitulus genannt. Daher sey es denn gekommen, daß man den ganzen Strich Landes, wodurch er seinen Weg genommen, Vitalien genannt, woraus mit der Zeit Italien geworden, welches leicht möglich ist, da es auch

mit vielen Griechischen Namen eben so gegangen. Dem sey nun wie ihm wolle, es mag entweder, nach dem Antiochus von dem Italus, als welches am wahrscheinlichsten ist, oder nach dem Hellanikus von einem jungen Ochsen den Namen bekommen haben, so ist doch so viel aus beyden klar, daß es um die Zeit des Herkules oder vielleicht schon vorher Italien geheissen. Vor dieser Zeit aber nannten es die Griechen Hesperien und Ausonien, und die Einwohner des Landes selbst, wie ich schon gesagt habe, Saturnia.

Es giebt noch eine andere fabelhafte Nachricht unter diesen Völkern, nach welcher, vor den Zeiten des Jupiters, Saturnus in Italien regiert und die von ihm benannte goldene Zeit, welche an Allem, was nur die verschiednen Jahrszeiten hervorbringen, einen Ueberfluß hatte, dieses Land vorzüglich betroffen haben soll. Wenn man aber das Fabelhafte dieser Erzählung weglassen, und bloß darauf sehen will, was für ein Land am allergeschicktesten gewesen, die Menschen gleich nach ihrer Erschaffung, (sie mögen nun, nach der alten Sage, aus der Erde oder auf andere Weise hervorgebracht seyn,) mit den mehrsten Dingen, die zum Vergnügen des Lebens gehören, zu versehen, so wird man keines finden, das vor diesem den Vorzug habe. Denn ein Land mit andern von gleicher Größe zu vergleichen, so ist nicht nur in Europa, sondern auch in der ganzen Welt Italien, meiner Meynung nach, das beßte von allen. Was ich hier sage, wird gewiß vielen, denen hierbey Aegypten, Afrika, Babylon und andere gesegnete Länder einfallen, unglaublich vorkommen. Allein ich schätze den Reichthum eines Landes

nicht

nicht bloß nach einer Art von Producten, und habe eben kein großes Verlangen da zu wohnen, wo man bloß fruchtbare Felder, von andern nützlichen Dingen aber wenig oder nichts findet; sondern das Land ist meiner Meynung nach das beßte, welches sich selbst am meisten hinreichet, und am wenigsten der Einfuhr fremder Güter bedarf. Und diese Mannigfaltigkeit, dieser Ueberfluß an allen Arten von Gütern ist ohne Zweifel Italien mehr als irgend einem andern Lande eigen. Denn es hat nicht etwa nur sehr fruchtbare Felder, dagegen aber als ein gutes Ackerland Mangel an Baumfrüchten, oder zwar allerley Arten von Bäumen, aber Mangel an Getreide; oder ist zwar in diesen beyden Stücken wohl versorget, hingegen zur Viehzucht untauglich; oder endlich zwar mit gutem Ackerlande und Viehweiden versehen, aber unangenehm für Menschen zu bewohnen; sondern es hat, so zu sagen, an allen Dingen, die zum Vergnügen und Nutzen erfordert werden, einen Ueberfluß. Denn, welchem Kornlande geben die sogenannten Campanischen Felder, die nicht durch Flüsse, sondern durch Thau und Regen gewässert werden, und wo ich selbst Aecker gesehen habe, die dreymal im Jahre, im Frühling, Sommer und Herbst eine reiche Erndte geben, an Fruchtbarkeit etwas nach? Welches Land ist fruchtbarer an Oliven, als die Mesapischen, Daunischen und Sabinischen Felder? Welches bringt beßern Wein hervor, als Etrurien, das Albanische und Falernische Gebiet, welche zum Weinbau ganz bewundernswürdig geschickt sind, und ohne Mühe einen Ueberfluß an der vortreflichsten Traube hervorbringen? Außerdem aber findet man in Italien viele Gegenden,

welche für Schafe und Ziegen, beſonders aber für Pferde und Ochſen, die allerſchönſte Weide geben. Denn nicht nur die ſumpfigen Gegenden und Wieſen, ſondern auch die heiligen Plätze, welche ungebauet liegen und ſo wohl gewäſſert ſind, daß ſie im heißeſten Sommer nie dürre werden, bringen einen ſolchen Ueberfluß von Gras hervor, daß dadurch eine unzählige Menge ſchönes Vieh ernähret wird. Das allerbewundernswürdigſte aber ſind die Wälder, womit die ſteinigten, bergichten und daher zum Ackerbau untauglichen Gegenden verſehen ſind, welche die Einwohner mit ſchönem Holz zum Schiffbau und anderem Gebrauche verſorgen. Und alles dieſes iſt gar nicht ſchwer zu bekommen oder weit abgelegen, ſondern alles kann ſehr leicht angeſchaffet, und wegen der Menge Flüſſe, welche das Land durchſtrömen und die Verfahrung der natürlichen Güter von einem Orte zum andern und den Handel ſehr erleichtern, nach allen Orten gebracht werden. In vielen Gegenden findet man auch warme Quellen und Bäder, wodurch die langwierigſten Krankheiten geheilet werden, auch alle Arten von Metallen, eine Menge Wildpret, und an den Küſten vielerley Arten von Fiſchen. Kurz eine unzählige Menge nützlicher und wunderbarer Sachen. Das Schönſte von allem aber iſt eine in allen Jahrszeiten gemäßigte Luft, die weder durch übermäßige Kälte noch Hitze dem Vieh oder den Früchten ſchädlich iſt. Es iſt alſo kein Wunder, daß die Alten geglaubt haben, daß dieſes Land, welches mit allem Ueberfluß und allen Annehmlichkeiten des Lebens geſegnet iſt, dem Saturnus heilig ſey, weil ſie dieſen Gott, deſſen Namen, man mag ihn mit den Griechen Kronos oder mit den

Römern

Römern Saturnus nennen, nichts anders als die ganze Natur bedeutet, für den Geber und Vollender aller menschlichen Glückseligkeit hielten, und es überhaupt für billig achteten, daß den Göttern, so wie den Menschen, diejenigen Oerter eigen wären, welche sich am beßten für sie schickten, und ihnen am gefälligsten wären. Denn auf eben die Weise hat man die Berge und Wälder dem Pan, die Wiesen und andere grüne Plätze den Nymphen, die Ufern und Inseln den Seegöttern, und so in allen andern Dingen dasjenige einem jeden Gotte oder Halbgotte zugeeignet, was ihm am gemäßesten war.

Man sagt auch, die alten Einwohner Italiens hätten dem Saturnus, wie ehemals die Karthaginenser und noch jetzt die Celten und einige andere abendländische Völker, Menschen geopfert. Herkules aber habe, um diese grausame Gewohnheit abzustellen, den Altar auf dem Saturnischen Hügel erbauet und die reinen Opfer, welche mit heiligem Feuer verbrannt worden, eingeführt. Damit sich aber die Einwohner kein Gewissen daraus machen möchten, die alten eingeführten Opfer zu unterlassen, so habe er sie gelehrt, um den Zorn des Gottes zu besänftigen, statt der Menschen, die sie vorher an Händen und Füßen gebunden, in die Tiber warfen, Menschenbilder zu machen, und damit auf eben die Art zu verfahren; damit durch diesen Schatten der alten Gebräuche ihr Gewissen von aller abergläubischen Furcht befreyet würde. Dieses thun die Römer noch jetzt alle Jahr im May, gleich nach der Zeit, da Tag und Nacht gleich sind, an dem Tage welchen sie Idus nennen. An diesem Tage verrichten

richten erst die Pontifices, welche die vornehmsten von allen Priestern sind, nebst den Jungfrauen, welche das ewige Feuer bewachen, den commandirenden Generalen der Armee und den andern Bürgern, welche dabey zugegen seyn dürfen, die bestimmten Opfer, und werfen sodann dreyßig Menschenbilder, welche sie Argeer nennen, von der heiligen Brücke in die Tiber. Doch von den Opfern und andern gottesdienstlichen Gebräuchen, welche die Römer theils von den Griechen angenommen haben, theils auf ihre eigene Weise verrichten, werde ich anderswo reden. Jetzt ist es Zeit, von der Ankunft des Herkules in Italien, und von seinen merkwürdigen Verrichtungen in diesem Lande, etwas umständlicher zu handeln.

Die Erzählungen, welche man von diesem Halbgotte hat, sind verschieden, und zum theil sehr fabelhaft, zum theil aber ganz wahrscheinlich. Die Fabel sagt folgendes von ihm. Außer den andern Arbeiten, die dem Herkules von dem Eurystheus auferlegt wurden, mußte er auch die Kühe des Geryon aus Erythea nach Argos bringen. Nachdem er dieses glücklich ausgerichtet hatte, kam er auf seiner Rückreise an verschiedne Gegenden von Italien und unter andern auch in die Gegend um Palantium im Lande der Aboriginer, wo er einen Ueberfluß von schöner Weide fürs Vieh antraf. Weil er nun sehr müde war, so ließ er seine Heerde daselbst weiden, und legte sich nieder, um ein wenig zu schlafen. Unterdessen sahe ein Räuber, der sich in der dasigen Gegend aufhielt, Namens Cakus, seine Kühe ohne Hirten herum gehen, und wünschte nichts mehr als einer so schönen Beute sich zu bemächtigen. Ob er

nun

nun gleich sahe, daß Herkules schlief, so hielt er es doch nicht leicht für möglich, sie alle wegzutreiben, ohne entdeckt zu werden. Er begnügte sich daher mit einigen wenigen, die er rückwärts beym Schwanze in eine nahegelegne Höle zog, die ihm zur Wohnung diente. Weil auf diese Weise die Fußstapfen der Kühe alle aus der Höhle heraus giengen, so konnte der Raub dadurch nicht entdeckt werden. Herkules erwachte kurz nachher, und fand, als er seine Heerde überzählte, daß einige Kühe fehlten. Er glaubte daher, weil er nicht wußte, wo sie sonst geblieben seyn sollten, sie hätten sich verirret und suchte sie in der ganzen Gegend umher. Weil er sie nun gar nicht finden konnte, so gieng er endlich zu der Höhle und beschloß, obgleich die Fußstapfen seinen Verdacht zu wiederlegen schienen, sie durchzusuchen. Cacus aber, welcher vor der Thüre stund, sagte, er habe seine Kühe nicht gesehen, wollte ihm auch durchaus nicht verstatten, die Höle zu durchsuchen; sondern rief mit großem Geschrey die Nachbaren herbey, und stellte sich, als wenn ihm das größte Unrecht angethan würde. Herkules fiel also in dieser Ungewißheit auf den Anschlag, die andern Kühe vor der Höhle vorbey zu treiben; worauf die, welche darinne waren, weil sie die andern an der Stimme und am Geruch erkannten, sogleich anfiengen zu brüllen und dadurch den Raub entdeckten. Da sich also Cacus überführt sah, so wollte er Gewalt brauchen, und rief seine Cameraden herbey. Herkules aber zerschmetterte ihn mit seiner Keule, führte seine Kühe aus der Höhle und zerstörte sie, weil er sahe, daß sie einen bequemen Aufenthalt für Straßenräuber abgab. Hierauf wusch er sich, um sich von dem

dem Morde zu reinigen, in der Tiber ab, errichtete nahe dabey dem Jupiter dem Finder einen Altar, welcher noch jetzt zu Rom nicht weit vom dem Thor Trigemina befindlich ist, und opferte auf demselben dem Gotte einen jungen Ochsen zur Danksagung. Dieses Opfer wird auch noch jetzt zu Rom, nach Griechischer Weise, völlig so wie er es angeordnet hatte, verrichtet.

Die Aboriginer und Arkadier hielten den Tod des Cacus, den sie schon lange wegen seiner Räubereyen verabscheueten, für ein sehr großes Glück. Als sie aber den Herkules selbst sahen, so erstaunten sie über seine bewundernswürdige Gestalt, und glaubten einen Gott in ihm zu erblicken. Die Armen bekränzten ihn und sich selbst mit Lorbeerzweigen; (denn es gab in dieser Gegend eine Menge Lorbeerbäume;) und die Könige giengen ihm entgegen und luden ihn zur Gastfreundschaft ein. Als sie hierauf auch seinen Namen, seine Herkunft und Thaten von ihm erführen, so übergaben sie sich selbst mit ihrem Lande in seinen Schutz. Evander, welcher schon vorher von der Themis gehört hatte, daß es durch das Schicksal beschlossen sey, daß der Sohn des Jupiters und der Alkmene wegen seiner Tugenden unter die Götter versetzt werden sollte, wollte gerne allen übrigen Menschen darinn zuvorkommen, ihm göttliche Ehre zu erweisen. Er errichtete daher in aller Eil einen geringen Altar, opferte auf demselben einen jungen Ochsen, und bat den Herkules, nachdem er ihm die Prophezeyhung des Themis erzählt hatte, zuerst das Opfer zu kosten. Herkules, den die freundschaftliche Bewirthung dieser Leute sehr vergnügte, gab hierauf

auf dem Volke ein Gastmal, wozu er einige Kühe von seiner Heerde opferte, und von der übrigen Beute, welche er bey sich hatte, den zehnten Theil aussuchte. Den Königen aber schenkte er sehr große Länder der Ligurier und anderer benachbarten Völker, an deren Besitz ihnen sehr viel gelegen war, nachdem er einige ungerechte und gottlose Beherrscher aus denselben vertrieben hatte. Ueberdem, sagt man, habe er die Einwohner gebeten, da sie ihm zuerst göttliche Ehre erwiesen hätten, darinn beständig fortzufahren und ihm alle Jahre nach Griechischer Weise einen jungen Ochsen zu opfern. Damit sie aber alles vollkommen nach seinem Gefallen verrichten möchten, so habe er ihnen selbst Unterricht darinn gegeben, und zu dem Ende zwo vornehme Familien, die Potitier und Pinarier, ausgesucht. Diese beyden Familien haben sehr lange fortgedauert und beständig die von ihm angeordneten Opfer verrichtet. Die Potitier hatten dabey den Vorzug, daß sie zuerst das Opfer anfiengen und allein von den Eingeweiden aßen. Die Pinarier aber hatten daran keinen Theil und genossen auch in allen andern Stücken, die übrigens gemeinschaftlich verrichtet wurden, geringere Ehre, und das deßwegen, weil sie zu lange ausgeblieben waren. Denn, da man ihnen gesagt, daß sie früh Morgens sich einfinden sollten, so sollen sie nicht eher gekommen seyn, als da die Eingeweide schon vertheilt gewesen. Anjetzt haben diese Familien nichts mehr mit diesem Gottesdienst zu thun, sondern es wird an ihrer Statt von gewissen auf öffentliche Kosten dazu gekauften Sklaven besorgt. Die Ursach dieser Veränderung, und auf was für Weise Herkules seinen Zorn darüber an den

Tag

Tag geleget, werde ich am gehörigen Orte erzählen. Der Altar, auf welchem Herkules den Zehnten opferte, heißt jetzo der Größte. Er ſteht nahe am Boariſchen Markte und wird von den Römern ganz vorzüglich heilig gehalten und geehrt. Denn alle diejenigen, welche in ihren Contracten recht ſicher gehen wollen, pflegen bey demſelben ihre Eide abzulegen: und ſehr ofte werden auf demſelben die Zehnten, welche man im Gelübde verſprochen, dargebracht. Sein äußerliches Anſehn aber kömmt einer ſo großen Ehre lange nicht bey. Außerdem findet man noch in vielen andern Gegenden Italiens Kapellen und Altäre dieſes Gottes, nicht nur in den Städten, ſondern auch auf den Wegen, und man wird nicht leicht einen Ort in dieſem Lande antreffen, wo er nicht verehret würde. Dieſes ſind die fabelhafte Nachrichten vom Herkules.

Nach dem wahrerern Bericht aber, welchen die mehrſten, die ſein Leben beſchrieben haben, annehmen, war Herkules der größte und tapferſte Kriegsheld ſeiner Zeiten. Er durchzog mit einer großen Armee alle Länder innerhalb des Oceans, befreyte die unterdrückten Völker von dem Joch der Tyranney, zerſtörte die Städte, welche ihre Nachbaren beunruhigten und ungerechter Weiſe anfielen, indem man ſich in den damaligen Zeiten aus Rauben und Morden kein Gewiſſen machte, und führte dagegen ſowohl in Monarchien als Republiken Geſetze und beßre Einrichtungen, und überhaupt eine menſchliche und geſellige Lebensart ein. Er hatte ſo wohl mit den Barbaren Umgang als mit den Griechen, ſo wohl mit den Völkern, welche am Meer als mit denen, welche mitten im Lande wohnten, und

führte

führte Gemeinschaft unter ihnen ein, da sie vorher ganz treulos und unverträglich mit einander umgiengen. In unbewohnten Gegenden legte er Städte an, leitete die Flüsse ab, welche die Felder überschwemmeten, hauete Wege durch die unwegsamen Gebirge, kurz, er wandte alle mögliche Mittel an, um die ganze Erde und das Meer zur Gemeinschaft und zum Nutzen aller Menschen bequem zu machen. Nach Italien aber kam er nicht ganz allein, noch mit einer Heerde Kühe; denn es liegt gar nicht auf dem Wege von Iberien nach Argos, und wegen des bloßen Durchzuges würde man ihm keine so große Ehre erwiesen haben; sondern er kam, nachdem er Iberien bezwungen hatte, mit einer großen Armee nach Italien, um sich dasselbe auch unterwürfig zu machen. Er hielt sich aber lange daselbst auf, theils weil seine Flotte durch den Winter verhindert wurde, zu ihm zu kommen, theils weil er alle Italiänischen Völker nicht sogleich zum Gehorsam bringen konnte. Denn außer andern Barbaren hatten die Ligurier die Alpen besetzt, und suchten ihm mit Gewalt der Waffen den Uebergang in Italien zu verwehren. Es kam bey dieser Gelegenheit zu einem Treffen, worinn die Griechen in die äußerste Noth geriethen, weil es ihnen zuletzt an Gewehr fehlte. Von diesem Kriege redet der alte Dichter Aeschylus in seinem befreyten Prometheus. Er läßt nehmlich den Prometheus dem Herkules alles, was ihm auf seinem Feldzuge gegen den Geryon begegnen sollte, und auch was für einen gefährlichen Krieg er mit den Liguriern würde führen müssen, in folgenden Worten vorhersagen: „Auch wirst du ein unerschrockenes Heer der Ligurier antreffen, und es

wird dir eine Schlacht liefern, die du, so stark und kühn du bist, nicht verachten wirst. Denn das Verhängniß will, daß du alles Gewehr daselbst verlieren sollst.“ Demungeachtet schlug er sie doch glücklich zurück und gieng darauf in Italien über. Hierauf übergaben ihm einige Völker, vornehmlich diejenigen, welche von Griechischer Herkunft oder nicht im Stande waren, ihm Widerstand zu thun, freywillig ihre Städte; die mehrsten aber muste er mit Gewalt und durch Belagerung zum Gehorsam bringen. Unter diesen letztern soll ihm besonders Cacus, der in den Römischen Fabeln so berühmt ist, sehr tapfern Widerstand gethan haben. Er soll ein sehr wildes barbarisches Volk beherrscht, und sich in Schanzen aufgehalten haben, welche ihm Sicherheit gaben, seine Nachbaren zu quälen. Dieser überfiel den Herkules, als er erfahren hatte, daß er in einer nahgelegenen Ebene sein Lager aufgeschlagen hatte, in der Nacht, auf Räuber Art; und weil die ganze Armee im Schlafe lag, so nahm er alles mit sich fort, was er unbewehrt antraf. Hierauf griffen ihn die Griechen in seinen Schanzen an, und bemächtigten sich derselben. Er selbst kam bey der Gegenwehr ums Leben: Seine Schanzen wurden darauf zerstört, und sein Land, außer andern, die sich mit dem Herkules gegen ihn vereinigt hatten, von dem Euander und dem König der Aboriginer, Faunus, in Besitz genommen. Es ist wahrscheinlich, daß die Griechen, welche hieselbst zur Besatzung des Landes zurückgelassen worden, Epeer, Arkadier aus Pheneum und Trojaner gewesen sind. Denn es war die Gewohnheit des Herkules, und verdient eben so sehr, als irgend eine andere

dere von seinen Feldherrntugenden bewundert zu werden, daß er die Einwohner der eroberten Städte auf seinen Feldzügen mit sich nahm, und sie hernächst, wenn sie ihm gute Dienste gethan hatten, mit den eroberten Ländern und Gütern der Feinde beschenkte. Diese Thaten, und nicht ein bloßer Durchzug, der ja nichts verehrenswürdiges an sich hatte, haben dem Herkules einen so großen Ruhm in Italien erworben.

Man sagt auch, er habe in diesen Gegenden, welche jetzt die Römer bewohnen, zween Söhne von zwo verschiedenen Gemalinnen zurück gelassen; nemlich den Palas von der Tochter des Evanders, Namens Lavina, und den Latinus von einem gewissen Frauenzimmer, welches aus den nördlichen Gegenden gebürtig war. Diese hatte ihm ihr Vater als eine Geissel übergeben, und er führte sie lange Zeit mit sich herum, ohne sich weiter mit ihr einzulassen. In Italien aber verliebte er sich in sie und gab sie, als er nach Argos abreisete, schwanger dem Könige der Aboriginer Faunus zur Gemalin; daher kömmt es, daß viele den Latinus für einen Sohn des Faunus und nicht des Herkules halten. Palas soll in seiner Kindheit gestorben seyn; Latinus aber wurde nach dem Faunus König über die Aboriginer. Weil er aber keine männliche Erben hatte, so folgete ihm, als er im Treffen gegen seine Nachbarn die Rutuler ums Leben kam, sein Schwiegersohn Aeneas, des Anchises Sohn, in der Regierung nach. Doch dieses fällt in spätere Zeiten.

Nachdem nun Herkules in Italien alles nach seinem Willen eingerichtet hatte, und seine Flotte glück-

lich aus Iberien angekommen war, ſo ſchiffte er, nachdem er vorher den zehnten Theil der Beute den Göttern geopfert, in der Gegend, wo ſeine Flotte geſtanden hatte, eine Stadt nach ſeinem Namen, die noch jetzt von den Römern bewohnet wird, mitten zwiſchen Pompeji und Neapolis belegen iſt, und einen ſehr ſichern Hafen hat, erbauet, und ſich Ruhm, Bewunderung und göttliche Ehre bey allen Einwohnern Italiens erworben hatte, nach Sicilien über. Die Colonie, welche zur Beſatzung des Landes zurück geblieben, und ſich an dem Saturniſchen Hügel niedergelaſſen hatte, machte Anfangs eine abgeſonderte Republik aus. Bald aber vereinigte ſie ſich mit den Aboriginern, führte ihre Lebensart, Geſetze und Gottesdienſt bey ihnen ein, wie ſchon vor ihnen die Peſasger und Arkadier auch gethan hatten, und wurde deswegen, weil ſie ſogar in einer Stadt mit ihnen wohnte, für eins und eben daſſelbe Volk gehalten. Dieſes mag von dem Feldzuge des Herkules und von den Peloponeſiern, die ſich in Italien niedergelaſſen haben, genug ſeyn.

In dem zweyten Menſchenalter nachher, ungefehr 55 Jahre nach dem Abzuge des Herkules aus Italien, im 35ſten Jahre der Regierung des Latinus, der für einen Sohn des Faunus gehalten wurde, in der That aber ein Sohn des Herkules war, über die Aboriginer, landeten die Trojaner, die unter der Anführung des Aeneas, nach der Eroberung der Stadt, aus Ilium entflohen waren, bey Laurentum einer Stadt im Lande der Aboriginer am Tyrrheniſchen Meere nahe bey der Mündung der Tiber, und legten daſelbſt, da ihnen die Aboriginer ein Stück ihres Landes zur Wohnung

dung eingeräumt und sie sonst mit allem Nöthigen versehen hatten, auf einem Hügel nicht weit vom Meere eine Stadt an, welche sie Lavinium nannten. Sie veränderten bald darauf zugleich mit den Aboriginern ihren Namen und wurden nach dem damaligen Könige des Landes Latiner genannt. Lavinium verließen sie nachher wieder und bauten dafür gemeinschaftlich mit den andern Landeseinwohnern eine größere Stadt, welcher sie den Namen Alba gaben. Von hier aus legten sie noch eine Menge von den so genannten alten lateinischen Städten an, die fast noch alle zu meiner Zeit bewohnet wurden. Sechszehn Menschenalter nach der Eroberung Trojas schickten sie eine Colonie nach Palantium und Saturnia, wo die Peloponnesier und Arkadier Anfangs gewohnet hatten, und woselbst noch einige Spuren von den alten Einwohnern übrig waren. Diese Colonie baute diese Oerter besser an, und umgab Palantium mit einer Mauer, so daß es damals zuerst die Gestalt einer Stadt bekam. Man nannte sie Rom, nach dem Anführer der Colonie, Romulus, welcher im siebenzehnten Gliede vom Aeneas abstammete. Jetzt will ich von der Ankunft des Aeneas in Italien, wovon die mehresten Geschichtschreiber entweder gar nichts wissen, oder sie aus Neid verstellen, etwas umständlicher reden. Ich werde dabey von den allerglaubwürdigsten Griechischen und Römischen Nachrichten Gebrauch machen. Diese berichten folgendes.

Nachdem die Griechen Ilium entweder durch die List mit dem hölzernen Pferde, wie Homer in seinen Gedichten erzählt, oder durch die Verrätherey der Antenoriden, oder auf eine andere Art erobert hatten, so

machten ſie faſt alle Einwohner, und ihre Bundesgenoſſen, indem ſie dieſelben ganz unvermuthet in der Nacht überfielen, in ihren Betten nieder. Aeneas aber und ſeine Leute aus Dardanum und Ophrynium, welche den Trojanern zu Hülfe gekommen waren, nebſt noch einigen andern, die noch eben zu rechter Zeit gewahr wurden, daß die untere Stadt erobert ſey, retteten ſich eiligſt auf das Schloß Pergamus, welches mit einer beſondern Mauer befeſtiget war, und wohin die Trojaner ihre Götter und ihre Schätze in Sicherheit gebracht, und ſie mit einer Beſatzung, die aus dem auserleſenſten Theil ihrer Armee beſtand, verſehen hatten. Unterdeſſen daß ſie nun die Feinde, welche das Schloß angriffen, abhielten, nahmen ſie zugleich die Flüchtlinge, welche den Griechen entwiſcht waren, durch geheime Wege, die ſie allein wußten, auf; und dieſer war eine größere Anzahl, als derer die den Griechen in die Hände gefallen waren. Hierdurch that Aeneas der Hitze der Feinde Einhalt und verhinderte, daß ſie ſich nicht im erſten Angriff der Stadt bemächtigten und alles niedermachten. Weil er aber vorherſahe, daß es unmöglich ſeyn würde, ſich lange zu halten, indem die Feinde ſchon den größten Theil der Stadt in ihrer Gewalt hatten, ſo faßte er den Entſchluß, das Schloß zu verlaſſen, vorher aber das Volk nebſt den Bildniſſen der Götter des Landes und alles, was er nur von den Schätzen mit ſich fortbringen könnte, in Sicherheit zu ſetzen. Er ließ daher unterdeſſen, daß die Griechen in der Hitze des Angriffs nicht daran dachten, die Flucht der Trojaner zu verhindern, die Weiber und Kinder nebſt den Alten und andren, die nicht gut,

fort-

fortkommen konnten, nach dem Berge Ida, mit dem Befehl die sichersten Oerter auf demselben zu besetzen, voran gehen, und gab ihnen einen Theil seiner Truppen zur Bedeckung mit, damit sie sicher, und ohne von den Feinden beunruhiget zu werden, davon kommen möchten. Mit dem übrigen Theil seiner Leute aber blieb er in dem Schlosse zurück und machte den Belagerern zu schaffen; wodurch er also auch den Abziehenden die Flucht erleichterte. Endlich, als Neoptolemus mit seinen Leuten schon einen Theil des Schlosses erstiegen hatte, und die ganze Griechische Armee ihm zu Hülfe eilte, so ließ er die kostbarsten Sachen nebst den Bildnissen der Götter auf Wagen packen, und zog darauf mit seinem Vater, seiner Gemalinn und seinen Kindern aus eben demselben Thore, aus welchem er schon vorher die andern weggelassen hatte, in aller Ordnung ab. Unterdessen hatten die Griechen sich der ganzen Stadt bemächtiget; und weil sie bloß auf Beute machen bedacht waren, so ließen sie den Abziehenden die schönste Zeit, sich in Sicherheit zu setzen. Aeneas holte die Seinigen noch unterweges ein. Sie vereinigten sich also und nahmen zusammen die sichersten Oerter des Ida in Besitz. Die Einwohner von Dardanum, welche in der Nacht den Brand der Stadt Ilium gesehen und darauf ihre Stadt verlassen hatten, vereinigten sich auch mit ihnen; ausgenommen die, welche unter Anführung des Elymus und Aegestus schon vorher aus der Stadt gegangen waren, um sich Schiffe zur Abreise zu bauen. Eben das thaten auch alle Einwohner von Ophrynium und noch andern Städten, welche ihre Freyheit nicht gerne verlieren

wollten, so daß sich hier in kurzer Zeit eine gewaltige Menge Trojaner sammelte. Hier gedachten nun Aeneas und die andern, welche sich mit ihm hierher gerettet hatten, so lange zu warten, bis die Feinde abgeschiffet wären, und dann wieder nach Hause zu gehen. Allein die Griechen waren noch nicht damit zufrieden, die Stadt erobert, die Einwohner zu Sklaven gemacht, die ganze umliegende Gegend verwüstet und die Festung zerstört zu haben, sondern machten Anstalt, auch die Flüchtlinge auf den Bergen zu bezwingen. Die Trojaner schickten daher Herolde mit Friedensvorschlägen an sie ab, und baten sie, sie möchten sie doch nicht zwingen einen neuen Krieg anzufangen; worauf denn auch, nachdem man die Sache in Ueberlegung genommen hatte, der Friede auf folgende Bedingungen geschlossen wurde: Aeneas und seine Leute sollten alle Festungen den Griechen einräumen, und in einer bestimmten Zeit das Trojanische Gebiet verlassen, mit der Erlaubniß, alles, was sie aus der Stadt gerettet hätten, mit zu nehmen. Die Griechen sollten ihnen dagegen zu Wasser und zu Lande, so weit sich ihre Herrschaft erstreckte, einen sichern Abzug verstatten. Aeneas ließ sich diese Bedingungen, die er, bey den damaligen Umständen für die beßten hielt, gefallen. Er schickte daher sogleich seinen ältesten Sohn Askanius mit einem Theile der Hülfsvölker, der größtentheils aus Phrygiern bestand, in das Land Daskylitis, wo der Askanische See ist; denn die Einwohner dieses Landes hatten ihn sich selbst zum Könige ausgebeten. Allein er blieb hier nicht lange; denn als bald nachher Skamandrius und andre von des Hektors Familie, welche

Neopto-

Neoptolemus wieder frey gelaſſen hatte, aus Griechenland zu ihm kamen, ſo führte er ſie nach Troja und ſtellte ihr väterliches Reich wieder her. Dieſes iſt alles, was man vom Aſkanius weiß. Aeneas ſchiffte mit ſeinen übrigen Söhnen, ſeinem Vater und den Göttern über den Helleſpont nach der nächſt gegenüberliegenden Halbinſel Pallene über, welche ſich etwas weit ins Meer erſtrecket und vor der Küſte von Europa her liegt. Sie war damals im Beſitz der Kruſäer, eines Thraciſchen Volkes, welches mit den Trojanern im Bündniſſe geſtanden und ihnen im Kriege den treueſten Beyſtand geleiſtet hatte.

Dieſes iſt der glaubwürdigſte Bericht von der Flucht des Aeneas, welchen auch unter den alten Geſchichtſchreibern Hellanikus in ſeiner Trojaniſchen Geſchichte angenommen hat. Man hat überdem noch verſchiedene andere Berichte davon, die aber nicht mit einander übereinſtimmen, und mir nicht ſo wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheinen. Doch der Leſer mag ſelbſt darüber urtheilen. Sophokles läßt den Aeneas ſich kurz vor der Eroberung von Troja, theils auf Befehl ſeines Vaters Anchiſes, der ſich an das, was ihm die Venus vorhergeſagt, erinnerte, theils wegen der wunderbaren Begebenheit des Laokoon und ſeiner Söhne, woraus man den Untergang der Stadt ſchließen konnte, auf den Ida begeben. Folgendes ſind die Worte, welche er einer Perſon ſeines Trauerſpiels in den Mund legt: „Jetzt iſt Aeneas, der Göttinn Sohn, im Thor, und „trägt ſeinen Vater, im köſtlichen Gewande auf ſei„nen Schultern durch die Flammen. Sein ganzes Haus „folget ihm nach; ein Heer, welches zwar die gering

„scheinet, aber nicht denen, welche die Phrygische Co„lonie lieben.“ Menekrates von Xantus saget, Aeneas habe die Stadt den Griechen aus Haß gegen den Paris verrathen und zum Dank für diese Wohlthat hätten die Griechen ihm erlaubt, sich mit seiner Familie zu retten. Nachdem er nehmlich von dem Tode des Achilles geredet, fährt er also fort: „Die Griechen „waren deßwegen in großer Traurigkeit, weil ihnen „die Armee jetzt ihres Oberhauptes beraubt zu seyn „schien. Inzwischen setzten sie doch den Trojanern, „nachdem sie dem Achilles ein Grabmal errichtet hatten, „aufs neue mit allen Kräften zu, bis sie endlich die „Stadt durch die Verrätherey des Aeneas einbekamen. „Denn dieser suchte sich an dem Paris, der ihn ver„achtete und von der priesterlichen Würde ausgeschlos„sen hatte, zu rächen. Er war deßwegen den Grie„chen zum Untergange des Priamus behülflich und gieng „selbst zu ihnen über.“ Andere sagen, er habe sich damals eben bey der Trojanischen Flotte aufgehalten; wieder andere, er sey vorher von dem Priamus, um eine gewisse Kriegsexpedition auszuführen, mit einer Anzahl Truppen nach Phrygien abgeschickt worden. Noch andere vermischen ihre Erzählung von seinem Abzuge mit einer Menge von Fabeln. Von allem dem mag ein jeder das annehmen, was ihm das wahrscheinlichste zu seyn dünket.

Was ihm nach seinem Abzuge begegnet seyn soll, macht den mehrsten noch größere Schwierigkeiten. Einige, als Kephalon aus Gergithium und Hegesippus, der eine Geschichte von Pallene geschrieben hat, zween alte und glaubwürdige Geschichtschreiber, bringen

gen

gen ihn bis nach Thracien, und lassen ihn daselbst sterben. Andere lassen ihn aus Thracien nach Arkadien gehen, und sagen, er habe sich zu Orchomenus und auf der sogenannten Insel (ein Ort der mitten im Lande liegt, aber diesen Namen hat, weil er von Sümpfen und einem Flusse umgeben ist,) aufgehalten, und daselbst die Kapyischen Städte, die man von einem Trojaner Namens Kapys also genannt, angelegt. Eben dieses erzählt unter andern auch Aristus in seiner Arkadischen Geschichte. Andere sagen in ihren Gedichten ebenfalls, daß er in diese Gegenden gekommen; er sey aber nicht hier, sondern in Italien gestorben. Unter diese gehöret auch der Arkadische Dichter Agathyllus, welcher in einer Elegie von ihm sagt: „Er kam nach Arkadien, wo ihm auf der Insel von „der Kodone und Anthemone zween Söhne gebohren wurden. Darauf begab er sich nach Hesperien „und zeugte den Romulus." Die Römer stimmen insgesammt darinn überein, daß Aeneas und die Trojaner nach Italien gekommen sind. Es wird auch durch ihre Gebräuche bey den Opfern und Festen, durch die Sibyllinischen Bücher, die Orakel der Pythia und viele andere Dinge bestätigt. Alle diese Zeugnisse darf man keinesweges verwerfen und die Sache nicht so ansehen, als wenn sie bloß zur Prahlerey erdichtet wäre. Auch in Griechenland sind noch jetzt viele Spuren vorhanden, aus denen man deutlich erkennen kann, wo sie gelandet, und wo sie sich, so lange das Meer unsicher gewesen, aufgehalten. Ich will dieselben, so viel es die große Menge derselben verstattet, so kurz als möglich, durchgehen.

Zuerst

Zuerſt kamen ſie nach Thracien und landeten in der Halbinſel Pallene, die, wie ich ſchon geſagt habe, ein barbariſches Volk, die Kruſäer, in Beſitz hatten, welche ſie freundſchaftlich aufnahmen und ihnen einen ſichern Aufenthalt verſtatteten. Hier blieben ſie den Winter über, erbauten unterdeß auf einem Vorgebürge der Venus einen Tempel, und legten eine Stadt, Namens Aenea an, woſelbſt ſie alle die, welche die Schiffahrt nicht aushalten konnten, oder die ſonſt da zu bleiben wünſchten, zurückließen. Dieſe Stadt war noch nach Alexanders des Großen Tode vorhanden. Sie wurde aber unter des Kaſſanders Regierung, als Theſſalonich erbauet wurde, wohin man außer vielen andern auch die Einwohner von Aenea verſetzte, zerſtört. Von Pallene ſchifften ſie nach Delos, die damals durch den König Anius beherrſcht wurde. Hier ſahe man auch, ſo lange die Inſel noch im Wohlſtande war, viele Denkmäler von der ehemaligen Anweſenheit des Aeneas und der Trojaner. Von da kamen ſie nach Cythere, einer andern Inſel gegen den Peloponnes über, wo ſie der Venus einen Tempel baueten. Von Cythere ſchifften ſie weiter an dem Peloponnes hinaus. Unterwegs verloren ſie einen der Freunde des Aeneas, Namens Cinäthus, und begruben ihn in der Nähe auf einem Berge, welcher noch jetzt von ihm ſeinen Namen hat. Im Vorbeygehen erneuerten ſie die alte Freundſchaft mit ihren Verwandten, den Arkadiern, wovon ich nachher weiter reden werde, verweilten ſich eine kurze Zeit bey ihnen und ließen auch einige der Ihrigen daſelbſt zurück. Hierauf kamen ſie nach Zakynthus. Die Zakynther nahmen ſie ſehr freundſchaftlich

lich auf, weil ſie Verwandte waren. Denn Dardanus, der Sohn des Jupiters und der Elektra, der Tochter des Atlas, ſoll mit der Batra zween Söhne gezeugt haben, den Zakynthus und Erichthonius. Der letztere war der Stammvater des Aeneas; Zakynthus aber hatte die Inſel zuerſt angebauet. Dieſe Verwandtſchaft alſo, nebſt der freundſchaftlichen Begegnung der Einwohner und der unbequemen Jahrszeit, welche das Meer unſicher machte, bewog die Trojaner, ſich hier eine Zeitlang zu verweilen. Sie erbauten unterdeß der Venus einen Tempel und brachten ihr ein Opfer, welches noch bis jetzt bey den Zakynthiern gebräuchlich iſt. Die jungen Leute ſtellen dabey verſchiedne Spiele und unter andern auch einen Wettlauf an, in welchem der, welcher zuerſt in den Tempel kömmt, den Preis erhält. Man nennt ihn den Wettlauf des Aeneas und der Venus, deren Bildniſſe daſelbſt auch aufgeſtellt ſind. Von Zakynthus ſchifften ſie nach Leukas, welches die Akarnanier damals inne hatten. Hier bauten ſie wieder der Venus einen Tempel, welcher noch jetzt auf der kleinen Inſel zwiſchen der gegrabenen durchfahrt und der Stadt vorhanden iſt, und der Tempel der Aeneiſchen Venus genannt wird. Von Leukas kamen ſie nach Actium und landeten an einem Vorgebürge des Ambraciſchen Meerbuſens. Von da kamen ſie nach der Stadt Ambracia, wo Ambrax, des Dexamenus Sohn und Herkules Enkel, regierte. An beyden Oertern findet man noch Anzeigen, daß ſie daſelbſt geweſen ſind, nehmlich in Actium zween Tempel, der Aeneiſchen Venus und nahe dabey der großen Götter, die noch jetzt beyde vorhanden ſind; in Ambra-

cia

cia aber ebenfalls einen Tempel der Venus und eine Kapelle des Aeneas, nahe bey dem kleinen Theater, in welcher auch ein kleines altes Bildniß, welches den Aeneas vorstellen soll, und von gewissen Priesterinnen, die sie Amphipolen nennen, gottesdienstlich verehret wird, befindlich ist. Von Ambracia schiffte Anchises an der Küste hinaus nach Butrotum, einem Hafen in Epirus, unterdeß daß Aeneas mit dem auserlesensten Theile seiner Leute, um das Orakel zu befragen, nach Dodona schiffte, wo er nach zween Tagen ankam, und den Helenus nebst noch andern Trojanern daselbst antraf. Nachdem sie die Antwort des Orakels wegen der Colonie, die sie anlegen sollten, erhalten, und dem Gott außer andern Sachen auch mit Schalen von Erz, wovon noch einige mit sehr alten Aufschriften und den Namen derer, welche sie gegeben haben, übrig sind, beschenkt hatte, kamen sie, nach einer Fahrt von ungefähr vier Tagen, zu ihrer Flotte wieder zurück. Von Butrotum schifften sie an der Küste weiter fort, und kamen in einen Hafen, der damals Anchises hieß, jetzt aber einen unbekanntern Namen hat. Hier bauten sie auch der Venus einen Tempel und schifften darauf über das Jonische Meer nach Italien über. Patron aus Thurien zeigte ihnen dahin den Weg, und außerdem wurden sie noch von einer Menge anderer Akarnanier dahin begleitet. Die mehrsten dieser Leute kehrten nach der glücklichen Ueberkunft der Trojaner wieder in ihr Land zurück. Patron aber und einige seiner Freunde ließen sich durch den Aeneas bereden, sich mit den Trojanern zu Anlegung einer neuen Pflanzstadt zu vereinigen und bey ihnen zu bleiben. Sie sollen

len sich nachher in Aluntium, einer Stadt in Sicilien, niedergelassen haben. Aus Erkenntlichkeit für diesen Dienst, den sie ihren Vorfahren geleistet hatten, schenkten nachher die Römer den Akarnaniern die Städte Leukas und Anaktorium, welche sie den Corinthiern weggenommen hatten. Sie erlaubten ihnen auch den Oeneadern wieder aufzuhelfen, und gemeinschaftlich mit den Aetoliern die Einkünfte der Echidniadischen Inseln zu genießen.

Aeneas und seine Gefährten fliegen aber nicht alle in einer Gegend von Italien ans Land. Die mehrsten landeten am Japygischen, oder, wie es damals hieß, Salentinischen Vorgebürge; die übrigen aber und auch Aeneas selbst an dem sogenannten Athenäischen, woselbst sich ein Hafen findet, der zur Sommerstation sehr bequem ist, und von dieser Zeit an der Hafen der Venus genannt wird. Von da schifften sie an der Küste von Italien weiter hinaus bis zu der Sicilianischen Meerenge, und ließen auch in diesen Gegenden die Zeichen ihrer Anwesenheit zurück; als unter andern im Tempel der Juno eine Schale von Erz, worauf eine alte Aufschrift mit dem Namen des Aeneas gegraben ist. Als sie in die Gegend von Sicilien gekommen waren, landeten sie, entweder weil sie selbst diese Absicht hatten, oder weil sie durch Stürme, die dieses Meer häufig zu beunruhigen pflegen, dahin verschlagen wurden, an dem Theil der Insel, welcher Drepana genannt wird. Hier fanden sie den Elymus und Aegestus mit ihren Leuten, die schon eher als sie aus Troja entflohen und mit günstigem Winde, da sie ohnedem nur wenig Sachen bey sich geführt, in

sehr

ſehr kurzer Zeit nach Sicilien übergekommen waren, und ſich am Fluſſe Krimiſon im Lande der Sikaner niedergelaſſen hatten. Dieſes Volk hatte ihnen dieſe Gegend aus Gefälligkeit gegen den Aegeſtus, ihren Verwandten, eingeräumt, welcher in Sicilien gebohren und erzogen war, wozu folgende Begebenheit die Veranlaſſung gegeben hatte. Einer von ſeinen Vorfahren, ein Trojaner von Geburt, kam mit dem König Laomedon in Streit. Dieſer ließ ihn alſo unter irgend einem Vorwande hinrichten. Mit ſeinen Söhnen verfuhr er eben ſo, aus Furcht, daß einer von ihnen den Tod ihres Vaters rächen möchte. Seine Töchter aber übergab er einigen Kaufleuten, mit dem Befehl, ſie ſo weit als möglich in ein fremdes Land wegzubringen. Denn er ſahe wohl, wie unanſtändig es ſeyn würde, ſie umzubringen, hielt es aber doch auch nicht für ſicher, ſie in ſeinem Lande wohnen zu laſſen. Ein gewiſſer junger Menſch von Stande, der ſich in die eine derſelben verliebt hatte, begab ſich mit ihnen zu Schiffe und wurde zugleich mit ihnen nach Sicilien gebracht, wo er ſeine Geliebte heirathete und mit ihr den Aegeſtus zeugte. Dieſer lernte alſo die Sprache der Landeseinwohner und wurde in ihren Sitten erzogen. Nach dem Tode ſeiner Aeltern aber wirkte er ſich bey dem damaligen Trojaniſchen Könige Priamus die Erlaubniß aus, in ſein Vaterland wieder zurückzukehren, und nahm darauf mit an dem Kriege gegen die Griechen Theil. Sobald aber die Stadt erobert war, entfloh er nebſt dem Elymus auf drey Schiffen, die Achilles, als er das Trojaniſche Gebiet verheerte, auf Sandbänken im Stich gelaſſen hatte, nach Sicilien. Dieſe Leute alſo traf Aeneas hier an.

an. Er begegnete ihnen mit der größesten Freundschaft, erbauete ihnen die Städte Aegesta und Elyma, und ließ ihnen sogar einen Theil seiner Leute zu Einwohnern dieser Städte zurück; und das, wie ich vermuthe, aus der Ursach, weil er denen, welche die Beschwerlichkeiten der Reise nicht länger ausstehen konnten, oder sonst des beständigen Herumschiffens müde waren, gerne Ruhe und einen sichern Aufenthalt verschaffen wolte. Andere aber sagen, die Trojanischen Weiber hätten aus Ueberdruß der langen Reise zur See die Schiffe in Brand gesteckt; und dadurch sey Aeneas gezwungen worden, einen Theil des Volks, so viel nemlich in den noch übrigen Schiffen nicht bleiben können, zurück zu lassen. Daß Aeneas und die Trojaner wirklich in Sicilien gewesen sind, bezeugen, außer vielen andern Beweisen, vorzüglich der Altar der Venus auf einer Anhöhe in Elyma und der Tempel des Aeneas in Aegesta. Den Altar hat Aeneas selbst seiner Mutter errichtet. Den Tempel aber haben die Zurückgebliebenen zur Ehre und zum Andenken ihres Erretters erbauet. Die Trojaner also, welche unter Anführung des Elymus und Aegestus ihr Land verlassen hatten, blieben in Sicilien und wurden insgesamt nach dem Elymus, als dem angesehensten von beyden, weil er von königlichem Geblüt war, Elymer genannt. Aeneas und seine Gefährten aber schifften weiter über das Tyrrhenische Meer, und kamen zuerst in den Hafen Palinurus, der diesen Namen von einem Steuermann des Aeneas, der daselbst gestorben, bekommen haben soll. Hiernächst landeten sie an einer Insel, der sie von einer Verwandtin des Aeneas, welche daselbst starb, den Namen

Leukasia gaben. Von da kamen sie weiter in einen schönen und tiefen Hafen im Opischen Gebiete, woselbst wieder einer der vornehmsten Männer der Flotte, Namens Misenus, verstarb, daher sie den Hafen auch nach ihm benannten. Darauf landeten sie an einer Insel bey einem Vorgebürge, und nannten die Insel Prochyte, das Vorgebürge aber Epitynches zum Andenken zweier verstorbenen Frauenzimmer, deren eine, eine Verwandtin, die andre aber die Amme des Aeneas gewesen seyn soll. Endlich kamen sie nach Laurentum in Italien, wo ihre Schiffahrt zu Ende war. Hier schlugen sie ein Lager auf, und verschanzten sich in demselben. Dieser Ort, welcher ungefähr eine Stadie weit vom Meer entfernet ist, wird von der Zeit an Troja genannt.

Diese Ausschweifung habe ich deswegen für nöthig gehalten, weil einige Geschichtschreiber behaupten, Aeneas und die Trojaner wären gar nicht nach Italien gekommen. Andere sagen, es sey ein anderer Aeneas, als der Sohn des Anchises und der Venus; wieder andere, es sey des Aeneas Sohn Askanius gewesen. Verschiedener andern Meynungen nicht zu gedenken. Es giebt auch einige, welche berichten, Aeneas, der Venus Sohn, sey, nachdem er eine Colonie nach Italien gebracht, und sie daselbst eingerichtet, wieder nach Hause zurückgekehrt, habe darauf in Troja regieret, und nach seinem Tode seinem Sohne Askanius das Reich hinterlassen, dessen Nachkommen lange Zeit im Besitz der Regierung geblieben. Zu dieser Meynung hat vermuthlich eine Stelle im Homer, die man nicht recht verstanden, Anlaß gegeben. Denn der läßt dem

Nep-

Neptun den großen Ruhm, welchen Aeneas und seine Nachkommen erlangen würden, folgender maßen vorhersagen: „Bald wird der tapfere Aeneas, seine „Söhne, Enkel und alle seine Nachkommen die Tro„janer beherrschen.“ Sie meynten daher, es sey dem Homer bekannt gewesen, daß diese Familie in Phrygien über die Trojaner regiert hätte, weil sie sich nämlich einbildeten, daß dieses in Italien nicht angienge, und deswegen dachten sie, daß Aeneas wieder zurückgekehrt sey. Aber konnte er denn nicht über eine Colonie Trojaner, die er in ein fremdes Land führte und woraus er ein neues Reich stiftete, regieren? Man könnte noch andere Ursachen, die zu diesem Irrthum Gelegenheit gegeben, anführen.

Solte aber jemand darüber zweifelhaft werden, daß man an so vielen Orten Grabmäler des Aeneas haben will und zeiget, da es doch unmöglich ist, daß einer und eben derselbe an mehr als einem Orte begraben seyn kann, so bedenke man, daß eben die Verwirrung sich auch bey vielen andern befindet, vornehmlich bey denen berühmten Männern, die sehr weit in der Welt herum geirret sind. Ihr Körper kann freylich nur an einem Orte begraben seyn; die verschiednen Grabmäler derselben aber muß man der Gewogenheit und Erkentlichkeit derer, denen sie Wohlthaten erwiesen, zuschreiben. Am leichtesten aber lassen sie sich erklären, wenn in solchen Gegenden noch Ueberbleibsel von ihren Familien vorhanden sind, oder wenn sie daselbst Städte erbauet, oder sich lange daselbst aufgehalten, und den Einwohnern viele Gefälligkeiten erwiesen haben. Und alles dieses findet sich bey dem Aeneas. Ihm hatte man

es zu danken, das Ilium bey der Eroberung nicht ganz und gar zu Grunde gieng, und die Hülfsvölker sich nach Bebrycia retten konnten; er hinterließ den Phrygiern seinen Sohn Askanius zum König; bauete in Palene eine Stadt nach seinem Namen; verheirathete in Arkadien seine Tochter, ließ in Sicilien einen Theil seiner Leute zurück; hielt sich außerdem noch bey vielen andern Völkern auf, erzeigte denselben viele Gefälligkeiten, und erwarb sich allenthalben Liebe und Gewogenheit. Es konnte also auch nicht fehlen, daß nach seinem Tode ihm zu Ehren viele Grab- und Denkmäler errichtet wurden. Denn was für Gründe könnte man sonst von den vielen Denkmälern, die man in Italien von ihm findet, angeben? Doch hievon werde ich, so oft es die Gelegenheit mit sich bringen wird, noch nachher reden.

Die Ursach, warum die Trojaner von Laurentum nicht weiter schifften, war, weil ihre Orakel hier in ihre Erfüllung giengen, welches ihnen durch verschiedene Wunderzeichen von den Göttern kundgethan wurde. Denn, als sie nach ihrer Landung Gezelte am Ufer aufgeschlagen hatten, und weil es der Gegend an Wasser fehlte, vom Durste vieles ausstehen musten, (ich erzähle die Sache so, wie ich sie selbst von den Einwohnern gehört habe,) so sahe man auf einmal eine solche Menge süßes Wasser aus der Erde hervor quillen, daß nicht nur die ganze Armee davon getränkt, sondern auch die ganze Gegend überflüssig mit Wasser versehen wurde, indem es von der Quelle in einem vollen Strom in die See herabfloß. Jetzt ist es nur ein geringes Wasser, das nicht mehr abfließt, sondern sich in einem hohlen Orte gesammelt hat. Es soll, wie die Einwohner mey-

meynen, der Sonne heilig seyn. Man zeigt auch bey demselben zween von den Trojanern erbaute Altäre, einen gegen Morgen, und den andern gegen Abend, auf welchen Aeneas zuerst den Göttern ein Dankopfer für das gegebne Wasser dargebracht haben soll. Als sie hiernächst auf der Erde ihr Frühstück zu sich nahmen, so legten viele von ihnen, der Reinlichkeit halber, ihr Essen auf Eppich, oder, wie andere sagen, auf die Rinden von Weizenbrodt. Da sie nun alles verzehrt hatten, und einige von ihnen noch zuletzt von dem untergelegten Eppich oder Rinden aßen, so sagte jemand, entweder, wie man gemeiniglich glaubt, einer von des Aeneas Söhnen, oder ein anderer aus eben dem Zelte: „Nun haben wir sogar unsere Tische aufgegessen!“ Diese Worte brachten sogleich die andern in Bewegung, indem nun keiner zweifelte, daß die erste Prophezeihung, welche ihnen gegeben war, jetzt erfüllet sey. Es hatte ihnen nämlich, wie einige wollen, das Orakel zu Dodona, nach andern aber, die Sibylle, eine Nymphe, die sich zu Erythra, nahe am Ida aufhielt, und sich mit Wahrsagen abgab, gesagt. „Sie sollten so lange immer gegen Abend schiffen, bis sie an einen Ort „kämen, wo sie ihre Tische verzehren würden. Sobald dieses geschehen wäre, sollten sie einem vierfüßigen Thiere nachgehen, und da, wo sich dasselbe vor „Müdigkeit niederlegen würde, eine Stadt erbauen.“ Dieses Orakel also fiel ihnen jetzt wieder ein. Aeneas ließ daher durch einige von seinen Leuten die Bildnisse der Götter aus den Schiffen an einen dazu bestimmten Ort bringen: andere errichteten ihnen Altäre, und die Weiber brachten darauf mit Frohlocken und Tän-

zen alles, was zum Opfer erfordert wurde, herbey. Sobald alles fertig war, ſtellte ſich Aeneas nebſt ſeinen Gefährten, mit Blumen bekränzt, um den Altar her. Unterdeß aber, daß ſie ihr Gebät verrichteten, riß ſich das Opferthier, (eine trächtige Sau, welche der Geburtszeit nahe war,) als die Prieſter ſie eben ſchlachten wollten, los, und entfloh von dem Meere zum Lande hinein. Gleich dachte Aeneas, daß dieſes das Thier ſey, von welchem ihnen das Orakel geſagt, daß ſie ihm nachgehen ſollten. Er verfolgte ſie alſo mit noch einigen andern, aber in einiger Entfernung, damit ſie ſich nämlich nicht, wenn man zu großen Lermen machte, von dem durch das Schickſal beſtimmten Weege abwenden möchte. Nachdem ſie ſich nun ungefähr vier und vierzig Stadien weit von dem Meere entfernt hatte, begab ſie ſich auf einen Hügel, wo ſie ſich aus Müdigkeit niederlegte. Aeneas zweifelte daher nicht, daß das Orakel jetzt erfüllet ſey. Da er aber ſahe, daß der Ort in einer ſchlechten Gegend und weit vom Meere, welches ſelbſt in dieſer Gegend nicht einmal zur Anfurth bequem war, belegen ſey, wurde er ſehr unſchlüſſig, ob er dem Orakel gehorchen und ſich an einem Orte, wo die Seinigen nichts als Mühſeligkeiten und Mangel an allen Gütern des Lebens zu erwarten hätten, niederlaſſen, oder ob er weiter gehen und ein beſſeres Land ſuchen ſollte. Indem er noch mit dieſen Gedanken beſchäftiget war, und ſich über die Götter beklagte, hörte er plötzlich, ohne jemand zu ſehen, aus dem nahgelegnen Walde eine Stimme, welche ihm befahl, an dieſem Orte zu bleiben, ſo bald als möglich eine Stadt daſelbſt zu erbauen, und ſich nicht durch die Unfruchtbarkeit der Gegend

ab-

abschrecken und bewegen zu lassen, die große Glückseligkeit, welche ihm sehr nahe bevorstünde, von sich zu stoßen. Denn es sey der Wille des Schicksals, daß er, von dieser Anfangs armen und kleinen Wohnung aus, sich mit der Zeit ein großes und sehr gutes Land erwerben, seine Nachkommen aber dereinst das gröste und dauerhafteste Reich besitzen sollten. Fürs erste also musten sich zwar die Trojaner mit diesem Aufenthalte begnügen; nach so viel Jahren aber, als die Sau Junge werfen würde, würde von seinen Nachkommen eine andre sehr reiche und große Stadt erbauet werden. Aeneas zweifelte nicht, daß diese Stimme göttlich sey, und gehorchte daher ihrem Befehl. Andere sagen, voller Bekümmerniß und ganz von Traurigkeit ermattet, sey er, ohne vorher wieder ins Lager zu gehen, oder Speise zu sich zu nehmen, so wie er war, an dem Orte, wo sich die Sau niedergelegt, die Nacht unter freyem Himmel geblieben. Im Schlaf sey ihm eine sehr wunderbare Gestalt von außerordentlicher Größe, gleich einem der Trojanischen Götter erschienen, und habe ihm das eben angeführte gesagt. Welches von diesen beyden wahr seyn mag, ist allein den Göttern bekannt.

Den folgenden Tag soll die Sau 30 Junge geworfen, und eben so viel Jahre nachher die Trojaner, dem Orakel gemäß, eine Stadt erbauet haben, wovon ich zu seiner Zeit weiter reden werde. Aeneas opferte darauf die Jungen mit ihrer Mutter seinen Göttern an dem Orte, wo jetzt die Hütte ist, welchen die Lavinienser für heilig halten, und keinem Fremden den Zutritt zu derselben verstatten. Als er dieses gethan hatte, ließ er

die Trojaner auf dem Hügel ihr Lager aufſchlagen, ſtellte die Bildniſſe der Götter an dem angeſehnſten Orte auf, und fieng alſobald mit dem gröſten Eifer an, die Stadt zu erbauen. Er nahm daher aus der umliegenden Gegend alles weg, was er zu Erbauung der Stadt nöthig hatte, welches aber die Einwohner am ungernesten ſich nehmen ließen, als Eiſen, Holz und die zum Ackerbau nöthigen Geräthſchaften. Dieſes wurde dem Könige des Landes, Latinus, der eben damals mit einem benachbarten Volke, den Rutulern, im Kriege begriffen, und ſchon in verſchiedenen Schlachten gegen ſie unglücklich geweſen war, berichtet und ſehr ſchrecklich vorgeſtellt. Seine ganze Seeküſte, ſagte man, würde durch ein ausländiſches Kriegesheer verwüſtet, und wofern er ihm nicht bald Einhalt thäte, ſo würde es mit ſeinem Kriege gegen die Rutuler ſchlecht ausſehen. Dieſe Nachricht ſetzte ihn in groſſes Schrecken. Er machte daher mit den Rutulern auf eine Zeitlang Waffenſtillſtand, und eilte mit einer groſſen Armee auf die Trojaner los. Als er aber ſahe, daß ſie auf griechiſche Weiſe bewaffnet waren, und ihn in ordentlichen Gliedern unerſchrocken erwarteten, ſo wagte er es nicht, ſich ſogleich mit ihnen einzulaſſen, weil er wohl merkte, daß ſie im erſten Anfall nicht zurückſchlagen würde, wie er doch gehoffet hatte, und deswegen auch mit groſſer Hitze auf ſie los marſchiert war. Er ſchlug daher auf einem Hügel ſein Lager auf, um die Seinigen, die durch den langen und ununterbrochenen Marſch ſehr ermüdet wären, ausruhen zu laſſen. Hier blieb er die Nacht, und war willens den folgenden Morgen in aller Frühe den Feind anzugreifen. Nachdem

er

er dieſen Entſchluß gefaßt, erſchien ihm einer der Götter des Landes im Traume, und befahl ihm, die Griechen in ſein Land aufzunehmen, weil ſowohl er ſelbſt, als das ganze Volk der Aboriginer ſehr große Vortheile von ihnen haben würden. Dem Aeneas erſchienen in derſelben Nacht ebenfals die Trojaniſchen Götter, und befahlen ihm, den Latinus zu bereden, daß er ihnen freywillig, in welcher Gegend des Landes er wollte, eine Wohnung einräumen, und die griechiſche Armee lieber zu Bundsgenoſſen als zu Feinden machen möchte. Sowohl dem Aeneas als dem Latinus verbot die Erſcheinung, zuerſt ein Treffen anzufangen.

Des folgenden Tages, als die Armeen in Schlachtordnung geſtellt waren, ſchickten die Anführer von beyden Seiten Herolde an einander ab, und baten ſich eine Unterredung aus, welche auch von beyden Theilen bewilliget wurde. Sobald ſie zuſammen gekommen waren, fieng Latinus zuerſt an, ſich gegen den Aeneas zu beſchweren, daß er ihm ſo unverſehens und ohne ihm vorher den Krieg anzukündigen ins Land gefallen wäre. Er verlangte von ihm zu wiſſen, wer er ſey, und in was für Abſicht er ſein Land verheere, da er doch wohl wiſſe, daß der angegriffene Theil nicht unterlaſſen würde, den Anfänger des Krieges mit Gewalt abzuwehren. Wenn er eine billige Forderung gehabt, ſo hätte er ſie ja mit Güte und ohne Zwang von den Einwohnern erhalten können; ſo aber habe er das allgemeine Völkerrecht übertreten, und es bringe ihm wenig Ehre, daß er mit Gewalt ſeine Forderung erzwingen wolle. Aeneas gab hierauf folgende Antwort: „Wir

„sind von Geschlecht Trojaner, und kommen aus einer „unter den Griechen sehr berühmten Stadt, die aber „von ihnen nach einem zehnjährigen Kriege erobert ist. „Wir sind deswegen allenthalben herum geirret, ohne „eine Stadt oder ein Land finden zu können, wo wir „ins künftige wohnen könnten. Auf Befehl der Götter „kommen wir hierher, und das Orakel sagt, daß dieses „das einzige Land sey, wo unser Herumirren ein Ende „haben würde. Ganz wieder unsere Neigung ist es ge„schehen, und bloß unsere unglücklichen Umstände ha„ben uns dazu gezwungen, daß wir uns unsere Bedürf„nisse auf eine Art, die braven Leuten nicht anstehet, „verschaffet haben. Wir sind aber bereit, euch das an„gethane Unrecht durch viele gute Dienste zu ersetzen: „brauchet uns nach eurem Gefallen. Wir sind durch „Arbeit abgehärtet und zu Gefahren gewöhnt, und sind „daher bereit, nicht nur euer Land vor der Verheerung „der Feinde zu beschützen, sondern euch auch bey euren „Eroberungen in dem ihrigen den treuesten Beystand zu „leisten. Wegen des Geschehenen aber beschwören wir „euch, nicht länger ungehalten zu seyn, sondern zu be„denken, daß wir es nicht in der Absicht euch zu belei„digen, sondern durch die Noht gezwungen, gethan ha„ben. Denn alles, was unfreywillig geschiehet, ver„dient Verzeihung. Wir hoffen also, daß ihr uns, die „wir unsere Zuflucht zu euch nehmen, nicht feindlich „begegnen werdet. Wiedrigenfalls aber werden wir „die Götter dieses Landes anflehen, uns alles, was wir „gezwungen thun werden, nicht zuzurechnen, und uns „mit aller Macht gegen euch, als die Anfänger des „Krieges, vertheidigen. Denn dieser Krieg gegen euch

„wird

„wird weder der erste noch der gefährlichste seyn, den „wir führen.“ Latinus erwiederte hierauf: „Ich bin „nicht nur den Griechen besonders sehr gewogen, son„dern habe auch überhaupt gegen jedermann, der sich in „Unglück und Noth befindet, Mitleiden. Es würde „mir daher nichts angelegener seyn, als für euch zu sor„gen, wenn ich gewiß wüste, daß ihr bloß der Woh„nung halber hierher gekommen wäret, daß ihr mit ei„nem Theil des Landes zufrieden seyn, und euch darinn „als Freunde gegen uns verhalten würdet, und nicht „vielmehr die Absicht hättet, mich meines Reichs zu „berauben. Redet ihr aber die Wahrheit, so lasset uns „ein Bündniß schließen, und es, damit wir uns sicher „darauf verlassen können, von beyden Seiten durch ei„nen Eid bekräftigen.“ Aeneas war hiermit sehr wohl zufrieden. Der Eid wurde also von beyden Seiten abgelegt, und das Bündniß auf folgende Bedingungen geschlossen: die Aboriginer sollten den Trojanern so viel Land, als sie verlangten, nehmlich ungefähr vierzig Stadien breit um den Hügel einräumen. Dagegen sollten die Trojaner nicht nur im gegenwärtigen Kriege, sondern so oft man ihre Hülfe nöthig haben würde, den Aboriginern beystehen. Ueberhaupt aber sollten beyde Völker einander in allen Stücken mit Rath und That behülflich seyn.

Nachdem sie diesen Vertrag geschlossen, und einander zu mehrerer Sicherheit ihre Kinder zum Unterpfande gegeben hatten, so griffen sie mit vereinigter Macht die Rutuler an. In kurzer Zeit bezwungen sie das ganze Volk; worauf sie denn gemeinschaftlich mit gleichem Eifer die noch unvollendete Stadt der Trojaner

ganz

ganz aufbaueten und befestigten. Diese neue Stadt nannte Aeneas Lavinium, und zwar, wie die Römer wollen, nach der Tochter des Latinus, Lavina; nach einigen griechischen Mythologisten aber, nach der Tochter des delischen Königes Anius, die auch Lavinia geheißen; weil diese, wie sie sagen, die erste Person gewesen, welche während der Erbauung der Stadt gestorben, und auch daselbst begraben sey. Diese Lavinia soll Aeneas, weil sie die Gabe zukünftige Dinge vorher zu sagen, und dabey eine große Weisheit besessen, sich von ihrem Vater ausgebeten, und auf dessen Erlaubniß als eine Gesellschafterinn seiner Reisen mitgenommen haben. Bey der Erbauung der Stadt Lavinium haben die Trojaner, wie man sagt, folgende Wunderzeichen gesehen. In einem Walde brach von selbst eine Flamme aus. Hierauf trug ein Wolf trockenes Holz mit den Zähnen herbey und warf es ins Feuer. Alsobald kam ein Adler geflogen, und wehete mit seinen Flügeln die Flamme an. Ein Fuchs aber widersetzte sich ihnen, indem er das Feuer mit seinem Schwanze, den er in einem Flusse naß gemacht, auszulöschen suchte. Bald behielt die eine, bald wieder die andere Parthey die Oberhand. Endlich aber siegten doch der Wolf und der Adler, und der Fuchs muste unverrichteter Sache davon laufen. Als Aeneas dieses sahe, so sagte er, seine Colonie würde zu einer bewundernswürdigen Größe anwachsen und den höchsten Ruhm erlangen, allein ihre Nachbaren würden sie deswegen beneiden und hassen; demungeachtet aber würde sie doch alle ihre Feinde überwinden, und mit Hülfe der Götter sich über den Neid der Menschen empor schwingen.

gen. Solche Wunderzeichen also sollen das künftige glückliche Schicksal der Stadt vorher verkündiget haben. Zum Andenken dieser Begebenheit wurden auf dem Markte zu Lavinium erzene Bildnisse dieser Thiere aufgestellt, die aus dieser alten Zeit noch jetzo übrig sind.

Als die Stadt der Trojaner fertig war, ließen sich alle nichts eifriger angelegen seyn, als wie sie einander durch gegenseitige Gefälligkeiten verbinden wollten. Die Könige selbst machten den Anfang, durch Heirathen allen Unterschied unter den Landeseinwohnern und den Neuangekommenen aufzuheben; indem Latinus seine Tochter Lavinia dem Aeneas zur Gemahlinn gab. Bald folgten auch die Unterthanen ihrem Beyspiel mit gleichem Eifer nach. Sie nahmen in kurzer Zeit Gewohnheiten, Gesetze und Gottesdienst von einander an, vereinigten sich durch Verheirathungen, und wechselseitige Mittheilung des Bürgerrechts, bekamen nach dem Könige der Aboriginer den gemeinschaftlichen Namen Lateiner, und hielten das geschlossene Bündniß so fest und unverletzt, daß in der ganzen langen Zeit nachher niemals einige Trennungen unter ihnen entstanden sind.

Jetzt will ich die Völker, von denen die Römer abstammen, und die sich vor der Erbauung der Stadt Rom zusammen vereiniget haben, noch einmal kürzlich wiederholen. Sie sind folgende. Erstlich die Aboriginer, von denen die Sicilianer aus Italien vertrieben wurden, ein altes griechisches Volk aus dem Peloponnes, und wie ich dafür halte, ein Theil derer, die mit dem Oenotrus Arkadien verlassen haben. Zweytens die

Pe-

Pelasger, welche aus dem jetzigen Thessalien, das damals Hämonien hieß, gekommen sind. Drittens die Arkadier, welche sich mit dem Evander aus Palantium nach Italien begaben. Viertens ein Theil der Peloponnesier, welche an dem Feldzuge des Herkules Theil hatten, nehmlich die Epeer und Pheneater, worunter sich auch einige Trojaner befanden. Endlich fünftens die Trojaner, welche unter Anführung des Aeneas aus Ilium, Dardanum und andern Trojanischen Städten entflohen waren.

Daß aber auch die Trojaner, so gut als irgend ein anderes Volk Griechen gewesen, und in alten Zeiten aus dem Peloponnes gekommen sind, das bezeugen zwar genug andere alte Geschichtschreiber; doch will ich es auch mit wenigem zeigen. Atlas war der erste König in dem jetzigen Arkadien, und hatte die Gegend um den Berg Kaukasus inne. Dieser hatte sieben Töchter, die jetzt unter die Gestirne gezählt, und die Plejaden genannt werden. Mit einer derselben, der Elektra, zeugte Jupiter den Jasus und Dardanus. Jasus blieb unverheirathet, Dardanus aber nahm die Tochter des Palas, Chryse, zur Gemahlinn, mit welcher er den Idäus und Dimas zeugte, die Anfangs als Nachfolger des Atlas in Arkadien regierten. Unter ihrer Regierung entstand eine große Ueberschwemmung in Arkadien, welche die Felder, wegen des zurückbleibenden Wassers sumpfigt und zum Ackerbau unbrauchbar machte. Die Einwohner begaben sich deßwegen auf die Berge; weil sie sich aber daselbst sehr kümmerlich nähren musten, und wohl vorher sahen, daß das wenige gute Land nicht hinreichen würde, allen Nahrung

rung zu verſchaffen, ſo theilten ſie ſich in zween Theile: der eine davon blieb unter der Regierung des Dimas, des Dardanus Sohns, in Arkadien zurück; die übrigen aber, welche eine große Menge ausmachten, ſchifften an den Europäiſchen Küſten hinaus, und landeten in dem Melaniſchen Meerbuſen an einer Thraciſchen Inſel, wovon ich nicht gewiß ſagen kann, ob ſie ſchon vorher bewohnt geweſen. Dieſer Inſel gaben ſie den zuſammengeſezten Namen Samothracien, nehmlich von dem Lande Thracien, wozu ſie gehörte, und von dem erſten Anbauer derſelben, Samon, einem Sohn des Merkurs von der Cylleniſchen Nymphe Rhene. Hier blieben ſie aber nicht lange, weil ſie kaum den nöthigen Lebensunterhalt fanden, und zugleich mit einem unfruchtbaren Lande und einer ſtürmiſchen See zu kämpfen hatten. Sie ließen daher nur einige wenige in der Inſel zurück, und ſchifften unter Anführung des Dardanus nach Aſien über; denn Jaſus war in der Inſel vom Blitz erſchlagen; weil er unheilige Abſichten gegen die Keuſchheit der Ceres gehabt hatte. Sie ſtiegen an der Küſte des Helleſponts ans Land, und ließen ſich in dem nachher ſogenannten Phrygien nieder. Idäus, des Dardanus Sohn, begab ſich mit einem Theil des Volks auf die Berge, die jezt nach ihm die Idäiſchen genannt werden, hier bauete er der Mutter der Göttin einen Tempel, und ordnete ihr den geheimen Gottesdienſt an, der noch jezt in ganz Phrygien beobachtet wird. Dardanus aber erbauete eine Stadt nach ſeinem Namen in dem Lande, das jezt Troas heißet, welches ihm der König Teucer, von dem es damals Teucris benannt wurde, einräumte.

Von

Von diesem Teucer sagen Phanodemus, der Verfasser der Attischen Alterthümer, und viele andere, er sey aus Attika, wo er Vorsteher des Tyreäischen Districts gewesen, nach Asien gekommen, und führen viele Beweise zu Bestätigung dieser Sache an. Weil Teucer ein großes und fruchtbares Land besaß, so war ihm die Ankunft des Dardanus mit seinen Griechen sehr erwünscht, denn er hoffte theils sich ihrer Hülfe im Kriege gegen die Barbaren zu bedienen, theils durch sie sein Land besser zu bevölkern.

Hier ist der Ort, von den Vorfahren des Aeneas zu reden. Ich will sie daher ganz kürzlich anzeigen. Dardanus heirathete nach dem Tode der Chryse, der Tochter des Palas, von welcher er seine ersten Kinder hatte, die Batea, des Teucers Tochter. Mit dieser zeugte er den Erichthonius, welcher das besondere Glück hatte, daß er seinem Vater und Großvater von mütterlicher Seite zugleich in der Regierung nachfolgete. Des Erichthonius und der Kallirrhoe, des Skamanders Tochter, Sohn war Tros, von welchem das Volk den Namen führt. Tros zeugte mit der Akalis, des Eumedes Tochter, den Assarakus. Dieser mit der Klytodara, des Leomedons Tochter, den Kapys. Kapys mit der Nymphe Nais den Anchises. Und Anchises mit der Venus den Aeneas. Aus dem, was ich gesagt habe, erhellet also, daß die Trojaner ein ursprünglich griechisches Volk gewesen sind.

Wegen der Zeit, in welcher Lavinium erbauet worden, stimmen die Geschichtschreiber nicht mit einander überein. Mir scheint die Meynung derer am wahrscheinlichsten, die sie in das zweyte Jahr nach dem

Abzuge aus Troja setzen. Denn Ilium wurde nach der Zeitrechnung der Athenienser, am Ende des Sommers 17 Tage vor der Sonnenwende, 8 Tage vor dem Ende des Monats Thargelion von den Griechen eingenommen; so daß vom diesem Jahre nach der Sonnenwende noch 20 Tage übrig waren. Die 35 Tage nach der Einnahme der Stadt haben, meiner Meynung nach, die Griechen damit zugebracht, Anordnungen wegen der Stadt zu machen, die Gesandten der entwichenen Trojaner anzuhören, und das Bündniß mit ihnen zu schließen. Im folgenden Jahre, als dem ersten nach der Eroberung der Stadt, schifften die Trojaner um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche über den Hellespont nach Thracien, woselbst sie den Winter über blieben, die Flüchtlinge, die sich noch zu ihnen sammelten, aufnahmen, und zur Fortsetzung ihrer Reise Anstalt machten. Im Anfange des Frühlings schifften sie aus Thracien ab, und kamen gegen das Ende des Jahres nach Sicilien, wo sie den zweyten Winter zubrachten, und unter der Zeit den Elymern Städte erbauten. Sobald das Meer schiffbar wurde, fuhren sie von da übers Tyrrhenische Meer, und kamen endlich um die Mitte des Sommers nach Laurentum an der Küste der Aboriginer. Und hier erbauten sie in dem Lande, welches ihnen Latinus abgetreten hatte, die Stadt Lavinium, am Ende des zweyten Jahres nach der Eroberung von Troja. Dieses ist meine Meynung von dieser Sache.

Nachdem Aeneas die Stadt vollendet und sie mit Tempeln und andern Gebäuden, die gröstentheils zu meiner Zeit noch übrig waren, hinlänglich ausgeziert

hatte, regierte er das dritte Jahr nach ſeiner Abreiſe von Ilium bloß über die Trojaner. Im vierten aber machte ihn der Tod des Latinus auch zum Herren über die Lateiner, theils weil ihm ſeine Gemahlinn Lavinia, als die einzige Erbinn ihres Vaters, das nächſte Recht zur Krone gab, theils weil er eben damals die Lateiner im Kriege gegen ihre Nachbarn commandirte. Die Rutuler nehmlich hatten ſich wieder von dem Latinus los geriſſen, und den Turnus, einen Vetter der Gemahlinn des Latinus, Amata, zu ihrem Anführer gemacht. Dieſer Turnus hatte ſich aus Verdruß, daß der Latinus ihn als ſeinen Anverwandten übergangen und einen Fremden zum Schwiegerſohn gemacht hatte, zugleich auch auf Anſtiften der Amata einen Anhang gemacht, und war mit einem Theil der Truppen, den er commandirte, zu den Rutulern übergegangen. Dieſe Zwiſtigkeiten alſo waren der Anlaß zu einem neuen Kriege. Es kam zu einem ſehr hitzigen Treffen, in welchem eine Menge Leute und unter andern auch Latinus und Turnus auf dem Platze blieben. Aeneas erfocht mit den Seinigen den Sieg, und folgte darauf ſeinem Schwiegervater in der Regierung nach. Er genoß dieſelbe aber nicht länger als bis ins vierte Jahr nach des Latinus Tode; da er in einem Treffen gegen die Rutuler ums Leben kam. Denn alle Städte dieſes Volks und mit ihnen der Tyrrhener König Mezentius, der es mit Verdruß anſahe, daß die Macht der Lateiner täglich größer wurde, und ſchon wegen ſeines eigenen Landes bange war, hatten ihn mit vereinigten Kräften angegriffen. Es kam darauf zu einem ſehr hitzigen Treffen, in welchem von beyden Seiten viele Leute umka-

kamen, bis sie endlich durch die Nacht aus einander gebracht wurden. Des folgenden Tages konnte man den Aeneas nirgends finden. Einige muthmaßeten daher, er sey unter die Götter aufgenommen; andere aber, er sey in dem Flusse, an welchem die Schlacht vorfiel, umgekommen. Die Lateiner bauten ihm darauf eine Kapelle mit der Aufschrift: Dem Vater und Gotte des Landes, der den Strom des Flusses Numicius regiert. Einige aber sagen, Aeneas selbst habe diese Kapelle dem Anchises, der ein Jahr vor diesem Kriege gestorben, erbauet. Der Grabhügel ist nicht groß und mit Alleen von Bäumen umgeben, die einen sehr angenehmen Anblick machen.

Dem Aeneas folgte nach seinem Tode, höchstens im siebenden Jahre nach der Eroberung von Troja, Euryleon, der auf der Flucht den Namen Askanius bekommen hatte, in der Regierung über die Lateiner nach. Um diese Zeit wurden die Trojaner in Lavinium belagert, und die Macht der Feinde erhielt täglich neuen Zuwachs. Die Lateiner aber waren nicht im Stande, den Belagerten zu helfen. Askanius versuchte daher anfangs die Feinde zu bewegen, auf billige Bedingungen Friede zu machen. Weil er aber nichts ausrichtete, so sah er sich endlich genöthigt, es dem Gutdünken der Feinde zu überlassen, auf was für Bedingungen sie dem Kriege ein Ende machen wollten. Allein Mezentius begegnete ihnen nicht anders, als wenn sie seine Sklaven gewesen wären, und verlangte, außer den vielen andern sehr harten Bedingungen, die er ihnen vorschrieb, daß sie allen Wein, der in ihrem Lande wüchse, den Tyrrheniern überliefern sollten. Dieses schien

ihnen gar zu unausstehlich. Sie erklärten daher, auf Anrathen des Askanius, öffentlich, daß alle Früchte des Weinstocks künftig dem Jupiter heilig seyn sollten. Hierauf sprachen sie sich unter einander Muth ein, riefen die Götter an, ihnen beyzustehen, und thaten darauf in einer finstern Nacht, auf die zunächst bey der Stadt belegene Schanze der Feinde einen Ausfall. Diese diente der ganzen Armee zur Schutzwehr, war an einem sichern Orte angelegt, und hatte die auserlesenste junge Mannschaft der Tyrrhener, welche des Mezentius Sohn, Lausus, commandirte, zur Besatzung. Weil sie aber ganz unvermuthet von den Trojanern überfallen wurden, so waren sie nicht im Stande denselben einigen Wiederstand zu thun. Die Trojaner bemächtigten sich daher der Schanze in der ersten Hitze. Sobald die andern, die in der Ebne ihr Lager hatten, es auf einmal ganz helle werden sahen * und das Geschrey der Sterbenden hörten, entflohen sie auf die Berge. Alles gerieth, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn eine Armee in der Nacht überfallen wird, in Verwirrung und Schrecken; jeder glaubte, der Feind wäre schon hinter ihm, und suchte daher, ohne einige Ordnung zu beobachten, sein Leben zu retten. Die Latciner hingegen, sobald sie der Schanze sich bemächtiget hatten, und die Unordnung der Feinde gewahr wurden, setzten ihnen tapfer zu und machten alles, was ihnen vorkam, nieder. Die Feinde waren so weit entfernt, ihnen einigen Wiederstand zu thun, daß sie vor Schrecken selbst nicht einmal wusten, was sie machten; so daß sie sich in der Verwirrung theils vom Felsen herabstürzten, und

* Nehmlich durch die Fackeln der Trojaner.

und so ums Leben kamen, theils in hohlen Klüften, wo sie nicht wieder heraus finden konnten, den Lateinern in die Hände geriethen. Die mehrsten aber brachten sich unter einander selbst ums Leben, weil sie sich im Dunkeln nicht erkannten, und sich für Feinde ansahen. Mezentius hatte unterdessen mit einer geringen Anzahl einen Hügel besetzt. Als er aber das Schicksal seines Sohnes und die große Niederlage der übrigen Armee vernahm, und zugleich wohl einsahe, daß er sich auf seinem Hügel nicht lange würde halten können, so wuste er keinen andern Rath, als Gesandten an die Lavinienser abzuschicken, und ihnen Friedensvorschläge zu thun. Askanius gab den Lateinern den Rath, sich ihres Glückes mit Mäßigung zu bedienen. Sie schlossen daher ein Bündniß mit ihm, und ließen ihn mit dem noch übrigen Theile seiner Armee in Sicherheit abziehen. Von dieser Zeit an lebte Mezentius mit den Lateinern beständig in dem besten Verständniß.

Im 30sten Jahre nach der Erbauung Laviniums legte Askanius, wie das Orakel dem Aeneas vorher gesagt hatte, eine andere Stadt an, in welche er, außer den Einwohnern von Lavinium, auch andere Lateiner, die gerne an einem besseren Orte wohnen wollten, aufnahm. Er gab ihr den Namen Alba, welches so viel heißt, als die Weisse. Zum Unterschiede aber von einer andern Stadt, die auch Alba hieß, nannte man sie mit einem zusammen gesetzten Namen, Alba longa, oder die lange weiße. Jetzt ist sie nicht mehr übrig. Denn unter dem Römischen Könige Tullus Hostilius wurde sie von ihrer Colonie den Römern, weil sie ihnen die Oberherrschaft streitig ma-

chen wollte, zerstört, und ihre Einwohner in die Stadt Rom aufgenommen. Doch dieses geschahe in spätern Zeiten. Sie wurde in der Mitte zwischen einem See und einem Berge angelegt, welche ihr gleichsam zur Mauer dienten, und machten, daß sie nicht leicht erobert werden konnte, denn der Berg ist sehr steil und hoch, der See aber groß und tief, und kann nach Belieben der Einwohner über das Feld abgelassen werden. Die Felder, welche unter der Stadt belegen sind, geben die allerschönste Aussicht, und bringen eine Menge Früchte aller Art, die keinen andern in ganz Italien an Güte nachgeben, hervor; besonders aber den schönen und lieblichen albanischen Wein, der alle andern, außer dem Falernischen, übertrift.

Bey der Erbauung dieser Stadt soll sich ein großes Wunder ereignet haben. Als nehmlich der Tempel mit seinem innern Heiligthum für die Bildnisse der Götter, die Aeneas mit sich aus Troja gebracht, und zu Lavinium aufgestellt hatte, fertig war, so brachte man dieselben aus dem Tempel zu Lavinium hierher. Die Nacht darauf aber hatten sie, obgleich die Thüren verschlossen waren, und man weder an den Mauren noch sonst wo das geringste beschädigt fand, ihren neuen Aufenthalt verlassen, und sich wieder auf ihre alten Postemente gestellt. Man holte sie zwar unter Gebät und nach angestellten Versöhnopfern wieder aus Lavinium herbey; allein sie kehrten demungeachtet wieder an denselben Ort zurück. Hierüber wurden nun die Albaner eine Zeitlang ganz unschlüssig, was sie anfangen sollten, indem sie weder ohne ihre väterlichen Götter wohnen, noch in die einmal verlassene Stadt wieder zurückkeh-

kehren mochten. Endlich fanden sie für beydes Rath. Sie beschlossen nehmlich, die Bildnisse der Götter an ihrem Orte zu lassen, und eine gewisse Anzahl Einwohner aus Alba nach Lavinium zurückzuschicken, um den Gottesdienst derselben zu besorgen. Es wurden also sechs hundert Leute zu dieser Absicht ausgesucht, die mit ihren ganzen Familien, unter Anführung des Aegestus, nach Lavinium wieder zurück giengen. Diese Götter nennen die Römer Penates; welches im Griechischen durch väterliche Götter, Familiengötter, Hausgötter, Götter der Güter, oder Götter des Heiligthums übersetzt wird. Diese verschiedenen Benennungen scheinen ihnen alle wegen gewisser besondern Eigenschaften oder Verrichtungen beygelegt zu seyn, und wenn gleich nicht völlig, doch ungefähr einerley zu bedeuten; von der Figur und Beschaffenheit der Götter, die in dem Heiligthum des Tempels zu Lavinium aufbewahret wurden, sagt der Geschichtschreiber Timäus, sie hätten Herolds Stäbe getragen, und wären theils aus Erz und Eisen, theils aus Trojanischer Töpfererde gemacht gewesen; und dieses will er von den Einwohnern selbst gehört haben. Ich halte dafür, daß es nicht erlaubt ist, von solchen Dingen, die nicht jedermann sehen, oder von denen, die sie gesehen haben, ohne eine Gottlosigkeit zu begehen, erfahren darf, zu reden, und bin sehr unzufrieden mit denen, welche mehr untersuchen und wissen wollen, als ihnen die Gesetze erlauben. Was ich aber selbst gesehen habe, und, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, wieder erzählen kann, ist folgendes.

Man zeigt zu Rom, nicht weit vom Markte, an dem kürzesten Wege nach den sogenannten Karinen * an einem niedrig gelegenen Orte, welcher Subolivis, oder unter den Oelbäumen, genannt wird, einen kleinen finstern Tempel. In diesem befinden sich Bildnisse der Trojanischen Götter, die von jedermann gesehen werden können, mit der Ueberschrift: Denas, welches so viel bedeutet, als Penates; denn ich glaube, die Alten haben das P, vor Erfindung dieses Buchstabens, durch D ausgedrücket. Sie sind von sehr alter Arbeit, und stellen zween sitzende Jünglinge vor, die Lanzen in den Händen haben. Ich habe noch überdem in vielen andern alten Tempeln Bildnisse dieser Götter gesehen, und allenthalben waren es zween Jünglinge in Kriegesrüstung. Dieses darf jedermann sehen, und auch die Berichte des Kallistratus, der eine Samothracische Geschichte geschrieben, des Satyrus, der die alten Fabeln gesammelt, und (vieler andern nicht zu gedenken,) des allerältesten Dichters, davon wir wissen, des Aratinus, davon anhören und aufschreiben. Diese sagen folgendes: Als die Chryse, des Palas Tochter, an den Dardanus verheirathet wurde, brachte sie ihm die Palladia, und die Bildnisse der großen Götter zum Brautschatz mit, die ihr die Minerva geschenkt hatte, und in deren geheimen Gottesdienste sie unterrichtet war. Da aber die Arkadier wegen der Ueberschwemmung den Peloponnes verließen, und nach der Thracischen Insel übergiengen, so erbaute hieselbst Dar-

* So hießen gewisse Gebäude zu Rom, die wie Schiffe gebauet waren.

Dardanus diesen Göttern, deren eigentliche Namen er vor andern geheim hielt, einen Tempel, und ordnete ihnen den geheimen Gottesdienst an, der noch jetzt in Samothracien gebräuchlich ist. Als er aber nachher mit dem grösten Theile des Volkes nach Asien überschiffte, ließ er denen, die in der Insel blieben, nichts als den Gottesdienst zurück. Die Palladia aber und die Bildnisse der Götter nahm er mit weg. Er frug hierauf das Orakel wegen seines künftigen Aufenthalts um Rath, und erhielt von demselben, außer andern Anweisungen, auch besonders wegen der Aufbewahrung der Götter folgende Antwort. „In der Stadt, die ihr er„bauen werdet, sollt ihr den Göttern einen ewigen Got„tesdienst anordnen, und sie durch Schutz, Opfer und „Chöre verehren. Denn so lange diesen Geschenken der „Tochter des Jupiters von euch die gebührende Ehre „erwiesen wird, soll eure Stadt durch keine Feinde zer„stört werden, sondern ewig fortdauren." Dardanus hinterließ also die Bildnisse in der Stadt, die er angelegt, und nach seinem Namen benannt hatte. Als aber nachher Ilium erbauet wurde, so brachten sie seine Nachkommen dahin. Die Trojaner bauten ihnen auf ihrem Schlosse einen Tempel und Heiligthum, und bewahrten sie als ein göttliches Geschenk mit aller möglichen Sorgfalt, in der Meynung, daß die ganze Wohlfahrt der Stadt auf ihnen beruhe. Da aber nachher die untere Stadt von den Griechen erobert war, so nahm Aeneas, der sich auf das Schloß begeben hatte, die Bildnisse der großen Götter und das noch übrige Palladium, (denn das andere hatten Ulyß und Diomedes heimlich bey Nacht aus Ilium weggenommen)

aus dem Heiligthum mit sich fort, und brachte sie nachher nach Italien. Aratinus sagt, Jupiter habe dem Dardanus nur ein Palladium geschenkt, welches in Ilium bis zu der Einnahme der Stadt in einem heiligen geheimen Orte verwahret worden. Nach dessen Modell aber habe man ein anderes, das ganz genau mit dem Urbilde übereingestimmet, verfertiget, und es an einem öffentlichen Orte aufgestellt, um dadurch diejenigen, welche es etwa wegnehmen wollten, zu hintergehen. Dieses hätten die Griechen weggenommen. Ich nehme also mit den besagten Geschichtschreibern an, daß die Götter, welche Aeneas nach Italien gebracht, nichts anders sind, als die Bildnisse der großen Götter, deren geheimer Gottesdienst unter den Griechen, vornehmlich bey den Samothraciern gebräuchlich ist, nebst dem durch die Dichter so berühmt gewordenen Palladium, welches, wie man sagt, die heiligen Jungfrauen in dem Tempel der Vesta, wo auch das ewige Feuer unterhalten wird, aufbewahren. Ich werde nachher noch umständlicher von diesen Sachen reden, von denen aber uns Ungeweiheten noch wohl manches verborgen seyn mag. Dieses mag von den Trojanischen Göttern genug seyn.

Askanius starb im 38sten Jahre seiner Regierung. Sein Nachfolger war sein Bruder Silvius, den die Lavinia erst nach dem Tode des Aeneas gebohren hatte. Dieser soll in einem Walde unter den Hirten auferzogen seyn. Denn als Askanius zur Regierung kam, so befürchtete die Lavinia, die eben schwanger war, er möchte ihr, als seiner Stiefmutter, übel begegnen. Sie vertraute sich daher einem gewissen

Tyr-

Tyrrhus, einem Vorgesetzten der Königlichen Säuhirten, von dem sie wuste, daß er bey dem Latinus vorzüglich in Gnaden gestanden hatte, an. Dieser brachte sie, als ein gemeines Weib, in einem einsamen Walde in eine Hütte, wo er sie unterhielt, und dafür sorgte, daß keiner, der sie kannte, sie zu sehen bekam. Den Sohn, mit welchem sie nieder kam, zog er auf und nannte ihn, weil er im Walde gebohren war, Silvius. Nach einiger Zeit stellten die Lateiner starke Nachsuchung wegen der Lavinia an, und gaben dem Askanius schuld, daß er sie umgebracht habe. Dieses bewog den Tyrrhus, die ganze Sache dem Volke zu entdecken, und sie mit ihrem Sohn aus dem Walde zum Vorschein zu bringen. Auf diese Weise bekam Silvius seinen Namen, welchen nachher alle seine Nachfolger geführt haben. Die Regierung aber wurde ihm durch den ältesten Sohn des Askanius, Julus, welcher ein näheres Recht zur Nachfolge zu haben glaubte, streitig gemacht. Das Volk entschied diesen Streit zum Vortheil des Silvius, und das außer andern Ursachen vorzüglich deßwegen, weil seine Mutter eigentlich die rechtmäßige Erbinn des Reiches war. Julus wurde dafür mit dem Priesterthum beehrt, eine Würde, in welcher er ohne Furcht und Sorgen leben konnte, und es also besser hatte, als wenn er König geworden wäre. Seine Nachkommen, die von ihm Julier genannt worden, haben nachher beständig diese Würde bekleidet. Diese Familie ist die allergröste und vornehmste von allen, die ich kenne, und hat die allervortrefflichsten Feldherren, deren große Eigenschaften dem Adel ihres Geschlechts gemäß sind, hervorgebracht. An einem andern Orte werde ich weiter von ihnen reden. Sil-

Silvius regierte 29 Jahr. Sein Sohn und Nachfolger Aeneas 31 Jahr. Nach ihm Latinus 51 Jahr. Alba 39 Jahr. Kapätus 26 Jahr. Kapys 28 Jahr. Kalpetus 13 Jahr. Tiberinus 18 Jahr. Dieser Tiberinus soll in einem Treffen neben dem Flusse Albula umgekommen seyn, und weil sein Leichnam von dem Strome fortgeschwemmet worden, soll der Fluß von ihm den Namen Tiber bekommen haben. Des Tiberinus Nachfolger Agrippa regierte 41 Jahr. Alladius, ein Tyrann, der Göttern und Menschen verhaßt war, 19 Jahr. Er suchte voll Verachtung der Götter den Blitz und Donner nachzumachen, und dadurch gleich einem Gott die Menschen zu erschrecken. Als aber endlich einmal ein entsetzliches Gewitter entstand, schlugen die wirklichen Blitze in seinen Pallast, und der See, an welchem er wohnte, schwoll von starkem Platzregen so außerordentlich auf, daß er mit seinem ganzen Hause weggeschwemmt wurde, und so ums Leben kam. Noch jetzt kann man, wenn der See zurücktritt und stille ist, Trümmern von alten Gebäuden in demselben entdecken. Sein Nachfolger Aventinus, von dem einer der sieben Hügel, auf welchen Rom erbauet ist, den Namen bekommen hat, regierte 37 Jahr. Procas 23 Jahr. Und endlich Amulius, welcher sich unrechtmäßiger Weise des Reichs, das seinem ältern Bruder Numitor zukam, bemächtigte, 42 Jahr. Dieser wurde von dem Romulus und Remus, den Söhnen einer Vestalischen Jungfrau, wie ich bald erzählen werde, ums Leben gebracht. Nach seinem Tode gelangte daher Numitor, der Großvater dieser beyden Jünglinge von mütterlicher Seite, dem das Reich von Rechtswegen zukam, zur

Re-

Regierung. Im andern Jahre der Regierung Numitors, als dem 432sten nach der Eroberung von Troja, schickten die Albaner unter Anführung des Romulus und Remus eine Colonie ab, welche die Stadt Rom erbaute. Dieses geschah im ersten Jahre der 7ten Olympiade, in welcher der Mesenier Daikles im Wettlauf den Preis erhielt, welches zugleich das erste Jahr der zehnjährigen Regierung des Athenienſischen Archonten Charops war.

Da man aber wegen der Zeit der Erbauung der Stadt Rom und wegen der Erbauer selbst, sehr uneins ist, so halte ich es nicht für genug die Sache als allgemein zugestanden, ohne weitere Untersuchung, bloß obenhin anzuzeigen. Kephalon aus Gergithium, ein sehr alter Geschichtschreiber, sagt, die Stadt sey im zweyten Menschenalter nach dem Trojanischen Kriege, von denen, die sich mit dem Aeneas aus Ilium gerettet hätten, erbauet worden. Der Erbauer derselben aber sey der Anführer der Colonie, Romus, einer der Söhne des Aeneas, gewesen. Denn Aeneas habe vier Söhne gehabt, den Askanius, Euryleon, Romulus und Romus. Hiermit stimmen Demagoras, Agathyllus und viele andere, sowohl was die Zeit als den Anführer der Colonie betrift, überein. Der Geschichtschreiber aber, welcher von den Priesterinnen in Argos, und von dem, was sich während ihrer Priesterschaft zugetragen, geschrieben hat, sagt, Aeneas sey mit dem Ulyß von Moloß nach Italien gekommen, habe daselbst die Stadt erbauet, und ihr nach einer gewissen Trojanerinn den Namen Rom gegeben. Diese Trojanerinn, sagt er, habe, weil sie des beständigen

Her-

Herumirrens überdrüssig gewesen, den andern Weibern angegeben, mit ihr die Schiffe in Brand zu stecken. Eben dieses sagen Damastes von Sigäum und einige andere. Der Weltweise Aristoteles schreibt, einige von den Griechen wären auf ihrer Rückkehr von Troja, nachdem sie um Malea herumgeschifft, durch einen sehr heftigen Sturm eine Zeitlang weit auf dem Meere zumher getrieben worden; endlich aber hätten sie an der Küste von Latium, einer Gegend im Opischen Gebiete, am Tyrrhenischen Meere gelandet. Voller Freude, daß sie endlich wieder Land gesehen, hätten sie ihre Schiffe ans Ufer gezogen, und wären den Winter über da geblieben; unterdessen hätten sie Anstalt gemacht, mit Anfang des Frühlings weiter zu schiffen. Weil ihnen aber einst in der Nacht die Schiffe in Brand gerathen, so hätten sie sich wieder ihren Vorsatz genöthiget gesehen, sich da, wohin sie verschlagen waren, niederzulassen. An dieser Feuersbrunst wären ihre gefangenen Trojanerinnen schuld gewesen, weil sie befürchtet hätten, daß sie die Griechen, wenn sie in ihr Vaterland zurück kämen, zu Sklavinnen machen würden. Kallias, der die Geschichte des Agathokles geschrieben hat, sagt, Latinus, der Aboriginer König habe eine gewisse Trojanerinn, Namens Roma, die zugleich mit den andern Trojanern nach Italien gekommen, zur Gemahlinn genommen, und mit ihr zween Söhne, den Remus und Romulus, gezeuget. Diese hätten eine Stadt erbauet, und sie, nach ihrer Mutter, Rom genannt. Der Geschichtschreiber Xenagoras berichtet, Ulyß habe mit der Circe drey Söhne gezeugt, den Romus, Antias und Ardeas. Jeder von diesen hätte

te eine Stadt erbauet, und sie nach seinem Namen benannt. Dionysius von Chalcis giebt zwar auch den Romus als den Erbauer der Stadt an; allein er sagt, er sey nach einiger Meynung des Askanius, nach andern aber des Emathions Sohn gewesen. Es giebt überdem noch einige, die diesen Romus, der die Stadt erbauet haben soll, für einen Sohn des Italus und der Elektra, der Tochter des Latinus, ausgeben.

Ich könnte noch viele andere Griechische Geschichtschreiber anführen, deren jeder immer einen andern Erbauer der Stadt angiebt, als der andere; damit ich aber nicht gar zu weitläuftig scheine, so will ich jetzt zu den Römischen übergehen. Ganz alte Geschichtschreiber oder Mythologisten haben die Römer gar nicht, sondern ein jeder hat seine Geschichte aus den Nachrichten, die sich auf den heiligen Tafeln befinden, zusammen getragen. Von diesen neueren Geschichtschreibern also sagen einige, Romulus und Remus, die Erbauer der Stadt, wären des Aeneas Söhne gewesen; (andere sagen bloß, der Tochter des Aeneas, ohne ihren Vater zu nennen.) Diese wären von dem Aeneas, als er das Bündniß mit den Einwohnern des Landes geschlossen, dem Latinus als Geissely übergeben worden. Latinus habe sie so wohl zu leiden gehabt, daß er ihnen nicht nur bey seinen Lebzeiten alle Gefälligkeiten erwiesen, sondern sie auch zu Nachfolgern in einem Theile seines Reichs ernannt. Andere sagen, nach dem Tode des Latinus sey dem Askanius das ganze Reich zugefallen; er habe es aber unter sich und seine beyden Brüder Romulus und Remus in drey Theile getheilt.

Er

Er selbst habe hierauf Alba und einige andere kleine Städte, Remus aber, folgende vier Städte erbauet: Kapua, nach seines Aeltervaters Kapys; Anchisa, nach seines Großvaters Anchises; Aenea, welches nachher den Nanen Janikulum bekommen, nach seines Vaters; und Rom, nach seinem eignen Namen. Diese letztere aber habe man nachher wieder verlassen, bis endlich eine andere Colonie von den Albanern, unter Anführung des Romulus und Remus, dahin abgeschickt worden, und ihr ihre alte Gestalt wiedergegeben habe. Hieraus also würde folgen, daß Rom zweymal angebauet sey. Nehmlich einmal kurz nach dem Trojanischen Kriege, und das andre mal funfzehn Menschenalter nachher. Will man noch weiter hinauf gehen, so findet man noch ein drittes älteres Rom, welches schon vor der Ankunft des Aeneas und der Trojaner in Italien erbauet seyn soll. Und dieses schreibt nicht etwa ein neuer oder Alltagsgeschichtschreiber, sondern Antiochus von Syrakus, dessen ich schon vorher erwähnt habe. Er sagt nämlich, unter der Regierung des Morges in Italien, (Italien begrif damals die Seeküste von Tarent bis Pästum) sey ein Vertriebner aus Rom zu ihm gekommen. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Als Italus ein hohes Alter erreicht hatte, über„nam Morges die Regierung. Zu diesem kam ein „Vertriebner aus Rom, Namens Sikulus." Diesem Syrakusanischen Geschichtschreiber zu folge also, hat es noch ein anderes altes Rom, vor den Zeiten des Trojanischen Krieges gegeben. Ob es aber an derselben Stelle, wo das jetzige Rom, gestanden, hat er nicht bestimmt; ich kann daher auch nichts gewisses davon sagen.

So

So viel wird, glaube ich, von der ältesten Erbauung der Stadt Rom genug seyn.

Die lezte Erbauung oder neue Anbauung derselben, oder, wie man es sonst nennen will, setzt Timäus aus Sicilien, ich weiß nicht aus was für Gründen, in dieselbe Zeit, da Karthago erbauet worden, nehmlich 38 Jahr vor der ersten Olympiade. Nach des Senators Lucius Meynung fällt sie in das 4te Jahr der 12ten Olympiade. Porcius Cato, der mit der größten Sorgfalt und Fleiß die alte Geschichte untersucht hat, bestimmt die Zeit nicht nach der Griechischen Zeitrechnung, sondern setzet sie bloß in das 432ste Jahr nach dem Trojanischen Kriege. Dieses aber fällt, wenn man die Zeitrechnung des Eratosthenes damit vergleicht, in das erste Jahr der 7ten Olympiade. Daß aber die Gründe, nach denen Eratosthenes verfährt, zuverlässig und sicher sind, und wie man die Römische Zeitrechnung mit der Griechischen in Uebereinstimmung bringen könne, das habe ich in einer andern Schrift gezeigt. Denn ich wollte es nicht so machen, wie Polybius von Megalopolis, und weiter nichts sagen, als daß, meiner Meynung nach, Rom im zweyten Jahre der 7ten Olympiade erbauet sey, noch der einzigen alten Tafel, die bey den Anchisensern aufbewahrt wird, Glauben beymessen; sondern ich habe vielmehr meine Ausrechnungen öffentlich bekannt gemacht, damit jedermann sein Urtheil darüber fällen könnte. In meinem andern Werke also wird man alles sehr genau berechnet finden; doch will ich auch hier das nöthigste nicht übergehen. Die Sache verhält sich aber also. Fast alle kommen darinn überein, daß der Einfall der Gallier,

in welchen ſie Rom eroberten, unter der Regierung des Athenienſiſchen Archonten Pyrgion, im erſten Jahre der 98ſten Olympiade, geſchehen ſey. Die Zeit aber von dem Lucius Junius Brutus und dem Lucius Tarquinius Collatinus, den beyden erſten Conſuln nach Verjagung der Könige, bis auf dieſe Einnahme der Stadt durch die Gallier, begreift 120 Jahre. Dieſes erhellet unter andern aus den ſogenannten Cenſoriſchen Nachrichten, die in den Familien der Cenſorn von vielen vornehmen Männern mit großer Sorgfalt aufbewahrt werden, ſo daß ſie immer der Sohn von dem Vater erbt, und ein jeder ſie als das gröſte Heiligthum, an deſſen Erhaltung ſeinen Nachkommen ſehr vieles gelegen ſey, betrachtet. In dieſen Nachrichten finde ich, daß zwei Jahr vor der Einnahme der Stadt ein Cenſus gehalten worden, wobey man, wie gewöhnlich, die Zeit ſehr genau angemerkt hat; der Cenſus geſchah nähmlich unter dem Conſulat des Lucius Valerius Potitus und Titus Manlius Capitolinus im 118ten Jahre nach Verjagung der Könige; der Einfall der Gallier alſo, welcher ſich im 2ten Jahre nach dieſem Cenſus ereignete, fällt gerade in das 120ſte Jahr. Da nun dieſes eine Zeit von 30 Olympiaden ausmacht, ſo folget nothwendig, daß die erſten Römiſchen Conſuln unter der Regierung des Athenienſiſchen Archonten Iſagoras, im erſten Jahre der 68ſten Olympiade, ihr Amt angetreten haben. Nun beträgt die Zeit von der Verjagung des letzten Königs bis auf den Anfang der Königlichen Regierung 244 Jahr, welches aus den Jahren, in welchen ein König dem andern in der Regierung gefolgt, und aus der Zeit, die ein jeder regiert hat, erhellet,

hellet. Denn Romulus, der Erbauer der Stadt, regierte 37 Jahr. Nach seinem Tode war ein Jahr lang ein Interregnum. Numa Pompilius, den das Volk nach ihm erwählte, regierte 43 Jahr. Tullus Hostilius 32 Jahr. Ancus Marcius 24 Jahr. Lucius Tarquinius Priscus 38 Jahr. Servius Tullius 44 Jahr. Und endlich Lucius Tarquinius, des Servius Mörder, ein Tyrann, der, weil er Recht und Gesetze nicht achtete, der Stolze genannt wurde, bis ins 25ste Jahr. Dieses macht zusammen 244 Jahr oder 61 Olympiaden. Der erste Römische König Romulus muß also nothwendig im ersten Jahre, sowohl der 7ten Olympiade als der zehnjährigen Regierung des Athenienſischen Archonten Charops, die Regierung angetreten haben, welches die Zusammenrechnung der Jahre beweiset. Daß aber ein jeder König wirklich so lange, als ich angegeben, regiert, das habe ich in meinem andern Werke dargethan. Dieses ist also, was die alten Geschichtschreiber von der Erbauung dieser mächtigen Stadt sagen, und was mir das wahrscheinlichste zu seyn scheinet.

Wer aber eigentlich die Erbauer der Stadt gewesen, was zu der Abschickung ihrer Colonie Gelegenheit gegeben, und was sich sonst noch dabey zugetragen haben soll, das ist eine Sache, worüber man sehr vieles geschrieben hat, das sich aber oft völlig wiederspricht. Ich will jetzt das wahrscheinlichste dieser Nachrichten erzählen; und das ist folgendes. Nachdem Amulius seinen ältern Bruder Numitor, als den rechtmäßigen Erben des Albanischen Reichs, des Thrones beraubt, und die Regierung an sich gerissen hatte, so beschloß er,

ßer vielen andern ungerechten Handlungen und Gottloſigkeiten, die er verübte, die ganze Familie des Numitors auszurotten, theils aus Furcht, daß künftig einmal einer von derſelben ſich an ihm rächen möchte, theils um ſich den Beſitz ſeines Reichs deſto gewiſſer zu verſichern. Nach langer Ueberlegung, wie er die Sache am beſten anfangen ſollte, machte er alſo zuerſt mit dem ſchon erwachſenen Sohn des Numitors, Aegeſtus, den Anfang. Er ließ ihm nähmlich eines Tages, als er auf die Jagd gieng, an einem abgelegenen Orte auflauren, und ihn daſelbſt ums Leben bringen, und ſtreute nachher das Gerücht aus, er ſey von Räubern umgebracht. Es gelang ihm aber nicht, durch dieſe Erdichtung die Wahrheit zu verbergen; ja viele unterſtanden ſich ſogar, nicht ohne Gefahr ihres Lebens, ihn öffentlich dieſer That zu beſchuldigen. Dem Numitor war die wahre Beſchaffenheit der Sache ebenfalls nicht verborgen; allein er gab mehr ſeiner Vernunft als ſeinem Schmerz Gehör, ſtellte ſich, als wenn er nichts wüſte, und verſchob es auf eine weniger gefährliche Zeit, ſich an ſeinem Bruder zu rächen. Amulius glaubte alſo, daß dieſe That ganz verborgen geblieben ſey. Er gieng daher jetzt weiter, und machte die Tochter des Numitors, Namens Ilia, oder wie andere wollen, Rhea mit dem Zunamen Ilia, welche ſchon mannbar war, damit ſie nicht heirathen und alſo einen Rächer ihrer Familie zur Welt bringen könnte, zu einer Prieſterinn der Veſta. Dieſe heiligen Jungfrauen, welche das ewige Feuer bewahren und unterhalten, und denjenigen Theil des öffentlichen Gottesdienſtes, der von Jungfrauen verrichtet werden konnte, beſorgen muſten,

sten, waren durch die Gesetze verbunden, wenigstens volle 5 Jahre eine unverletzte Jungferschaft zu bewahren. Amulius that dieses unter dem scheinbaren Vorwande, der Familie seines Bruders mehr Ehre und Ansehen zu verschaffen, welches desto eher geglaubet werden konnte, weil er nicht zuerst diesen Gebrauch einführte, und seinen Bruder nicht zwang, sich etwas, das etwa vorher allen gemein gewesen wäre, zuerst von allen Vornehmen gefallen zu lassen, indem es bey den Albanern ganz was gewöhnliches war, und die vornehmsten Leute sich eine große Ehre daraus machten, daß ihre Töchter zu Priesterinnen der Vesta genommen wurden. Nitmitor erkannte zwar die hinterlistigen Absichten seines Bruders gar wohl; er ließ sich aber auch jetzt von seinem Unwillen darüber nichts merken, um sich das Volk nicht wieder sich aufzubringen.

Vier Jahre nachher wurde die Ilia in dem Haine des Mars, aus welchem sie Wasser zum Opfer herholen wollte, von einem unbekannten Manne gewaltsamer Weise ihrer Jungferschaft beraubt. Dieser war, wie einige meynen, ein Liebhaber der Ilia, der schon vor ihrer Priesterschaft sie zur Ehe verlangt hatte. Nach andern war es der Amulius selbst, der es nicht so sehr aus Wollust, als vielmehr deßwegen that, um eine Ursach zu bekommen, daß er sie hinrichten lassen könnte. Er hatte sich aber vorher aufs schrecklichste bewafnet, und ganz unkenntlich gemacht. Die mehrsten machen eine Fabel daraus, und sagen, es sey der Gott gewesen, dem der Wald, in welchem es geschah, heilig war. Dieser habe damals außer vielen andern Wundern, die er verrichtet, die Sonne verfinstert, und den ganzen

Himmel mit Dunkel überzogen. Seine Gestalt sey sowohl an Größe als an Schönheit weit über alles Menschliche erhaben gewesen. Er habe auch, zum sichern Beweise, daß er ein Gott sey, indem er ihr Gewalt angethan, um sie zu trösten, zu ihr gesagt: sie sollte nicht bekümmert seyn; denn der Gott des Haines selbst sey es, der sie seines Beyschlafs würdige. Sie würde daher auch zween Söhne, die gröſten Helden, welche jemals die Erde gesehen, zur Welt bringen. Nach diesen Worten habe er sich in einer Wolke wieder gen Himmel erhoben. Was soll man nun von dergleichen Erzählungen halten? Soll man sie als Betrügereyen der Menschen, die nachher den Göttern Schuld gegeben worden, von denen man doch nicht glauben kann, daß sie etwas verrichten, welches ihrer ewigen und seligen Natur unwürdig ist, zuschreiben? Oder soll man denen Glauben beymessen, welche annehmen, daß die verschiednen Wesen der ganzen Welt vermischet sind, und daß zwischen der göttlichen und menschlichen Natur die Halbgötter in der Mitte stehen, die sich bald mit Göttern, bald mit Menschen vermischen, und dann die Heroen erzeugen? Es ist hier der Ort nicht, dieses zu untersuchen; und überdem haben die Philosophen schon genug über diese Materie gesagt.

Die Ilia stellte sich nach dieser Begebenheit auf den Rath ihrer Mutter krank, theils ihrer eigenen Sicherheit wegen, theils um die den Göttern schuldige Ehrerbietung durch ihre Anwesenheit bey dem Gottesdienste nicht zu verletzen. Sie wohnte daher dem Gottesdienst nicht weiter bey, sondern ließ ihre Verrichtungen durch andere Vestalinnen besorgen. Amulius aber,

der

der entweder um die Sache wuste, oder doch ihre wahre Beschaffenheit muthmaßete, stellete sehr sorgfältige Untersuchungen an, um die eigentliche Ursach ihrer langen Abwesenheit von dem Gottesdienste zu erfahren. Er schickte in dieser Absicht einige von seinen Aerzten, die er für die getreuesten hielt, zu ihr. Da diese aber, unter dem Vorwande, daß sie mit einer Krankheit behaftet sey, die man Mannspersonen nicht offenbaren dürfe, durch die Werber abgewiesen wurden, so ließ er seine eigene Gemahlinn zu ihr gehn, um sie zu beobachten. Diese entdeckte bald aus gewissen Anzeigen, die nur den verheiratheten Frauen bekannt sind, die wahre Beschaffenheit der Krankheit, welche andern noch ein Geheimniß war, und gab ihrem Gemahl davon Nachricht. Dieser ließ daher die Ilia, damit ihre Niederkunft, welche nahe war, nicht heimlich geschehen könnte, durch Soldaten bewachen. Hierauf foderte er seinen Bruder vor die Versammlung des Senats, zeigte die Schwangerschaft seiner Tochter, die noch jedermann unbekannt war, an, beschuldigte ihn, daß er und seine Gemahlinn mit um das Verbrechen gewust hätten, und befahl ihm nichts geheim zu halten, sondern alles, was geschehen wäre, zu entdecken. Numitor, der sich nichts weniger als dieses vermuthen war, betheurete, daß er an allem, was er ihm vorwürfe, ganz unschuldig sey, und bat sich einige Zeit aus, um die wahre Beschaffenheit der Sache zu untersuchen. Mit genauer Noth wurde ihm dieses zugestanden. Sobald er darauf von seiner Gemahlinn die ganze Sache, so wie sie seine Tochter gleich anfangs erzählte, erfahren hatte, so zeigte er es dem Amulius an; wie sie nehm-

lich durch einen Gott mit Gewalt geschwängert sey, und was ihr derselbe wegen der beyden Söhne, die sie gebähren sollte, vorher gesagt habe. Er verlangte daher, Amulius möchte, um sich zu überführen, daß er die Wahrheit sage, so lange warten, bis sie niedergekommen wäre. Dann würde es sich zeigen, ob der Erfolg mit dem Versprechen des Gottes übereinstimme. Die Geburt seiner Tochter sey sehr nahe, und man würde also bald sehen, ob er mit Betrug umgienge. Er erbot sich auch, ihm die Wärterinnen seiner Tochter auszuliefern, und sich alles gefallen zu lassen, wodurch nur die Wahrheit ans Licht gebracht werden könnte. Der ganze Senat billigte diesen Vorschlag; Amulius aber, dem es nur um einen Vorwand, die Ilia aus dem Wege zu räumen, zu thun war, erklärte alles für nichtige Ausflüchte. Unterdessen, daß dies geschah, wurde von denen, welche der Ilia zur Wache gegeben waren, um auf ihre Niederkunft zu achten, die Nachricht gebracht, daß sie mit zween Knaben niedergekommen sey. Numitor bestund also fest darauf, daß ein Gott der Vater derselben sey, und verlangte daher, daß man mit seiner Tochter, weil sie ganz unschuldig wäre, nicht ungerecht verfahren sollte. Amulius hingegen behauptete, man hätte einen Betrug bey der Niederkunft gespielet, und die Weiber hätten entweder ohne Wissen der Wache ein zweytes Kind untergeschoben, oder die Wache hätte auch mit darum gewust. Dieses suchte er durch viele Gründe zu beweisen, weil nun der Senat wohl sahe, wo der König hinaus wollte, und daß er ganz unerbittlich sey, so that er den Ausspruch, wie es der König verlangte, es sey nehmlich billig, daß nach den

Ge-

Gesetzen mit ihr verfahren, und sie also, weil sie ihre Keuschheit nicht bewahret hätte, zu Tode gegeißelt und in den Fluß geworfen würde. Wenn jetzt eine Vestalische Jungfrau sich dieses Verbrechens schuldig macht, so wird sie, den Gesetzen der Priester gemäß, lebendig begraben.

Bis so weit stimmen die mehrsten Geschichtschreiber überein, oder weichen doch nur sehr wenig von einander ab, indem sich einige mehr dem Fabelhaften, andere mehr der Wahrscheinlichkeit nähern. Wegen des folgenden aber sind sie sehr getheilt. Denn einige sagen, die Ilia sey sogleich hingerichtet; andre, sie sey in einem verborgenen Gefängniß aufbewahret worden, daher denn das Volk geglaubt, man habe sie heimlich umgebracht. Amulius habe sich nehmlich durch die Fürbitte seiner Tochter für ihre Nichte (denn beyde wären mit einander zugleich auferzogen, von gleichem Alter gewesen, und hätten sich als Schwestern geliebt) ihr das Leben zu schenken bewegen lassen, und habe also, seiner einzigen Tochter zu gefallen, die Todesstrafe in eine heimliche Gefangenschaft verwandelt, woraus sie nicht eher, als bis nach dem Tode des Amulius, erlöset worden. Dieses sind die verschiednen Berichte der alten Geschichtschreiber von der Ilia. Weil sie beyde ganz wahrscheinlich sind, so habe ich sie auch beyde angeführt, damit der Leser nach seinem Gutdünken einem davon Glauben beymessen kann.

Was die Kinder der Ilia anbetrift, so schreibt davon Quintus Fabius Pictor, dem auch der Lucius Cincius, Porcius Cato, Piso Calpurnius und die mehrsten andern Geschichtschreiber gefolgt sind, folgen-

gendes: Auf Befehl des Amulius ſollten die beyden Knaben von einigen ſeiner Leute in die Tiber geworfen werden, welche ungefähr 120 Stadien weit bey der Stadt vorbey floß. Sie brachten ſie alſo in der Wiege *, worinn ſie lagen, hin, als ſie aber auf den Palatiniſchen Berg kamen, ſo ſahen ſie, daß der Fluß von vielem Regen in die Felder ausgetreten war. Sie legten alſo da, wo die Ueberſchwemmung zuerſt den Fuß des Berges berührt, weil ſie nicht weiter kommen konnten, die Wiege ins Waſſer. Eine Zeitlang ſchwamm ſie auf dem Waſſer fort, bald nachher aber wurde ſie von dem Fluſſe, welcher wieder zurück zu treten anfieng, an einen Stein geſtoßen und umgeworfen; und die Kinder fielen heraus. Da ſie ſich nun mit einem jammernden Geſchrey in dem Schlamm herumwälzten, kam eine Wölfinn, die erſt ganz kurz vorher Junge geworfen hatte, mit vollen Brüſten herzu, ſäugete ſie, und leckte ihnen den Schlamm ab, wovon ſie überher bedeckt waren. Unterdeſſen trieben auch die Hirten, weil die Felder wieder trocken wurden, ihre Heerden aus. Einer von ihnen ſahe die beyden Knaben, und wie freundlich ihnen die Wölfinn begegnete. Vor Erſtaunen wuſte er anfangs nicht, was er davon denken, oder ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Bald aber lief er zu den benachbarten Hirten, und brachte ſo viel, als er zuſammen bringen konnte, weil ſie ſeinen Worten nicht glauben wollten, herbey, um ſich durch ihre eignen Augen davon zu überzeugen. Da dieſe nun ebenfalls ſahen, daß

* Man muß ſich hier keine Wiege, wie wir ſie jetzt haben, ſondern ein hölzernes Gefäß, ungefähr wie eine Mulde, vorſtellen.

daß sie die Kinder nicht anders als ihre eigne Jungen liebkoſete, und daß dieſe an ihr hiengen, als wenn ſie ihre Mutter wäre, ſo glaubten ſie, eine göttliche Regierung hierinn zu erkennen. Sie giengen darauf in Menge näher hinzu, und ſuchten durch Geſchrey die Wölfinn in Schrecken zu ſetzen. Allein ſie blieb, ohne ſich an ihre Ankunft oder an ihren Lärm zu kehren, ganz ruhig, und entfernte ſich allmählig. Nicht weit davon war ein Hain, der ſehr dicht mit Holz bewachſen war, und woſelbſt ſich ein hohler Fels befand, in welchem Quellen entſprangen; von dieſem Orte glaubte man, daß er dem Pan, der daſelbſt einen Altar hatte, heilig ſey. Hier verbarg ſie ſich. Der Hain ſelbſt iſt jetzt nicht übrig; die Höhle aber, aus welcher das Waſſer fließet, zeiget man noch unter den Häuſern des Palatiniſchen Berges, an dem Wege zum Circus. Nahe bey derſelben iſt ein heiliger Platz, wo ſich eine Abbildung dieſer Begebenheit in Erz von alter Arbeit befindet, welche eine Wölfinn, die zween Knaben ſäuget, vorſtellet. Evander und die Arkadier, welche ſich mit ihm hier niederließen, ſollen dieſen Ort ſchon heilig gehalten haben. Sobald die Wölfinn alſo davon gelaufen war, nahmen die Hirten die Kinder auf, voll Begierde ſie groß zu ziehen, weil ſie glaubten, es ſey der Wille der Götter, daß ſie erhalten werden ſollten. Es befand ſich unter ihnen ein gewiſſer Fauſtulus, ein rechtſchaffener Mann, der über die Königlichen Säuheerden geſetzt war. Dieſer hatte ſich eines nothwendigen Geſchäftes wegen, eben damals, als die Schändung und die Niederkunft der Ilia entdeckt wurde, in der Stadt aufgehalten. Und als nachher die Kinder erſäuft werden ſoll-

sollten, traf es sich durch eine besondere göttliche Schickung, daß er mit den Leuten, die sie zum Flusse brachten, denselben Weg nach dem Palatinischen Berge nahm. Dieser Faustulus also bat die andern, denen es ganz unbekannt war, daß er das geringste von der Sache wüste, ihm die Knaben anzuvertrauen. Jeder war damit zufrieden. Er brachte sie daher nach Hause zu seiner Frau, welche eben mit einem todten Kinde nieder gekommen, und sehr betrübt deßwegen war. Er suchte sie also damit zu trösten, daß er ihr die beyden Knaben gab, um sie statt des Verstorbenen an Kindes statt anzunehmen, wobey er ihr die ganze Begebenheit erzählte. Nach einiger Zeit nannte er den einen Romulus, und den andern Remus. Als sie die männlichen Jahre erreicht hatten, waren sie weder an Gestalt, noch an Geiste andern Hirten ähnlich, sondern hatten alle Eigenschaften an sich, die man von Leuten, die von Königlichem Geschlecht abstammen, oder die man für Söhne der Götter hält, nur verlangen kann; wie noch jetzt in den alten Hymnen zu ihrer Ehre von ihnen gesungen wird. Demungeachtet lebeten sie nicht anders wie Hirten, nährten sich mit ihrer Hände Arbeit, und hielten sich mehrentheils auf den Bergen in kleinen Hütten auf, die sie sich selbst von Holz und Rohr erbauten. Von diesen Hütten ist noch jetzt in dem krummen Wege von dem Palatinischen Berge zum Circus eine vorhanden, welche man Romulus Hütte nennet. Sie wird für heilig gehalten, und von den Leuten, welche dazu bestellt sind, sehr sorgfältig bewahrt, ohne daß sie im geringsten ansehnlicher gemacht oder verschönert wird. Wenn aber durch die Witterung, oder die Länge der

Zeit

Zeit etwas davon beschädiget wird, so bessert man dasselbe so genau als möglich nach der alten Weise wieder aus. Als die beyden Brüder ungefähr 18 Jahr alt waren, so geriethen sie mit den Hirten des Numitor, die am Aventinischen Berge, gerade gegen dem Palatinischen über, ihren Aufenthalt hatten, in Streit, sie beschuldigten sich nehmlich einander bald, daß sie ihre Heerden weiter trieben, als es ihnen zukäme, bald daß sie das, was allen gemeinschaftlich zugehörte, sich besonders zueigneten, und was dergleichen mehr war. Von diesen Beschwerden kam es endlich zum Handgemenge, und zuletzt zu den Waffen. Die Hirten des Numitor wurden bey dieser Gelegenheit, nachdem eine Menge von ihnen verwundet, und auch einige auf dem Platze geblieben waren, durch den Romulus und Remus gezwungen die Weiden zu verlassen. Sie bedienten sich daher folgender List gegen die beyden Brüder. Sie legten an einem verborgenen hohlen Ort einen Hinterhalt, redeten mit demselben die Zeit des Angriffs ab, und fielen darauf bey der Nacht in großer Menge den Aufenthalt des Romulus und Remus an. Romulus war eben damals mit den angesehensten Leuten des Dorfs nach einem gewissen Orte Namens Cänina gegangen, um daselbst nach Gewohnheit für das Beste des Landes zu opfern. Sein Bruder griff also allein, so bald er den Angriff der Feinde merkte, zu den Waffen, und gieng ihnen mit einigen wenigen, die sich in der Eil hatten versammeln können, entgegen. Sie ergriffen sogleich die Flucht, um ihn dahin zu locken, wo sie wieder umkehren, und ihn mit Vortheil angreifen wollten. Remus, welcher von dem Betruge nichts wu-

wuste, setzte ihnen mit allem Eifer nach. So bald er aber vor dem Hinterhalt vorbey war, machten sich die Feinde hervor. Die andern kehrten auch von ihrer Flucht wieder um, umringten ihn mit seinen Leuten, warfen mit Steinen auf sie, und nahmen sie darauf gefangen; denn ihre Herren hatten ihnen ausdrücklich befohlen, daß sie ihnen die beyden Brüder lebendig in die Hände liefern sollten. So also wurde Remus gefangen und weggeführt.

Aelius Tubero, ein andrer sehr geschickter und sorgfältiger Geschichtschreiber, erzählet die Sache folgendergestalt. Die Hirten des Numitor erfuhren, daß Romulus und Remus dem Pan ein gewisses vom Evander angeordnetes Arkadisches Opfer, welches Lupercalia genannt wurde, bringen wollten. Sie passeten ihnen daher gerade zu der Zeit auf, da sie nach vollbrachtem Opfer, ganz nackend, außer daß sie mit den Fellen der geopferten Thiere umgürtet waren, um das Dorf herum laufen musten. Dieses war bey den Einwohnern eine gewöhnliche Art von Reinigung, die noch jetzt gebräuchlich ist. Als nun Remus mit seinem Haufen durch einen hohlen Weg kam, wo sich die Feinde verborgen hatten, so fielen sie sogleich, ohne den Romulus mit seinen Leuten und einen dritten Haufen, welche alle in einiger Entfernung von einander liefen, zu erwarten, alle zusammen mit großem Geschrey über sie her, und warfen mit Wurfspießen, Steinen, oder was sonst ein jeder zuerst in die Hände bekam, auf sie los. Weil sie nun über diesen unvermutheten Vorfall ganz bestürzt wurden, und sich unmöglich ganz nackt gegen bewafnete Leute wehren konnten, so war es den

Fein-

Feinden was leichtes, sie gefangen zu nehmen. Remus wurde also, er sey nun auf diese Weise, oder so wie es Fabius erzählt, in die Gewalt der Feinde gekommen, gebunden nach Alba gebracht.

Romulus erfuhr nicht sobald, was seinem Bruder für ein Unglück begegnet sey, als er sogleich mit dem kühnsten von den Hirten den Feinden nachsetzen wollte, um seinen Bruder, noch ehe sie in der Stadt ankämen, wieder aus ihren Händen zu befreyen. Allein er wurde von Faustulus, welcher wohl sahe, wie unbesonnen ein solcher Eifer sey, davon abgehalten. Dieser war bisher für den Vater des Romulus und Remus gehalten, und hatte ihnen von ihrer Geburt und von ihrem ganzen Schicksale nichts entdecket, damit sie nicht, ehe sie noch zu ihren besten Jahren gekommen wären, etwas gefährliches unternehmen möchten. Jetzt aber hielt er es für nöthig ihm das Geheimniß zu entdecken. Er nahm ihn daher allein, und erzählte ihm sein ganzes Schicksal von Anfang an. Diese Entdeckung erfüllte ihn mit der grösten Betrübniß über das Unglück seiner Mutter, und mit einer zärtlichen Besorgniß für den Numitor. Er berathschlagte sich hierauf lange Zeit mit dem Faustulus, was er machen sollte. Endlich wurde beschlossen, jetzt gleich sollte er noch nichts wagen, sondern erst eine größre Anzahl Leute zusammen bringen, womit er seine Familie wegen der Beleidigungen des Amulius rächen könnte, und dann, weil es eine Sache von der grösten Wichtigkeit wäre, die äußerste Gefahr nicht scheuen; in allen Stücken aber sich nach dem Gutdünken seines Großvaters richten.

Nach

Nachdem sie nun dieses beschlossen hatten, so berief Romulus alle seine Cameraden aus dem Dorfe zusammen, und bat sie, sich eilends nach Alba zu begeben, aber weder alle zugleich noch durch dasselbe Thor, damit die Einwohner keinen Verdacht daraus schöpfen möchten. Auf dem Markte sollten sie ihn erwarten und sich bereit halten seine Befehle auszuführen. Hierauf begab er sich selbst zuerst in die Stadt.

Unterdessen hatten die Hirten des Numitor, welche den Remus gefangen genommen hatten, ihn vor den König geführt, beschwerten sich über alle Beleidigungen, die er ihnen nebst seinem Bruder angethan hatte, zeigten ihre Verwundeten vor, und sagten öffentlich, wenn man die Verbrecher nicht bestrafte, so würden sie die Heerden im Stiche lassen. Weil nun Amulius sich gegen die Landleute, die in großer Menge herbey gekommen waren, und gegen seinen Bruder, der auch zugegen war, gern gefällig bezeigen wollte, auch zugleich über die Beleidigung, die man seinen Clienten angethan hatte, unwillig war, und die Ruhe auf dem Lande wieder herzustellen wünschte, besonders aber die Frechheit des Remus und seiner unerschrocknen Reden ihm verdächtig vorkamen, so erklärte er ihn für schuldig, die Art und Weise seiner Bestrafung aber überließ er dem Gutdünken des Numitor, weil es, wie er sagte, nicht anders als billig wäre, daß die Beleidigung durch den, welchem sie angethan worden, bestraft würde. Remus wurde also von den Hirten des Numitor mit rücklings gebundnen Händen, und unter Schimpfreden weggebracht. Numitor, welcher ihm nachfolgte, bewunderte unterdessen den Königlichen Anstand seines Körpers,

pers, und den edlen Muth, der ihn selbst in seinem Unglücke nicht verlassen hatte. Denn er suchte nicht, gleich andern, die sich in solchen Umständen befinden, durch Bitten und Flehen Mitleiden zu erwecken, sondern gieng mit einem anständigen Stillschweigen dem Tode entgegen. Sobald man ihn ins Haus gebracht hatte, ließ er alle andern bey Seite gehen, nahm den Remus allein und frug ihn, wer er sey und wer seine Aeltern wären; denn er konnte sich nicht einbilden, daß gemeine Leute einen solchen Sohn gezeugt hätten. Remus antwortete hierauf, er wisse nichts weiter davon, als daß ihm der Mann, welcher ihn auferzogen, versichert hätte, er sey nebst seinem Zwillingsbruder als ein kleines Kind, gleich nach seiner Geburt, in einem Walde ausgesetzt, darauf aber von Hirten weggenommen und groß gebracht. Als Numitor dieses hörte, so sagte er nach einigem Stillschweigen, entweder weil er selbst die Wahrheit muthmaßete, oder auf göttlichen Antrieb, damit die Sache ans Licht kommen möchte, folgendes: „Daß es völlig in meiner Gewalt stehet, o Remus, „dich nach meinem Gutdünken zu bestrafen, und daß „diejenigen, welche dich hergebracht haben, wegen der „vielen großen Beleidigungen, die du ihnen angethan, „nichts mehr wünschen, als daß ich dir das Leben nehmen lasse, das weist du so gut, daß ich es dir nicht „erst sagen darf. Wie aber, wenn ich dir das Leben „schenke, und dich vor aller Gefahr in Sicherheit setze; „würdest du dich auch dankbar dafür gegen mich beweisen, und mir, wenn ich dich darum bäte, in einer „Sache beystehen, die für uns beyde gleich wichtig ist?“ Remus versprach alles, was man in der äußersten Ge-

fahr, denen, welche unser Leben in ihrer Gewalt haben, in der Hofnung sich dadurch zu retten nur versprechen kann. Hierauf ließ ihn Numitor los binden, befahl den andern sich weg zu begeben, und erzählte ihm sodann sein ganzes Schicksal: Wie ihn nehmlich der Amulius erst seines Thrones und darauf auch seiner Kinder beraubt habe, seinen Sohn habe er auf der Jagd heimlich ermordet, seine Tochter aber auf Lebenslang ins Gefängniß gesetzt; und ihm selbst begegne er in allen Stücken nicht anders als einem Sklaven. Diese Reden begleitete er mit vielen Thränen und bat ihn, die Beleidigungen, welche man seiner Familie angethan, zu rächen. Da nun Remus mit Freuden diesen Antrag annahm, und nichts mehr wünschte, als daß er ihn sogleich zu seinem Vorhaben gebrauchen möchte, so lobte Numitor seinen Eifer und setzte hinzu: „Für die gehörige Zeit zur Ausführung dieses Unternehmens will ich „schon sorgen. Gieb du nur unterdessen deinem Bruder ganz ins Geheim Nachricht, daß du in Sicherheit „bist, und laß ihn bitten, so bald als möglich herzukommen.“ Remus schickte also sogleich einen Menschen, auf welchen er sich verlassen konnte, an den Romulus ab, welcher ihn nicht weit von der Stadt antraf, und ihm von allem Nachricht gab. Er eilte also voller Freuden zu dem Numitor, umarmte ihn nebst seinem Bruder, und erzählte ihnen darauf, wie sie ausgesetzt und auferzogen wären, und alles was er sonst von seinem Pflegevater gehört hatte. Diese Nachricht war ihnen so erfreulich, daß sie sie gerne, ohne sich um andre Beweise zu bekümmern, glaubten. Sie überlegten also sogleich, auf was für Weise, und zu welcher

Zeit

Zeit sie am bequemsten den Angriff wagen könnten.

Unterdessen wurde Faustulus vor den Amulius gebracht. Er war nehmlich, weil er befürchtete, Numitor möchte dem Romulus nicht glauben, wenn er ihm eine so wichtige Sache ohne die überzeugendsten Beweise entdeckte, ihm mit der Wiege, worinn sie ausgesetzt waren, die ihm zum Beweise dienen sollte, nachgefolget. Allein er gieng so voller Furcht durch das Thor, und gab sich so viele Mühe, daß keiner die Wiege sehen sollte, daß es einem von der Wache, (denn weil man eben damals einen Ueberfall der Feinde vermuthen war, so hatte der König durch seine getreuesten Leute die Thore besetzen lassen) verdächtig vorkam. Der Soldat hielt ihn also an und riß, um zu sehen, was es wäre, mit Gewalt die Decke, worinn er die Wiege eingewickelt hatte, davon. Da er nun sahe, daß es eine Wiege war, und daß der Mensch sich vor Angst nicht zu helfen wußte, so frug er ihn, warum er denn so ängstlich wäre, und was es bedeuten sollte, daß er ein Geräthe, welches doch gar keines Geheimhaltens bedürfte, nicht ganz offenbar herein trüge? Unterdeß, daß dieses vorgieng, kamen noch mehrere von der Wache herbey. Einer davon erkannte die Wiege, weil er selber darinn die beyden Knaben zu dem Flusse getragen hatte, und erzählte es den andern. Sie bemächtigten sich also des Faustulus, und führten ihn vor den König. Dieser drohete ihm gleich mit der Tortur, wofern er nicht freywillig die Wahrheit gestünde, und frug ihn darauf zuerst, ob die Knaben noch lebten? Und als er dieses bejahet hatte, auf was für Weise sie denn am Leben erhalten

wären? Als er nun auch dieses umständlich erzählt hatte, so sagte Amulius: „Wohlan denn, weil du bis so „weit die Wahrheit gesagt hast, so sage mir nun auch, „wo sie sich jetzt aufhalten, damit ich sie zu mir kommen lassen kann. Denn es ist nicht billig, daß sie „länger unter den Hirten unbekannt verborgen bleiben, „da sie nicht nur meine Verwandten, sondern auch „durch die Fürsehung der Götter so sichtbarlich erhalten sind." Faustulus, der aus dieser ungewöhnlichen Gütigkeit des Königes den Verdacht schöpfte, er möchte ganz was anders im Sinne haben, als er vorgab, antwortete hierauf folgendes: „Sie sind in den „Bergen und hüten das Vieh, welches bisher ihre Lebensart gewesen ist. Jetzt hatten sie mich abgeschickt, „um ihrer Mutter ihren jetzigen Zustand bekannt zu machen. Weil ich nun hörte, daß sie bey dir in Gefangenschaft wäre, so wollte ich deine Tochter bitten, daß „sie mich zu ihr führen möchte. Die Wiege aber brachte ich deßwegen mit, damit ich sie zum Beweise dessen, „was ich sagen würde, vorzeigen könnte. Ich freue „mich, daß du sie selbst zu dir kommen lassen willst. „Gib mir daher nur einige von deinen Leuten mit. Ich „will sie zu ihnen bringen, damit sie ihnen deine Befehle selber sagen können." Dieses sagte er, um den Tod der beyden Brüder noch etwas zu verzögern, und in der Hoffnung, wenn er erst in die Berge käme, den Leuten, welche ihm der König mitgeben würde, zu entwischen. Amulius gab hierauf den getreuesten seiner Leibwache heimlich Befehl, sich derjenigen, welche ihnen der Faustulus zeigen würde, zu bemächtigen, und sie zu ihm zu bringen, und schickte sie darauf in al-

ler

ler Eile mit ihm ab. Nachdem dieses geschehen war, so beschloß er sogleich seinen Bruder zu sich kommen und ihn so lange frey bewachen zu lassen, bis er erst alles nach Wunsch beygelegt, und nichts weiter zu befürchten hätte. Er ließ ihn also unter einem andern Vorwande herrufen. Der Abgeschickte aber entdeckte dem Numitor, theils aus Liebe zu ihm, theils aus Mitleiden mit seinem Schicksal, was der Amulius für Absichten hätte. Numitor machte daher den beyden Brüdern die bevorstehende Gefahr bekannt, und führte sie darauf, nachdem er sie ermahnt hatte sich jetzt als tapfere Leute aufzuführen, nebst einer ziemlichen Anzahl von Clienten und Freunden, und mit seinen getreuesten Leuten bewafnet, gegen das Königliche Schloß an. Zugleich kamen diejenigen, welche von dem Lande in die Stadt gekommen waren, die alle Schwerter unter den Kleidern verborgen hatten, und auch eine starke Mannschaft ausmachten, von dem Markte herbey. Diese drangen ohne Mühe in das Schloß, welches nur von wenig Leuten bewachet wurde, machten den Amulius nieder, und nahmen das Schloß in Besitz. Dieses ist der Bericht des Fabius, und derer, welche ihm gefolgt sind.

Andere aber, welche nichts, was fabelhaft ist, in der Geschichte zulassen wollen, sagen, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß diejenigen, welchen es anbefohlen worden, die Kinder wegzusetzen, diesen Befehl nicht sollten ganz genau vollzogen haben, und erklären es für eine ungereimte Fabel, daß es eine Wölfinn gegeben, die so sanftmüthig gewesen, daß sie die Kinder gesäugt hätte. Sie erzählen daher die Geschichte ganz anders.

Numitor, sagen sie, schaffte, als die Niederkunft seiner Tochter nahe war, zwey andere neugebohrne Kinder herbey, verwechselte sie, als die Ilia nieder kam, mit den ihrigen, und ließ sie durch die Leute, welche die Ilia während ihrer Schwangerschaft bewachet hatten, die sich entweder bestechen ließen, ihn nicht zu verrathen, oder durch die List der Weiber, durch die er die Kinder verwechseln ließ, hintergangen wurden, zum Amulius bringen, der sie denn auch auf die eine oder andre Art ums Leben bringen ließ. Die wahren Kinder der Ilia wurden unterdessen von dem Numitor, dem sehr viel an ihrer Erhaltung gelegen war, dem Faustulus anvertrauet. Dieser Faustulus, sagen sie, stammte von den Arkadiern ab, die mit dem Evander nach Italien gekommen waren, hatte die Aufsicht über gewisse Güter des Amulius, und wohnte am Palatinischen Berge. Er erwies dem Numitor diese Gefälligkeit auf Bitten seines Bruders, der auch Faustulus hieß, und über die Heerden des Numitors, die am Aventinischen Berge gehalten wurden, gesetzt war. Diejenige aber, welche die Kinder säugte, sagen sie ferner, war nicht eine Wölfinn, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach, die Fau des Faustulus, Laurentia, welcher die Bewohner des Palatinischen Berges den Beynamen Lupa oder Wölfinn gegeben, weil sie ihren Leib zur Unzucht hatte gebrauchen lassen. Denn auch bey den Griechen war es von alten Zeiten her gewöhnlich, daß man die gemeinen Huren, die man jetzt mit einem anständigern Namen Geliebte heißt, also nannte. Daher kam es denn, daß einige, die diese Bedeutung des Wortes nicht wusten, die Fabel mit

der

der Wölfinn erdichteten. Sobald die beyden Knaben entwöhnet waren, brachten ſie ihre Pflegältern nach Gabii, einer Stadt nicht weit vom Palatiniſchen Berge, um ſie daſelbſt auf griechiſche Weiſe erziehen zu laſſen. Hier wurden ſie alſo unter der Aufſicht der Gaſtfreunde des Faustulus in den Wiſſenſchaften, der Muſik, und in der Kunſt auf griechiſche Weiſe die Waffen zu führen unterrichtet. Als ſie erwachſen waren, kehrten ſie zu ihren vermeynten Aeltern wieder zurück. Um dieſe Zeit entſtand der Streit wegen der gemeinſchaftlichen Viehweiden zwiſchen ihnen und den Hirten des Numitors, in welchem ſie viele derſelben verwundeten, und ihnen das Vieh wegnahmen. Dieſes aber geſchahe bloß auf Anſtiften des Numitors, damit er nur einen ſcheinbaren Vorwand haben möchte, ſich über ſie zu beklagen, und eine Menge von ſeinen Hirten in die Stadt kommen zu laſſen. Er beklagte ſich alſo gleich mit vielem Ungeſtüm gegen den Amulius, daß ihm ſeine Hirten das gröſte Unrecht anthäten, weil ſie ihm das Seinige wegnähmen, und verlangte, wenn er nicht mit um die Sache wüſte, ſo ſollte er ihm den Faustulus und ſeine Söhne zur Strafe ausliefern. Amulius ließ alſo, um allen Verdacht von ſich abzulehnen, nicht nur die, welche ſein Bruder verlangte, ſondern alle, welche mit dabey geweſen waren, vor Gericht fodern, um dem Numitor Genugthuung zu verſchaffen. Da nun zugleich mit dem Beklagten, eine große Menge Volks um ſich zu verantworten in die Stadt kam, ſo entdeckte Numitor ſeinen Enkeln ihr ganzes Schickſal, bat ſie, die ſchönſte Gelegenheit ſich zu rächen, die ſich ihnen jetzt anböte, nicht aus den Händen zu laſſen, und fiel darauf

gleich mit ihnen und den andern Hirten den Amulius an. Dieses sind die verschiednen Berichte von der Geburt und der Auferziehung der Erbauer der Stadt Rom. Jetzt ist mir noch übrig zu erzählen, was sich bey der Erbauung der Stadt selbst zugetragen hat.

Nachdem Numitor, nach dem Tode des Amulius, die Regierung übernommen, und anstatt der ungerechten tyrannischen Herrschaft die alte Verfassung wieder hergestellt hatte, so ließ er sich nichts so sehr angelegen seyn, als seinen beyden Enkeln ein eignes Reich zu verschaffen. Er beschloß daher in dieser Absicht eine neue Stadt anzulegen. Zugleich glaubte er, daß es sehr gut seyn würde, die Einwohner seiner Stadt, die sich sehr vermehrt hatten, zu vermindern, vornehmlich aber diejenigen, die es mit dem Amulius gehalten hatten, wegzuschaffen, damit er von ihnen weiter nichts zu befürchten hätte. Diesen Anschlag theilte er dem Romulus und Remus mit, und weil sie sehr wohl damit zufrieden waren, so räumte er ihnen die Gegend ein, in welcher sie groß gezogen waren, und gab ihnen von seinem Volke alle diejenigen mit, von denen er befürchtete, daß sie bald wieder Unruhen anfangen möchten, oder die sonst freywillig mit ihnen gehen wollten. Die mehrsten von dieser Anzahl waren, wie es bey dergleichen Wanderungen gewöhnlich ist, gemeines Volk, es befand sich aber auch dabey eine ansehnliche Menge von Adel, und die vornehmsten trojanischen Familien, deren zu meiner Zeit noch an die 50 übrig waren. Sie bekamen auch Geld, Waffen, Getreide, Sklaven, Lastthiere und was sonst eine neue Stadt alles nöthig hat.

Nach-

Nachdem sie hierauf Alba verlassen hatten, so vereinigten sie sich mit den noch übrigen Einwohnern in Palantium und Saturnia, und theilten darauf das ganze Volk unter sich in zween Theile, in Hoffnung dadurch Nacheiferung zu erwecken, und also desto eher mit der Arbeit zu Stande zu kommen. Allein diese Theilung gab zu dem allergrösten Uebel, das ihnen begegnen konnte, zur Uneinigkeit Gelegenheit. Denn jede Parthey erhob ihren Anführer über den andern, und rühmte ihr, als wenn er allein geschickt wäre über sie alle zu herrschen. Die beyden Brüder selbst blieben nicht länger einig, sondern legten, weil ein jeder gern allein herrschen, und keinen neben sich haben wollte, alle brüderlichen Gesinnungen gegen einander ab. Unterdessen blieb doch ihre Herrschsucht eine Zeitlang verborgen, und brach nicht eher aus, als bey folgender Gelegenheit. Als die Stadt angelegt werden sollte, so war die Frage, was für einen Ort man dazu erwählen sollte. Romulus war der Meynung, man sollte den Palatinischen Berg anbauen, außer andern Ursachen deßwegen, weil sie in dieser Gegend ein so besonderes Glück gehabt hatten, daß sie nämlich daselbst am Leben erhalten und auferzogen waren. Remus aber wollte lieber den Hügel, der jetzt von ihm Remuria genannt wird, und auch zu einer Stadt sehr bequem ist. Er liegt nahe an der Tiber und ungefähr dreyßig Stadien weit von Rom. Diese Zwistigkeit also offenbarte zuerst ihre ausschließende Herrschbegierde, und man sahe wohl, daß derjenige, welcher hierinn nachgäbe, auch die ganze Herrschaft dem andern würde überlassen müssen.

Dieses dauerte eine Zeitlang fort, ohne daß sie eins werden konnten. Sie hielten es also fürs beste, ihren Großvater zum Schiedesrichter zu machen, und begaben sich deßwegen nach Alba. Numitor gab ihnen den Rath, es der Entscheidung der Götter zu überlassen, wer von ihnen beyden Herr über die Pflanzstadt seyn, und ihr den Namen geben sollte. Er bestimmte ihnen in dieser Absicht einen gewissen Tag, an welchem sich ein jeder von ihnen früh Morgens an einen besondern beliebigen Ort begeben, und nach verrichtetem Opfer den Flug der Vögel beobachten sollte. Wer denn zuerst ein glückliches Auspicium erblickte, der sollte Herr der Colonie seyn. Sie waren hiermit beyde wohl zufrieden, und fanden sich an dem bestimmten Tage abgeredter Maßen beyde ein. Romulus wählte zu dem Orte zur Beobachtung der Vögel den Palatinischen Berg, wo seiner Meynung nach die Pflanzstadt angelegt werden sollte; Remus aber den angrenzenden Aventinischen Berg, oder nach andern Geschichtschreibern Remuria. Beyden aber wurde eine Wache mitgegeben, welche darauf sehen sollte, daß sie nichts anders vorgäben, als sie wirklich gesehen hätten.

Kaum hatten sie ihren bestimmten Platz eingenommen, so ließ Romulus, aus Ungeduld und Neid gegen seinen Bruder, vielleicht aber auch nicht weniger auf göttlichen Antrieb, ehe er noch das geringste gesehen hatte, dem Remus sagen, er sollte eilends zu ihm kommen, weil er schon ein glückliches Zeichen gesehen hätte. Unterdeß aber, daß die Abgeschickten, aus Schaam über einen solchen Betrug, eben nicht eilten, zeigten sich dem Remus zu seiner großen Freude sechs

Gei-

Geier zu seiner Rechten. Gleich darauf kamen die Abgeschickten des Romulus, und nahmen ihn mit sich nach dem Palatinischen Berge. Sobald er zu seinem Bruder kam, frug er ihn, was für Vögel er zuerst gesehen hätte? Romulus wurde hierüber ganz betroffen, und wuste nicht was er antworten sollte. Indem aber erblickte er zwölf Geier von glücklicher Vorbedeutung. Diese Erscheinung machte ihm wieder Muth. Er zeigte sie seinem Bruder, und sagte: „Was verlangst du noch lange zu wissen, was ich vor„her gesehen habe? Diese Vögel siehest du ja jetzt sel„ber." Remus wurde hierüber ganz unwillig, beklagte sich sehr heftig über die Betrügerey seines Bruders, und sagte, er wollte mit seiner Colonie nichts zu schaffen haben.

Der Streit und die Erbitterung wurde also hierdurch nur noch vermehrt, indem ein jeder ins geheim den Vorzug vor dem andern zu haben wünschte, öffentlich aber behauptete, daß er jetzt wenigstens eben so viel Recht hätte als der andere; und zwar aus folgendem Grunde. Ihr Großvater hatte gesagt, wer von ihnen beyden zuerst Vögel von glücklicher Vorbedeutung erblickte, der sollte Herr über die Colonie seyn. Da sie nun beyde Vögel von einerley Art gesehen, so berief sich der eine darauf, daß er sie zuerst, der andre daß er eine größre Anzahl gesehen hätte. Das Volk nahm an diesem Streit ihrer Anführer Theil, und gerieth ohne ihren Befehl an einander. Das Treffen war sehr hitzig, und es blieb eine große Menge von beyden Seiten auf dem Platze.

Bey

Bey dieser Gelegenheit soll Faustulus, nachdem er sich vergebens bemühet, die beyden Brüder mit einander auszusöhnen, des Lebens überdrüssig, sich unbewaffnet mitten ins Handgemenge gestürzet haben, und daselbst seinem Wunsch gemäß umgekommen seyn. Einige sagen auch, der steinerne Löwe, welcher in der angesehensten Gegend des Marktes zu Rom neben dem Rednerplatze zu sehen ist, sey daselbst dem Faustulus, an demselben Orte, wo er gefallen und auch nachher begraben worden, zum Grabmal errichtet.

Remus blieb auch in diesem Treffen, und wurde nachher von seinem Bruder zu Remuria, wo er bey seinem Leben die Stadt zu erbauen gewünscht hatte, begraben. Romulus nahm diesen betrübten Sieg, den er mit Vergießung so vielen Bürgerbluts über seinen Bruder erfochten hatte, so sehr zu Herzen, daß er von Schmerz und Reue sich selbst das Leben nehmen wollte. Doch ließ er sich durch die Bitten und den Trost der Laurentia, die ihn nebst seinem Bruder auferzogen hatte, und sie nicht anders als ihre eigene Kinder liebte, endlich wieder aufrichten. Er versammlete also die im Treffen noch übriggebliebenen Lateiner, deren von der großen Menge, die mit ihnen aus Alba gezogen, nicht viel über 3000 Mann übrig waren, und legte mit ihnen auf dem Palatinischen Berge die Stadt an.

Was ich hier von dem Tode des Remus erzählt habe, scheinet mir das wahrscheinlichste zu seyn. Doch will ich auch dasjenige, was hiermit nicht übereinstimmet, nicht mit Stillschweigen übergehen. Einige sagen nehmlich, er habe zwar dem Romulus die Oberherrschaft zugestanden, sey aber doch immer über das

be-

betrügliche Verfahren seines Bruders ungehalten gewesen. Als nun die Mauer der neuen Stadt fertig gewesen, habe er, um zu zeigen, welch eine schlechte Befestigung sie abgeben würde, gesagt: „Diese Mauer „werden aber eure Feinde leicht übersteigen können, so „wie ich jetzo.“ Und mit diesen Worten sey er herüber gesprungen. Ein gewisser Celer, der die Aufsicht über die Arbeit gehabt, und eben auf der Mauer gestanden, habe hierauf versetzt: „Aber diesen Feind „wird ein jeder von uns leicht abwehren können.“ Zugleich habe er ihm mit einer Mauerkelle auf den Kopf geschlagen, wovon er todt zur Erde gefallen. Ein solches Ende also soll der Streit der Brüder genommen haben.

Da nun nichts weiter die Erbauung der Stadt hinderte, so bestimmte Romulus einen Tag, an welchem er die Götter aussöhnen, und das Werk anfangen wollte. Er schaffte daher alles an, was zu dem Opfer und zu dem Gastmal für das Volk erfordert wurde. Als der bestimmte Tag erschienen war, so opferte er selbst zuerst, und befahl darauf den andern, nach ihrem Vermögen eben dasselbe zu verrichten. Sobald dieses geschehen war, sahe er das erstemal als ein glückliches Zeichen einen Trupp Adler. Hiernächst ließ er Feuer vor den Gezelten anlegen, und das Volk nach einander, um sich von der Befleckung zu reinigen, durch die Flamme springen. Nachdem nun alles, wovon er glaubte, daß es den Göttern angenehm seyn würde, geschehen war, so ließ er das ganze Volk an einen bestimmten Ort zusammen kommen, und darauf mit einem Pfluge, vor dem ein Ochse und eine Kuh gespannt war,

war, in viereckigter Figur eine Furche um den Hügel ziehen, auf welcher die Mauer erbauet werden ſollte. Dieſen Gebrauch, den Ort, wo eine neue Stadt gebauet werden ſoll, zu umpflügen, haben die Römer nachher immer beybehalten.

Nachdem dieſes geſchehen war, opferte er den Ochſen und die Kuh, nebſt noch vielen andern Opferthieren, und ließ darauf das Volk mit der Arbeit den Anfang machen. An dieſem Tage wird noch jetzt von den Römern jährlich ein ſehr großes Feſt begangen, welches ſie Parilia nennen. Es fällt in den Anfang des Frühlings, und die Landleute und Hirten bringen an demſelben den Göttern Opfer, um ihnen für die Fruchtbarkeit ihrer Heerden zu danken. Ob aber dieſer Tag ſchon vorher gefeyert, und deßwegen für den ſchicklichſten gehalten wurde, an demſelben mit der Erbauung der Stadt den Anfang zu machen, oder er erſt nachher, weil der Anfang der Erbauung an demſelben gemacht war, für heilig gehalten worden, und man ihn deßwegen für den ſchicklichſten gehalten, die Götter der Hirten durch Opfer zu verehren, kann ich nicht mit Gewißheit entſcheiden.

Dieſes iſt es nun, was ich mit vieler Mühe aus den Schriften der Griechen und Römer, deren ich eine große Menge durchgeleſen, von der Herkunft der Römer habe heraus bringen können. Man kann alſo ganz ſicher die Meynung derjenigen, welche aus Rom einen Sammelplatz von Barbaren und verlaufenem Geſindel, das nirgends zu Hauſe gehöret, machen wollen, verwerfen, und behaupten, daß ſie eine Stadt von Griechiſcher Abkunft, und nicht nur die berühmteſte, ſon-

sondern auch die gesitteste aller Städte sey. Man erinnere sich nur, daß die Aboriginer ein Oenotrisches, die Oenotrier aber ein Arkadisches Volk waren, daß sich mit diesen nachher die Pelasger, welche aus Argos abstammten, und aus Thessalien nach Italien übergiengen; ferner Evander und die Arkadier, welchen von den Aboriginern der Palatinische Berg zur Wohnung eingeräumt wurde; hiernächst die Peloponnesier, die mit dem Herkules nach Italien kamen, und den Saturnischen Berg bewohnten; und endlich zuletzt die Trojanischen Flüchtlinge vereinigten. Diese Völker aber gehören alle unter die ältesten, und geben keinen von den andern Griechen etwas nach. Die Vermischungen mit den Barbaren aber, wodurch die Stadt viele von ihren alten Gewohnheiten verlernt hat, sind erst in den nachfolgenden Zeiten geschehen. Und man muß sich billig wundern, daß die Stadt nicht in eine gänzliche Barbarey versunken ist, da sie Opiker, Marser, Samniter, Etrusker, Bruttier, viele tausend Umbrier, Ligurier, Iberier, Celten und noch unzählige andere Völker, theils aus Italien, theils aus andern Ländern aufgenommen hat, die weder in der Sprache noch in der Lebensart mit einander übereinstimmten, mit Gewalt zusammen gebracht waren, und daher wegen einer so großen Verschiedenheit sowohl der Sprache als der Sitten fast nothwendig große Verwirrung erregen und in der alten Verfassung der Stadt viele Veränderungen hervorbringen musten; wie denn auch viele andre Griechische Völker, die sich unter den Barbaren niedergelassen, in sehr kurzer Zeit alle Griechische Sitten abgelegt, und weder die Sprache, noch

die

die Gebräuche, noch die Götter, noch die vortreflichen Gesetze der Griechen, wodurch sich diese am meisten von den Barbaren unterscheiden, noch irgend ein anderes Kennzeichen ihrer Abkunft beybehalten haben. Zum Beweise hievon können allein die Achäer dienen, welche in der Gegend von Pontus wohnen. Denn diese waren ehemals eine der gesittesten Griechischen Völker, jetzt aber sind sie die wildesten aller Barbaren.

Die Sprache der Römer ist weder barbarisch noch vollkommen Griechisch, sondern eine Zusammensetzung aus beyden; am mehrsten nähert sie sich dem Aeolischen. Dieses ist auch der einzige Schade, den ihnen die vielen Vermischungen gebracht haben, daß ihre Sprache nicht ganz rein ist. In allem übrigen findet man bey ihnen weit mehr Beweise ihrer Griechischen Abkunft, als bey irgend einem andern Volke, das von den Griechen abstammet. Sie haben aber nicht erst jetzt, nachdem ihr großes Glück sie gesittet gemacht, oder erst seit der Zeit, daß sich nach Ueberwindung der Karthaginenser und Macedonier ihre Herrschaft auch übers Meer erstrecket, angefangen, sich gegen jedermann gefällig und menschlich zu betragen, sondern gleich von Erbauung der Stadt an, haben sie sich als Griechen aufgeführt, und sich nicht weniger aller Tugenden befliſſen, als jetzt. Ich könnte hiervon sehr weitläuftig reden, und es durch viele Beweise und die Zeugnisse der glaubwürdigsten Männer bestätigen; allein ich verspare es auf das Buch, in welchem ich von ihrer Staatsverfassung handeln werde. Jetzt kehre ich zu meiner Geschichte zurück; vorher aber werde ich den Inhalt dieses ersten Buches im Anfange des folgenden kürzlich wiederholen.

Dionysius

Des

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Zweytes Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dionyſius von Halikarnas

Römiſche Alterthümer

Zweytes Buch.

Die Stadt Rom iſt in dem weſtlichen Theil von Italien, an dem Flus Tiber, welcher ſich ungefähr gegen die Mitte der Küſte ins Meer ergießt, 120 Stadien vom Tyrrheniſchen Meere, belegen. Dieſe Gegend haben zuerſt bey Menſchengedenken ein eingebohrnes barbariſches Volk, die Sicilianer, inne gehabt, die außerdem noch viele andere Länder von Italien bewohnet haben, welches viele Denkmäler, die noch jetzt von ihnen übrig ſind, und unter andern auch einige Oerter, die Sicilifche Benennungen haben, beweiſen. Dieſe wurden von den Aboriginern, einem Volke, das von den Oenotriern, welche die Seeküſte von Tarent bis Päſtum bewohnten, abſtammete, und als eine heilige, den Göttern geweihete Jugend, nach Landesgewohnheit von ihren Vätern abgeſchickt war, um ſich mit Hülfe der Götter eine andere Wohnung zu ſu-

chen, aus ihrem Lande verjagt. Die Oenotrier aber waren ein Arkadiſches Volk, und hatten unter Anführung des Sohns des Lykaon, Oenotrus, von welchem ſie ihren Namen bekamen, Arkadien, welches damals Lykaonien hieß, verlaſſen, um ſich ein beſſeres Land zu ſuchen. Als nunmehr die Aboriginer dieſen Theil Italiens inne hatten, vereinigten ſich zuerſt mit ihnen die Pelasger, ein herumirrendes Volk aus dem damaligen Hämonien, welches itzt Theſſalien heißt, wo ſie ſich einige Zeit aufgehalten hatten. Hiernächſt ließen ſich die Arkadier unter ihnen nieder. Dieſe kamen, unter Anführung des Evanders, eines Sohns des Merkurs und der Themis, aus der Stadt Palantium nach Italien, bauten ſich an einem der ſieben Hügel, der ungefähr mitten in der Stadt Rom belegen iſt, an, und nannten dieſen Ort nach ihrer ehemaligen Vaterſtadt, Palantium. Kurze Zeit nachher kam Herkules auf ſeiner Rückkehr aus Erythia mit ſeiner Armee nach Italien. Von dieſer blieb eine Anzahl Griechen zurück und lies ſich nicht weit von Palantium neben einem andern der ſieben Hügel, auf welchen die Stadt Rom erbauet iſt, der damals von den Einwohnern der Saturniſche, jetzt aber der Capitoliniſche genannt wird, nieder. Der größte Theil von dieſen waren Epeer, welche ihre Vaterſtadt Elis, nachdem ſie von dem Herkules zerſtört war, verlaſſen hatten. Sechszehn Menſchenalter nach dem Trojaniſchen Kriege wurden dieſe beyden Oerter von den Albanern weiter angebauet, und mit einer Mauer und Graben umgeben. Denn bisher hatten ſie nur aus Viehſtällen beſtanden, wo ſich allerley Arten von Hirten aufhielten, weil dieſe Gegend,

die

die durch viele Flüsse gewässert wird, einen Ueberfluß an Sommer und Winterfutter hervorbrachte. Die Albaner aber waren eine Vermischung aus Arkadiern, Pelasgern, Epeern und Trojanern, die unter Anführung des Aeneas, des Sohns des Anchises und der Venus, nach Italien gekommen waren. Wahrscheinlicher Weise haben sich auch einige von den ältesten Einwohnern oder von den benachbarten barbarischen Völkern mit den Griechen vereiniget. Alle diese Völker verlohren ihre besondern Namen und wurden nach einem gewissen König dieser Gegend, Latinus, Lateiner genannt. Von diesen Lateinern wurde im 432 Jahre nach der Eroberung von Troja, in der siebenten Olympiade, die Stadt Rom erbauet.

Die Anführer dieser Colonie waren zween Zwillingsbrüder von königlichem Geschlecht, Namens Romulus und Remus. Sie stammten von mütterlicher Seite vom Aeneas und also auch vom Dardanus ab; wer aber ihr Vater gewesen sey, läßt sich nicht leicht bestimmen. Die Römer hatten sie für Söhne des Mars. Sie geriethen wegen der Oberherrschaft in Streit, bey welcher Gelegenheit Remus im Treffen ums Leben kam. Romulus blieb also allein Herr der Colonie und erbaute darauf die Stadt, die er nach seinen Namen benannte. Die Anzahl der Colonisten war nicht groß, weil von der großen Menge Leute, welche die Albaner abgeschickt hatten, nach dem Treffen nur 3000 Mann zu Fuß und 300 Reuter übrigblieben.

Als die Stadt mit Mauer und Graben umgeben, und mit Häusern fürs erste hinlänglich versehen war, so war es nunmehr Zeit, an die Verfassung und Einrich-

tung des gemeinen Weſens zu denken. Romulus ließ daher das Volk zuſammen kommen, und hielt an daſſelbe, nach Anweiſung ſeines Großvaters, eine Rede von folgendem Inhalte. „Die Stadt, ſagte er, ſey jetzt ſowol mit öffentlichen als Privatgebäuden für den erſten Anfang hinreichend verſehen. Sie möchten aber bedenken, daß dieſes bey weitem nicht alles ſey, worauf die Wohlfahrt einer Stadt beruhe. Denn die tiefſten Gräben und die höchſten Wälle gäben keine ſo ſichere Schutzwehr für die Einwohner ab, daß ſie dabey, zur Zeit eines Krieges mit auswärtigen Feinden, unbekümmert und ruhig leben könten; ſie verſchafften ihnen bloß gegen unvermuthete Ueberfälle die Sicherheit. Eben ſo wenig könnten ſie alsdenn, wenn bürgerliche Unruhen und Streitigkeiten unter ihnen entſtehen ſollten, in ihren Häuſern Schutz ſuchen. Denn dieſe hätten die Menſchen bloß als Mittel, um deſto bequemer und vergnügter zu leben, erfunden, und könnten keinem böſen Nachbar Einhalt thun, keinem die Gewisheit geben, daß er von den Nachſtellungen eines ſolchen nichts zu befürchten habe. Noch keine Stadt habe durch äußerliche Pracht ſich Wohlſtand und Größe erworben, noch keine ſey durch den Mangel koſtbarer öffentlicher und Privatgebäude daran verhindert worden, groß und blühend zu werden. Durch ganz andere Mittel müſte eine Stadt erhalten, und in Flor gebracht werden. Gegen auswärtige Feinde nämlich wäre der beſte Schutz eine ſtarke Kriegesmacht, die man ſich durch Tapferkeit und Uebung erwerbe; gegen innerliche Unruhen aber wäre das beſte Verwahrungsmittel die Einigkeit der Bürger, welche durch Gerechtigkeit und Mäßigung eines jeden erhalten würde.

„würde. Denn im Kriege geübte Leute, die zugleich „ihre Begierden mäßigen könnten, wären nicht nur die „größte Zierde ihrer Stadt, sondern machten sie auch „unüberwindlich und zu einer sichern und ruhigen Woh„nung. Zu tapfern, Gerechtigkeit liebenden und tugend„haften Leuten aber würden die Bürger eines Staats „durch nichts anders gemacht, als durch eine weise Verfas„sung, so wie sie hingegen durch eine schlechte Policey zu „Weichlingen, Habsüchtigen und Sklaven schändlicher Lüste „gemacht würden. Er habe von vielen alten und erfahrnen „Männern gehöret, daß manche große Colonien, die „sich in den schönsten Ländern niedergelassen, theils durch „innerliche Uneinigkeiten sogleich wieder zu Grunde ge„gangen, theils, nachdem sie sich eine Zeitlang erhalten, „unter die Herrschaft ihrer Nachbaren gerathen wären, „so daß sie sich zwar ein besseres Land, aber ein schlech„teres Schicksal, nehmlich statt der Freiheit die Skla„verey, erworben hätten. Andere hingegen, die sehr klein „gewesen und in eine schlechte Gegend gekommen wären, „hätten nicht nur Anfangs ihre Freyheit behauptet, „sondern bald sich sogar andere Völker unterwürfig ge„macht. Die Ursach aber dieses Verfalls der ersteren „und des Wohlstandes der letzteren sey nichts anders „gewesen, als ihre verschiedene Verfassung. Fände sich „nun nur eine einzige Lebensart und Verfassung, bey „welcher die Menschen glücklich seyn könnten, so würde „ihnen die Wahl nicht schwer fallen; so aber habe er „gehöret, daß es davon so wohl unter den Griechen als „den Barbaren sehr verschiedene Arten gebe. Drey der„selben würden vorzüglich von denen, die sie angenom„men hätten, angepriesen. Keine darunter aber sey

„ganz vollkommen, ſondern mit jeder wären noch einige „unvermeidliche Uebel verknüpft, wodurch es ſchwer „würde, eine Wahl unter denſelben zu treffen. Sie „möchten alſo wohlbedächtig überlegen, ob ſie lieber von „einem oder von vielen regiert ſeyn wollten. Was „mich anbetrifft, ſetzte er hinzu, ſo werde ich mir jede „Verfaſſung, die ihr wählen werdet, gefallen laſſen. „Ich werde mich weder wegern, ſelbſt die Regierung zu „übernehmen, noch einem andern zu gehorchen. Mit „den Ehren, die ihr mir bisher erwieſen, indem ihr mich zum „Anführer der Colonie gemacht und die Stadt nach „meinem Namen genannt habt, kann ich ſchon zufrie„den ſeyn. Sie ſind ein Gut, welches mir weder aus„wärtige Kriege, noch bürgerliche Uneinigkeiten, noch „die Zeit, welche die allerherlichſten Dinge zerſtört, noch „irgend ein anderes widriges Geſchick rauben können; „welches ich unaufhörlich im Leben und im Tode beſitzen „werde.“

Auf dieſe Rede, worinn er, wie ich ſchon geſagt habe, dem Rath ſeines Großvaters gefolget war, erhielt er, nachdem ſich das Volk darüber berathſchlaget hatte, folgende Antwort: „Wir verlangen keine neue Ver„faſſung einzuführen, ſondern wollen diejenige, welche „von unſern Vorfahren eingeführt und als die beſte be„funden iſt, ohne Aenderung beybehalten. Wir trauen „hierin der Einſicht der Alten mehr als der unſrigen, und „haben auch gar nicht Urſache mit unſerm bisherigen „Schickſal unzufrieden zu ſeyn. Denn wie unbillig wäre „es nicht, wenn wir eine Verfaſſung verachten wollten, „die uns unter den Königen nicht nur das größte Gut „des Menſchen, die Freyheit, ſondern auch Herrſchaft

„über

„über andere verschaffet hat? Dieses also ist unsere „Meynung von der Verfassung überhaupt. Was aber „die königliche Würde besonders anbetrifft, so glauben „wir, daß sie keiner so sehr verdiene als du; theils we„gen deiner königlichen Herkunft und Tugend, theils „aber vornehmlich, weil du der Anführer der Colonie „gewesen bist, und wir daher deine Entschlossenheit und „große Weisheit, nicht sowohl in Reden als in Hand„lungen, kennen.“

Romulus erwiederte hierauf, es sey ihm zwar sehr angenehm, daß sie ihn der Oberherrschaft über sie würdig schätzten; allein er würde sie nicht eher annehmen, als bis auch die Götter durch glückliche Auspicien ihr Wohlgefallen darüber bezeugt hätten. Das Volk war sehr wohl hiemit zufrieden. Er setzte daher einen gewissen Tag an, an welchem er die Auspicien anstellen wollte. An demselben gieng er bey Anbruch des Tages aus seinem Zelte unter freyen Himmel, opferte mit den gewöhnlichen Gebräuchen, an einem reinen Orte, und bat darauf den Jupiter und die andern Götter, deren Schutz er seine Colonie anvertrauet hatte, wenn sie die Wahl des Volks billigten und zufrieden wären, daß er die neue Stadt beherrschen sollte, so möchten sie doch ihren Willen durch glückliche Zeichen am Himmel anzeigen. Kaum hatte er dieses Gebet ausgesprochen, so fuhr ein Blitz von der Linken zur Rechten vom Himmel herab. Einen solchen Blitz von der Linken zur Rechten halten die Römer für ein glückliches Zeichen, (sie mögen dieses nun von den Etruskern oder von ihren Vorfahren gelernt haben) und zwar, wie ich dafür halte, aus folgenden Gründen. Sie halten nehmlich, wenn man die

Auspicien anstellen will, denjenigen Standort für den besten, wobey man das Gesicht gegen Morgen kehret, wo Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne aufgehen, und wo die zirkelförmige Bewegung der Welt, wodurch alles bald über bald unter die Erde zu stehen kömmt, ihren Anfang nimmt. Nun haben diejenigen, welche sich gegen Morgen kehren, zu ihrer linken Norden und zu ihrer Rechten Mittag. Jenes aber, glaubten sie, habe vor diesem den Vorzug, weil daselbst der Pol der Achse, um welche die Welt sich drehet, erhaben, und der eine von den fünf Zirkeln, welche die ganze Sphäre umgürten, welcher der Arktische genant wird, immer sichtbar, der Antarktische hingegen, auf der andern Seite, wegen seiner Niedrigkeit immer unsichtbar ist. Da es nun natürlich ist, daß diejenigen von den himmlischen Zeichen die besten sind, welche sich von der besten Seite her zeigen, und der Morgen vor dem Abend unstreitig den Vorzug hat, gegen Morgen selbst aber die nördliche Seite höher ist, als die mittägliche, so folget daraus, daß auch die Zeichen von dieser Seite her die besten seyn müssen. Einige Schriftsteller sagen, die Römer hätten schon in den ältesten Zeiten, ehe sie es noch von den Etruskern lernen konnten, die Blitze zur Linken für glücklich gehalten. Als nämlich Askanius, des Aeneas Sohn, von den Tyrrheniern unter Anführung des Mezentius belagert wurde, und er in der Verzweiflung sich entschlos, einen Ausfall auf die Feinde zu thun, so habe er den Jupiter und die andern Götter mit Thränen gebeten, sie möchten ihm doch vorher ein glückliches Zeichen geben, worauf es denn sogleich bey heiterem Himmel von der linken her geblitzt. Weil

nun

nun der Ausfall einen glücklichen Ausgang genommen, so hätten von der Zeit an seine Nachkommen dieses Zeichen für glücklich gehalten.

Da also die Götter ihre Einwilligung gegeben hatten, so berief Romulus das Volk nochmals zusammen, und machte es ihm bekannt, worauf er denn sogleich zum König ernannt wurde. Zugleich wurde es festgesetzt, daß künftig keiner weder die königliche Würde noch irgend ein anderes obrigkeitliches Amt antreten sollte, wenn nicht vorher die Götter durch glückliche Zeichen ihre Einwilligung dazu gegeben hätten. Diese Gewohnheit wurde sehr lange Zeit bey den Römern beobachtet, nicht nur unter den Königen, sondern auch nach Verjagung derselben, bey der Wahl der Consuln, der Generale und anderer obrigkeitlichen Personen. Jetzt aber wird nicht mehr darüber gehalten, und es ist nur noch ein Schatten derselben übrig, um doch wenigstens die äußerliche Ehrfurcht gegen die Götter zu beobachten. Diejenigen nämlich, welche ein obrigkeitliches Amt antreten wollen, bringen die Nacht in einem Gezelte zu, gehen bey Anbruch des Tages heraus und verrichten unter freyem Himmel einige Gebete. Darauf thun denn einige von den anwesenden Augurn, die von dem gemeinen Wesen besoldet werden, ohne daß sie das geringste gesehen haben, den Ausspruch, daß ihnen die Götter durch einen Bliz von der Linken ein glückliches Zeichen gegeben hätten. Diese Worte sehen sie gleichsam als eine glückliche Vorbedeutung an, und übernehmen sodann ihr Amt. Einige halten es für genug, wenn sie nur kein widriges Zeichen gesehen haben. Andere aber kehren sich nicht daran, wenn ihnen auch

die

die Götter offenbar zuwider sind, und reissen die obrigkeitlichen Aemter vielmehr mit Gewalt an sich, als daß sie dieselben gehörig übernehmen sollten. Zur Strafe dafür aber sind oft zu Lande ganze Armeen umgekommen, oft zur See ganze Flotten mit allem Schifvolke zu Grunde gegangen, vieler andern großen und schrecklichen Unglücksfälle, welche die Stadt deßwegen sowohl in auswärtigen als bürgerlichen Kriegen betroffen, nicht zu gedenken. Ein besonders merkwürdiges Beyspiel hievon habe ich selbst erlebt, als nemlich der Licinius Crassus, einer der größten Generale seiner Zeit, gegen die Parther zu Felde zog, ohne sich an die unzähligen bösen Vorbedeutungen, wodurch die Götter ihr Mißfallen zu erkennen gaben, das geringste zu kehren. Doch es würde sehr weitläuftig seyn, wenn ich hier zeigen wolte, wie wenig Achtung man heutiges Tages gegen die Götter zu bezeugen pflegt.

Romulus, der also durch Götter und Menschen einstimmig zum König erklärt war, bewies sich hierauf nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber im Kriege als den größten und tapfersten General und in der Verwaltung und Anordnung des gemeinen Wesens, als den weisesten Staatsmann. Ich will jetzt seine merkwürdigste Verrichtungen im Kriege und Frieden durchgehen. Zuerst will ich davon reden, wie er seinen Staat einrichtete; eine Einrichtung, welche ich in jedem Stücke allen andern Verfassungen vorziehe. Er verfuhr folgendergestalt. Zuerst theilte er das ganze Volk in drey Theile, welche er Tribus nannte, und gab einem jeden derselben einen der angesehen-

sten

sten Männer zu Vorgesetzten. Diese **Tribus** theilte er wieder in zehen Theile, welchen er den Namen **Curien** gab, wie sie auch noch jetzt heißen, und ebenfalls die tapfersten Männer zu Vorstehern über sie setzte. Das Wort **Tribus** kann man im Griechischen durch **Phyle** und **Trittys**, **Curie** aber durch **Phratra** und **Lochos** übersetzen. Die Vorsteher der Tribus, die bey den Römern **Tribunen** heißen, können wir **Phylarchen** und **Trittyarchen**, und die Vorsteher der Curien oder **Curionen**, **Phratriarchen** und **Lochagen** nennen. Die Curien theilte er wieder in zehen Theile, und gab jedem derselben einen Vorgesetzten, welcher auf Römisch **Decurio** heißet. Als diese Abtheilung des ganzen Volks in Tribus und Curien gemacht war, so theilte er sein ganzes Land in dreyßig gleiche Theile, wovon er einer jeden Curie einen gab, nachdem er vorher so viel als zur Unterhaltung des Gottesdienstes und der Tempel, und zu den öffentlichen Bedürfnissen des Staats erfordert wurde, davon abgesondert hatte. Durch diese Abtheilung so wohl des Volks als des Landes brachte also **Romulus** eine vollkommene und allgemeine Gleichheit zuwege.

Hierauf machte er eine andere Abtheilung, wobey er die Absicht hatte, Ehre, Rang und Aemter unter seinem Volke einzuführen. Er sonderte nehmlich diejenigen, welche wegen ihrer vornehmen Geburt, ihrer Verdienste, ihres Reichthums, in vorzüglichem Ansehen stunden, und Kinder hatten, von den Geringen und Armen ab. Diese letztern nannte er **Plebejer**, welches so viel bedeutet, als das gemeine Volk. Die

Vor-

Vornehmen aber **Patres**, oder Väter, entweder wegen ihres vorzüglichen Alters, oder weil sie Kinder hatten, oder wegen ihrer vornehmen Herkunft, oder wegen aller dieser Ursachen zusammen. Vermuthlich hat ihm hierinn die Verfassung der Athenienser, die damals noch in sehr großem Flor waren, zum Muster gedient. Denn bey denen bestand das ganze Volk auch aus zween Theilen, nehmlich aus den Vornehmen und Reichen, welche die Regierung verwalteten, und Eupatridä oder Adliche, und aus den gemeinen Bürgern, welche gar keinen Antheil an den öffentlichen Geschäften hatten, und Agriki, oder Bauren genannt wurden. Doch konnten diese letztern nachher auch zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen. Dieses wird von den glaubwürdigsten Schriftstellern, die von der Römischen Staatsverfassung geschrieben haben, für die Ursach gehalten, warum die vornehmsten Bürger Patres und ihre Nachkommen Patricier genannt worden. Diejenigen Schriftsteller aber, welche den Römern aus Neid gerne eine niedrige Herkunft andichten wollen, sagen, man hätte den Namen Patricier bloß denen beygelegt, welche ihre Väter hätten angeben können; denn alle andern wären verlaufenes Gesindel gewesen, die nichts davon gewust, ob sie freyen Leuten oder Sklaven das Leben zu danken hätten. Zur Bestärkung dieser Meynung berufen sie sich darauf, daß die Patricier, so oft die Könige eine Versammlung anstellen wollten, durch Herolde bey ihrem eigenen und ihrer Väter Namen zusammen berufen, die Plebejer aber durch Kuhhörner zusammen geblasen wurden. Allein diese verschiedene Art der Zusammenberufung kann weder das gute Geschlecht

schlecht der Patricier noch die unbekannte Herkunft der Plebejer beweisen. Jenes geschahe, um die Patricier dadurch zu ehren, dieses aber der Geschwindigkeit halber, weil es sehr langwierig gewesen seyn würde, einen jeden von dem Volke besonders bey Namen zu nennen.

Nachdem Romulus also die Vornehmen von den Geringen abgesondert hatte, so gab er hierauf Gesetze, wodurch er einem jeden dieser Stände seine besondern Pflichten bestimmte. Die Patricier nehmlich sollten den Gottesdienst verrichten, Obrigkeitliche Aemter verwalten, Gericht halten, mit ihm an der Regierung Antheil nehmen, und überhaupt alle Stadtangelegenheiten besorgen. Die Plebejer aber wurden von allem diesem, theils wegen ihres Mangels an der dazu erforderlichen Einsicht und Geschicklichkeit, theils weil ihnen ihre Armuth keine Zeit dazu übrig ließ, ausgeschlossen. Dagegen sollten sie Ackerbau, Viehzucht und Handwerke treiben. Durch diese Abhänglichkeit der beyden Stände von einander suchte er den innerlichen Uneinigkeiten vorzubeugen, dergleichen in andern Städten oft zu entstehen pflegten, wenn entweder die Vornehmen den Geringern mit Verachtung und Stolz begegneten, oder nichtswürdige und arme Leute die Vornehmen wegen ihrer Vorzüge beneideten. Hiernächst übergab er die Plebejer in den Schutz der Patricier, und erlaubte einem jeden von den Volke, sich nach Belieben aus den Patriciern einen Schutzherrn auszusuchen. Diese Gewohnheit war schon in den ältesten Zeiten bey den Thessaliern und auch bey den ersten Athenienſern eingeführt; Romulus aber verbesserte sie. Denn die Griechen begegneten ihren Clienten sehr übermüthig, legten ihnen

Dien-

Dienste auf, die sich für freye Leute nicht geziemten, prügelten sie, wenn sie ihnen nicht gehorchen wollten, und giengen überhaupt nicht anders mit ihnen um, als mit Sklaven. Die Athenienser nannten auch ihre Clienten, wegen der Arbeit, die sie ihnen verrichten musten, Thetas, oder Tagelöhner, die Thessalier aber Penestas oder Arme, und warfen ihnen also durch diese Benennungen ihren Zustand vor. Romulus hingegen schmückte die Sache auch mit einem anständigen Namen aus, indem er den Schutz über die Armen und Geringen das Patronat nannte. Er legte beyden Theilen solche Pflichten gegen einander auf, die ihnen sehr vortheilhaft waren. Und brachte also eine Verbindung zu Stande, welche die gegenseitige Liebe der Bürger, und das Beste des gemeinen Wesens zugleich beförderte.

Diese Verordnungen des Romulus wegen des Patronats wurden sehr lange von den Römern beobachtet, und bestanden ungefähr in folgenden Stücken. Die Patronen musten ihren Clienten die Gesetze, welche sie nicht verstanden, erklären; sich sowohl in ihrer Gegenwart als in ihrer Abwesenheit ihrer in allen Stücken annehmen, und in Sachen, die ihr Vermögen betrafen, in Contracten und dergleichen, nicht anders als ein Vater für seine Kinder, für ihr Bestes sorgen; wenn ihnen Unrecht geschahe, und von jemand dem Contracte zuwider gehandelt wurde, diesen deßwegen verklagen, wenn sie aber selbst angeklagt wurden, ihre Sache vor Gericht vertheidigen; kurz sie musten sie von aller Sorge wegen ihrer öffentlichen sowohl als Privatangelegenheiten befreyen, und ihnen alle mögliche Ruhe, die

sie

ſie bey ihrer Arbeit nöthig hatten, verſchaffen. Dagegen muſten die Clienten die Töchter ihrer Patronen, wenn es dieſen am Vermögen fehlte, ausſtatten helfen; wenn ihre Patronen oder ihre Söhne in die Kriegesgefangenſchaft gerathen waren, ſie von den Feinden loskaufen; wenn ſie einen Proceß verloren hatten, oder ihnen eine Geldſtrafe auferlegt war, ihnen von ihrem eigenen Vermögen das Geld dazu hergeben, und zwar nicht leihen, ſondern ſchenken; wenn ſie durch ihre Aemter, Ehrenſtellen oder andere öffentliche Verrichtungen verbunden wurden, Aufwand zu machen, nicht anders als wenn ſie zu ihrer Familie gehört hätten, einen Theil der Koſten tragen. Außer dieſen beſondern Pflichten eines jeden Theils war es beyden nicht erlaubt, einen Proceß mit einander zu führen, Zeugniß gegen den andern abzulegen, ihm ſeine Stimme zu verſagen, oder es mit ſeinen Feinden zu halten. Alles dieſes wurde für eine große Gottloſigkeit gehalten, und wenn jemand einem dieſer Stücke zuwider handelte, ſo wurde er nicht anders als ein Verräther angeſehen, und nach dem Geſetze, welches Romulus wegen der Verrätherey gegeben hatte, beſtraft, nach welchem es einem frey ſtund, einen ſolchen Menſchen als ein Opfer des Höllengottes zu tödten. Denn es war bey den Römern gebräuchlich, denjenigen, welchen ein jeder ſollte ungeſtraft umbringen können, irgend einem Gotte, vornehmlich aber den Göttern der Hölle zu weihen; und ſo machte es auch Romulus jetzo. Daher kam es denn auch, daß dieſe Verbindungen der Patronen und Clienten ſich ſehr lange in Rom erhielten. Sie pflegten von den Vätern auf die Söhne fortzuerben, und die allernächſten

sten Verwandten waren nicht so genau vereiniget. Die Vornehmen machten sich eine besondere Ehre daraus, eine Menge Clienten zu haben, die alten Patronate in ihrer Familie zu erhalten, und durch eigne Verdienste sich neue zu erwerben. Der Wetteifer einander in Gefälligkeiten und Dienstleistungen zuvor zu kommen, war ganz außerordentlich. Die Clienten thaten für ihre Patronen alles, was nur irgend in ihrem Vermögen war; und die Patricier hingegen bemühten sich ihren Clienten nicht beschwerlich zu fallen, und schlugen ihre Geschenke aus. So groß war damals die Enthaltsamkeit und Genügsamkeit; so sehr waren sie davon überzeugt, daß die Glückseligkeit nicht von den äußerlichen Glücksumständen, sondern von der Tugend abhange. Aber nicht bloß das Volk in der Stadt Rom genoß den Schutz der Patricier, sondern auch die Colonien und Städte, welche mit den Römern im Bündnisse und Freundschaft stunden, oder im Kriege erobert waren, konnten sich nach Belieben einen Schutzherrn und Patron zu Rom erwählen, und oft hat der Senat die Streitigkeiten derselben ihren Patronen zur Entscheidung überlassen, und ihren Ausspruch für gültig erklärt. Durch diese Anordnung gründete Romulus die Einigkeit der Bürger so fest, daß es ganze 620 Jahre hindurch niemals zu Mord und Blutvergießen unter ihnen gekommen ist, so oft auch sonst zwischen dem Volke und den Vornehmen die gröſten Uneinigkeiten wegen der Staatsverfassung entstanden sind, so wie es in allen kleinen so wohl als großen Städten zu geschehen pflegt. Aber in einem solchen Falle suchten sie sich theils durch Bitten, theils durch Gründe zu überreden, gaben sich

von

von beyden Seiten von ihren Rechten etwas nach; und legten also immer in der Güte ihre Streitigkeiten bey. Cajus Grachus war in seinem Tribunat der erste, welcher diese Harmonie und Einigkeit aus der Republik verbannete; und seit der Zeit fehlet es niemals an Partheyen, welche sich durch Mordthaten und Verbannungen an einander zu rächen suchen, und oft das schrecklichste Unheil anrichten, wenn sie nur dadurch die Oberhand erhalten können, welches wir an seinem Orte weiter sehen werden.

Nachdem Romulus diese Einrichtungen gemacht hatte, so dachte er nunmehr auch daran, einen Rath anzuordnen, mit welchem er gemeinschaftlich die Regierung verwalten könnte. Er suchte also in dieser Absicht hundert Patricier aus, und zwar auf folgende Weise. Zuerst ernannte er selbst einen, welchen er von allen für den geschicktesten hielt, die Regierung der Stadt zu besorgen, so oft er selbst mit der Armee zu Felde gehen müste. Hierauf ließ er von jeder Tribus drey der weisesten und vornehmsten Männer aussuchen. Eben das musten nachher auch die dreyßig Curien thun. Diese letztern neunzig Männer also machten mit den neun, welche die Tribus erwählt hatten, und mit dem einen, welchen er über alle zum Vorgesetzten machte, gerade hundert aus. Diesen Rath nennen die Römer noch jetzt den Senat, welches man im Griechischen durch Gerusia übersetzen kann. Ob man ihm diesen Namen wegen des Alters oder wegen der Verdienste seiner Mitglieder gegeben hat, kann ich nicht gewiß bestimmen; denn man pflegte ehemals nicht nur alte, sondern auch verdienstvolle Leute, Senes oder Alte, zu nennen. Die

Senatoren ſelbſt wurden Patres Conſcripti oder zuſammengeordnete Väter genannt, welche Benennung ihnen auch noch zu meiner Zeit gegeben wurde. Dieſe Anordnung hatte Romulus auch von den Griechen genommen. Denn bey denen hatten die Könige, ſie machten nun die Krone geerbt haben, oder durch die Wahl des Volks dazu gelanget ſeyn, auch einen Rath, welcher aus den angeſehenſten Männern beſtand, wie Homer und die andern älteſten Dichter bezeugen; und die Könige regierten damals nicht, wie in unſern Zeiten, bloß nach ihrem eignen Gutdünken.

Da er nun den Senat auf die beſchriebne Weiſe angeordnet hatte, ſo hielt er es auch für nöthig, beſtändig eine kleine Mannſchaft junger Leute auf den Beinen zu halten, deren er ſich als einer Leibwache und ſonſt in dringenden Angelegenheiten bedienen könnte. Er ließ alſo 300 der ſtärkſten jungen Leute aus den vornehmſten Familien auf eben die Weiſe wie die Senatoren durch die Curien erwählen. Dieſe Mannſchaft hatte er beſtändig um ſich, und nannte ſie Celeres, wie ſie noch jetzt heißet. Dieſen Namen bekam ſie nach der gemeinſten Meinung deßwegen, weil ſie auf den erſten Befehl gleich bey der Hand waren, und alles ſehr geſchwind ausführten; denn celer heiſt auf Römiſch geſchwind. Valerius Antias aber ſagt, ſie hätten dieſen Namen von ihrem Anführer bekommen. Denn ſie hatten ebenfalls einen der angeſehnſten unter ihnen zum Oberhaupt, welchen wieder drey Centurionen und dieſen wieder andre geringere Befehlshaber untergeordnet waren. In der Stadt folgten ſie dem Romulus beſtändig als ſeine Leibwache bewafnet nach, und richteten

ſeine

seine Befehle aus; und im Kriege standen sie ihm zur Seite, und beschützten seine Person. Ihnen hatte man mehrentheils den Sieg im Treffen zu danken, indem sie die ersten waren, welche das Gefecht anfiengen, und die letzten, welche aufhörten. Sie fochten nicht nur zu Pferde, sondern auch zu Fuße, nachdem das Schlachtfeld entweder für die Reuterey bequem, oder uneben, und für Pferde unwegsam war. Diese Anordnung scheint er von den Lacedämoniern genommen zu haben. Denn bey denen hatten die Könige ebenfalls eine Leibwache, die aus den auserlesensten jungen Leuten bestand, im Kriege ihre Person beschützte, und sowohl zu Pferde als zu Fuße fechten konnte.

Hiernächst bestimmte er die Vorzüge und die Ehre, welche ein jeder Stand genießen sollte. Dem Könige gab er folgende Vorzüge. Fürs erste sollte er bey dem Opfer und andern gottesdienstlichen Verrichtungen den Vorsitz und überhaupt über den ganzen Gottesdienst die Aufsicht haben. Er sollte für die Aufrechthaltung der Gesetze und der eingeführten Gebräuche und für die Beobachtung sowohl des Natur- als Bürgerlichen Rechtes sorgen. Ueber die grösten Verbrechen sollte er selbst Untersuchung anstellen, und das Urtheil darüber sprechen; die geringern aber der Entscheidung des Senats überlassen, doch aber dahin sehen, daß dabey alles ordentlich zugienge. Er sollte endlich das Recht haben, sowohl das Volk als den Senat zusammen zu berufen, und zuerst seine Meynung zu sagen, wobey er denn das gelten lassen sollte, welches von den mehrsten Stimmen beschlossen würde. Dieses waren die Vorzüge des Königs, welchen er noch eine unumschränk-

te Gewalt im Kriege beyfügte. Die Ehre und Macht, welche er dem Senat übergab, bestand darinn, daß er das Recht haben sollte, alles, was der König ihm vortrüge, zu untersuchen, und seine Stimmen darüber zu geben; da denn dasjenige, was von den meisten Stimmen für gut befunden würde, gelten sollte. Diese Einrichtung hat er wieder von den Lacedämoniern genommen; denn bey ihnen hatten die Könige auch keine unumschränkte Gewalt, sondern der Rath hatte in Regierungssachen das mehrste zu sagen. Dem Volke endlich ertheilte er folgende Vorrechte. Es sollte die obrigkeitlichen Personen erwählen, die Gesetze bestätigen, und wenn es der König deßwegen zu Rathe zöge, entscheiden, ob es nöthig wäre einen Krieg anzufangen. Doch war in allem diesem seine Gewalt nicht uneingeschränkt, sondern seine Schlüsse galten nur alsdann, wenn der Senat dazu seine Einwilligung gab. Das ganze Volk aber gab seine Stimmen nicht auf einmal, sondern nach den Curien; und was denn die mehrsten Curien beschlossen, das wurde darauf dem Senat vorgetragen. Diese Gewohnheit ist jetzo geändert; denn der Senat untersuchet nicht mehr die Schlüsse des Volks, sondern das Volk entscheidet, ob die Schlüsse des Senats gelten sollen. Welches von beyden den Vorzug verdiene, will ich dem eigenen Urtheil eines jeden überlassen. Diese weisen Einrichtungen hatten den Vortheil, daß nicht nur in Verwaltung der bürgerlichen Geschäfte, sondern auch im Kriege alles sehr ordentlich zugieng, und mit großer Geschwindigkeit ins Werk gesetzt wurde. Denn, wenn er zu Felde gehen wollte, so hatte er nicht erst nöthig, die Tribunen durch

die

die Tribus, die Centurionen durch die Centurien, und die andern Officiere zu erwählen, oder vorher eine Revüe der Truppen zu halten, und einem jeden seine Stelle anzuweisen; sondern er machte es bloß den Tribunen, diese den Centurionen, und diese den Decurionen bekannt, welche letztern denn alsobald mit ihren Untergebnen an dem bestimmten Orte zugegen waren. So daß auf einen einzigen Befehl entweder die ganze Armee, oder ein Theil derselben, nachdem es verlangt wurde, in den Waffen und in voller Bereitschaft war. Durch diese Anordnungen und Einrichtungen setzte Romulus seine Stadt in einen solchen Zustand, daß weder im Frieden noch im Kriege etwas mangelhaft war, hierauf suchte er sie auch groß und volkreich zu machen, und dieses fieng er auf folgende Weise an. Fürs erste gab er seinen Bürgern Befehl, alle Knaben und erstgebohrne Töchter groß zu ziehen, und kein Kind vor dem dritten Jahre umzubringen, außer die Mißgeburten, und die, welche mit verstümmelten Gliedern zur Welt gebracht würden. In diesem Falle erlaubte er es den Aeltern sie weg zu legen, wenn sie sie nur vorher fünf Nachbarn gezeigt hatten, und diese eben der Meynung gewesen waren. Wenn jemand diesem Gesetze zuwider handelte, so sollte außer andern Strafen, die er darauf setzte, die Hälfte seiner Güter confiscirt werden. Das zweyte Mittel, dessen er sich bediente, war, daß er alle Einwohner derjenigen Italiänischen Städte, die entweder unter Tyrannen, oder unter einer Oligarchie in bedrängten Umständen lebten, und daher häufig ihr Vaterland verließen, an sich zu ziehen suchte, und sie, wofern sie nur frey gebohren waren, ohne weitere Un-

terſuchung ihres Standes oder ihrer Schickſale unter ſeine Bürger aufnahm. Hierdurch hoffte er die Macht der Römer zu vergrößern, und die Nachbarn zu ſchwächen. Um aber ſeine Abſicht unter einem ſcheinbaren Religions-Vorwande zu bedecken, ſo machte er den Ort zwiſchen dem Schloſſe und dem Kapitol, der noch jetzt zwiſchen den beyden Hainen genannt wird, welche Benennung er damals wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, weil nehmlich die Hügel an den beyden Seiten, wo ſie zuſammen ſtießen, mit einem ſehr dichten Gehölze bewachſen waren, bekam, zu einer heiligen Freyſtäte für Flüchtlinge, und erbaute daſelbſt, für welchen Gott oder Halbgott, kann ich nicht gewiß ſagen, einen Tempel. Allen Flüchtlingen, welche zu dieſem Tempel ihre Zuflucht nehmen würden, verſprach er unter dem Vorwande der Religion, daß er ſie vor ihren Feinden ſchützen wollte; und wenn ſie bey ihm bleiben wollten, ſo beſchenkte er ſie mit dem Bürgerrecht, und einem Theil des im Kriege eroberten Landes. Dieſes machte, daß hier eine große Menge Leute, die ſich in ihrem Vaterlande in bedrängten Umſtänden befunden hatten, zuſammen floß, und ſich durch die freundſchaftliche Begegnung des Romulus und die vielen Gefälligkeiten, die er ihnen erzeigte, bewegen ließen, ſich bey ihm niederzulaſſen.

Der dritte politiſche Kunſtgriff, deſſen Romulus ſich bediente, verdiente von den Griechen vor allen andern in Ausübung gebracht zu ſeyn. Denn er gehört meiner Meynung nach unter die allervortrefflichſten Anordnungen, und hat nicht nur den ſicherſten Grund zu der Römiſchen Freyheit gelegt, ſondern auch zu Verbrei-

breitung ihrer Herrschaft das mehrste beygetragen. Er bestand darinn, daß er die jungen Leute in den eroberten Städten der Feinde weder umbringen ließ, noch zu Sklaven machte, und auch das feindliche Land nicht ungebaut liegen ließ, sondern Colonisten dahin abschickte, unter welche ein Theil des Landes vertheilt wurde; und also die eroberten Städte zu Römischen Colonien machte. Einigen gab er sogar das Bürgerrecht.

Durch diese und mehr dergleichen Anordnungen brachte er es dahin, daß er seine Stadt in kurzer Zeit bald außerordentlich vergrößerte. Denn als er Rom erbaute, hatte er nicht mehr als 3000 Mann zu Fuß, und 300 Reuter, bey seinem Tode aber hinterließ er 46000 Mann zu Fuß, und beynahe 1000 zu Pferde. Seine Nachfolger in der Königlichen Regierung und nachher die jährigen Obrigkeiten folgten immer seinen Grundsätzen und fügten zum Theil noch solche Anordnungen hinzu, daß selbst die allervolkreichsten Nationen den Römern niemals gleich gekommen sind. Vergleiche ich mit diesen Grundsätzen der Römer der Griechen ihre, als der Lacedämonier, Thebaner und Athenienser, die sich doch die allerweisesten zu seyn dünkten, so kann ich sie unmöglich deßwegen loben, daß sie, um ihren Adel rein zu erhalten, niemals, oder doch höchst selten, einen Fremden unter ihre Bürger aufnahmen, nicht zu gedenken, daß einige sie sogar aus dem Lande jagten. Denn weit gefehlt, daß diese hohe Einbildung und Großthuerey ihnen den geringsten Vortheil verschafft hätte, so that sie ihnen vielmehr oft den größten Schaden. Die Lacedämonier zum Beyspiel, konnten sich nach ihrer Niederlage bey Leuctra nicht nur gar nicht

wieder erholen, sondern musten auch zuletzt zu ihrer Schande die Oberherrschaft aufgeben; und die Thebaner und Athenienser wurden durch das einzige unglückliche Treffen bey Chäronea von den Macedoniern ihres großen Ansehens in Griechenland, und zugleich ihrer alten Freyheit beraubt. Die Römer hingegen haben zu einer Zeit, da sie in Spanien und Gallien große Kriege zu führen hatten, Sicilien und Sardinien, welche von ihnen abgefallen waren, wieder unters Joch zu bringen suchten, mit Macedonien und Griechenland in Krieg verwickelt waren, Karthago, um ihnen noch einmal die Oberherrschaft streitig zu machen, sie zum zweyten mal mit seiner ganzen Macht angriff, und der gröste Theil von Italien nicht nur abgefallen war, sondern auch dem Hannibal in seinem Kriege gegen sie beystund, allen diesen Feinden, mit welchen sie zu gleicher Zeit von allen Seiten umringet waren, nicht nur nicht untergelegen, sondern sie alle glücklich überwunden, und dadurch eine noch größere Macht, als vorher, erlangt; und dieses hatten sie vornehmlich ihrem Ueberfluß an Truppen, welche durch alle ihre Niederlagen nicht erschöpft wurden, und nicht, wie einige glauben, bloß ihrem guten Glücke zu danken. Denn das Glück verhinderte gewiß nicht, daß durch die einzige Niederlage bey Cannä, in welcher von ihrer ganzen Armee, die aus 80000 Mann zu Fuß, und 6000 zu Pferde bestand, nicht viel mehr als 3000 Mann zu Fuß, und 370 Reuter davon kamen, nicht gänzlich das Garaus mit ihnen gemacht wurde.

Dieser Ursachen wegen kann ich die Weisheit des Romulus nicht genug bewundern. Aber ich werde gleich

noch

noch mehr Beweise davon anführen. Er war nehmlich davon überzeugt, daß die Wohlfahrt eines Staats auf denjenigen Ursachen beruhe, die zwar von den mehrsten Staatsleuten beständig im Munde geführt, von den wenigsten aber in Ausübung gebracht werden, nähmlich vor allen Dingen auf der Gnade der Götter, weil diese macht, daß den Menschen alle Dinge zum Besten dienen müssen, ferner auf der Gerechtigkeit und Mäßigkeit, welche beyde Tugenden machen, daß die Menschen, an statt sich unter einander Schaden zu thun, in Freundschaft und Einigkeit leben, und die Glückseligkeit nicht nach den schändlichsten Wollüsten, sondern nach dem, was recht und anständig ist, abmessen; und endlich auf der Tapferkeit im Kriege, ohne welche man die Früchte der andern Tugenden nicht geniessen kann. Er glaubte aber nicht, daß alle diese großen Güter sich schon von selbst einfinden würden, sondern war völlig überzeugt, daß nur gute Gesetze und die Liebe zu den guten Sitten der Bürger eines Staats gottesfürchtig, mäßig, gerecht und tapfer machen können. Hierauf wandte er also seine gröste Sorge. Er fieng daher mit dem Gottesdienst an, und machte wegen der Tempel, der heiligen Plätze, der Altäre, der Oerter, wo die Bildnisse der Götter aufgestellet wurden, der Gestalt, in welcher man sie abbilden sollte, der Ehrenzeichen, wobey man sich ihrer Macht und der Wohlthaten, die sie den Menschen erwiesen hatten, erinnern konnte, der Feste, welche jedem Gotte zukommen, der Opfer, an denen sie Wohlgefallen finden, der öffentlichen Feyerlichkeiten, der Ruhetage und was dergleichen mehr ist, solche Anordnungen, die mit den besten,

die

die unter den Griechen eingeführt sind, übereinstimmen. Die Fabeln aber, welche man von den Göttern erzählt, und worinn ihnen oft die allergröbsten Verbrechen und Uebelthaten Schuld gegeben werden, hielt er für gottlos, unnütz und unanständig, und glaubte, daß sie nicht nur die Götter, sondern selbst gute Menschen beschimpfen würden. Er verwarf sie daher insgesammt, und brachte seinen Bürgern eine solche Meynung von den Göttern bey, daß sie nichts als das Beste von denselben redeten und dachten, und nichts von ihnen glaubten, was ihrer erhabenen Natur unwürdig war. Denn die Römer sagen weder vom Himmel, daß er von seinen Kindern verschnitten worden; noch vom Saturnus, daß er seine Kinder, aus Furcht von ihnen des Reiches beraubet zu werden, aufgefressen; noch vom Jupiter, daß er seinen Vater, den Saturnus, vom Throne gestoßen, und im Gefängniß des Tartarus eingesperret; noch von andern Göttern, daß sie Kriege unter einander geführt, oder verwundet und gebunden worden, oder als Sklaven bey den Menschen gedienet haben. Sie feyren auch keine Trauerfeste, in schwarzen Kleidern, wobey die Weiber mit großem Geheule und Geschrey den Verlust eines Gottes beklagen, wie man bey den Griechen wegen des Raubes der Proserpina, wegen der unglücklichen Begebenheiten des Bachus und dergleichen mehr, zu thun pflegt. Selbst jetzt, da die Sitten der Römer doch schon so sehr verdorben sind, findet man unter ihnen keine Begeisterungen, keine rasende Corybanten, keine Zusammenbetteley, kein bachanalisches Herumschwärmen, keinen geheimen Gottesdienst, keine nächtliche Zusammenkünfte der Männer

und

und Weiber im Tempel, noch andere dergleichen abscheuliche Gebräuche; sondern in allen ihren Reden und Handlungen, welche die Götter betreffen, bezeigen sie eine so große Ehrfurcht gegen dieselben, als man weder unter den Barbaren, noch selbst unter den Griechen findet. Am mehrsten aber habe ich mich darüber wundern müssen, daß die Stadt Rom, ungeachtet sie ein Zusammenfluß unzähliger Völker ist, welche alle ihre besondern Götter hatten, und sie auf ihre eigene Weise verehrten, niemals fremde Gebräuche angenommen hat, welches doch schon viele andere Städte gethan haben. Selbst dann, wann sie auf Befehl eines Orakels einen fremden Gottesdienst hat einführen müssen, so wird er doch auf ihre eigene Weise verrichtet, und alle fabelhafte Gaukeleyen davon abgesondert, wie zum Exempel bey dem Gottesdienst der Cybele. Denn dieser Göttinn werden jährlich von den Generalen auf Römische Weise Opfer gebracht, und Spiele angestellt. Das Priesterthum derselben aber verwalten ein Phrygier und eine Phrygierinn. Diese gehen, ihrer Gewohnheit nach, in der Stadt herum, und sammlen für die Mutter der Götter Geld ein, wobey sie Bildnisse der Göttinn auf der Brust tragen, und von andern, die sich zur Ehre der Göttinn auf die gewöhnliche Weise mit Pfeifen und Trommeln hören lassen, begleitet werden. Eingebohrnen Römern aber hat der Senat niemals durch ein Gesetz, oder eine Verordnung erlaubt, weder Geschenke einzusammeln, noch bey dem Schall der Flöte in bunten Kleidern durch die Stadt zu gehen, noch die geheimen Feste oder Orgia zu ihrer Ehre zu begehen. So vorsichtig sind die Römer in allem,

allem, was den fremden Gottesdienst betrifft, und sie würden sich ein großes Gewissen daraus machen, abergläubische Gebräuche, wodurch die Anständigkeit und der Wohlstand verletzt würde, einzuführen.

Ich weiß zwar ganz wohl, daß einige von den Griechischen Fabeln ihren guten Nutzen haben. Denn einige derselben stellen die Natur unter Allegorien vor; andere können dazu dienen, die Menschen in ihrem Unglücke zu trösten; andere sind sehr geschickt, die Seele von ängstlichen Besorgnissen und von abergläubischer Furcht und Einbildung zu befreyen; andere gewähren noch andere Vortheile. Alles dieses weiß ich so gut als einer; aber, demungeachtet halte ich ihre Kenntniß für gefährlich, und gebe der Römischen Mythologie den Vorzug. Denn die Vortheile, welche mit den Griechischen Fabeln verbunden sind, sind sehr gering, und können bloß denjenigen zu statten kommen, welche die Absichten, in welchen sie erdichtet sind, untersuchen können. Und wie wenige giebt es, welche dazu Philosophie genug besitzen? Der gröste Haufe, welcher nicht zu philosophiren gewohnt ist, pflegt dergleichen Erdichtungen gern von der schlimmsten Seite zu verstehen, und wird dadurch zu einem von beyden verleitet, entweder er verachtet die Götter als Elende und Nichtswürdige, oder er macht sich kein Bedenken, die grösten Schandthaten und Ungerechtigkeiten zu verüben, weil er weiß, daß es seine Götter selbst nicht besser machen. Doch ich will diese Materie der Untersuchung derer, die sich bloß mit der Theoretischen Philosophie beschäftigen, überlassen.

Von

Von den übrigen Anordnungen des Romulus scheinen mir noch folgende merkwürdig zu seyn. Erstlich, daß er den Gottesdienst durch eine Menge Leute besorgen ließ. Denn man wird von keiner andern neuerbauten Stadt finden, daß gleich anfangs in derselben so viele Priester und andere gottesdienstliche Personen bestellt wären. Außer denen, welche den Familiengottesdienst besorgten, wurden unter seiner Regierung noch 60 andere Priester angeordnet, welche nach den verschiednen Tribus und Curien den öffentlichen Gottesdienst verrichten musten. Mein Gewährsmann in diesen Nachrichten ist Terentius Varro, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, in seinen Alterthümern. Hiernächst, daß er die Priesterämter, die man an andern Orten auf eine sehr unanständige und unbedachtsame Weise zu besetzen pflegt, indem man theils darum loosen läst, theils sie öffentlich feil bietet, weder verkaufte, noch durchs Loos besetzte, sondern das Gesetz gab, daß aus jeder Curie zween der vornehmsten und rechtschaffensten Männer, die schon über 50 Jahr alt wären, ein hinreichendes Auskommen besäßen, und keinen Fehler an ihrem Körper hätten, erwählt werden sollten. Diese sollten ihr Amt nicht auf eine gewisse bestimmte Zeit, sondern Lebenslang verwalten, und sowohl wegen ihres Alters von Kriegsdiensten, als durch die Gesetze von allen bürgerlichen Beschwerden frey seyn. Und weil es ferner einige Arten des Gottesdienstes gab, die nur durch Weiber und andere, die nur durch Kinder, deren beyde Aeltern noch am Leben waren, verrichtet werden konnten, so verordnete er, um auch in diesem Stücke nichts zu versäumen, daß die Frauen der

Prie-

Prieſter an dem Prieſterthum Theil haben, und den geheimen Gottesdienſt, wobey keine Männer zugegen ſeyn durften, beſorgen ſollten. Was aber nur Kindern zukam, das muſten ihre Kinder verrichten. Denen, welche ſelbſt keine Kinder hatten, erlaubte er, aus einer andern Familie in ihrer Curie ſich einen wohlgeſtalten Knaben und ein ſchönes Mädchen auszuſuchen; da denn der Knabe bis in ſein mannbares Alter, und das Mädchen ſo lange, bis ſie heirathete, den Gottesdienſt beſorgte. In dieſer Anordnung hat er, meiner Meynung nach, auch die Griechen zum Muſter genommen. Denn dieſe Jungfrauen verrichten bey dem Gottesdienſte eben das, was bey den Griechen die ſogenannten Kanephorett oder Korbträgerinnen verrichten. Und dabey tragen ſie eben ſolche Kränze als die Bildniſſe der Diana zu Epheſus bey den Griechen. Eben ſo wird auch dieſelbe Art der Dienſtleiſtung, welche ehemals bey den Etruſkern und ſchon vorher bey den Pelasgern, bey dem geheimen Gottesdienſt der Cureten und der großen Götter den Prieſtern durch die ſogenannten Kadoler erwieſen wurde, den Römiſchen Prieſtern durch diejenigen, welche man jetzt Camiller nennt, erwieſen. Ferner wollte er, daß bey dem Gottesdienſt jedesmal ein Wahrſager aus jeder Tribus zugegen ſeyn ſollte, welchen die Griechen Hieroſkopos, die Römer aber mit einem Namen, der noch etwas Aehnlichkeit mit dem alten hat, Aruſpex nennen. Alle dieſe Prieſter und andere gottesdienſtlichen Perſonen muſten, vermöge eines Geſetzes, welches er gab, durch die Curien erwählt, und durch die Wahrſager, welche den Willen der Götter auslegten, beſtätiget werden.

Nach-

Nachdem er dieſe Anordnungen wegen der gottesdienſtlichen Perſonen gemacht hatte, ſo theilte er jeder Curie, wie ich ſchon geſagt habe, nachdem es ihm am beſten ſchien, ihren beſondern Gottesdienſt zu, nach welchem ſie auf immer gewiſſe Götter und Halbgötter verehren muſten. Hierauf beſtimmte er eine gewiſſe Summe, welche ihnen zu Beſtreitung der Koſten des Gottesdienſtes aus der öffentlichen Schatzkammer gegeben werden ſollte. Wenn nun die beſtimmten Opfer verrichtet wurden, ſo waren alle Bürger zugleich mit den Prieſtern dabey zugegen, und ſpeiſeten an den Feſttagen zuſammen in einem Hauſe, welches für jede Curie beſonders dazu erbauet war. Außer dieſen beſondern Häuſern gab es auch eines, welches zum gemeinſchaftlichen Gebrauch aller Curien beſtimmt war, ungefähr wie die Prytaneen bey den Griechen. Man nannte dieſe Häuſer Curien, welchen Namen ſie bis jetzt beybehalten haben. Bey dieſer Anordnung ſcheint Romulus die ſogenannten Phiditia oder öffentlichen Mahlzeiten, die damals bey den Lacedämoniern im Gebrauch waren, vor Augen gehabt zu haben. Lykurgus hatte ſie bey den Cretenſern gelernet, und in Sparta eingeführt, wodurch er der Stadt einen ſehr großen Dienſt erwieſen. Denn ſie machten, daß die Bürger ſich an eine ſparſame und mäßige Lebensart gewöhnten, und im Kriege ſich ſchämten und ſcheueten, ihre Cameraden, mit denen ſie zugleich opferten und an dem Gottesdienſt Theil nahmen, im Stiche zu laſſen. Allein nicht bloß in dieſem Stücke verdienet Romulus wegen ſeiner Weisheit großes Lob, ſondern auch darinn, daß die Opfer, welche er anordnete, ſo wenig koſteten. Die

mehrsten derselben waren noch zu meiner Zeit im Gebrauch, wenn gleich nicht bey allen mehr die alte Weise beobachtet wurde. Und da habe ich gesehen, daß man in den Tempeln den Göttern die Mahlzeiten auf alten hölzernen Tischen vorsetzte, daß man ihnen Brey, Kuchen, Dinkelmehl, die Erstlinge von Früchten und andere dergleichen geringe und wohlfeile Sachen, mit aller Ehrbarkeit in Körben und irrdenen Schüsseln darbrachte, und daß man die Trankopfer nicht in goldenen oder silbernen Gefäßen, sondern in irrdenen Bechern und Kannen bereitete. Ich kann daher die Römer nicht genug bewundern, daß sie die natürlichen Gewohnheiten noch immer unverändert beybehalten, und allen stolzen Aufwand beym Gottesdienste verwerfen. Verschiedene merkwürdige und vortrefliche Anordnungen schreiben sich zwar auch von dem Nachfolger des Romulus, Numa Pompilius, her, einem Manne von sehr großer Weisheit, der besonders in Religionssachen eine tiefe Einsicht besaß, wie ich nachher zeigen werde; einige auch von dem dritten Könige, Tullus Hostilius, und von allen folgenden; den ersten Grund und Anfang aber, und die vorzüglichsten Anordnungen den Gottesdienst betreffend, hat man dem Romulus zu danken.

Aber noch mehr, zu der ganzen vortrefflichen Verfassung des Römischen Staats, welche die Quelle seiner künftigen Größe und Glückseligkeit war, hat er durch seine vortreffliche und heilsame Gesetze, wovon aber die wenigsten schriftlich verfasset, und auf unsere Zeiten gekommen sind, den Grund gelegt. Ich halte es nicht für nöthig von allen hier zu reden, sondern werde mich bloß

bloß bey denen etwas aufhalten, welche ich am mehrsten bewundert habe, und welche uns von seiner Gesetzgebung überhaupt den richtigsten Begriff geben können. Man wird daraus sehen, wie hart und strenge er gegen die Laster gewesen, und wie ähnlich er sich den berühmten Helden des Alterthums gezeigt habe. Vorher muß ich nur erst noch sagen, daß mir alle diejenigen, welche sowohl unter Griechen als Barbaren nur Staatsverfassungen gemacht haben, die Hauptsache wohl eingesehen zu haben scheinen, daß nehmlich die Ruhe eines Staates, der aus vielen Familien zusammen gesetzt ist, von der guten Aufführung der Bürger abhange, hingegen sobald die Sitten der Privatpersonen verdorben sind, nichts als Aufruhr und Unruhen daraus zu entstehen pflegen; daß also ein jeder vernünftiger Staatsmann, er mag Gesetzgeber oder König seyn, solche Anordnungen machen muß, wodurch die Bürger zur Gerechtigkeit und Mäßigkeit angeführet werden. Durch was für Gesetze und Anordnungen aber dieses ausgerichtet werde, das scheinen sie nicht alle gleich gut erkannt zu haben. Denn einige derselben haben sehr vieles, ja, so zu sagen, alles in den ersten und wichtigsten Stücken der Gesetzgebung versehen, nehmlich in den Verordnungen wegen der Heirathen und des Umganges beyder Geschlechter, womit doch jeder Gesetzgeber, nach dem Beyspiel der Natur, billig den Anfang machen sollte. Einige haben sich die Thiere zum Muster genommen, und ihren Bürgern erlaubt, sich frey und nach Gefallen zu vermischen, in der Hoffnung dadurch die Raserey der Liebe, die Eifersucht, welche die Menschen zu Mord und Blutvergießen verleitet, und viel

andere Uebel, welche die Weiber angerichtet, und wodurch sie nicht nur einzelne Familien, sondern oft ganze Städte ins Verderben gestürzt haben, zu verbannen. Andere haben zwar diese viehische und freye Lebensart verboten, und einem jeden Manne nicht mehr als eine Frau verstattet; wegen der ehelichen Treue aber und der Sittsamkeit und Keuschheit des weiblichen Geschlechts sich nicht getrauet, die geringste Verordnung zu machen, sondern dieses als eine ganz unheilbare Sache aufgegeben. Andere haben zwar ihren Bürgern weder, wie die Barbaren, die uneheliche Vermischung erlaubt, noch, wie die Lacedämonier, die Weiber ohne alle Aufsicht gelassen, sondern theils durch Gesetze für eine sittsame Aufführung derselben gesorgt, theils besondere Obrigkeiten dazu bestellt, um über ihre Aufführung zu wachen; allein alle ihre Sorgfalt ist noch immer unwirksam, und niemals hinreichend gewesen, den Leidenschaften verdorbener Seelen Einhalt zu thun.

Romulus hingegen, ohne dem Manne zu erlauben, seine Frau wegen Ehebruchs, oder der ungerechten Entweichung aus seinem Hause, noch der Frau ihren Mann, wegen böser Aufführung, oder unrechtmäßiger Verlassung anzuklagen, noch wegen der Erstattung des Brautschatzes, oder anderer dahin gehörigen Dinge das geringste zu verordnen, gab bloß ein einziges Gesetz, wodurch, wie der Erfolg gezeigt hat, alle diese Uebel auf einmal verhütet, und die Frauen aufs vollkommenste in den Schranken der Sittsamkeit und Keuschheit erhalten wurden. Dieses Gesetz bestand darinn, daß jede Frau, die den heiligen Gesetzen gemäß

mit

mit ihrem Manne verbunden wäre, mit ihm in Gemeinschaft der Güter und des Gottesdienstes stehen sollte. Solche nach den heiligen Gesetzen geschlossene Heirathen nannten die alten Römer Confarreationes, wegen der Gemeinschaft des Dinkels, welches die Römer Far, die Griechen aber Zea nennen. Und gleich wie die Griechen in der Meynung, daß Gerste das älteste Getreide sey, mit Gerstenmehl, welches sie Ulä nennen, bey den Opfern den Anfang machen, so halten die Römer Dinkel für das älteste und vortreflichste Getreide, und machen daher mit demselben bey den Brandopfern den Anfang, wie es noch jetzt gebräuchlich ist, ohne daß man an der alten Sparsamkeit das geringste geändert hat, daher kam es, daß diese Heirathen, in welchen Mann und Frau sich gemeinschaftlich von dieser heiligsten und ältesten Nahrung ernährten, und in Gemeinschaft aller Güter standen, von dem Dinkel ihren Namen erhielten, und die allergenaueste Vereinigung, welche nichts zu trennen vermögend war, hervorbrachten. Durch dieses Gesetz wurden die Frauen genöthiget, weil ihnen keine andere Zuflucht übrig blieb, sich ganz nach dem Willen ihrer Männer zu richten, und die Männer hinwiederum, über ihre Frauen zu wachen, weil sie dieselben nothwendig behalten muſten, und auf keine Weise von ihnen getrennet werden konnten. Wenn die Frau sich sittsam aufführte, und ihrem Mann in allem gefällig war, so hatte sie eben so viel im Hause zu sagen, als der Mann selbst; und nach seinem Tode war sie seine Erbinn, auf eben die Weise, als wenn sie seine Tochter gewesen wäre. Starb er nehmlich ohne Kinder, und ohne ein Testament gemacht

zu haben, so erbte sie das ganze Vermögen, hinterließ er aber Kinder, so theilte sie mit denselben. Hatte eine Frau etwas böses gethan, und sich gegen ihren Mann vergangen, so konnte ihr der Mann, jedoch mit Zuziehung der Anverwandten, nach der Größe ihres Verbrechens, eine Strafe auferlegen. Unter dergleichen Verbrechen rechnete man den Ehebruch, und das Weintrinken, welches letztere die Griechen wohl für eine Kleinigkeit halten werden. Romulus aber sahe diese beyden Stücke, als die gröſten weiblichen Verbrechen an, und wollte daher, daß sie beyde auf gleiche Weise bestraft werden sollten. Denn er hielt den Ehebruch für die Quelle der allerschändlichsten Ausschweifungen, die Trunkenheit aber für die Quelle des Ehebruchs. Beydes wurde daher bey den Römern lange Zeit unerbittlich bestraft. Wie vortreflich dieses Gesetz wegen der Heirathen gewesen sey, läst sich allein aus der guten Wirkung, welche es so lange Zeit hindurch gehabt hat, abnehmen. Denn man weiß zuverlässig, daß sich binnen 520 Jahren keine einzige Ehescheidung in Rom ereignet hat. Erst in der 37sten Olympiade unter dem Consulat des Marcus Pomponius und Cajus Papirius, ließ sich Spurius Carvilius, ein angesehener Mann, von seiner Frau scheiden; man erlaubte es ihm aber nicht eher, als bis er vor den Censorn einen Eid abgelegt hatte, daß er es aus keiner andern Ursach thäte, als weil er gerne Kinder haben wollte, seine Frau aber unfruchtbar wäre. Dieses dringenden Bewegungsgrundes ungeachtet, machte er sich doch auf Lebenslang dadurch bey dem Volke verhaßt. Dieses waren also die vortreflichen Gesetze des Romulus wegen der Hei-

ra-

rathen, wodurch er es dahin brachte, daß die Frauen sich sittsam und gefällig gegen ihre Männer aufführten.

Diejenigen von seinen Gesetzen aber, wodurch er die Kinder zu einem guten Verhalten, zur Ehrfurcht und zu einem völligen Gehorsam gegen ihre Väter anführte, verdienen noch größere Bewunderung, und sind den Griechischen sehr weit vorzuziehen. Denn die Gesetzgeber der Griechen bestimmen der väterlichen Gewalt über die Kinder nur sehr kurze Zeit. Einige lassen sie bis ins dritte Jahr der Mannbarkeit, andere bis zur Verheirathung, andere endlich bis zu der Zeit, da sie in die öffentlichen Verzeichnisse der Bürger aufgeschrieben werden, dauren; worinn sie den Gesetzen des Solon, Pittakus und Charondas, deren Weisheit von jedermann gerühmt wird, gefolgt sind. Die Strafen, welche sie auf den Ungehorsam der Kinder setzen, sind auch nur geringe. Sie erlauben den Vätern zwar, sie aus dem Hause zu jagen, und zu enterben, aber weiter auch nichts. Solche gelinde Strafen aber sind nicht hinreichend der unbesonnenen Ausgelassenheit und der Halsstarrigkeit der Jugend Einhalt zu thun, und einen ungerathenen Sohn zu seiner Pflicht zurück zu bringen. Daher findet man auch sehr ofte bey den Griechen, daß die Kinder ihren Vätern sehr ungebührend begegnen. Der Römische Gesetzgeber aber gab den Vätern über ihre Kinder eine uneingeschränkte Gewalt, und zwar auf ihr ganzes Leben. Sie konnten sie vermöge dieser Gewalt nach ihrem Gefallen entweder ins Gefängniß werfen, oder prügeln, oder gebunden auf dem Lande arbeiten lassen, oder gar ums Leben bringen; ohne

darauf zu achten, ob der Sohn ſchon in öffentlichen Geſchäften gebraucht wurde, oder ob er ſchon die gröſten Ehrenſtellen bekleidet, oder ſich durch ſeine dem gemeinen Weſen geleiſteten Dienſte Ruhm und Ehre erworben hatte. Man hat daher oft geſehen, daß ſehr angeſehene Männer, welche in der öffentlichen Verſammlung mit groſſem Beyfall des Volks gegen den Senat Reden hielten, durch ihren Vater von dem Rednerplatze herunter geriſſen, und weggeführt worden, um ſie nach Gefallen dafür zu beſtrafen, ohne daß es einem in der ganzen Verſammlung, weder einem Conſul, noch einem Tribun, noch dem geſchmeichelten Volke ſelbſt, das ſich doch ſonſt ſo vieles auf ſeine Gewalt einbildete, frey ſtund, ihn aus ſeinen Händen zu befreyen. Ich will jetzt nichts davon ſagen, wie viele brave Männer, die ſich durch ihren Muth hinreiſſen lieſſen, gegen den Befehl ihrer Väter ſich mit den Feinden einzulaſſen, wenn es gleich noch ſo glücklich ausfiel, von ihnen hingerichtet worden; wovon Manlius Torquatus, und viele andere, von denen ich zu ſeiner Zeit reden werde, merkwürdige Beyſpiele abgeben. Allein hierbey blieb Romulus nicht ſtehen; er dehnte die Gewalt der Väter über ihre Söhne ſo weit aus, daß er ihnen ſogar erlaubte, ſie zu Sklaven zu verkaufen, ohne ſich durch den Gedanken, daß vielleicht mancher eine ſolche Erlaubniß für gar zu grauſam und unnatürlich hart halten würde, abſchrecken zu laſſen. Ja was noch mehr iſt, und was einem, der in den ungebundnen Sitten der Griechen erzogen iſt, ganz erſtaunlich hart und als ein tyranniſches Verfahren vorkommen wird, er gab ſogar einem Vater das Recht, ſeinen

Sohn

Sohn dreymal hinter einander zu verkaufen, ein Recht, welches ein Herr nicht einmal über seinen Sklaven hat. Denn ein Sklave, welcher einmal verkauft ist, und dann die Freyheit wieder erlangt hat, ist nachher sein eigner Herr. Wenn aber ein Sohn zweymal hinter einander von seinem Vater verkauft war, und beyde mal die Freyheit wieder erlangt hatte, so war er doch noch eben so wie vorher unter der Gewalt des Vaters, und wurde erst nach dem dritten Verkauf ganz von derselben befreyet. Dieses Gesetz, wovon ich nicht gewiß sagen kann, ob es schriftlich verfasset gewesen oder nicht, wurde unter den Römischen Königen, als eines der allervortreflichsten Gesetze, sehr genau beobachtet. Nach der Aufhebung der monarchischen Regierung fand es das Römische Volk für gut, alle Gebräuche und Gesetze, so wohl die alten als neuen, öffentlich auf dem Markte auszustellen, damit nicht immer mit jeder neuen Obrigkeit auch die bürgerlichen Rechte verändert würden. Es wurde also von den Decemvirn oder zehn Männern, denen das Volk aufgetragen hatte, die Gesetze zu sammeln und schriftlich zu verfassen, zugleich mit den andern aufgeschrieben, und es befindet sich in der vierten der sogenannten zwölf Tafeln, welche auf dem Markte aufgestellt wurden. Daß es aber die Decemvirn, die erst 300 Jahre nach dem Romulus zu Abfassung der Gesetze erwählt wurden, nicht zuerst angeordnet, sondern es nur beybehalten haben, weil sie sich nicht hätten unterstehen dürfen, es als eines der ältesten Gesetze abzuschaffen, das siehet man, vieler andern Beweise nicht zu gedenken, auch aus den Gesetzen des zweyten Römischen Königes Numa Pompilius,

pilius, in welchen alſo geſchrieben ſtehet: „Wenn ein „Vater ſeinen Sohn erlaubt eine Frau zu nehmen, wel„che, den Geſetzen gemäß, mit ihm in Gemeinſchaft des „Gottesdienſtes und der Güter ſtehet, ſo ſoll er weiter „kein Recht haben, ſeinen Sohn zu verkaufen.“ Dieſes hätte er ja nicht ſchreiben können, wenn die vorigen Geſetze den Vätern nicht erlaubt hätten, ihre Söhne zu verkaufen, doch genug hiervon.

Jetzt will ich noch die andern Anordnungen des Romulus, wodurch er ſeine Bürger geſittet zu machen ſuchte, anführen. Er wuſte, daß das Mittel, die Bürger zu bewegen, daß ſie ſich ordentlich aufführen, die Ausübung der Gerechtigkeit höher halten, als ihren eigenen Vortheil, Arbeit und Beſchwerlichkeit nicht achten, und nichts höher ſchätzen, als die Tugend, nicht darinn beſtehet, daß man ihnen vernünftige Gründe vorſtellet, als woran ſich die wenigſten kehren, ſondern daß man ſie zu ſolchen Beſchäftigungen anhält, welche ſie von ſelbſt zur Tugend anleiten, ferner daß diejenigen, welche nicht nach eigener Neigung, ſondern bloß aus Zwang ordentlich leben, ſobald ſie nichts mehr zurück hält, ſich wieder von ihren alten Neigungen hinreißen laſſen; daher ließ er alle die unedlen Handwerker, welche ſitzend verrichtet werden, und leicht zu ſchändlichen Begierden Anlaß geben, weil ſie für die Seele und den Körper derer, die ſich damit beſchäftigen, gleich verderblich ſind, durch Sklaven und Ausländer treiben. Daher kam es, daß dieſe Arbeiten lange Zeit von den Römern als ſchimpflich angeſehen wurden, und daß kein gebohrner Römer ſich darauf legte. Die beyden einzigen Lebensarten, die er freyen

Leu-

Leuten verſtattete, waren der Ackerbau und der Krieg. Denn er wuſte wohl, daß dieſe Beſchäftigungen den Menſchen vor der Unmäßigkeit und vor der Herrſchaft unerlaubter Lüſte verwahren, und die Liebe zum Gewinnſt in den Schranken halten, daß ſie dieſelbe nicht zum Schaden ihrer Mitbürger, ſondern der Feinde zu befriedigen ſuchen. Weil er es aber für eine Unvollkommenheit hielt, und glaubte, daß es zur Eiferſucht Anlaß geben würde, wenn er, wie bey den Lacedämoniern, einen Theil der Bürger bloß zum Ackerbau, und den andern bloß zum Kriege beſtimmte, ſo trennete er dieſe beyden Lebensarten nicht von einander. Er wollte alſo, daß ſie im Frieden insgeſamt das Land bauen ſollten, außer wenn ſie ſich was einzukaufen hatten, da ſie denn auf die Märkte, welche ſeiner Verordnung nach alle 9 Tage gehalten wurden, in die Stadt kommen durften. Im Kriege aber muſten ſie alle ohne Unterſchied zu Felde ziehen, und ſowohl die Beſchwerden als die Beute unter ſich theilen. Denn alles Land, Sklaven und Geld, was den Feinden abgenommen wurde, theilte er unter alle gleich aus, und dadurch machte er, daß ſie gerne in den Krieg giengen.

Die Klagen und Streitſachen, welche unter ſeinen Bürgern entſtanden, entſchied er ſehr bald, theils ſelbſt, theils durch andere; und richtete jedesmal die Strafen genau nach der Größe des Verbrechens ein. Und weil er wohl einſahe, daß nichts vermögender ſey die Menſchen vom Böſen zurück zu halten, als die Furcht, ſo machte er auch in dieſer Abſicht viele nützliche Anſtalten. Der Platz, wo er Gericht hielt, war in der Gegend des Markts, welche am mehrſten in

die

die Augen fiel; er hatte eine Leibwache von 300 bewaffneten Leuten um sich, deren bloßer Anblick schon Schrecken einjagte; er ließ Fasces oder Steckenbündel mit Beilen durch zwölf Männer vor sich hertragen, und von diesen ließ er öffentlich auf dem Markte diejenigen, welche geringe Verbrechen begangen hatten, geißeln, große Verbrecher aber enthaupten. Also war die Verfassung, welche Romulus seinem neuen Staate gab, beschaffen. Von dem, was ich angeführt habe, wird man auf das übrige leicht den Schluß machen können.

Jetzt komme ich zu den übrigen Verrichtungen des Romulus im Kriege und Frieden, welche in der Geschichte aufbehalten zu werden verdienen. Rom war von vielen großen und kriegerischen Völkern, deren keines mit ihm in Freundschaft lebte, umgeben. Mit diesen wünschte sich Romulus durch Verheirathungen zu verbinden, welches bey den Alten für das genaueste Band der Freundschaft gehalten wurde. Er sahe aber wohl vorher, daß seine Nachbaren sich mit einer ganz neuen Colonie, die noch weder Reichthümer besäße, noch sich durch große Kriegesthaten Ruhm erworben hätte, nicht freywillig verbinden würden. Die Gewalt, wenn nur alle Beschimpfung dabey vermieden würde, schien ihm das einzige Mittel zu seyn, sein Vorhaben auszuführen. Er faßte daher den Entschluß, welchem auch sein Großvater Numitor seinen Beyfall gab, eine Menge Jungfrauen den Nachbarn wegzunehmen, und diese mit seinen Bürgern zu verheirathen. In dieser Entschließung that er erst dem Neptun, als dem Vorsteher geheimer Anschläge, das Gelübde, daß er

ihm,

ihm, wenn sein Unternehmen nach Wunsch von statten gienge, jährlich Opfer bringen und ein Fest zu seinen Ehren anstellen wollte. Hierauf trug er dem Senat seine Absicht vor, und als ihm auch dieser Beyfall gab, so machte er öffentlich bekannt, er wollte dem Neptunus zu Ehren ein Fest und feyerliche Spiele anstellen. Er ließ die benachbarten Städte dazu einladen, und ihnen sagen, daß er mancherley Arten von Ritter- und Kampfspielen anstellen wollte. Es kam daher eine große Menge Fremde mit Weibern und Kindern nach Rom, um dem Feste beyzuwohnen, worauf denn auch die Opfer und Spiele zu Ehren des Neptunus angestellet wurden. Am lezten Tage, da der Beschluß aller Feyerlichkeiten beschlossen werden sollte, gab er den jungen Leuten Befehl, auf ein gewisses Zeichen, das er ihnen geben wollte, alle Jungfrauen, welche bey dem Schauspiel zugegen wären, ohne Unterschied mit Gewalt wegzunehmen, jedoch ohne die Nacht darauf den geringsten Angriff auf ihre Keuschheit zu thun, den folgenden Tag aber sollten sie dieselben zu ihm bringen. Sie vertheilten sich also in verschiedene Haufen und fielen, sobald ihnen das Zeichen gegeben wurde, die Jungfrauen an und trugen sie davon. Dieses erregte unter den Fremden, die sich das Unglück weit größer vorstelleten, einen entsetzlichen Tumult und Geschrey. Den folgenden Tag, als die Jungfrauen vor den Romulus gebracht wurden, suchte er sie zu trösten, versicherte sie, die Absicht des Raubes sey nicht, sie zu verunehren, sondern sie mit seinen Bürgern zu verheirathen. Zeigte ihnen, daß diese Art der Verheirathung schon seit alten Zeiten bey den Griechen gebräuchlich, und

vor allen die rühmlichste sey, und bat sie daher, mit den Männern, welche das Schicksal ihnen bestimmt hätte, zufrieden und vergnügt zu seyn. Hierauf zählte er sie, und fand, daß ihrer 683 waren. Er suchte also eben so viel unverehelichte Männer von seinen Bürgern aus, an welche er sie, eine jede nach ihrer natürlichen Weise verheirathete, und zwar, wie es noch jetzt gebräuchlich ist, mit der Bedingung, daß sie in Gemeinschaft des Wassers und Feuers stehen sollten.

Dieses soll, wie einige wollen, im ersten Jahr der Regierung des Romulus geschehen seyn. Cnejus Gellius aber sagt im vierten, welches auch wahrscheinlicher ist. Denn es ist gar nicht zu vermuthen, daß der Regent einer ganz neuen Colonie, ehe er ihr noch die gehörige Einrichtung gegeben, sich unterstanden haben sollte, ein solches Unternehmen zu wagen. Wegen der eigentlichen Ursach dieses Raubes sind die Meynungen verschieden. Einige sagen, der Mangel an Frauen habe ihn dazu bewogen; andere, er habe dadurch nur eine Gelegenheit zum Kriege gesucht; die wahrscheinlichste Meynung aber, welcher auch ich beytrete, ist, daß er durch eine so genaue Verbindung die Freundschaft der benachbarten Städte zu erhalten gesucht habe. Das Fest, welches Romulus damals anordnete, wird noch jetzt von den Römern gefeyert, und heißt Consualia. Es wird an demselben nahe bey dem großen Circus ein Loch in die Erde gegraben, und in demselben auf einem dazu errichteten Altar Opfer gebracht, und Erstlinge ins Feuer geworfen, auch mit zusammengespannten und einzelnen Pferden Wettrennen angestellt. Den Gott, zu dessen Ehren dieses Fest ge-

ge-

gestellt wird, nennen die Römer Consus, welches, wie einige wollen, so viel als der Erderschütterer Neptun bedeuten soll, und deßwegen, sagen sie, sey ihm auch ein unterirrdischer Altar geweihet, weil er nehmlich die ganze Erde umfasse. Von andern aber habe ich gehört, das Fest und das Wettrennen werde zu Ehren des Neptuns gehalten; der unterirrdische Altar aber sey erst nachher einem unbekannten Gotte, als dem Anführer und Beschützer verborgener Anschläge, errichtet worden. Denn Neptun habe ja nirgends, weder bey Griechen noch bey Barbaren, einen unterirrdischen Altar. Doch läst es sich schwerlich bestimmen, welches von beyden eigentlich die Wahrheit seyn mag.

Als dieser Raub der Jungfrauen und ihre Verheirathung in den benachbarten Städten bekannt wurde, so wurden einige derselben darüber sehr aufgebracht; andere, welche wusten, wie die Römer dabey zu Werke gegangen waren, und was die Sache für einen Ausgang gehabt hatte, machten sich nicht viel daraus. Doch brach es darüber endlich in verschiedene Kriege aus, wovon die mehrsten nicht viel bedeuteten, außer dem gegen die Sabiner, welcher wichtig und gefährlich war. Romulus endigte sie aber insgesammt glücklich, wie ihm auch die Orakel vorher geweißaget hatten, welche ihm alle zwar große Beschwerden und Gefahren, aber auch einen glücklichen Ausgang verkündigten. Cänina, Antemna und Crustumerium waren die ersten Städte, welche ihm, unter dem Vorwande, den Raub der Jungfrauen zu rächen, den Krieg ankündigten. Die wahre Ursach aber war, weil sie der schnelle Anwachs der neuen Stadt verdroß, und es das gemeinschaft-

ſchaftliche Beſte zu erfordern ſchien, ein Uebel, welches allen umliegenden Völkern drohete, gleich anfangs in ſeinem Wachsthum zu verhindern. Sie ſchickten alſo erſt Geſandten an die Sabiner ab, und baten ſie, die Anführung im Kriege zu übernehmen; denn ſie wären nicht nur die mächtigſten und wichtigſten, denen das Recht zukäme, über andere zu herrſchen, ſondern ſie wären auch am allerſtärkſten beleidigt, weil die mehrſten der geraubten Jungfrauen ihnen angehörten. Weil ſie aber nichts ausrichteten, indem die Geſandten des Romulus durch ihre Gefälligkeiten ſowohl im Worte als in der That die Sabiner zu beſänftigen ſuchten, ſo wurden ſie endlich des langen Wartens und des Zauderns der Sabiner, welche die Berathſchlagung wegen des Krieges immer ſehr weit hinaus ſetzten, müde, und beſchloſſen daher, für ſich ſelbſt die Römer anzugreifen; in der Meynung, daß die vereinigte Macht dreyer Städte leicht hinreichen würde, eine einzige nicht gar große Stadt zu bezwingen. Allein ungeachtet dieſes Entwurfs vereinigten ſie ſich doch nicht, weil die Cäninenſer, welche auch am meiſten zum Kriege getrieben hatten, ohne die andern zu erwarten, zuerſt aufbrachen, in das angränzende Römiſche Gebiet einfielen und es verheerten. Romulus gieng ihnen daher mit ſeiner Armee entgegen, griff ſie ganz unvermuthet und unbereitet an, bemächtigte ſich ihres erſt eben verſchanzeten Lagers, und ſetzte darauf den Feinden, die ſich mit der Flucht zu retten ſuchten, bis in die Stadt auf dem Fuße nach, woſelbſt man noch nichts von der erlittenen Niederlage wuſte. Weil er nun die Mauren unbeſetzt und die Thore offen fand, ſo eroberte er die Stadt im erſten

ersten Angriffe. Der König der Cäninenser that zwar noch mit einer starken Mannschaft Widerstand, aber Romulus machte ihn mit eigner Hand nieder, und nahm ihm seine Waffen ab. Nachdem er sich also der Stadt völlig bemächtigt hatte, so ließ er sich die Waffen von den Einwohnern ausliefern, und so viele von ihren Kindern zu Geisseln geben, als er für nöthig hielt.

Hierauf marschierte er gegen die Antemnater, welche er hin und wieder zerstreut, und mit Plünderung des Landes beschäftiget antraf. Er überfiel sie daher auch ganz unvermuthet, überwand sie, verfuhr mit ihnen eben so wie mit den vorigen, und kehrte darauf in einem feyerlichen Aufzuge, wobey die abgenommenen Rüstungen der Feinde und die gemachte Beute, wovon er die Erstlinge den Göttern weihete, aufgeführt, und zu gleicher Zeit Opfer dargebracht wurden, in die Stadt zurück. Den Beschluß dieses Aufzuges machte er selbst in einem Kleide von Purpur, mit Lorbeerzweigen bekränzt, und damit alles der Königlichen Würde gemäß seyn möchte, auf einem Wagen von vier Pferden gezogen. Die ganze Armee sowohl zu Fuß als zu Pferde folgte ihm in voller Ordnung nach, und sang Hymnen zur Ehre der Götter und aus dem Stegereif gemachte Loblieder auf ihren Anführer. Die Bürger aus der Stadt giengen ihnen zu beyden Seiten des Weges mit Weibern und Kindern entgegen, wünschten ihnen zu dem erhaltenen Siege Glück, und empfiengen sie mit den gröſten Liebeserweisungen. Als die Armee in die Stadt kam, fand sie Gefäße mit Wein, und Tische, die mit allerley Arten von Speisen bedeckt wa-

ren, vor den Häusern der angesehensten Bürger in Bereitschaft, wovon ein jeder nach Belieben zu sich nehmen konnte. So also war dieser vom Romulus angeordnete feyerliche Aufzug, der mit Siegeszeichen und Opfern begleitet wurde, und den die Römer Triumph nennen, beschaffen. Jetzt aber wird er mit so vielem Aufwand und Pracht begangen, daß er mehr dazu dienet, Staat zu machen und den Reichthum zu zeigen, als die Tapferkeit zu ehren. Als der Triumph und die Opfer geendiget waren, bauete Romulus auf dem Gipfel des Capitolinischen Hügels dem Jupiter, welchem die Römer den Zunamen Feretrius geben, einen kleinen Tempel; (denn aus den alten Ueberbleibseln, die noch jetzt davon übrig sind, kann man sehen, daß seine grösten Seiten keine volle 15 Fuß betragen haben;) um in demselben die Rüstung des Königs der Cäninenser, den er mit eigner Hand erlegt hatte, zum Heiligthum aufzuhängen. Diesen Jupiter Feretrius, welchem Romulus die erbeuteten Waffen weihete, kann man im Griechischen entweder Tropäuchos, (der Trophäen trägt) oder Skylophoros (der die erbeutete Rüstung trägt) oder auch, weil er alle Naturen übertrifft, und die ganze Welt in ihrer Bewegung rings umfasset, Hyperpheretes nennen.

Nachdem also Romulus die Dankopfer, und die Erstlinge der Beute den Göttern dargebracht hatte, so gieng seine erste Sorge dahin, mit dem Senat zu überlegen, wie man mit den beyden überwundenen Städten verfahren sollte. Er machte ihm zuerst selbst seine Meynung darüber bekannt, welche sowohl wegen der Sicherheit, als wegen der großen Ehre und anderer Vortheil-

theile, welche sie der Stadt nicht nur alsobald, sondern noch in künftigen Zeiten verschaffen würde, von der ganzen Versammlung allgemeinen Beyfall erhielt. Er ließ daher alle Antemnaterinnen und Cäninenserinnen, welche sich unter den geraubten Frauenzimmern befanden, zusammen kommen. Da sie nun mit Thränen und Wehklagen vor ihm erschienen, sich zu seinen Füßen warfen, und das Unglück ihrer Vaterstädte beweinten, so gebot er ihnen, ihre Thränen zu trocknen und still zu seyn, worauf er sie folgendergestalt anredete: „Eure Väter und Brüder, und alle ihre „Mitbürger verdienen die härteste Strafe, weil sie ohne Noth einen schimpflichen Krieg unserer Freundschaft vorgezogen haben. Doch haben wir uns vieler „Ursachen wegen vorgenommen, gelinde mit ihnen zu „verfahren. Theils fürchten wir uns vor dem Zorn „der Götter, welcher stets die Uebermüthigen verfolget; „theils vor dem Haß unserer Nachbaren, theils haben „wir aus eigner Erfahrung gelernt, welch eine große „Erleichterung des menschlichen Elendes das Mitleiden anderer ist, indem wir es selbst einmal nöthig „gehabt haben; theils auch hoffen wir dadurch euch, „die ihr euch bisher sehr gut gegen eure Männer aufgeführet habt, keine geringe Ehre und Gefälligkeit „zu erzeigen. Wir erlassen also euren Mitbürgern die „Strafe, welche ihr Vergehen verdient, und wollen sie „weder ihrer Freyheit noch ihrer Güter noch sonst etwas „von dem Ihrigen berauben. Es soll ihnen völlig frey „stehen, ob sie zu Hause bleiben, oder sich lieber bey „uns niederlassen wollen. In dem letzten Falle verspre„chen wir ihnen alle Sicherheit und eine solche Aufnah-

„me, daß ſie nicht Urſach haben ſollen, ſich ihre Wahl „gereuen zu laſſen. Um aber zu verhindern, daß ſie „ſich nicht aufs neue gegen uns vergehen, und es da„hin zu bringen, daß nichts vermögend ſey, unſere „gegenſeitige Freundſchaft aufzuheben, wiſſen wir kein „beſſeres Mittel, als daß wir eure Städte zu Römi„ſchen Colonien machen, und ihnen eine hinlängliche „Anzahl neuer Bürger von hier aus zuſchicken. Gehet „alſo jetzt nur guten Muths wieder nach Hauſe, und „erzeiget euren Männern künftig doppelt ſo viel Ehrer„bietung und Liebe, als vorher, weil ihr ihnen das „Leben eurer Väter und Brüder, und die Freyheit eu„res Vaterlandes zu verdanken habt.“ Ueber dieſe Rede geriethen die Weiber in eine ſolche Freude, daß ſie insgeſammt mit Thränen den Markt verließen. Romulus ſchickte hierauf in jede Stadt 300 Coloniſten von ſeinen Bürgern, welchen die Einwohner den dritten Theil ihres Landes einräumten, um ihn durchs Loos unter ſich zu vertheilen. Diejenigen von den Cäninenſern und Antemnatern, welche Luſt hatten, ſich in Rom niederzulaſſen, nahm er mit Weibern und Kindern auf, ließ ſie in dem Beſitz aller ihrer Güter und alles Geldes, welches ſie ſich erworben hatten, und vertheilte ſie darauf gleich unter die Tribus und Curien. Ihrer waren wenigſtens 3000, ſo daß die Römiſchen Fußvölker ſich damals auf 6000 Mann beliefen. Cänina und Antemna waren übrigens ganz beträchtliche Städte, und von Griechiſcher Abkunft. Denn die Aboriginer, ein Theil der Oenotrier, welche aus Arkadien gekommen waren, wie ich ſchon oben geſagt habe, hatten ſie den Sicilianern abgenommen, und nachher bewohnt.

Als

Als Romulus mit diesen beyden Feinden fertig war, so zog er gegen die Crustumerier zu Felde, welche aber bessere Anstalten gemacht hatten, als die vorigen. Nichts desto weniger schlug er sie in einem ordentlichen Treffen, eroberte ihre Stadt, und begegnete ihnen, ob sie sich gleich sehr hartnäckig gewehret hatten, doch nicht härter als den andern, sondern machte Crustumerium, welches die Albaner schon lange vor Rom erbauet hatten, ebenfalls zu einer Römischen Colonie. Den Ruf von der Tapferkeit des Romulus und von seinem gnädigen Betragen gegen die Besiegten, welcher sich bald in die benachbarten Städte verbreitete, zog eine Menge braver Leute nach Rom, welche sich mit ihren ganzen Häusern daselbst niederließen, und daher seine Macht ansehnlich vergrößerten. Unter andern kam ein gewisser Cälius mit einem Haufen Etrurier zu ihm, von welchem noch jetzt der Hügel, auf welchem er sich niederließ, der Cälische genannt wird. Ja ganze Städte, unter welchen die Medulliner den Anfang machten, übergaben sich ihm, und wurden Römische Colonien. Dieser glückliche Fortgang machte endlich die Sabiner eifersüchtig, und sie warfen es sich nunmehr unter einander vor, daß sie den Römern nicht gleich im Anfange Wiederstand gethan hätten; denn jetzt, da sie ihre Macht schon so weit ausgebreitet, würden sie schon mehr mit ihnen zu thun haben. Sie beschlossen also durch Abschickung einer starken Armee, ihren vorigen Fehler wieder gut zu machen, und stellten daher in der grösten und angesehensten Stadt des Landes, Namens Cures, eine allgemeine Versammlung an, auf welcher sie einstimmig den Krieg gegen die Römer beschlos-

schlossen, und den König der Cureter Titus Tatius zu ihrem Anführer ernannten. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, kehrten sie in ihre besondern Städte wieder zurück, und rüsteten sich zum Kriege, um das folgende Frühjahr Rom mit großer Macht anzugreifen.

Unterdessen unterließ Romulus, der wohl wuste, daß er mit einem sehr kriegerischen Volke zu thun haben würde, nichts, um sich in die beste Verfassung gegen sie zu setzen. Er ließ zu mehrerer Sicherheit der Einwohner eine höhere Mauer und Schanzen um den Palatinischen Hügel aufführen; die daneben belegenen Hügel, welche jetzt der Aventinische und Capitolinische heißen, umgab er mit einem starken Walle und Graben, legte eine starke Besatzung hinein, und gab den Hirten und Landleuten Befehl, sich des Nachts daselbst aufzuhalten. Alle übrigen Oerter, welche etwa eine sichere Zuflucht abgeben kannten, ließ er ebenfalls mit Graben und Schanzen umgeben, und durch eine Besatzung bewachen. Ein gewisser Lucumo, ein geschickter, tapferer und kriegserfahrner Mann, mit dem er vor kurzem Freundschaft gemacht hatte, brachte ihm aus Solonium einer Stadt in Etrurien eine ansehnliche Mannschaft Hülfstruppen zu. Auch aus Alba schickte ihm sein Großvater Numitor eine Menge Truppen nebst Arbeitern und Handwerkern, die ihn mit Kriegesgeräthen versehen sollten, zu Hülfe. Mit Lebensmitteln, Waffen und andern dergleichen nöthigem Vorrath war er auch sehr wohl versehen. Da man sich also von beyden Seiten hinlänglich gerüstet hatte, und die Sabiner willens waren, mit Anfang des Frühlings die Römer an-

anzugreifen, so schickten sie vorher Abgesandten an dieselben ab, und verlangten, daß sie ihnen die geraubten Weiber wieder ausliefern, und ihnen wegen dieser Beleidigung Genugthuung geben sollten; damit es im Fall, daß ihnen die Römer ihre Foderung abschlügen, scheinen möchte, daß sie sich gezwungen gesehen hätten, einen Krieg mit ihnen anzufangen. Romulus gab den Sabinern zur Antwort, er ersuche sie, die Weiber bey ihren Männern zu lassen, weil sie sehr wohl mit denselben zufrieden wären. Wenn aber sonst etwas wäre, worinn die Römer ihnen dienen könnten, so würden sie es ihnen gerne in der Güte zugestehen, ohne daß sie deßwegen nöthig hätten einen Krieg mit ihnen anzufangen. Allein die Sabiner achteten auf diese Vorstellungen nicht, sondern zogen mit einer Armee von 25000 Mann zu Fuß, und ungefähr 1000 Mann zu Pferde gegen die Römer zu Felde. Die Römische Armee war etwas geringer; sie belief sich auf 20000 Mann zu Fuß, und 800 zu Pferde. Romulus theilte sie in zween Theile, wovon er selbst den einen, der Etrusker Lucumo aber den andern commandirte. Sie schlugen beyde nahe vor der Stadt, nämlich Romulus auf dem Esquilinischen, und Lucumo auf dem Quirinalischen Hügel, der damals aber einen andern Namen hatte, ihr Lager auf.

Sobald Tatius, der König der Sabiner, die Anstalten und Zurüstungen der Römer erfuhr, so ließ er in der Nacht seine Armee aufbrechen, rückte den Römern ins Land, ohne jedoch einigen Schaden darinn anzurichten, und schlug noch vor Anbruch des Tages zwischen dem Quirinalischen und Capitolinischen Hügel

sein Lager auf. Er sahe aber bald, daß die Feinde alles sehr wohl besetzt hatten, und daß ihm kein einziger Ort, wo er sich hätte sicher postiren können, übrig gelassen war. Er wuste also nicht, was er anfangen sollte, und befürchtete, daß er hier lange Zeit würde zubringen müssen, ohne etwas ausrichten zu können. In dieser Unschlüssigkeit begegnete ihm ein ganz unvermuthetes Glück, indem ihn derjenige von den beyden Hügeln, der am besten befestiget war, durch Verrätherey in die Hände gespielet wurde. Die Sache verhielt sich folgendergestalt. Als die Sabiner um den Fuß des Capitolinischen Hügels herumgiengen, um zu sehen, ob ihm nicht von einer oder der andern Seite mit List oder Gewalt anzukommen wäre, so wurden sie von der Tochter des Commendanten der Besatzung eines angesehenen Mannes, Namens Tarpeja, beobachtet. Diese bekam große Lust, wie Fabius und Cincius berichten, die Ketten, welche die Sabiner an den linken Armen, und die Ringe, welche sie an den Fingern trugen, zu besitzen. Denn die Sabiner trugen damals dergleichen Schmuck von Golde, und liebten die Pracht und Ueppigkeit nicht weniger als die Etrusker. Der Censor Lucius Piso aber berichtet, sie habe aus Begierde eine edle That zu verrichten, den Anschlag gefasset, die Feinde ihrer Schilde zu berauben, und sie so ihren Mitbürgern in die Hände zu liefern. Die Folge wird zeigen, welche von diesen beyden Meynungen die mehrste Wahrscheinlichkeit hat. Diese Tarpeja also schickte heimlich durch eine verborgene Thür eine Sklavinn an den König der Sabiner, und ließ sich von ihm eine geheime Zusammenkunft mit ihr allein ausbitten,

weil

weil sie über Sachen von der äußersten Wichtigkeit mit ihm zu reden hätte. Tatius, welcher gleich muthmaßete, daß sie eine Verrätherey im Sinne habe, nahm diese Einladung an, und verfügte sich an den bestimmten Ort. Tarpeja kam ihm so verborgen, als sie nur konnte, entgegen, und sagte ihm, ihr Vater habe, einer gewissen Verrichtung halber, in der Nacht die Citadelle verlassen, und ihr die Schlüssel der Thore anvertrauet. Sie erböte sich also, ihn die folgende Nacht herein zu lassen, wenn er ihr zur Belohnung dafür dasjenige, was die Sabiner an dem linken Arme trügen, schenken wollte. Tatius war mit dieser Bedingung sehr wohl zufrieden. Sie versprachen sich daher von beyden Seiten durch einen Eid, daß sie ihr Wort halten wollten. Tarpeja bestimmte ihm hierauf einen gewissen Ort, welchen er, weil er am stärksten befestiget war, zuerst besetzen sollte, nebst einer gewissen Stunde der Nacht, in welcher man seine Ankunft am wenigsten merken würde, und gieng darauf unbemerkt wieder zurück.

Bis so weit stimmen alle Römische Geschichtschreiber mit einander überein; in dem folgenden aber gehen sie von einander ab. Piso nehmlich, dessen ich schon oben erwähnt habe, sagt, die Tarpeja habe in der Nacht einen Boten an den Romulus abgeschickt, und ihm sagen lassen, was sie mit den Sabinern abgemacht, und daß sie sich der Zweydeutigkeit ihres Versprechens bedienen, und ihnen ihre Schilde abfodern würde, um sie dadurch außer Vertheidigungsstand zu setzen. Er möchte also in der Nacht die Besatzung durch neue Truppen verstärken, da es ihnen denn leicht

seyn würde, die Feinde, ihrer Waffen entblößt, mit samt ihrem Anführer nieder zu machen. Dieser Bote aber sey zu dem Tatius übergangen, und habe ihm den ganzen Anschlag der Tarpeja entdeckt. Fabius und Cincius hingegen versichern, daß nichts dergleichen geschehen, sondern daß die Tarpeja vielmehr ihrem Versprechen aufs genaueste nachgekommen sey. Im folgenden stimmen sie wieder alle überein. Tarpeja ließ nehmlich, ihrem Versprechen gemäß, den Tatius mit seinen auserlesensten Leuten um die bestimmte Zeit durch die verborgene Thür herein. Zu gleicher Zeit aber weckte sie die Besatzung und bat sie, sich sogleich durch die andern verborgenen Ausgänge, welche den Feinden unbekannt waren, zu retten, weil die Sabiner sich der Citadelle bemächtigt hätten. Die Römer machten sich also sogleich davon, worauf denn die Sabiner die Thore offen fanden, und den verlassenen Ort in Besitz nahmen. Tarpeja verlangte hierauf von dem Tatius, weil sie ihr Versprechen getreulich gehalten, den Lohn ihrer Verrätherey, welchen er ihr durch einen Eid versprochen hatte. Hier sagt nun Piso, als die Sabiner der Tarpeja die goldnen Armketten und Ringe hätten geben wollen, habe sie gesagt, sie verlange nicht ihren Schmuck, sondern ihre Schilde. Ueber diesen Betrug sey Tatius sehr aufgebracht worden, zugleich aber sey er auf ein Mittel gefallen, zwar sein Versprechen zu halten, und ihr die Waffen zu geben, aber so daß sie keinen Vortheil davon haben sollte. Er habe also mit aller Gewalt seinen Schild auf sie geworfen, und seinen Soldaten befohlen, eben das zu thun. Auf diese Weise sey die Tarpeja, von einer Menge Schilde überhäuft,

häuft, ums Leben gekommen. Fabius hingegen schreibt den Betrug den Sabinern zu. Er sagt nehmlich, als die Tarpeja verlangt, daß sie ihr den versprochenen goldenen Schmuck geben sollten, wären sie über diese große Foderung so aufgebracht geworden, daß sie die Schilde auf sie geworfen, mit dem Vorwande, daß sie ihr diese durch ihren Eid versprochen hätten. Das, was auf diese Begebenheit folgte, macht den Bericht des Piso am wahrscheinlichsten. Denn die Tarpeja wurde, wie Piso bezeugt, auf dem Berge, wo sie umgekommen war, welcher Ort in ganz Rom am allerheiligsten gehalten wird, begraben, und ihr werden noch jährlich von den Römern Todtenopfer dargebracht. Wäre sie als eine Verrätherinn ihres Vaterlandes umgekommen, so würden ihr ja weder die von ihr verrathenen Römer, noch die Sabiner, welche sie umgebracht hatten, solche Ehre erwiesen, sondern vielmehr, wenn es auch noch lange nachher gewesen wäre, die Ueberbleibsel ihrer Gebeine aus der Erde wieder aufgegraben und zerstreuet haben, um dadurch jedermann aufs künftige von dergleichen Unternehmungen abzuschrecken. Doch ein jeder mag davon halten, was ihm gut dünkt.

Da sich also Tatius und die Sabiner eines sehr festen Platzes, mit welchem ihm zugleich ein großer Kriegsvorrath der Römer in die Hände fiel, ohne Mühe bemächtiget hatten, so waren sie nunmehr im Stande, den Krieg lange mit Sicherheit fortzusetzen. Die Nähe der beyden Lager gab ihnen Gelegenheit, oft ihre Kräfte gegen einander zu versuchen, und sich in Scharmützel einzulassen, wovon aber keine von beyden

Par-

Partheyen großen Vortheil oder Schaden hatte. Zweymal aber kam es zu einem ordentlichen Treffen der ganzen Armee, in welchem von beyden Seiten eine Menge Leute auf dem Platze blieben. Endlich, da der Krieg sich immer mehr in die Länge zog, faßte man den Entschluß, in einem Haupttreffen den Streit zu entscheiden. Die beyden Armeen rückten also in die Ebne, welche zwischen den beyden Lagern war, heraus. Auf beyden Seiten waren die geschicktesten Officiere und die geübtesten Soldaten; alle bewiesen daher eine ganz ausnehmende Tapferkeit, indem sie bald die Gegenparthey angriffen, bald den Angriff der andern aushielten, bald sich von der Flucht wieder umwandten, und das Treffen wieder herstellten. Die zurückgebliebenen, welche von den Wällen dem zweifelhaften Treffen zusahen, suchten bald die Ihrigen, wenn es ihnen glücklich gieng, durch Zurufungen und Siegslieder noch mehr anzufeuren, bald, wenn sie nachgaben, oder die Flucht ergriffen, durch Bitten und Flehen zu bewegen, nicht ganz den Muth sinken zu lassen, welches machte, daß die Streitenden sich über ihre Kräfte anstrengten, und die grösten Gefahren nicht achteten. Dieses daurete den ganzen Tag, ohne daß der Sieg entschieden wurde, und jeder freuete sich, als die Nacht endlich dem Treffen ein Ende machte, und sie zwang ins Lager zurück zu kehren.

Die folgenden Tage brachten beyde Theile damit zu, die Todten zu begraben, die Verwundeten wieder herzustellen, und sich durch frische Truppen zu verstärken, denn sie waren willens in einem zweyten Treffen ihr Glück zu versuchen. Sie griffen sich daher aufs neue

Digitized by Google

in eben derselben Ebne, in welcher sie vorher gefochten hatten, an, und waren wieder bis in die Nacht an einander. Auf den beyden Flügeln, wovon Romulus den rechten, und Lucumo den linken commandirte, behielten die Römer die Oberhand. In der Mitte aber, wo die Feinde durch den Metius Curtius, einen Mann von großer Stärke und Behendigkeit, der sich durch seinen unerschrocknen Muth in den gröſten Gefahren einen großen Ruhm erworben hatte, commandirt wurden, konnten sie dieselben nicht zum Weichen bringen. Dieser Metius verhinderte es allein, daß die Sabiner keine gänzliche Niederlage erlitten, und that mit dem noch übrigen Theile der Armee den Siegern Einhalt. Er brachte auch in der Mitte die Römer würklich zum Weichen, und damit sich die Flügel der Sabiner wieder herstellen könnten, setzte er, nachdem er den Seinigen Muth eingesprochen, den flüchtigen Römern nach, zerstreute sie, und trieb sie bis zu den Thoren der Stadt. Romulus sahe sich also gezwungen, seinen Sieg unvollendet zu lassen, um sich dem Curtius zu widersetzen, wodurch die Flügel der Sabiner Zeit erhielten, sich wieder herzustellen. Die Römer aber fielen nunmehr mit aller Gewalt den Curtius mit den Seinigen an. Eine Zeitlang hielten die Sabiner ihren Angriff sehr tapfer aus, endlich aber wurden sie doch durch die Römer, welche noch immer verstärkt wurden, zum Weichen gebracht, und gezwungen sich in ihr Lager zu retten. Curtius bedeckte ihre Flucht und machte, daß sie sich sicher und in guter Ordnung zurückziehen konnten, indem er sich immer dem Romulus entgegen setzte, so daß die beyden Anführer selbst

an

an einander kamen, und viele herrliche Proben der Tapferkeit ablegten. Endlich zog sich Curtius, weil er ganz mit Wunden bedeckt, und durch den großen Verlust von Blut entkräftet war, allmählig zurück; kam aber rückwärts an einen tiefen Sumpf, um welchen herum zu kommen nicht leicht möglich war, weil ihn die Feinde von allen Seiten umringten; herdurch zu gehen aber war wegen des vielen Schlammes am Rande, und des tiefen Wassers in der Mitte eben so schwer. Demungeachtet stürzte er sich in voller Rüstung hinein. Romulus glaubte ganz gewiß, daß er sogleich in dem Sumpfe umkommen würde, und weil es ohnedem unmöglich war, ihm durch den Schlamm und das tiefe Wasser nachzusetzen, so kehrte er seinen Angriff gegen die andern Feinde. Curtius aber arbeitete sich doch endlich mit vieler Mühe in voller Rüstung durch den Sumpf, und wurde in das Lager der Seinigen zurück gebracht. Dieser Sumpf ist zwar nachher ausgefüllet, der Ort aber, wo er gewesen, welcher sich ungefähr in der Mitte des Römischen Marktes befindet, wird noch immer von dieser Begebenheit Curtius Sumpf genannt. Unterdessen setzte Romulus den andern Sabinern muthig nach. Er war schon bis an das Capitolium gekommen, und hatte große Hoffnung, sich desselben wieder zu bemächtigen, als er durch einen Stein, der ihm in die Schläfe traf, nieder geworfen, und gefährlich verwundet wurde, da er ohnedem schon vorher durch viele Wunden entkräftet war. Er wurde bald todt von seinen Leuten aufgenommen, und in die Stadt getragen. Sobald die Römer ihren König nicht mehr sahen, verloren sie den Muth. Der rechte

Flü-

Flügel ergriff sogleich die Flucht; der linke that zwar anfangs tapfern Widerstand, weil Lucumo, der ihn commandirte, und in diesem Kriege die grösten und häufigsten Proben der Tapferkeit abgelegt hatte, ihm Muth einsprach; als aber auch dieser mitten im besten Fortgange durchgeschossen wurde und fiel, so hielt er auch nicht länger Stand. Die Flucht war jetzt allgemein, und die Sabiner verfolgten die Römer ohne Furcht bis vor die Thore der Stadt, hier aber wurden sie durch die Besatzung, welche zur Bedeckung der Stadt zurück gelassen war, wieder zurückgeschlagen. Auch Romulus selbst, der sich schon wieder erholt hatte, kam in aller Eil den Seinigen zu Hülfe, wodurch sich das Glück auf einmal wieder umwandte. Denn die flüchtigen Römer, als sie ganz unvermuthet ihren König wieder sahen, erholten sich sogleich von ihrer Furcht, stellten sich wieder in Ordnung, und fielen mit der grösten Hitze aufs neue den Feind an. Die Sabiner hingegen, welche bisher die Römer in die Stadt gejagt hatten, und gar nicht zweifelten, daß sie die Stadt im ersten Angriffe einnehmen würden, als sie sahen, daß auf einmal alles eine ganz andere Gestalt bekommen hatte, waren jetzt nur auf ihre eigene Rettung bedacht. Sie kamen sehr bald wieder in ihr Lager, indem es von der Stadt Berg ab gieng; weil sie aber durch einen hohlen Weg musten, so wurde eine große Menge von ihnen nieder gemacht. So wurde dieses Treffen, welches den ganzen Tag mit gleichem Glücke, und so unerwarteten und seltsamen Zufällen gedauert hatte, endlich durch die Nacht getrennet.

Die

Die folgenden Tage berathschlageten sich die Sabiner, ob sie mit ihrer Armee abziehen, und sich damit begnügen sollten, das Land der Römer, so weit sie könnten, zu verheeren, oder ob sie sich frische Truppen von Hause sollten kommen lassen, um den Krieg so lange ununterbrochen fortzusetzen, bis sie durch einen vollkommenen Sieg den Streit entschieden hätten. Denn sie wollten nicht gerne mit Schimpf und unverrichteter Sache abziehen; aber eben so wenig hatten sie Lust, noch länger da zu bleiben, da ihnen nichts nach Wunsche von Statten gehen wollte. Das einzige Mittel dem Kriege mit Ehren ein Ende zu machen, schien ihnen ein Vergleich zu seyn; allein sie glaubten, daß es sich nicht für sie schicken würde, die ersten Vorschläge zu thun. Die Römer fanden sich auf ihrer Seite in noch weit größerer Verlegenheit als die Sabiner. Sie hatten nicht Lust die geraubten Weiber zurückzugeben; sie aber zu behalten schien ihnen eben so wenig rathsam. Denn, wenn sie dieselben zurück gaben, so gestanden sie dadurch, daß sie überwunden wären, und waren alsdenn gezwungen, alle übrigen Bedingungen, welche ihnen die Feinde auferlegen würden, sich gefallen zu lassen; behielten sie sie aber zurück, so sahen sie voraus, daß ihnen ein langwieriger Krieg bevorstünde, wodurch ihr Land verheeret, und ihre besten jungen Leute würden aufgerieben werden. Eben so wenig glaubten sie auf billige Bedingungen den Frieden zu erhalten, wenn sie den Sabinern Friedensvorschläge thäten, vornehmlich deßwegen, weil ein stolzer Feind seinem Gegner, wenn er um Frieden bittet, gemeiniglich sehr hart zu begegnen pflegt.

Unter-

Digitized by Google

Unterdeſſen daß nun beyde Partheyen mit ſolchen Ueberlegungen die Zeit hinbrachten, und keiner es zuerſt wagen wollte, weder ein neues Treffen anzufangen, noch Friedensvorſchläge zu thun, ſo kamen die Römiſchen Weiber, welche Sabinerinnen waren, für ſich, ohne daß ihre Männer dabey waren, zuſammen und beſchloſſen, nachdem ſie ſich unter einander berathſchlaget hatten, einen gütigen Vergleich zwiſchen beyden Partheyen durch ihre Vermittlung zu Stande zu bringen. Diejenige, welche zuerſt auf dieſen Anſchlag gefallen war, und die andern dazu beredet hatte, hieß Herſilia, und war von einer vornehmen Sabiniſchen Familie. Sie ſoll, wie einige wollen, ſchon verheirathet geweſen, und ſo zugleich mit den andern Jungfrauen geraubt ſeyn. Andere aber, deren Meynung wahrſcheinlicher iſt, ſagen, ſie ſey freywillig bey ihrer einzigen Tochter, welche ſich mit unter den geraubten Jungfrauen befand, in Rom zurückgeblieben. Die Weiber begaben ſich alſo, nachdem ſie dieſen Entſchluß gefaßt hatten, zu dem Senat, und baten denſelben, nachdem ſie vorgelaſſen waren, inſtändig, ihnen zu erlauben, daß ſie ſich zu ihren Angehörigen hinaus begeben dürften, weil ſie gewiß hofften, daß ſie die genaueſte Vereinigung und Freundſchaft zwiſchen den beyden Völkern zu Stande bringen würden. Der Senat war hiermit ſehr wohl zufrieden, und glaubte auch, daß dieſes das einzige Mittel ſey, ſich in dieſen gefährlichen Umſtänden zu helfen. Jedoch machte er hierauf die Verordnung, daß bloß diejenigen, welche Kinder hätten, die Geſandtſchaft an ihre Landesleute verrichten ſollten. Die Kinder aber ſollten ſie zu Hauſe zurück laſſen, diejenigen

aber, welche mehr als eins hätten, könnten einige derselben mitnehmen. Uebrigens sollten sie sich alle Mühe geben, den Frieden zu Stande zu bringen. Sie giengen also in Trauerkleidern hinaus, und hatten zum Theil ihre kleinen Kinder bey sich. Als sie in das Lager der Sabiner ankamen, fielen sie denselben mit vielen Thränen zu Füßen, so daß jedermann, der es sahe, gerührt wurde, und sich der Thränen nicht enthalten konnte. Da nun der Senat ihrentwegen zusammen berufen war, und der König ihnen befahl, die Ursach ihrer Ankunft zu entdecken, so nahm die Hersilia, welche zu diesem Unternehmen gerathen hatte, und die übrigen anführte, das Wort, und bat den König in einer langen und beweglichen Rede, er möchte sich doch ihre Fürbitte für ihre Männer gefallen lassen, und ihnen zu Gefallen, da um ihrentwillen der Krieg angefangen wäre, Frieden machen. Was die Bedingungen des Friedens anbeträfe, so käme es den Anführern selbst zu, sich wegen derselben in einer deshalb anzustellenden Versammlung zu vergleichen, und das auszumachen, was ihr gemeinschaftliches Bestes erforderte. Als sie aufgehört hatte, warfen sie sich insgesammt mit ihren Kindern dem Könige zu Füßen, und blieben so lange in diesem Zustande, bis man sie auf ob, und ihnen versprach alles zu thun, was nur möglich wäre, und was man nach Billigkeit verlangen könnte. Hierauf ließ man sie von sich, und der versammelte Senat der Sabiner beschloß, Frieden mit den Römern zu machen. Erst machte man also einen Waffenstillstand, worauf denn in einer Zusammenkunft beyder Könige ein Friedens- und Freundschaftsbündniß auf folgende

Be-

Bedingungen geschlossen wurde: Romulus und Tatius sollten beyde zugleich Könige über die Römer seyn, und gleiche Gewalt und Ehre genießen. Die Stadt sollte ferner nach ihrem Erbauer Rom, und ein jeder Bürger Römer genannt werden; das ganze Volk aber sollte nach dem Vaterlande des Tatius gemeinschaftlich Quiriter heißen. Diejenigen Sabiner, welche sich in Rom niederlassen wollten, sollten das Bürgerrecht erhalten, und mit Beybehaltung ihres eigenen Gottesdienstes unter die Tribus und Curien vertheilt werden. Nachdem diese Bedingungen von beyden Seiten beschworen waren, wozu man besondere Altäre ungefähr in der Mitte des so genannten heiligen Weges errichtet hatte, so vereinigten sich die beyden Völker sogleich. Die Sabinischen Truppen marschierten hierauf unter ihren Anführern nach Hause. Tatius aber blieb in Rom, und behielt drey der vornehmsten Sabiner bey sich, welche daselbst Ehrenstellen bekleideten, die nachher immer bey ihrer Familie geblieben sind. Es waren Volesus Valerius, Tullus mit dem Zunamen Tyrannus und Metius Curtius, der in seiner Rüstung durch den Sumpf geschwommen war. Diese zogen noch überdem eine so große Menge von Verwandten und Klienten nach Rom, daß sie eine größere Anzahl ausmachten, als die alten Einwohner.

Nachdem nun alles in Ordnung gebracht war, fanden es die Könige, wegen der starken Vermehrung der Bürger, für gut, die ehemalige Anzahl der Patricier zu verdoppeln. Die Curien musten also aus den vornehmsten Familien der neuen Einwohner 100 Männer erwählen, welche auch Patricier genannt, und dem

alten Senat zugeordnet wurden. Die Römiſchen Geſchichtſchreiber ſtimmen wegen dieſer Begebenheit faſt alle überein; nur einige wenige ſind wegen der Anzahl der Zugeordneten andrer Meynung, und ſagen, man hätte nur 50 neue gewählt. Noch verſchiedener ſind die Meynungen der Schriftſteller wegen der Ehre, welche die Könige den Frauen, durch deren Vermittelung das Bündniß geſchloſſen war, dafür erwieſen haben. Einige ſagen, ſie hätten, außer vielen andern ſehr großen Gunſtbezeugungen, die 30 Curien nach dem Namen derſelben, da ihrer auch gerade 30 geweſen, benannt. Terentius Varro will dieſes nicht zugeben, ſondern behauptet, Romulus hätte ſchon lange vorher, nemlich damals gleich, als er die Abtheilung ſeines Volks machte, den Curien ihre Benennungen gegeben, und dieſelben theils von den Anführern, theils von dem Vaterlande derjenigen, welche ſich mit ihm vereinigt, genommen. Der Frauen aber, welche die Geſandtſchaft übernommen, wären nicht 30, ſondern 527 geweſen; es ſey alſo unwahrſcheinlich, daß die Könige mit Vorbeygehung der andern, nur ſo wenigen dieſe Ehre erzeigt haben ſollten. Doch ich darf mich bey dieſer Sache, die ich doch auch nicht ganz übergehen wollte, nicht zu lange aufhalten.

Hier iſt der Ort, von der Stadt Cures, aus welcher Tatius und die Seinigen abſtammeten, etwas zu ſagen. Die Nachrichten, die man davon hat, beſtehen in folgendem. Zu der Zeit, als die Aboriginer das Reatiniſche Gebiet noch im Beſitz hatten, begab ſich einesmals ein gewiſſes Mädgen, das in dieſem Lande gebohren, und von einer ſehr vornehmen Familie war, in den Tempel des Enyalius, um mit den Chö-

ren

ren zu tanzen. Diesen Enyalius nannten die Sabiner, und nach ihnen die Römer Quirinus. Man verehrte ihn auf eben die Weise als den Mars, ohne zu wissen, ob er würklich mit dem Mars derselbe, oder ein anderer Gott wäre. Einige sagen, beyde Namen hätte man dem einzigen Gotte des Krieges beygelegt; andere aber meynen, man hätte zween verschiedene Kriegesgötter darunter verstanden. Dem sey nun, wie ihm wolle, da dieses Mädgen in dem Tempel des Gottes tanzte, wurde sie auf einmal von einer göttlichen Begeisterung hingerissen, verließ den Chor und lief in das innere Heiligthum des Tempels, wo sie nach der gemeinen Meynung von dem Gotte geschwängert wurde. Sie gebahr nachher einen Sohn, welcher den Namen Modius mit dem Zunamen Fabidius bekam. Dieser hatte, als er zu den männlichen Jahren gelangt war, in seiner Gestalt etwas mehr als menschliches, und verrichtete die allerherrlichsten Thaten im Kriege. Hernach bekam er Lust, eine eigne Stadt anzulegen. Er brachte daher eine Menge Volks aus dem Lande zusammen, und erbaute in sehr kurzer Zeit eine Stadt, welche er entweder nach dem Gott Quirinus, der ihn erzeugt haben sollte, oder nach dem Worte Cures, welches in der Sprache der Sabiner Spieße bedeutet, Cures nannte. Dieses ist der Bericht des Terentius Varro.

Zenodotus von Trözene aber, der eine Geschichte der Umbrier geschrieben, sagt, im Reatinischen Lande hätte anfangs ein eingebohrnes Volk gewohnt. Dieses aber wäre nachher durch die Pelasger daraus verjagt, und hätte sich darauf in das Land begeben, welches es noch jetzt bewohnt. Hier hätte es zugleich mit seinem

Aufenthalt einen andern Namen bekommen, und wäre nunmehr anstatt Umbrier, Sabiner genannt worden. Porcius Cato meynt, sie hätten den Namen Sabiner von dem Sabinus, des Sancius Sohn, einem Gotte des Landes, welcher von einigen Dius Fidius genannt werde, bekommen. Ihr erster Aufenthalt sey ein gewisses Dorf, Namens Testrina, in der Nachbarschaft der Stadt Amiterna gewesen. Von da aus hätten sie in das Reatinische Land, welches damals die Aboriginer inne hatten, einen Einfall gethan, und die vornehmste Stadt derselben, Namens Kotynä, erobert. Aus dem Reatinischen Lande hätten sie verschiedene Colonien abgeschickt und viele unbefestigte Städte erbauet, unter andern auch Cures. Das Land, welches sie bewohnten, sey von dem Adriatischen Meere 280, und von dem Tyrrhenischen 240 Stadien entfernt gewesen, die Länge desselben habe etwas weniger als 1000 Stadien betragen. Die Geschichtschreiber der Sabiner erzählen, es sey um die Zeit, da Lykurgus, wegen seiner Vormundschaft über seines Bruders Sohn Eunomus, den Spartanern seine Gesetze gab, eine Colonie Lacedämonier in ihr Land gekommen. Einige Einwohner von Sparta nämlich, denen die Gesetze des Lykurgus zu hart gewesen, hätten sich erst von den andern Bürgern getrennet, nachher aber die Stadt ganz verlassen. Sie hätten sich hierauf zu Schiffe begeben, nachdem sie aber lange Zeit auf dem Meere weit hin und her getrieben worden, hätten sie aus Begierde endlich einmal wieder ans Land zu kommen, den Göttern das Gelübde gethan, sich da, wo sie zuerst anlanden würden, niederzulassen. Hierauf wären sie an denjenigen Theil Italiens, welchen

Digitized by Google

chen man die Pometinischen Felder nennet, verschlagen, und hätten die Gegend, wo sie zuerst angelandet, weil sie so weit auf dem Meere umher getrieben worden, Feronia genannt. Unter eben diesem Namen hätten sie auch der Gottheit, welcher sie das Gelübde gethan, und die man jetzt mit Veränderung eines einzigen Buchstabens Faronia nennet, einen Tempel erbauet. Einige dieser Lacedämonier hätten sich von da aus zu den Sabinern begeben, und sich unter ihnen niedergelassen. Daher kämen die vielen Lacedämonischen Gebräuche, welche unter ihnen eingeführt waren, besonders ihre Liebe zum Kriege, und ihre sparsame und harte Lebensart. Dieses mag von dem Ursprunge der Sabiner genug seyn.

Das erste, was Romulus und Tatius hierauf verrichteten, war, daß sie die Stadt erweiterten, indem sie zween neue Hügel, den Quirinalischen und Cälischen, hinzufügten. Sie trennten sich hiernächst von einander, und bezogen ein jeder eine besondere Wohnung. Romulus wählte den Palatinischen nebst dem daran gränzenden Cälischen Hügel, Tatius aber das Capitolium, welches er gleich Anfangs in Besitz genommen hatte, und den Quirinalischen Hügel zu seinem Aufenthalt. Die Ebene unter dem Kapitolio, welche mit Holz bewachsen, und weil sie zwischen Bergen lag, von denen immer viel Wasser zusammen floß, an vielen Orten voller Wasser stand, machten sie durch Ausrottung des Holzes, und Ausfüllung des Wassers zum Marktplatze, welche es auch jetzt noch ist. Hier wurden in dem Tempel des Vulkans, der ein wenig höher liegt, als der Markt, die Versammlungen und Berathschla-

gungen wegen der öffentlichen Geschäfte angestellt. Sie bauten auch den Göttern, welchen sie es im Kriege durch Gelübde versprochen hatten, Tempel und Altäre. Romulus nehmlich dem Jupiter Stator neben dem sogenannten Mugonischen Thore, wodurch man kömmt, wenn man den heiligen Weg nach dem Palatinischen Hügel gehet, weil er sein Gebät erhört und gemacht, daß seine Armee, welche schon die Flucht ergriffen, wieder Stand gehalten, und den Feind zurückgeschlagen hatte; Tatius aber der Sonne, dem Monde, dem Saturn und der Rhea, der Vesta, dem Vulkan, der Diana, dem Enyalius und andern Göttern, deren Namen sich schwerlich im Griechischen würden ausdrücken lassen. Er ließ auch in allen Curien der Juno Quiritia zu Ehren Tische aufrichten, welche noch jetzo vorhanden sind.

Also regierten die beyden Könige fünf Jahre in der gröſten Einigkeit. Während dieser Zeit zogen sie zusammen gegen die Cameriner zu Felde, welche im Lande der Römer Räubereyen getrieben, sehr groſsen Schaden darinn angerichtet, und, ob es gleich oft von ihnen verlangt wurde, keine Genugthuung deſswegen hatten geben wollen. Sie wagten es hierauf, sich mit den Römern in ein ordentliches Treffen einzulassen. Sie wurden aber geschlagen, ihre Stadt wurde mit Gewalt erobert, und zur Strafe ihrer Verwegenheit musten sie ihre Waffen ausliefern, und den dritten Theil ihres Landes abtreten. Da sie aber sogleich wieder feindliche Einfälle in dasselbe vornahmen, so griffen die Römer sie drey Tage darauf noch einmal an, schlugen sie, und vertheilten darauf ihr ganzes Land unter die Römischen

Bür-

Bürger. Den Einwohnern von Cameria aber erlaubte man, sich in Rom niederzulassen, wozu sich denn an die 4000 fanden, welche alle unter die Curien vertheilt wurden. Cameria selbst wurde darauf zu einer Römischen Colonie gemacht. Diese Stadt war schon lange vor Erbauung der Stadt Rom eine Colonie der Albaner, und in den alten Zeiten einer der angesehensten Wohnplätze der Aboriginer.

Im sechsten Jahre dieser gemeinschaftlichen Regierung wurde Romulus wieder allein König über die Römer, indem Tatius durch die vornehmsten Lavinienser ums Leben gebracht wurde, welche sich folgender Ursach wegen wieder ihn verschworen hatten. Einige Freunde des Tatius hatten in dem Gebiet der Lavinienser Räubereyen getrieben, ihre Sachen geplündert, ihnen ihr Vieh weggenommen, und diejenigen, welche sich zur Wehre setzten, theils getödtet, theils verwundet. Die Lavinienser schickten deßwegen eine Gesandtschaft nach Rom, und foderten wegen dieser Beleidigten Genugthuung. Romulus hielt es für billig, daß die Thäter dem beleidigten Theile ausgeliefert würden; Tatius aber, um seine Freunde nicht zu verlassen, wollte nicht zugeben, daß man Römische Bürger durch ihre Feinde selbst, die dazu noch Fremde wären, verurtheilen lassen sollte. Er verlangte daher, diejenigen, welche sich über angethanes Unrecht beschwerten, sollten nach Rom kommen, und da ihre Sache vor Gericht ausmachen. Hiermit kehrten die Gesandten, voller Unwillen, daß die verlangte Genugthuung ihnen abgeschlagen war, wieder zurück. Unterweges aber wurden sie des Nachts im Schlafe, weil sie die Nacht

übereilt, und sie deßwegen Zelter aufgeschlagen hatten, von einigen Sabinern, die ihnen aus Rachbegierde nachgefolget waren, angefallen. Diese nahmen ihnen ihr Geld weg, und machten alle die, welche sie noch in den Betten fanden, nieder; denn einige hatten den Ueberfall noch früh genug gemerkt, und deßwegen noch Zeit gehabt ihnen zu entwischen, und sich in die Stadt zu retten. Hierüber schickten die Lavinienser und zugleich noch verschiedene andere Städte aufs neue Gesandten nach Rom, welche sich über ein so ungerechtes Verfahren beschweren, und den Römern, wofern sie nicht Genugthuung erhielten, den Krieg ankündigen muſten. Romulus, der, wie billig, ein solches Verfahren gegen die Gesandten verabscheuete, glaubte, daß man es aufs eiligste bestrafen müsse, weil dadurch ein heiliges Gesetz übertreten sey. Er ließ also, da er sahe, daß Tatius die Sache gar nicht achtete, unverzüglich die Verbrecher gefangen nehmen, und sie in Fesseln durch die Gesandten wegbringen. Tatius voller Unwillen über diese Handlung, wodurch er sich beleidigt glaubte, und zugleich aus Mitleiden mit den Schuldigen, worunter sich auch ein Anverwandter von ihm befand, setzte sogleich mit einer Mannschaft Soldaten den Gesandten nach, und nahm ihnen ihre Gefangene wieder ab. Einige Zeit nachher begab er sich, wie einige Geschichtschreiber wollen, zugleich mit dem Romulus nach Lavinium, wegen eines Opfers, welches die Könige in eigner Person für das Beste des Staats verrichten muſten. Dieser Gelegenheit bedienten sich die Freunde und Verwandten der ermordeten Gesandten. Sie fielen den Tatius mit Opfermessern und Bratspießen

an.

an, und stießen ihn also am Altare nieder. Licinius aber sagt, er sey nicht mit dem Romulus, auch nicht um ein Opfer zu verrichten, sondern ganz allein nach Lavinium gekommen, um die Beleidigten zu bitten, den Schuldigen zu verzeihen. Allein das Volk sey so sehr darüber erbittert gewesen, daß er dem Willen des Romulus und des Senats zuwider, die Verbrecher nicht ausgeliefert hätte, und die Angehörigen der Ermordeten hätten ihn in solcher Menge angefallen, daß es ihm unmöglich gewesen, ihren Händen zu entgehen, und so hätten sie ihn zu Tode gesteiniget. Ein solches Ende nahm Tatius, nachdem er drey Jahre mit dem Romulus Krieg geführt, und fünf mit ihm gemeinschaftlich regieret hatte. Er wurde mit vielen Ehrenbezeugungen zu Rom beerdiget, und noch jetzt werden ihm jährlich, auf Kosten der Stadt, Todtenopfer gebracht.

Da nun also Romulus wieder allein regierte, so machte er alsobald, um sein Volk wegen des verübten Mordes auszusöhnen, bekannt, daß die Thäter, welche sich gleich nach dem Tode des Tatius davon gemacht hatten, von Wasser und Feuer ausgeschlossen seyn sollten. Er ließ sich aber auch diejenigen, welche den Tatius umgebracht hatten, von den Lavinienſern ausliefern, und ihre Sache vor Gericht untersuchen. Sie vertheidigten sich aber so gut, indem sie zeigten, daß sie bloß Gewalt mit Gewalt vergolten hätten, daß sie von aller Schuld frey gesprochen wurden. Nachdem er also diese Sache beygelegt hatte, zog er gegen Fidenä, eine große und volkreiche Stadt, welche vierzehn Stadien von Rom lag, zu Felde. Die Ursach davon war,

weil

weil die Fidenater die Krustumerier, als sie in einer Hungersnoth auf Flußböten Getreide nach Rom führen, angegriffen, ihnen das Getreide weggenommen, diejenigen von den Schiffsleuten, welche sich zur Wehre setzten, getödtet, und nachher die verlangte Genugthuung nicht hatten geben wollen. Romulus fiel ihnen daher voller Unwillen mit einer großen Armee ins Land und machte eine sehr große Beute. Indem er aber wieder abmarschierte, fielen ihnen die Fidenater an, und es kam zu einem sehr hitzigen Treffen, in welchem, nach großem Verlust von beyden Seiten, die Fidenater endlich den kürzern zogen und gezwungen wurden, die Flucht zu ergreifen. Romulus aber setzte ihnen sogleich auf dem Fuße nach, drang mit ihnen zugleich in die Stadt, und eroberte sie im ersten Angriff. Er bestrafte hierauf einige wenige von den Einwohnern, nahm den übrigen den dritten Theil ihres Landes weg, welchen er unter seine Leute austheilte, und machte also, nachdem er eine Besatzung von 300 Mann zurück gelassen hatte, die Stadt zu einer Römischen Colonie. Sie war auch eine Colonie der Albaner, und zu gleicher Zeit mit Nomentum und Crustumeria, unter der Anführung dreyer Brüder, und zwar durch den Aeltesten derselben erbauet.

Bald nach Endigung dieses Krieges wendete er seine Waffen gegen die Cameriner, welche zu einer Zeit, da die Pest zu Rom wüthete, in der Hofnung, daß es nun um die ganze Stadt geschehen sey, die Römische Colonie, welche sich bey ihnen befand, angefallen, und einen Theil derselben getödtet, andere aber verjagt hatten. Um sie also dafür zu bestrafen, eroberte er zum

zwey-

Digitized by Google

zweytenmale ihre Stadt, ließ alle Urheber des Abfalls hinrichten, und kehrte darauf, nachdem er die Stadt durch die Soldaten plündern lassen, ihr die Hälfte ihres Gebietes außerdem, was schon vorher unter die erste Colonie vertheilt war, abgenommen, und um alle künftigen Unruhen zu verhüten, eine hinlängliche Besatzung in derselben zurück gelassen hatte, mit seiner Armee nach Rom zurück. Bey seinem Einzuge in Rom hielt er seinen zweyten Triumph. Von der Beute ließ er einen vierspännigen Wagen von Erz verfertigen, welchen er dem Vulkan weihete, und dabey sein eigenes Bildniß mit einer Aufschrift in Griechischen Buchstaben, welche eine Beschreibung seiner Thaten enthielt, aufstellen ließ.

Hierauf führte er einen dritten Krieg gegen Veji, welches damals die mächtigste Stadt in ganz Etrurien war. Sie war ungefähr 100 Stadien von Rom auf einem hohen und steilen Felsen belegen, und beynahe von derselben Größe als Athen. Die Einnahme von Fidenä diente den Vejentern zum Vorwande, diesen Krieg anzufangen. Sie schickten nehmlich Gesandten an die Römer und verlangten, sie sollten die Besatzung aus der Stadt wieder abziehen lassen, und den Fidenatern das Land, welches sie ihnen abgenommen, wieder einräumen. Auf die abschlägige Antwort, welche sie auf diese Vorstellungen erhielten, marschierten sie mit einer großen Armee ab, und schlugen, nahe bey Fidenä, auf einer Anhöhe ihr Lager auf. Romulus aber, der vorher schon ihre Absicht erfahren hatte, war unterdessen mit dem besten Theile seiner Armee in Fidenä eingerückt, und hielt sich bereit, sie daselbst zu empfan-

pfangen. Da man also von beyden Seiten alle Anstalten zum Treffen gemacht hatte, so marschierten die Armeen in eine Ebene heraus, griffen einander an, und fochten darauf sehr lange Zeit mit vieler Hitze, aber mit gleichem Glücke, bis sie endlich durch die Nacht aus einander gebracht wurden.

Bald nachher kam es zu einem zweyten Treffen, in welchem die Römer durch die List ihres Königes den Sieg erhielten. Er ließ nemlich durch eine auserlesene Mannschaft frischer Truppen so wohl zu Fuß als zu Pferde, die erst kürzlich aus der Stadt zu ihm gestoßen waren, in der Nacht einen Berg nicht weit von dem Lager der Feinde besetzen. Als nun den andern Tag beyde Armeen in die Ebne heraus marschiert waren, und sich eben so wie vorher lange Zeit mit gleichem Vortheil herumgeschlagen hatten, so gab Romulus denen, welche auf dem Berge im Hinterhalt waren, das Zeichen. Worauf sie denn alsobald mit großem Geschrey hervor kamen, den Vejentern in den Rücken fielen, und dieselben, da sie ohnedem schon sehr abgemattet, sie selbst aber noch ganz frisch waren, mit geringer Mühe in die Flucht schlugen. In dem Handgemenge blieben nur wenige; die mehrsten stürzten sich in die Tiber, welche bey Fidenä vorbey fließt, um herdurch zu schwimmen, und kamen darinn um; denn theils konnten sie nicht schwimmen, und hatten sich in dem großen Schrecken, ohne selbst zu wissen, was sie thaten, hineingestürzt, theils waren sie durch Wunden und Beschwerlichkeiten so sehr abgemattet, daß es ihnen an Kräften dazu fehlte. Hätten nun die Vejenter ihre vorige Unbesonnenheit erkannt, und sich aufs künftige

ruhig

ruhig gehalten, so würden sie sich weiter kein größeres Unglück zugezogen haben; nun aber ließen sie sich durch die Hoffnung eines glücklichen Fortganges verführen, und zogen in der gewissen Einbildung, daß sie die Römer, wenn sie dieselben mit einer größeren Macht angriffen, leicht überwinden würden, mit einer großen Armee, die sie theils aus ihren eigenen Bürgern angeworben, theils von den ihnen benachbarten Bundsgenossen erhalten hatten, aufs neue gegen sie zu Felde. Es kam also zum dritten mal nahe bey Fidenä zum Treffen, in welchem die Römer wiederum den Sieg erhielten, eine Menge der Feinde niedermachten, noch mehr aber gefangen bekamen. Sie eroberten auch ihr Lager, welches voller Geld, Waffen und Sklaven war, und nahmen ihnen eine Menge Flußböte voller Lebensmittel weg, deren sie sich nachher dazu bedienten, die Gefangenen nach Rom zu bringen. Hierauf hielt Romulus seinen dritten Triumph, der noch weit prächtiger war, als die beyden vorhergehenden. Bald nachher schickten die Vejenter Gesandten an die Römer, um sie um Frieden und um Vergebung wegen des Vergangenen zu bitten. Romulus bewilligte ihnen ihre Bitte, legte ihnen aber die Strafe auf, daß sie ihm den Strich Landes an der Tiber, welcher die sieben Dörfer genannt wird, und die Salzwerke an der Mündung dieses Flusses abtreten, und ihm zur Versicherung, daß sie künftig keine neue Unruhen anfangen würden, 50 Geißeln geben sollten. Die Vejenter ließen sich dieses gefallen. Er schloß also ein Bündniß mit ihnen auf 100 Jahr, und ließ die Bedingungen desselben auf Säulen eingraben. Die Gefangenen ließ

er

er ohne Lösegeld frey; denenjenigen aber, welche lieber zu Rom bleiben wollten, gab er das Bürgerrecht, vertheilte sie unter die Curien, und ließ einen Theil des Landes diesseits der Tiber durchs Loos unter sie austheilen.

Dieses sind die merkwürdigsten Kriege, welche Romulus geführt hat. Sein plötzlicher Tod, wodurch er in der Blüthe seiner Jahre, mitten in seinen glänzendsten Thaten hingerissen wurde, verhinderte ihn, seine Eroberungen noch weiter auszubreiten. Man erzählt seinen Tod auf mancherley, und zum Theil sehr verschiedene Weise. Diejenigen, welche alles, was ihn anbetrift, mit vielen Fabeln vermischen, sagen, als er eben im Lager eine Versammlung gehalten, sey nach einem heiteren Wetter plötzlich eine Finsterniß und ein großes Ungewitter entstanden, und in diesem sey er verschwunden. Sie glauben daher, daß sein Vater Mars ihn von der Erde hinweggenommen habe. Die glaubwürdigste Meynung aber ist, daß er von seinen eigenen Bürgern umgebracht worden. Die Ursachen davon sollen gewesen seyn, daß er den Vejentern, ohne vorher das Volk deßwegen um Rath zu fragen, wie er doch sonst zu thun pflegte, ihre Geißeln wieder zurückgeschickt hatte; daß er nicht allen Bürgern auf gleiche Weise begegnete, sondern den alten vorzügliche Ehre erwies, die neu hinzugekommenen hingegen gering achtete; daß er diejenigen, welche etwas verbrochen hatten, eigenmächtig und mit gar zu großer Strenge bestrafte. Er ließ zum Beyspiel einmal eine beträchtliche Anzahl angesehener Römer, welchen man Schuld gab, daß sie in den benachbarten Ländern Räubereyen getrieben, von

einem

einem Felsen herabstürzen, ohne vorher irgend jemand deßwegen zu Rathe zu ziehen. Die vornehmste Ursach aber war, daß er überhaupt gar zu hart und übermüthig, und mehr wie ein Tyrann, als wie ein König zu regieren schien. Dieses also soll die Patricier bewogen haben, daß sie sich heimlich gegen ihn verschworen, und ihn darauf im Rathhause ermordeten. Damit aber durch seinen Leichnam der Mord nicht entdeckt würde, so hieben sie ihn in Stücken, und ein jeder nahm eins davon unter seinem Kleide mit weg, um es an einem verborgenen Orte einzugraben. Andere sagen, die neuen Bürger hätten ihn in einer öffentlichen Versammlung umgebracht, wozu sie sich des plötzlichen Gewitters, wodurch es ganz finster wurde, so daß die Versammlung aus einander gieng, und die Leibwache den Romulus verließ, als einer bequemen Gelegenheit bedienet hätten; von dieser Zerstreuung des Volks habe auch der Tag, an welchem sich dieses zugetragen, den Namen Poplifugia, oder die Flucht des Volks, welchen er noch jetzo hat, bekommen. Denen, welche ein Vergnügen daran finden, große Männer zu vergöttern, und nach ihrem Tode in den Himmel zu versetzen, kommen die Umstände, welche sich bey der Erzeugung und bey dem Tode des Romulus ereigneten, sehr zu statten. Denn an dem Tage, als seine Mutter geschwängert wurde, es mochte nun durch einen Gott oder einen Menschen geschehen, ward, wie man sagt, die Sonne verfinstert, und eine gänzliche Dunkelheit, wie in der Nacht, bedeckte die Erde, und bey seinem Tode ereignete sich eben dasselbe. Ein solches Ende nahm Romulus, der Erbauer und erste König der Stadt Rom.

Er starb, ohne Erben zu hinterlassen, im 55sten Jahre seines Alters, und im 37sten seiner Regierung; denn alle Geschichtschreiber stimmen darinn überein, daß er sehr jung, nehmlich im 18ten Jahre zur Regierung gekommen sey.

Das folgende Jahr wurde noch kein neuer König von den Römern erwählt; die Regierungsgeschäfte wurden unterdessen durch eine Obrigkeit, welche sie Interregnum nennen, besorgt. Diese Obrigkeit wurde auf folgende Art erwählt. Die 200 Patricier, aus welchen, wie ich schon gesagt habe, Romulus den Senat anordnete, theilten sich in 10 Theile, und bestimmten darauf durchs Loos zehn Männer, welchen sie die Regierung der Stadt übertrugen. Diese 10 Männer regierten aber nicht alle zugleich, sondern einer nach dem andern, ein jeder 5 Tage, während welcher ihm allein die Fasces und alle andern Ehrenzeichen der Königlichen Würde zukamen. Nach Verlauf dieser Zeit muste er dem zweyten, dieser dem dritten, und so weiter bis auf den letzten, die Oberherrschaft übergeben. Nachdem die ersten zehn Könige auf diese Weise ihre fünftägige Regierung geendiget hatten, erwählte man 10 andere, und nach diesen wieder andere. Zulezt wurde das Volk dieser beständigen Veränderung der höchsten Gewalt, weil die vielen Herren weder einerley Denkungsart noch einerley Geschicklichkeit hatten, überdrüssig, und beschloß daher die Regierung der 10 Männer abzuschaffen. Der Senat berief also das Volk nach seinen Tribus und Curien zusammen, und überließ es ihm auszumachen, ob es künftig wieder einen König, oder eine jährige Obrigkeit haben wollte. Das Volk aber wollte

die

die Entscheidung dieser Sache nicht übernehmen, sondern überließ sie dem Senat, und erklärte, daß es mit jeder Verfassung, welche er für die Beste hielte, zufrieden seyn würde. Der ganze Senat beschloß daher einstimmig, die Königliche Regierung bey zu behalten. Nun aber konnte man nicht eins werden, ob man den künftigen König aus den alten Patriciern, oder aus den nachher hinzugeordneten, welche man die jüngern nannte, erwählen sollte. Nach einem langen Streit von beyden Seiten kam man endlich auf die Bedingungen überein, daß entweder die alten oder die jüngern Senatoren einen König, aber nicht aus ihrem eigenen Mittel, sondern einen andern, den sie am geschicktesten dazu hielten, erwählen sollten. Die Alten übernahmen also die Wahl, und beschlossen, nach langer Ueberlegung, weil sie selbst vermöge des Vergleichs von der Königlichen Würde ausgeschlossen würden, auch keinen von der Gegenparthey, sondern um allen Uneinigkeiten des Senats, welche daraus entstehen würden, vorzubeugen, einen auswärtigen, der es mit keinem von beyden hielte, zu erwählen. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, so warfen sie die Augen auf einen gewissen Sabiner, Namens Numa, des Pompilius Pompo, eines angesehenen Mannes Sohn, der sich damals in den Jahren, in welchen die Vernunft gewöhnlich zu ihrer grösten Reife gelangt ist, nehmlich nicht weit von vierzigen, befand. Er hatte eine ansehnliche und majestätische Leibesgestalt, und stand nicht nur bey seinen eigenen Landsleuten, sondern auch bey allen benachbarten Völkern wegen seiner Weißheit in sehr großem Ruf. Der Senat berief also das Volk zusam-

men, worauf der damalige Interrex hervortrat und ſagte, da es dem ganzen Senat gefallen, die Königliche Regierung beyzubehalten, und ihm alſo vermöge ſeines Amts die Beſtimmung des künftigen Königes zukomme, ſo ernenne er hiermit den Numa Pompilius zum Römiſchen Könige. Alſobald ſchickte man einige der Patricier als Geſandten an den Numa ab, um ihn herzuholen, und ihm die Königliche Würde zu übertragen. Dieſes geſchah im 3ten Jahre der 16ten Olympiade, in welcher der Lacedämonier Pythagoras im Wettlauf den Preis erhielt.

Bis ſo weit habe ich nichts gegen das, was uns die Geſchichte von Numa ſagt, einzuwenden; was ich aber zu dem folgenden ſagen ſoll, weiß ich nicht. Viele berichten nehmlich, er ſey ein Schüler des Pythagoras geweſen, und habe ſich zu der Zeit, als er von den Römern zum Könige erwählt wurde, zu Croton mit der Philoſophie beſchäftiget. Die Zeit aber, in welcher Pythagoras lebte, ſtimmet hiermit nicht überein. Denn alle Geſchichtſchreiber bezeugen, daß der Unterſchied nicht einige Jahre, ſondern ganze vier Menſchenalter beträgt. Numa trat in der 16ten Olympiade die Regierung an; Pythagoras aber lehrte in Italien erſt nach der 50ſten. Ein noch ſtärkerer Beweis, daß die Zeitrechnung dieſen Nachrichten vom Numa gänzlich widerſpricht, iſt, daß die Stadt Croton noch nicht einmal vorhanden war, als er von den Römern berufen wurde. Denn erſt 4 Jahre nachher, nehmlich im 3ten Jahre der 17ten Olympiade, wurde ſie von dem Myſcelus erbauet. Numa kann ſich alſo weder unter dem Pythagoras aus Samos, welcher erſt vier Menſchen-

schenalter nach ihm lebte, auf die Philosophie gelegt, noch sich in Croton, einer Stadt, die damals noch nicht war, aufgehalten haben, als ihm die Römer die Regierung antrugen. Es scheinet mir daher, wenn ich meine Meynung von der Sache sagen soll, daß diejenigen, welche dieses erzählen, die beyden Wahrheiten, daß Pythagoras sich in Italien aufgehalten, und daß Numa ein weiser Mann gewesen, worinn alle übereinstimmen, zusammen gesetzt, und daher den Numa zum Schüler des Pythagoras gemacht haben, ohne, wie ich jetzt, zu untersuchen, ob die Zeit, in welcher sie gelebt, auch zusammen trift. Wenn man nicht etwa annehmen will, daß es ein anderer Pythagoras gewesen sey, welcher schon vor dem aus Samos die Weltweißheit gelehrt, mit welchem Numa umgegangen. Dieses wird man aber wohl schwerlich beweisen können. Wenigstens kenne ich keinen guten weder Römischen noch Griechischen Geschichtschreiber, der das geringste davon erwähnte. Doch genug von dieser Sache.

Als die Römischen Gesandten zum Numa kamen, und ihm die Königliche Würde antrugen, so weigerte er sich anfangs lange Zeit sie anzunehmen, bis er sich endlich durch das anhaltende Bitten seiner Brüder, und endlich auch seines Vaters, daß er doch eine so große Ehre nicht verschmähen möchte, dazu bereden ließ. Als man zu Rom dieses Betragen des Numa, noch vor seiner Ankunft, von den Gesandten erfuhr, so wurde man noch begieriger, ihn zu besitzen, und hielt es für einen großen Beweis seiner Weißheit, daß er allein die Königliche Würde, eine Sache, welche jedermann übermäßig hochzuschätzen, und als die höchste Stuffe

der Glückseligkeit anzusehen pflegt, als eine geringe und gar nicht wünschenswürdige Sache verachtete. Als er ankam, gieng man ihm weit entgegen, und brachte ihn unter großen Lobeserhebungen, Glückwünschen und andern Ehrenbezeugungen in die Stadt. Nachdem er hierauf in einer öffentlichen Versammlung des Volks durch die Stimmen aller Curien einer jeden Tribus ordentlich erwählt war, und der Senat diese Wahl bestätigt, auch die Augurn angekündigt hatten, daß die Götter durch glückliche Zeichen ihre Einwilligung gegeben hätten, so trat er seine Regierung an. Dieser König soll, wie die Römer versichern, keinen einzigen Krieg geführt, sondern beständig in Ruhe und Frieden regiert haben. Seine einzige Sorge gieng dahin, Gottesfurcht und Gerechtigkeit unter seinem Volke auszubreiten, und gute Gesetze und Anordnungen einzuführen. Man erzählet daher auch viele wunderbare Dinge von ihm, und glaubt, daß ihm seine Weisheit von den Göttern eingegeben worden. Einige sagen, die Nymphe Egeria habe ihn oft besucht, und in der Regierungskunst Unterricht gegeben. Andere sagen, es sey eine der Musen gewesen. Von diesem Umgange, setzt man hinzu, sey die ganze Stadt auf eine unwidersprechliche Weise überführet worden. Denn da man ihm anfangs, wie es natürlich war, nicht glauben wollen, sondern sich eingebildet, daß es nur eine Erdichtung von ihm sey, so habe er denen, welche es nicht glaubten, einen überzeugenden Beweis davon geben wollen, und dieses folgendergestalt angefangen. Er habe eine Menge der angesehensten Männer in seinen Pallast zu sich kommen lassen, sie in demselben herumge-

geführt, und ihnen gezeiget, wie geringe sein Hausgeräthe, und wie schlecht er mit allen Dingen versehen sey, vornehmlich aber, wie sehr es ihm an allem fehlte, was zur Bewirthung einer Menge Leute erfordert würde. Hierauf habe er sie weggelassen, und sie zugleich aufs Abendessen zu sich eingeladen. Als sie darauf zu bestimmter Zeit wiedergekommen, habe er ihnen die kostbarsten Decken, Schenktische, die mit einer Menge der schönsten Trinkgeschirre bedecket gewesen, gezeigt, und sie darauf mit einer Malzeit von vielerley, und den auserlesensten Speisen, die in den damaligen Zeiten keiner auch in noch so langer Zeit hätte anschaffen können, bewirthet. Alles dieses hätte die Römer in das gröste Erstaunen gesetzt, und von dieser Zeit an hätten sie seinen Umgang mit der Göttinn nicht länger in Zweifel gezogen. Andere aber, welche alles Fabelhafte aus der Geschichte verwerfen, sagen, Numa habe die ganze Sache mit der Egeria erdichtet, damit seine Bürger aus Furcht vor den Göttern ihm desto williger gehorchen, und seine Gesetze, in der Meynung, daß sie von ihnen herkämen, gern annehmen möchten. Hierinn habe er die Weißheit des Cretensischen Königs Minos, und des Lacedämonischen Gesetzgebers Lykurgus nachgeahmt. Denn jener begab sich, unter dem Vorwande, daß er mit dem Jupiter Zusammenkünfte halte, oft auf den Berg Dictäus, woselbst, nach dem Vorgeben der Cretenser, Jupiter in seiner Kindheit von den Cureten erzogen seyn soll; und hier verfügte er sich in eine heilige Höhle, und schrieb in derselben seine Gesetze auf, von welchen er nachher vorgab, daß er sie vom Jupiter erhalten habe. Lykurgus aber that eine Reise

nach Delphi, und sagte nachher bey seiner Rückkunft, Apollo selbst habe ihn in der Gesetzgebung unterrichtet. Ich enthalte mich über diese fabelhaften Nachrichten vom Numa, besonders was die Götter betrift, hier genauere Untersuchungen anzustellen, weil ich sehe, daß es nur gar zu weitläuftig werden würde. Ich verlasse also diese Materie, um von den großen Vortheilen zu reden, welche meiner Meynung nach die Römer von seiner Regierung gehabt haben, so wie ich es in ihren eignen Nachrichten gefunden. Vorher aber will ich kürzlich zeigen, in was für einem verwirrten Zustande sich der Staat befand, als er die Regierung antrat.

Nach dem Tode des Romulus nehmlich wurde der Senat, welcher, wie ich schon gesagt habe, die Regierung übernahm, und sie ein Jahr lang verwaltete, wegen der Rechte und Vorzüge der Senatoren uneins. Die alten Albaner, welche mit dem Romulus die Colonie angelegt hatten, verlangten das Recht, zuerst ihre Meynung zu sagen, die vornehmsten obrigkeitlichen Aemter allein zu verwalten, und wollten, daß die nachher hinzugeordneten ihnen nicht anders als mit Ehrerbietung begegnen sollten. Diese hingegen wollten sich von keiner Ehre ausschließen lassen, und nicht geringer seyn als die andern; vornehmlich die ehemaligen Sabiner, welche sich auf das Bündniß zwischen dem Romulus und Tatius beriefen, vermöge dessen sie gleiche Vorzüge mit den alten Einwohnern der Stadt erhalten, und diese ihnen gleiche Rechte mit sich selbst eingeräumt hätten. Diese Trennung des Senats hatte sich auch auf die Clienten ausgebreitet, welche es alle entweder

mit

mit der einen oder der andern Parthey hielten. Außer diesen beyden Partheyen gab es in Rom noch eine Menge erst kürzlich hinzugekommener Bürger, welche Romulus, weil sie an seinen Kriegen keinen Antheil gehabt, übersehen, und ihnen weder von den eroberten Ländern noch von der andern Beute etwas abgegeben hatte. Diese irrten daher ohne Haus und Gut in der gröſten Dürftigkeit herum, und waren also natürlicher Weise den Vornehmen feind, und immer bereit Unruhen anzufangen.

In diesem unruhigen Zustande befand sich der Staat, als Numa die Regierung antrat. Er suchte also erst den Armen aufzuhelfen, indem er einen Theil der vom Romulus eroberten, und auch etwas von den öffentlichen Ländereyen unter sie austheilte. Hierauf stellte er die Einigkeit unter den Patriciern dadurch wieder her, daß den Alten die Vorzüge, die sie als Erbauer der Stadt genoſſen, nicht entzog, und den Zugeordneten dafür andere ertheilete. Nachdem er also die Ordnung und Einigkeit unter den Bürgern, so wie es das gemeine Beste erfoderte, wieder hergestellet hatte, so erweiterte er den Umfang der Stadt durch Hinzufügung des Quirinalischen Hügels, der bisher noch unbebauet gewesen war. Hierauf war er darauf bedacht, andere Einrichtungen zu machen: vornehmlich richtete er sein Augenmerk auf folgende beyden Stücke, wovon er glaubte, daß sie das mehrste zum Wachsthum und zur Glückseligkeit der Stadt beytragen würden. Nehmlich erstlich seinen Bürgern eine aufrichtige Gottesfurcht beyzubringen, weil die Götter die Geber und Erhalter alles Guten sind, welches die Menschen ge-

nießen; und dann ihnen die Liebe zur Gerechtigkeit einzuflößen, welche uns erst den rechten Genuß der Gaben des Himmels verschaffet. Alle Gesetze und Anordnungen aber, wodurch er diesen Zweck in einem sehr hohen Grade erreichte, werde ich nicht besonders beschreiben, theils weil es gar zu weitläuftig seyn würde, theils weil ich nicht glaube, daß es in einer Geschichte, die für Griechen bestimmt ist, nöthig ist. Doch will ich die vornehmsten derselben, welche seine Denkungsart und Absichten am besten ins Licht setzen, kürzlich durchgehen, und mit den Einrichtungen, die er im Gottesdienste machte, den Anfang machen.

Die Gesetze und Gebräuche, welche Romulus angeordnet hatte, ließ er alle, weil er sie für unverbesserlich hielt, unverändert; er fügte bloß dasjenige hinzu, was jener ihm vorbeygelassen zu haben schien. Er weihete nehmlich denjenigen Göttern, welche man noch nicht öffentlich verehret hatte, viele heilige Plätze, erbauete ihnen viele Tempel und Altäre, ordnete einem jeden von ihnen gewisse Festtage an, bestellte ihnen ihre besonderen Priester, und führte überhaupt eine solche Menge von Gebräuchen, Aussöhnungen, Reinigungen und mancherley Arten von Verehrungen ein, daß man in keiner Stadt weder unter den Griechen noch unter den Barbaren, sie mag sich auch noch so viel auf ihre Frömmigkeit einbilden, etwas gleiches findet. Dem Romulus selbst, als einem Gotte ließ er unter dem Namen Quirinus einen Tempel bauen, und ihm alle zwey Jahre gewisse Opfer bringen. Denn, da man in Rom noch zweifelte, ob er von den Göttern von der Erde weggenommen, oder durch Menschen umgebracht

sey,

sey, so kam ein gewisser Julius, der vom Askanius abstammete, ein Mann der sich vom Ackerbau ernährte, und ein untadelhaftes Leben führte, so daß man ihn nicht im Verdacht haben konnte, daß er aus Eigennutz bewogen würde, eine Lüge vorzubringen, in die öffentliche Versammlung des Volks und sagte, als er vom Felde zurückgekehrt, sey Romulus in seiner Rüstung aus der Stadt gekommen, und habe zu ihm gesagt: „Verkündige den Römern, o Julius, in meinem Namen, „daß derselbe Gott, unter dessen Aufsicht ich gebohren „bin, mich nach Vollendung meines sterblichen Lebens „unter die Götter erhoben, und daß ich jetzt Quirinus „heiße.“

Numa faßte alle seine Gesetze wegen des Gottesdienstes schriftlich ab, und theilte sie nach den 8 Classen der Priester in 8 Theile. Die erste Ordnung der gottesdienstlichen Verrichtungen übertrug er den Curionen, die, wie ich schon gesagt habe, den gemeinschaftlichen Gottesdienst jeder Curie besorgten. Die zwote denen Priestern, welche die Griechen Stephanephorus, oder Kranzträger, die Römer aber nach gewissen Hüten und Kränzen, die sie noch jetzt tragen, und von ihnen Flamina genannt werden, Flamines nennen. Die dritte den Tribunen der Celeren, die, wie ich schon oben gesagt habe, die Königliche Leibwache ausmachten, und sowohl zu Fuß als zu Pferde fochten; denn diese musten auch einen bestimmten Gottesdienst besorgen. Die vierte denen, welche die himmlischen Zeichen erklärten, und ihre Anwendung so wohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten bestimmten. Die Römer nennen sie von einem Theile ihrer Wissenschaft, nehmlich von der

Be-

Beobachtung des Fluges der Vögel, Augures; auf griechisch könnte man sie Oeyonopolus nennen, weil sie sich auf die ganze Wahrsagerkunst und auf die Erklärung aller Zeichen, sowohl am Himmel als in der Luft und auf der Erde, verstehen. Die fünfte denen Jungfrauen, welche das heilige Feuer aufbewahren, und von der Vesta, in deren Dienst sie stehen, welcher Numa zuerst einen Tempel erbauet, und Jungfrauen zu ihren Priesterinnen bestellt hat, Vestalinnen genannt werden. Hier ist der Ort das nöthigste von diesen Priesterinnen zu sagen. Denn die Sache verdient wohl, genauer untersuchet und bestimmt zu werden, wie sich denn verschiedene Römische Geschichtschreiber viele Mühe deßwegen gegeben haben. Diejenigen aber, welche das nicht gethan, haben auch sehr unzuverlässige und nichtsbedeutende Nachrichten davon hinterlassen.

Was nun den Tempel der Vesta anbetrift, so behaupten einige, daß ihn Romulus erbauet habe. Denn es kommt ihnen unbegreiflich vor, daß ein Mann, der in Gottesdienstlichen Sachen so erfahren war, nicht gleich Anfangs bey Erbauung seiner Stadt einen öffentlichen Heerd * sollte angelegt haben, besonders da er in Alba, wo sich von alten Zeiten her ein Tempel der Vesta befand, gebohren und erzogen, und seine Mutter selbst eine Vestalinn gewesen war. Und da es zwo Arten des Gottesdienstes gebe, den öffentlichen und Familiengottesdienst, so habe in beyden Absichten Romulus nothwendig diese Göttinn verehren müssen. Denn nichts

* Denn dafür wurde der Tempel der Vesta gehalten, weil sie die Göttinn des Feuers war, und auch selbst das Feuer bedeutete.

nichts sey den Menschen überhaupt nothwendiger als ein öffentlicher Heerd; und der Familie des Romulus besonders sey nichts näher angegangen, als der Gottesdienst der Vesta, indem seine Vorfahren denselben mit sich aus Ilium herübergebracht, und seine Mutter ihre Priesterinn gewesen sey. Hieraus scheinet es freylich, daß diejenigen, welche die Erbauung des Tempels der Vesta lieber dem Romulus als dem Numa zuschreiben wollen, überhaupt nicht unrecht haben, daß nehmlich bey Erbauung einer neuen Stadt vor allen Dingen ein öffentlicher Heerd muste angelegt werden, zumal von einem Manne, der in gottesdienstlichen Sachen so erfahren war; darinn besonders aber, was die Erbauung des jetzigen Tempels, und die Jungfrauen, welche den Gottesdienst in demselben besorgen, betrift, scheinen sie zu irren. Denn erstlich kann Romulus den Ort, wo das heilige Feuer bewahrt wird, unmöglich der Vesta geweihet haben, und zwar deßwegen, weil er außerhalb des sogenannten viereckten Roms, welches er erbauet hat, belegen ist; da doch jedermann den öffentlichen Tempel der Vesta an dem schönsten Orte der Stadt, keiner aber außerhalb der Mauer anzulegen pflegt. Ferner ist es gar nicht wahrscheinlich, daß er diesen Gottesdienst Jungfrauen sollte aufgetragen haben; denn er wuste ja, wie es seiner Mutter gegangen war, welche in diesem Dienste ihre Jungferschaft verloren hatte, und hätte also, wenn eine von seinen Vestalinnen der Unzucht schuldig befunden wäre, sie nicht nach den Gesetzen des Landes bestrafen können, aus Furcht den Schimpf seiner Familie wieder in frisches Andenken zu bringen. Aus diesen Ursachen also kann

er

er den öffentlichen Tempel der Vesta nicht erbauet, noch Jungfrauen zu ihren Priesterinnen gemacht haben. Aber in jeder Curie ließ er einen besondern Heerd anlegen, auf welchem die Mitglieder der Curie unter der Aufsicht ihres Vorgesetzten oder Curio opfern musten. Hierinn ahmte er die Gewohnheit der Griechen, welche in den ältesten Städten noch jetzo gebräuchlich ist, nach. Denn die sogenannten Prytaneen werden bey ihnen für heilig gehalten, und die höchste Obrigkeit muß in denselben den Gottesdienst verrichten. Numa änderte in diesen Anordnungen des Romulus wegen der besondern Heerde jeder Curie nichts, ließ aber einen neuen, zum gemeinschaftlichen Gebrauch aller Curien, auf dem öffentlichen Marktplatze zwischen dem Capitolinischen und Palatinischen Hügel, welche damals schon mit in dem Umfange der Stadt begriffen waren, anlegen, und bestellte, wie es bey den Lateinern eingeführt war, Jungfrauen zu Priesterinnen desselben, welche zugleich die heiligen Sachen darinn bewachen musten. Was dieses aber eigentlich seyn mag, das in dem Tempel aufbewahrt wird, und warum man es eben Jungfrauen anvertrauet, darüber ist man sehr zweifelhaft. Einige sagen, es sey weiter nichts als das Feuer, welches jedermann sehen kann; daß man die Bewahrung desselben aber lieber Jungfrauen als Männern anvertrauet habe, sey ganz natürlich, weil das Feuer gleich einer Jungfrau rein und unbefleckt sey, und der reinesten Gottheit auch der Dienst des reinesten Geschöpfs am allerangenehmsten seyn müsse. Der Vesta, glauben sie, sey deßwegen das Feuer heilig, weil sie die Erde ist, und da sie die Mitte der ganzen Welt einnimt, den

himm-

himmlischen Körpern ihr Feuer aus sich selbst zusendet. Einige aber behaupten, außer diesem Feuer würden noch gewisse andere verborgene heilige Sachen in dem innern Heiligthum der Göttinn aufbewahrt, um welche die Pontifexe und die Jungfrauen allein wüsten. Zum Beweise dessen führen sie an, was sich im ersten Punischen Kriege, den die Römer mit den Karthaginensern wegen Sicilien führten, bey dem Brande des Tempels zugetragen. Als nehmlich die Vestalinnen aus den Flammen entflohen, so wagte sich der Pontifex Lucius Cäcilius Metellus, der vorher Consul gewesen war, und nachdem er die Karthaginenser in Sicilien überwunden, den herrlichen Triumph, wobey er 138 Elephanten aufführte, gehalten hatte, ohne sein eignes Leben aus Liebe für das gemeine Beste zu achten, in die Flammen, und rettete auch glücklich die Heiligthümer, welche die Jungfrauen im Stiche gelassen hatten. Wofür ihm denn die gröste Ehre von der Stadt angethan wurde, wie man aus der Aufschrift, die sich auf seiner Bildsäule im Capitolio befindet, sehen kann. Diese Begebenheit, woran keiner zweifelt, hat zu vielen besondern Muthmaßungen Gelegenheit gegeben. Einige sagen, es werde ein Theil derjenigen Heiligthümer aufbewahrt, welche Dardanus, bey seinem Abzuge aus der Insel Samothracien, in seine neue Stadt mitgenommen, hernach aber Aeneas, als er aus Troja entflohen, nebst den andern Göttern nach Italien gebracht habe. Andere sagen, es sey das vom Himmel gefallene Palladium, welches ehemals bey den Trojanern aufbewahret worden. Aeneas, der um alles Bescheid gewust, hätte es mit weggenommen; dasjenige

nige aber, welches die Griechen heimlich weggestohlen, und dessen die Dichter und Geschichtschreiber so oft erwänen, wäre nur eine Copie des andern gewesen. Was mich anbetrift, so schließe ich aus vielen Gründen, daß die Jungfrauen außer dem Feuer noch gewisse unbekannte Heiligthümer in Verwahrung haben. Was diese aber eigentlich seyn mögen, das scheinet mir eine Sache zu seyn, die weder ich, noch sonst jemand, der die den Göttern schuldige Ehrfurcht nicht verletzen will, nicht untersuchen darf. Der Jungfrauen, welche den Gottesdienst der Vesta besorgen musten, waren Anfangs nur viere, und diese durften, nach einer Verordnung des Numa, nur allein von den Königen erwählt werden. Nachher wurde wegen der Menge ihrer Verrichtungen ihre Anzahl auf sechs gesetzt, wobey es bis jetzo geblieben ist. Sie wohnen in dem Tempel der Göttinn, in welchen bey Tage ein jeder ungehindert hinein gehen darf; des Nachts aber darf sich keine Mannsperson in demselben aufhalten. Dreyßig Jahre müssen sie ihre Jungferschaft bewahren, und unterdessen die Opfer und andere Gottesdienstlichen Verrichtungen besorgen. In den ersten 10 Jahren lernen sie, in den 10 folgenden verrichten sie den Gottesdienst, und in den letzten 10 Jahren müssen sie wieder andere unterrichten. Nach Verlauf dieser Zeit stehet es ihnen frey, ihr Priesterthum mit allen äußerlichen Zeichen desselben niederzulegen und zu heirathen. Einige wenige haben dieses auch gethan, weil sie aber ein unglückliches Ende genommen, so haben die übrigen dieses als eine böse Vorbedeutung angesehen, und bleiben daher gemeiniglich Lebenslang als Jungfrauen in dem Tempel.

An

An die Stelle der Verstorbenen wird dann wieder eine andere durch die Pontifexe erwählt. Die Ehre, welche ihnen die Stadt erweiset, ist so groß, daß sie dabey leicht die Begierde, Kinder zu haben, oder sich zu verheirathen, vergessen. Wenn sie aber etwas verbrochen haben, so werden sie auch sehr hart bestraft. Den Pontifexen kömmt das Recht zu, ihr Verbrechen zu untersuchen, und die Strafe zu bestimmen. Für kleine Vergehungen werden sie gegeisselt; haben sie aber Unzucht getrieben, so werden sie auf die schimpflichste und elendeste Weise hingerichtet. Man trägt sie lebendig eben so, als wenn sie gestorben wären, in Begleitung ihrer Freunde und Angehörigen, welche ihr unglückliches Schicksal beweinen, nach dem Collinischen Thore, wo sie innerhalb der Stadt-Mauer, in eine Höhle, welche zu diesem Gebrauch in der Erde gemacht ist, mit dem gewöhnlichen Leichenschmuck herabgelassen und begraben werden, ohne daß ihnen ein Grabmal errichtet, oder eine Parentation gehalten, oder eine andere gewöhnliche Ehre erwiesen wird. Man hat viele Zeichen, woraus man erkennen zu können glaubt, ob eine Jungfrau durch Unkeuschheit den Gottesdienst entheiligt; vornehmlich aber die Verlöschung des Feuers, ein Unglück, welches die Römer mehr als alles andere fürchten, weil sie glauben, daß alsdann, aus was für Ursachen sie auch geschehen seyn mag, die Stadt von einem nahen Untergange bedrohet würde. Sie suchen daher auf alle mögliche Weise den Zorn der Götter zu versöhnen, und bringen es dann wieder in den Tempel, wovon ich zu gehöriger Zeit weiter reden werde. Sehr merkwürdig ist es, wie offenbar die Göttinn einige ihrer Jungfrauen,

welche ungerechter Weise der Unzucht beschuldiget wurden, beschützet hat. So wunderbar die Sache auch ist, so wird doch von den Römern gar nicht daran gezweifelt, und die Geschichtschreiber erzählen sie sehr umständlich. Freylich werden diejenigen Philosophen, wenn sie anders diesen Namen verdienen, welche das Daseyn der Götter und ihre Fürsehung über die Menschen verwerfen, und alle Offenbahrungen derselben, die sich sowohl bey Barbaren als Griechen ereignet haben, verspotten, auch diese Erzählungen lächerlich zu machen suchen, und sie für bloße Prahlerey erklären; diejenigen aber, welche überzeugt sind, daß die Götter sich um die Menschen bekümmern, und denen Guten ihre Gnade, den Bösen aber ihren Zorn empfinden lassen, werden nach so vielen andern Begebenheiten von derselben Art auch diese nicht für unglaublich halten. Man sagt also, als einmal das Feuer durch Nachlässigkeit einer gewissen Vestalinn, Namens Aemilia, welche es eben damals bewachen muste, ausgegangen, weil sie es einer von den jüngsten, welche noch lernte, anvertraut hatte, so sey darüber die ganze Stadt in grosses Schrecken gerathen, und die Pontifexe hätten sogleich Untersuchung angestellt, ob die Aemilia etwa durch Unzucht den Gottesdienst entweihet hätte. In dieser Noth habe die Aemilia, welche unschuldig gewesen, aber nicht gewust, wie sie ihre Unschuld beweisen sollte, in Gegenwart der Priester und der andern Jungfrauen, ihre Hände auf den Altar ausgestreckt und gesagt: „O Vesta, Schutzgöttinn der Stadt Rom, habe ich nun „beynahe 30 Jahre heilig und unsträflich, mit reinem „Herzen und unbeflecktem Körper deinen Gottesdienst

„ver-

„verrichtet, o so stehe mir bey, hilf mir und leide nicht, „daß deine Priesterinn des allerelendesten Todes sterbe. „Habe ich aber etwas unheiliges begangen, so strafe „mich dafür und laß diese Stadt deinen Zorn nicht em„pfinden.“ Mit diesen Worten habe sie von ihrem Rocke von feinem Leinwand ein Stück abgerissen, und es auf den Altar geworfen, worauf alsobald aus der kalten Asche, in welcher kein Fünkchen mehr geglimmet, eine große Flamme hervorgebrochen und das Leinwand entzündet; so daß man nicht weiter nöthig gehabt, für ein neues Feuer zu sorgen, oder die gewöhnlichen Aussöhnungen für die Stadt anzustellen. Die folgende Begebenheit ist noch weit wunderbarer, und siehet einer Fabel noch ähnlicher als die vorige. Ein gewisser Mensch nehmlich verklagte eine der heiligen Jungfrauen, Namens Tucia, ungerechter Weise, nicht wegen Verlöschung des Feuers, sondern wegen verschiedner andern Vergehungen, wofür er einige scheinbare Beweise und Zeugnisse anführte. Man befahl ihr daher, sie sollte sich verantworten; worauf sie nichts anders antwortete, als daß sie sogleich durch die That diese Verläumdungen wiederlegen wollte. Sie rief darauf die Göttinn um ihren Beystand an, und begab sich sodann, mit Erlaubniß der Pontifexe, in Begleitung einer großen Menge Volks, aus der Stadt nach der Tiber. Sobald sie an den Fluß gekommen war, so that sie etwas, das man sonst zum Sprichwort einer unmöglichen Sache zu brauchen pflegt, sie schöpfte nehmlich in einem Siebe Wasser, trug es bis auf den Markt, und goß es daselbst zu den Füßen der Pontifexe aus. Man suchte hierauf ihren Ankläger auf; allein man konnte ihn, des fleißig-

sten Nachsuchens ohngeachtet, weder todt noch lebendig finden. Ich könnte noch mehr dergleichen Beyspiele, wie die Vesta die Unschuldigen geschützt hat, anführen; allein ich glaube, daß dieses genug seyn wird.

Die Besorgung des sechsten Theils der Gottesdienstlichen Verrichtungen trug Numa den sogenannten Saliern auf. Dieses waren 12 junge Leute von vorzüglich schöner Leibesgestalt, die er selbst aus den Patriciern erwählte. Sie verrichten ihren Gottesdienst auf dem Palatinischen Berge, und heißen deßwegen auch Palatiner. Denn die Agonaler, oder wie einige sie nennen, die Collinischen Salier, die auf dem Collinischen Hügel ihre Capelle haben, wurden erst nach dem Tode des Numa durch den König Hostilius, einem Gelübde gemäß, das er im Kriege gegen die Sabiner gethan hatte, angeordnet. Alle diese Salier müssen den Göttern des Krieges zu Ehren Tänze aufführen und Hymnen absingen. Ihr Fest wird im März, um die Zeit da die Panathenäa einfallen, viele Tage hintereinander öffentlich begangen. Sie tanzen an demselben über den Markt nach dem Capitolio und vielen andern Privat- und öffentlichen Plätzen. Ihre Kleidung bestehet aus einer bunten Weste, worüber sie einen Gürtel von Erz tragen, und aus einer mit Schnallen versehenen und mit Purpur verbrämten Toga, welche die Römer Trabea nennen, und für eine der vornehmsten und anständigsten Kleidungen halten. Auf dem Kopfe tragen sie die sogenannten Apices, eine Art hoher Hüte, welche oben spitz zugehen; die Griechen nennen sie Kybasias. Ueberdem tragen sie alle einen Degen an der

Sei-

Seite, in der rechten Hand eine Lanze, oder einen Stock, oder sonst dergleichen, in der Linken aber einen kleinen Thracischen Schild von der Größe der gewöhnlichen gereiften Schilde, deren Seiten sehr enge zusammen stehen, wie sie von den Priestern der Kureten bey den Griechen getragen werden. Meiner Meynung nach sind auch die Salier nichts anders als die Kureten. Die Griechen nennen sie so von dem Worte Kuroi, welches Jünglinge bedeutet, weil sie aus lauter jungen Leuten bestehen. Die Römer aber nannten sie Salier von ihren Tänzen; denn Hüpfen und Springen heist bey ihnen salire. Eben deßwegen nennen sie überhaupt alle Tänzer, weil die ebenfals hüpfen und springen, mit einiger Veränderung Salitores. Ob ich nun Recht habe, wenn ich die Salier Kureten nenne, mag ein jeder aus ihren Verrichtungen selbst beurtheilen. Sie tanzen in den Waffen, nach der Flöte, bald alle zugleich, bald einer nach dem andern; und singen dabey gewisse von alten Zeiten her eingeführte Hymnen. Und eben diese Waffentänze, dieses Schlagen mit den Degen auf die Schilde, haben, wenn man den alten Schriftstellern glauben will, die Kureten zuerst eingeführt. Die Fabel, welche man von ihnen erzählt, ist so bekannt, daß es überflüssig seyn würde, etwas davon zu sagen. Unter den Schilden, welche sie theils selbst, theils ihre Bedienten in großer Menge auf Stangen umhertragen, befindet sich eines, welches vom Himmel herabgefallen seyn soll. Man fand es, wie man sagt, in dem Pallast des Numa, ohne daß es jemand hineingebracht hätte; ja man hatte vor dieser Zeit nicht einmal ein Schild von derselben Gestalt in Italien ge-

sehen; woraus denn die Römer schlossen, daß es ihnen von den Göttern zugeschickt sey. Numa, um ihm alle Ehre zu erweisen, ließ es an den Festtagen von den auserlesensten Jünglingen durch die Stadt herum tragen, und ihn jährlich gewisse Opfer darbringen. Weil er aber befürchtete, es möchte einmal heimlich von den Feinden weggestohlen werden, so ließ er durch einen geschickten Künstler, Namens Marmurius, eine Menge anderer Schilde, die dem vom Himmel gekommenen ganz ähnlich waren, verfertigen, so daß dieses dadurch ganz unkenntlich wurde, und es einem jeden, der es etwa stehlen wollte, nicht leicht möglich war, es wegen der vollkommenen Aehnlichkeit von den nachgemachten zu unterscheiden. Dieser Tanz der Kureten wurde unter die Römischen Landesgebräuche aufgenommen, und wird für sehr rühmlich gehalten, wie ich, außer vielen andern Gründen, vornehmlich aus der Beschaffenheit der feyerlichen Aufzüge in dem Circus und auf den Theatern schließe. Denn bey allen diesen Aufzügen gehet ein Haufen junger Leute in prächtigen Westen, mit Helmen, Degen und Schilden reihenweise voran. Man nennet sie nach den Spielen, welche die Lydier erfunden haben sollen, und deßwegen Ludi heißen, Ludiones, und sind, meiner Meynung nach, nur eine Nachahmung der Salier; denn völlig kommen sie, weder in den Hymnen noch in den Tänzen, wie die Salier, mit den Kureten überein. Die Salier musten auch frey und eingebohren seyn, und noch Vater und Mutter haben, bey diesen aber ist es gleich viel, von was für Stande sie sind. Doch genug hievon.

Den

Den siebten Theil des Gottesdienstes bekamen die sogenannten Fetialen, welche man auf Griechisch Irenodikas nennen würde. Sie werden aus den vornehmsten Häusern erwählt, und verwalten ihr Amt lebenslang. Numa hat sie zuerst in Rom angeordnet; ich kann aber nicht gewiß sagen, ob er darinn die Equiculer, wie einige glauben, oder die Ardeater, wie Gellius schreibt, zum Muster genommen hat. Genug, daß vor der Regierung des Numa kein Collegium der Fetialen zu Rom gewesen ist. Sie wurden bey der Gelegenheit von ihm angeordnet, als er im Begriff war, einen Krieg gegen die Fidenater, welche ihm ins Land gefallen, und Räubereyen darinn getrieben hatten, anzufangen, wenn sie nicht etwa lieber ohne Krieg die Sache beylegen wollten, wozu sie sich denn auch genöthiget sahen. Ich halte es für nöthig, weil die Griechen keine Fetialen haben, hier zu erzählen, wie weit sich ihre Macht erstrecket, und worinn ihre Verrichtungen eigentlich bestanden haben. Man wird daraus die Gottesfurcht der Römer noch mehr kennen lernen, und sich nicht so sehr wundern, daß alle ihre Kriege einen so glücklichen Ausgang nehmen. Man wird sehen, daß sie keinen Krieg ohne die gerechtesten Ursachen, und ohne die gröste Ehrfurcht gegen die Götter zu bezeigen anfangen, welches ihnen denn vorzüglich die Gnade und den Schutz derselben in allen Gefahren erworben hat. Alle Verrichtungen, welche diesen Fetialen zukamen, lassen sich hier, wegen ihrer großen Menge nicht wohl beschreiben; die vornehmsten derselben aber sind kürzlich folgende. Sie musten darauf achten, daß die Römer mit keiner Stadt, die mit ihnen im Bündnisse stund,

ungerechter Weise einen Krieg anfiengen. Wenn aber andere zuerst das Bündniß brachen, so wurden sie als Gesandte an dieselben abgeschickt, und mußten zuerst Genugthuung fordern; wenn ihnen diese aber abgeschlagen wurde, alsdenn erst den Krieg beschließen. Auf gleiche Weise, wenn andere, die mit den Römern im Bündniß stunden, sich beklagten, daß die Römer ihnen dem Bündniß zuwider Unrecht gethan, und deßwegen Genugthuung verlangten, so mußten sie die Sache untersuchen, und wenn sie fanden, daß ihre Klagen gegründet waren, ihnen die Schuldigen ausliefern. Sie untersuchten ferner die Beleidigungen, welche den Gesandten angethan worden: sie sorgten dafür, daß die Bündnisse in allen Stücken heilig gehalten wurden, sie hatten das Recht, Frieden zu schließen, und ihn, wenn sie glaubten, daß er den heiligen Gesetzen zuwider sey, für ungültig zu erklären. Wenn ein General der Armee dem gegebenen Eide oder dem Bündnisse zuwider gehandelt hatte, so mußten sie es untersuchen und das Vergehen wieder gut machen; wovon ich bey einer andern Gelegenheit weiter reden werde. Besonders merkwürdig ist ihr Verfahren, wenn sie an eine Stadt, wodurch sich die Römer beleidiget glaubten, abgeschickt wurden, um Genugthuung zu fordern, weil man dabey mit der größten Gottesfurcht und Billigkeit zu Werke gieng. Einer von den Fetialien nehmlich, welchen die andern dazu bestimmt hatten, begab sich in den heiligen Kleidern, welche aber prächtiger waren, als gewöhnlich, nach der Stadt, über welche man sich zu beklagen hatte. Sobald er an die Gränze kam, so rief er den Jupiter und die andern Götter zu Zeugen

an,

an, daß er gekommen wäre, um im Namen der Stadt Rom Genugthuung zu fordern. Nachdem er hierauf geschworen, daß die Stadt, nach welcher er gienge, den Römern Unrecht gethan, und die gröſten Verwünschungen gegen sich selbſt und seine Vaterſtadt ausgesprochen, wenn er nicht die Wahrheit sagte, so gieng er über die Gränze. Wer ihm unterwegs zuerſt begegnete, er mochte vom Lande oder aus der Stadt seyn, den rief er wieder zum Zeugen an, und wiederholte dieſelben Verwünſchungen. Sobald er vor die Stadt kam, nahm er den Thorwächter, oder wer ihm ſonſt zuerſt begegnete, wieder auf eben die Art zu Zeugen, und begab ſich ſodann auf den Markt. Hier eröfnete er mit Hinzufügung neuer Schwüre und Verwünſchungen der Obrigkeit, warum er gekommen ſey. Wenn ſie nun bereit waren, Genugthuung zu thun, und ihm die Schuldigen auslieferten, ſo begab er ſich mit dieſen als ein guter Freund nach Hauſe. Baten ſie ſich aber Bedenkzeit aus, ſo bewilligte er ihnen zehn Tage, und kam nach Verlauf derſelben wieder. Dieſe Friſt gab er ihnen, wenn ſie es verlangten, dreymal. Wollte aber die Stadt nach dieſen 30 Tagen noch nicht Genugthuung thun, ſo rief er alle Götter des Himmels und der Hölle zu Zeugen an, und begab ſich dann wieder hinweg, ohne etwas weiter zu ſagen, als daß die Römer jetzt wohlbedächtlich die Sache überlegen würden. Sobald er wieder in Rom angekommen war, ſo zeigte er nebſt den andern Fetialen dem Senat an, daß ſie allen Vorſchriften der heiligen Geſetze Genüge gethan hätten, und daß die Stadt jetzt, ohne das Mißfallen der Götter zu befürchten, den Krieg unternehmen könnte. Ohne die vorhergegangene Beobachtung dieſer Gebräuche, war

es weder dem Senat, noch dem Volke erlaubt, einen Krieg zu beschließen.

Den letzten Theil des vom Numa angeordneten Gottesdienstes bekamen die Pontifices, welche nebst dem höchsten Priesterthum zugleich die gröste Macht unter allen Römischen Priestern besitzen. Ihren Namen haben sie von einer ihrer Verrichtungen, welche darinn besteht, daß sie eine hölzerne Brücke im Stande erhalten, bekommen; sonst aber haben sie über die wichtigsten Sachen zu sagen. Sie entscheiden über alle Streitigkeiten in Religionssachen, zwischen obrigkeitlichen, gottesdienstlichen und Privatpersonen; sie haben das Recht in denjenigen gottesdienstlichen Sachen, die noch nicht durch schriftliche Verordnungen oder durch die Gewohnheit bestimmt sind, nach ihrem Gutdünken Gesetze zu geben; sie müssen alle Magistratspersonen, welche Opfer oder andere gottesdienstliche Sachen verrichten müssen, wie auch alle Priester untersuchen; sie müssen dahin sehen, daß die Aufwärter und Unterbedienten beym Gottesdienst nichts wieder die heiligen Gesetze versehen; sie geben den Privatpersonen, die sich nicht auf den Gottesdienst verstehen, die gehörigen Anweisungen und Erläuterungen; wenn aber jemand ihren Verordnungen zuwider handelt, so können sie ihn nach der jedesmaligen Beschaffenheit der Sache bestrafen; sie selbst aber sind keinen Gerichten und Strafen unterworfen, und brauchen auch weder dem Senat noch dem Volke von ihrem Verfahren Rechenschafe zu geben. Im Griechischen kann man diese Priester entweder durch Hierodidaskalus, Lehrer, oder Hieronomus, Verwalter, oder Hierophylakas, Aufseher, oder welches

mit

mir am besten gefällt, Hierophantas, Ausleger der gottesdienstlichen Sachen, übersetzen. Wenn einer von ihnen stirbt, so wird ein anderer an dessen Stelle erwählt, aber nicht durch das Volk, sondern durch das Collegium selbst, welchen es von allen Bürgern für den geschicktesten dazu hält. Dieser tritt aber nicht eher sein Amt an, als bis seine Wahl durch glückliche Zeichen aus dem Fluge der Vögel bestätigt worden. Dieses sind, vieler andern weniger beträchtlichen nicht zu gedenken, die vorzüglichsten und wichtigsten Anordnungen des Numa wegen des Gottesdienstes, und der gottesdienstlichen Personen, wodurch er seinen Zweck, seinen Bürgern Gottesfurcht und Liebe zur Religion einzuflößen, erreichte.

Außerdem machte er noch eine Menge Anordnungen, wodurch er die Bürger zur Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Gerechtigkeit, ohne welche die Einigkeit einer Stadt nicht bestehen kann, anzuführen, deren einige schriftlich abgefasset, andere aber durch die Länge der Zeit zur Gewohnheit geworden sind. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich von allen besonders handeln wollte; ich begnüge mich daher damit, nur zwey der berühmtesten anzuführen, woraus man auf die andern wird den Schluß machen können. Um die Habsucht der Bürger einzuschränken, und sie zur Genügsamkeit mit dem Ihrigen zu gewöhnen, gab er ein Gesetz wegen der Gränzen der Güter. Er befahl nehmlich, daß ein jeder den Umfang seines Gutes bestimmen, und an den Gränzen Steine aufstellen sollte, welche er dem Jupiter, dem Beschützer der Gränzen, heiligte, und zugleich die Anordnung machte, daß bey dem-

demselben jährlich an einem bestimmten Tage alle Bürger zusammen kommen, und den Gränzgöttern Opfer bringen sollten. Dieses Fest war eines der ansehnlichsten in Rom, und man nannte es Terminalia, von dem lateinischen Worte Terminus, welches Gränzen bedeutet. Wer einen dieser Gränzsteine wegnahm, oder verrückte, der war nach seinen Gesetzen dem Gränzgotte verwünscht, so daß ihn ein jeder ungestraft als einen Entheiliger der Gottheit umbringen durfte. Dieses Recht aber betraf nicht allein die Güter der Privatpersonen, sondern auch die öffentlichen Ländereyen des gemeinen Wesens, welche alle durch Gränzsteine, die man als so viele Gottheiten ansahe, sowohl von den benachbarten Ländern als von den Gütern der Privatpersonen abgesondert wurden. Diese Gewohnheit wird noch jetzo von den Römern als ein Denkmal der alten Zeiten, und aus Ehrfurcht gegen die Religion beybehalten. Denn sie halten die Gränzsteine noch für Götter, und bringen ihnen auch noch Opfer dar, die aber nicht aus Thieren, sondern aus Mehlkuchen und Erstlingen von Früchten bestehen, weil sie es für unerlaubt halten, diese Steine mit Blut zu beflecken. Man sollte aber billig auch noch jetzt die Sache selbst, warum man die Gränzsteine zu Göttern gemacht hat, nehmlich die Genügsamkeit mit dem Seinigen beybehalten, anstatt daß man durch List oder Gewalt fremdes Gut an sich zu reißen sucht; allein leider kehrt man sich jetzt wenig mehr an die besseren Grundsätze der Alten, und viele kennen, ohne die Gesetze zu achten, zu ihrer Schande keine andere Gränzen ihrer Güter, als ihre unersättliche Begierde. Doch ich will es andern

über-

überlassen, hierüber Betrachtungen anzustellen. Numa erreichte übrigens durch diese Anordnungen seine Absicht, die Bürger mäßig und sparsam zu machen. Um sie aber auch zur Gerechtigkeit und zur treulichen Beobachtung ihrer Verträge anzuhalten, erfand er ein Mittel, welches auch den allerberühmtesten Gesetzgebern nicht eingefallen ist. Er wuste nehmlich, daß man diejenigen Verträge, welche öffentlich und in Gegenwart vieler Zeugen geschlossen werden, aus Schaam vor den Mitbewusten nicht leicht zu übertreten pflegt; daß hingegen diejenigen, wobey keine Zeugen zugegen sind, und deren es doch weit mehr giebt, weiter keinen Schutz haben, als die Treue derer, welche sie schließen. Er glaubte daher, daß er diese Treue seinen Bürgern so heilig als möglich machen, und sie zu einer Gottheit erheben müsse. Ueberdem schien es ihm unbillig, da man der Gerechtigkeit, der Themis, der Nemesis und den Furien und andern dergleichen Gottheiten so große Ehre erwiese, daß die Treue, die doch dem Menschen das allerwichtigste und heiligste seyn sollte, nirgends weder öffentlich noch besonders göttlich verehret würde. Er erbauete also zuerst von allen Menschen der öffentlichen Treue einen Tempel, und ordnete ihr, gleich wie den andern Göttern, Opfer auf Kosten des gemeinen Wesens an. Denn es konnte nicht fehlen, daß eine heilige Beobachtung der Treue durch das ganze gemeine Wesen nicht mit der Zeit auch auf das Betragen eines jeden Bürgers insbesondere einen Einfluß haben sollte. Die Treue wurde daher auch für so etwas heiliges und unverletzliches angesehen, daß man es für den allerstärk-

stärksten Eid und höher hielt als alle Zeugnisse, wenn man etwas bey seiner Treue versicherte; und wenn über einen Contract, der ohne Zeugen geschlossen war, ein Streit entstand, so wurde derselbe sogleich entschieden, und die ganze Sache beygelegt, sobald nur einer von den beyden Partheyen bey seiner Treue schwur. Auch vor der Obrigkeit und vor Gericht wurden die mehrsten Streitsachen durch diesen Schwur entschieden. Durch diese Mittel wuste Numa seine Bürger so zur Mäßigkeit und zur Gerechtigkeit zu gewöhnen, daß man in einem Hause keine größere Ordnung wünschen kann, als damals in der Stadt Rom herrschte.

Durch die folgende Einrichtung aber flößte er seinen Bürgern die Liebe zur Arbeitsamkeit und zu einer rechtmäßigen Erwerbung ihres nöthigen Unterhalts ein. Weil er nehmlich wohl einsahe, daß ein Volk, welches gerecht und mäßig leben soll, an den nöthigen Bedürfnissen keinen Mangel leiden dürfe, so theilte er das ganze Land in Districte ein, und setzte über jeden derselben eine gewisse Obrigkeitliche Person zum Aufseher. Diese Aufseher musten oft herumgehen, die Namen derjenigen, welche ihren Acker gut oder schlecht bestellet hatten, aufschreiben, und dem Könige Bericht davon abstatten, welcher dann die fleißigen Landleute durch Lobsprüche und eine gnädige Begegnung ehrte, die faulen aber durch Vorwürfe und Strafen zu einer besseren Bestellung ihres Landes anzuhalten suchte. Weil sie also sowohl von Kriegesdiensten als von bürgerlichen Geschäften frey waren, und zugleich mit Schimpf und Schande bestraft wurden, wenn sie

sich

ſich dem Müßiggange und der Faulheit ergaben, ſo wurden ſie alle fleißige Arbeitsleute, und fanden in dem Reichthum, welcher durch Ackerbau erworben wird, und von allen Arten des Erwerbes der rechtmäßigſte iſt, weit mehr Vergnügen und Annehmlichkeit, als in dem ungewiſſen Erwerbe des Krieges. Numa ſelbſt aber erwarb ſich dadurch die Liebe ſeiner Unterthanen; die Bewunderung und Nacheiferung der benachbarten Völker und ein ewiges Andenken bey der Nachwelt. Unter ſeiner Regierung haben nie bürgerliche Streitigkeiten die Einigkeit und Harmonie der Stadt zerſtöret, nie ein auswärtiger Krieg ihn in ſeinen weiſen und vortreflichen Anordnungen gehindert. Denn die benachbarten Völker waren ſo weit davon entfernt, den Frieden und die Ruhe der Römer als eine bequeme Gelegenheit ſie anzufallen anzuſehen, daß ſie vielmehr in ihren eigenen Kriegen die Römer zu Schiedsrichtern machten, und durch den Ausſpruch des Numa ihre Streitigkeiten beylegen ließen. Ich trage daher kein Bedenken, dieſen König unter die allerglücklichſten Menſchen, die jemals gelebt haben, zu rechnen. Er war von Königlichem Geſchlechte; er hatte eine Königliche Leibesgeſtalt; er liebte die Wiſſenſchaften, aber nicht diejenigen, welche ſich mit unnützen Unterſuchungen beſchäftigen, ſondern welche ihn frömmer und beſſer machten; er war als ein ganz junger Mann, wegen des großen Rufs, den er ſich durch ſeine Tugenden erworben hatte, von den Römern zum Könige erwählt; er fand ſein ganzes Leben hindurch den vollkommenſten Gehorſam bey ſeinen Unterthanen; er genoß bis in die ſpäteſten Jahre, ohne irgend ein Unglück erlebt zu haben, eine vollkommene

Ge-

Geſundheit, und ſtarb endlich den allerſanfteſten Tod, nehmlich vor Alter. Er brachte ſein Leben, in welchem er von ſeiner Geburt bis an ſeinen Tod unveränderlich den Schutz der Götter genoſſen, über 80, und regierte 43 Jahre. Nach dem Bericht der mehrſten Geſchichtſchreiber hinterließ er vier Söhne und eine Tochter, von welcher noch jetzo Nachkommen übrig ſind. Cnejus Gellius aber ſagt, er habe nur eine Tochter hinterlaſſen, deren Sohn der vierte König der Römer, Ancus Marcius, geweſen. Die Stadt Rom legte nach ſeinem Tode eine groſſe Trauer an, und ließ ihn mit der gröſten Pracht begraben. Sein Grab befindet ſich auf dem Berge Janiculum jenſeits der Tiber.

Des

Des

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Drittes Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dionyſius von Halikarnas

Römiſche Alterthümer

Drittes Buch.

Nach dem Tode des Numa Pompilius kam die Regierung wieder in die Hände des Senats, welcher es, eben ſo wenig als das Volk, nicht für gut fand, die einmal angenommene Verfaſſung zu ändern. Er beſtimmte daher eine gewiſſe Anzahl der älteſten Patricier, um während des Interregnums die Regierung zu verwalten, welche dann, mit Bewilligung des ganzen Volks, den Tullus Hoſtillus zum König erwählten, der von folgender Herkunft war. Ein gewiſſer Hoſtilius, ein reicher Mann von vornehmer Familie, der aus der Stadt Medullia, welche die Albaner erbauet, Romulus aber ſich unterwürfig und zu einer Römiſchen Colonie gemacht hatte, gebürtig war, ließ ſich in Rom nieder, und heirathete daſelbſt die Tochter der Sabinerinn Herſilia, welche in dem Kriege der Römer mit den Sabinern die andern Sabinerinnen bere-

beredet hatte, eine Gesandschaft für ihre Männer an ihr Volk zu übernehmen, und für die vornehmste Ursach der Aussöhnung und des Friedens gehalten wurde. Dieser Hostilius kam, nachdem er vielen Feldzügen unter dem Romulus beygewohnt, und viele tapfere Thaten verrichtet hatte, in einem Treffen gegen die Sabiner ums Leben, und wurde an dem ansehnlichsten Orte des Marktes begraben, auch mit einem Grabmal, auf welchem eine Grabschrift zum Lobe seiner Tugenden befindlich war, beehrt. Er hinterließ einen einzigen sehr jungen Sohn, welcher nachher ein vornehmes Frauenzimmer heirathete, mit welcher er den Tullus Hostilius, einen Mann von großer Einsicht und Geschicklichkeit, erzeugte. Dieser Tullus Hostilius wurde jetzt durch die Stimme des ganzen Volks, welche von den Göttern durch glückliche Auspicien bestätiget wurde, zum König der Römer erwählt. Er trat also im zweyten Jahr der 27sten Olympiade, in welcher der Athenienser Eurybates im Wettlauf den Preis erhielt, und Leostratus Archont zu Athen war, die Regierung an.

Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er sich durch eine sehr großmüthige Handlung die Zuneigung der Armeen, und aller derer, die von ihrer Hände Arbeit lebten, erwarb. Die vorigen Könige besaßen nemlich eine Menge sehr fruchtbarer Ländereyen, deren Einkünfte sie theils zu Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes, theils zu ihrer eignen Unterhaltung anwendeten. Romulus hatte sie im Kriege erobert, und für sich selbst behalten. Sie fielen also, da er ohne Kinder starb, dem Numa zu, und wurden nicht mehr

als

als ein gemeinschaftliches Eigenthum des Staats, sondern als die besondern Kammergüter des Königs angesehen. Diese ließ Tullus unter diejenigen, welche kein eignes Land besaßen, Mann vor Mann austheilen, indem er sagte, daß sein väterliches Erbgut zu den Kosten des Gottesdienstes und zu seiner eignen Unterhaltung hinreichten. Durch diese Freygebigkeit half er den armen Bürgern auf, und befreyte sie von der Nothwendigkeit, durch Tagelohn ihren Unterhalt zu suchen. Damit es nun aber auch keinem an Wohnung fehlen möchte, so vereinigte er den Cälischen Hügel mit der Stadt, wo einem jeden, der kein Haus hatte, ein hinlänglicher Platz dazu angewiesen wurde; und er selbst hatte hier seinen Pallast. Dieses ist das merkwürdigste, was Tullus im Frieden verrichtet hat.

Im Kriege hat er sich durch viele große Thaten berühmt gemacht, die ich jetzt erzählen will. Ich mache mit dem Kriege gegen die Albaner den Anfang. Die Ursach der Feindschaft und des Bruchs zwischen den beyden verwandten Völkern war Cluilius, welcher damals die höchste Obrigkeit in Alba verwaltete. Dieser konnte aus Neid und Eifersucht den großen Wohlstand der Römer nicht ausstehen, und beschloß daher, da er ohnedem von übermüthiger und boshafter Gemüthsart war, einen Krieg zwischen beyden Völkern anzustiften. Weil er aber kein Mittel sah, die Albaner zu bewegen, daß sie ihm erlaubten, die Römer anzugreifen, indem er keinen gerechten Vorwand zu einem solchen Verfahren hatte, so sann er folgenden Anschlag aus. Er schickte alles, was nur von

armen und verwegnen Leuten in Alba zu finden war, ab, um das Römische Gebiet zu plündern, mit dem Versprechen, daß ihnen nichts deßwegen gethan werden sollte, weil er wohl voraus sahe, daß diese durch einen Gewinn, bey welchem sie nichts zu befürchten hatten, angelockt, bald das ganze benachbarte Land verheeren würden. Er that dieses in der Vermuthung, worinn er sich auch, wie der Erfolg zeigte, nicht betrogen hatte, daß die Römer dieser Verheerung ihres Landes nicht geduldig zusehen, sondern zu den Waffen greifen würden, wodurch er denn Gelegenheit bekäme, sie bey dem Volke anzuklagen, daß sie einen Krieg angefangen hätten; und er zweifelte nicht, daß alsdann die mehrsten, aus Neid über den Wohlstand ihrer Colonie, seinen Beschuldigungen gerne Gehör geben, und sich zum Kriege gegen sie willig finden würden. Es gieng alles, wie er gewünscht hatte. Der Pöbel aus beyden Städten verheerte und plünderte das Land der andern so lange, bis sich endlich die Römer genöthiget sahen, eine ordentliche Armee ins Gebiet der Albaner abzuschicken, welche eine große Menge der Räuber theils tödtete, theils zu Gefangenen machte. Dieser Gelegenheit bediente sich Cluilius. Er berief alsobald das Volk zusammen, beschwerte sich aufs äußerste über die Römer, ließ die Verwundeten und die Verwandten derer, die von den Römern gefangen genommen, oder getödtet waren, in die Versammlung kommen, machte alles noch weit ärger als es würklich war, und brachte es dadurch dahin, daß es beschloß, erst durch Gesandten Genugthuung von den Römern

zu

zu fordern; wenn ihnen diese aber nicht gegeben würde, einen Krieg gegen sie anzufangen.

Als die Gesandten in Rom angekommen waren, so merkte Tullus sogleich ihre Absicht, daß sie nehmlich gekommen wären, Genugthuung zu fordern; er beschloß daher, ihnen zuvor zu kommen, um dadurch alle Schuld des Friedensbruches auf sie zu bringen. Die beyden Städte hatten nehmlich unter der Regierung des Romulus ein Bündniß geschlossen, welches außer den andern gewöhnlichen Bedingungen auch die enthielt, daß keine von beyden zuerst einen Krieg gegen die andere anfangen sollte; im Fall aber, daß eine von beyden beleidigt würde, so sollte sie bey dem beleidigenden Theile ihre Klagen anbringen, und wenn sie denn keine Genugthuung erhielte, das Recht haben, einen Krieg gegen sie anzufangen, welt alsdann das Bündniß gebrochen wäre. Damit also die Römer nicht zuerst den Albanern die verlangte Genugthuung versagen, und sich dadurch eines Friedensbruches schuldig machen möchten, so trug er den Vornehmsten seiner Freunde auf, die Albanischen Gesandten bey sich aufzunehmen, und sie aufs freundschaftlichste zu bewirthen, unterdeß er selbst unter dem Vorwande nothwendiger Geschäfte sie abweisen wollte. Gleich die folgende Nacht aber schickte er einige der vornehmsten Römer in Begleitung der Fetialen mit geheimen Verhaltungsbefehlen nach Alba ab, um wegen der den Römern zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu fodern. Sie langten schon vor Anbruch des Tages an, und begaben sich früh Morgens zu dem Cluilius auf den Markt, wo er sich eben damals unter einer großen Menge Volks aufhielt, und brachten so-

gleich ihre Beschwerden über die Beleidigungen der Albaner vor, und verlangten, daß sie ihnen dem Bündnisse gemäß Genugthuung geben sollten. Cluilius befahl hierauf den Römern, weil die Albaner zuerst dieserwegen Gesandten nach Rom geschickt, aber keine Antwort erhalten hätten, sich sogleich hinweg zu begeben, und kündigte ihnen, als denen, die das Bündniß gebrochen, den Krieg an. Sie verließen also die Stadt; vorher aber frug der vornehmste unter ihnen den Cluilius, ob er nicht zugestünde, daß man diejenigen für die Uebertreter des Bündnisses halten müste, welche zuerst aufgefodert wären, den zugefügten Schaden zu ersetzen, aber sich geweigert hätten, es zu thun? Und als Cluilius ihm dieses eingestand, so sagte er: „Nun „gut, so rufe ich denn die Götter, die wir ehemals zu „Zeugen unsers Bündnisses gemacht haben, auch jetzt „zu Zeugen an, daß ihr zuerst den Römern die gefor„derte Genugthuung versagt habt, und daß also ihr „Krieg gegen euch, als der Uebertreter des Bündnis„ses, gerecht seyn wird. Daß ihr aber wirklich das „Bündniß zuerst gebrochen habt, zeiget die Sache selbst „ganz offenbar. Denn ihr habt euch zuerst geweigert, „uns die verlangte Genugthuung zu geben, und uns „zuerst den Krieg angekündigt. Macht euch also ge„faßt, daß wir in kurzem mit den Waffen in der Hand „eure Ungerechtigkeiten bestrafen werden.“ Als Tullus dieses von den Gesandten bey ihrer Rückkehr nach Rom erfuhr, so ließ er gleich die Albanischen Abgesandten vor sich kommen. Da sie nun ihren Auftrag eröfnet, und im Fall, daß ihnen die Römer die Genugthuung versagten, mit dem Kriege gedrohet hatten, so erwiederte

te ihnen Tullus: „Ich habe eben dieses schon eher ge„than, als ihr. Da ihr aber nichts von dem thun „wollet, was unser Bündniß in diesem Falle fordert, „so ist offenbar, daß ihr es zuerst gebrochen habt. Ich „sehe mich daher nach Recht und Billigkeit gezwungen, „euch den Krieg anzukündigen, den ich nicht nur mit „meiner eignen Macht, sondern auch mit dem Beystan„de meiner unterworfenen Völker führen wer„de.“

Unter diesem Vorwande also rüstete man sich von beyden Seiten mit aller Macht zum Kriege. Man begnügte sich nicht mit den eigenen Truppen, sondern rief auch alle unterwürfigen Völker zu Hülfe. Hierauf rückten die beyden Armeen gegen einander, und schlugen 40 Stadien von Rom ihre Lager auf; die Albaner bey den sogenannten Cluilischen Gräbern, welche noch jetzt von dem Cluilius, der sie anlegen ließ, den Namen haben; die Römer aber etwas mehr diesseits, an einem noch bequemern Orte. Als sie nun von beyden Seiten gewahr wurden, daß sie gleich gut mit Truppen, Waffen und allen andern Kriegsbedürfnissen versehen waren, und daß keiner Ursach hatte, den andern gering zu schätzen, so ließ ihre anfängliche Hitze, in welcher sie sich eingebildet hatten, daß sie gleich im ersten Angriffe die Feinde in die Flucht schlagen würden, etwas nach, und ein jeder dachte weniger daran, den ersten Angrif zu thun, als sich selbst in Sicherheit zu setzen, und sein Lager stärker zu verschanzen. Die vernünftigsten und weisesten Leute, sowohl unter den Römern als den Albanern, fiengen auch schon an, über ihre Anführer unzufrieden zu werden, und ihnen

Vorstellungen zu machen, weil die Zeit unnützer Weise in die Länge gezogen wurde, außer daß oft kleine Scharmützel der Leichtbewaffneten und der Reuterey, die aber in der Hauptsache nichts entschieden, vorfielen.

Cluilius, der Anstifter des Krieges, wurde endlich selbst müde, länger unverrichteter Sache still zu sitzen, und beschloß daher mit seiner Armee ins Feld zu rücken, und die Feinde zum Treffen herauszufodern, oder wenn sie sich nicht mit ihm einlassen wollten, sie in ihrem Lager anzugreifen. Er machte also alle Anstalten zum Treffen, und im Fall, daß es nöthig seyn sollte, auch zur Belagerung. Allein den folgenden Morgen fand man ihn todt in seinem Zelte, wo er die Nacht durch seine gewöhnlichen Leute bewacht geschlafen hatte, ohne daß man an seinem Körper irgend ein Zeichen der Ermordung, oder der Erwürgung, oder der Vergiftung, oder sonst eines gewaltsamen Todes entdecken konnte. Ein so außerordentlicher Zufall, den man keiner vorhergegangenen Krankheit zuschreiben konnte, veranlassete vielerley Muthmaßungen. Diejenigen, welche alles, was den Menschen begegnet, der Regierung der Göttlichen Vorsehung zuschrieben, glaubten, daß die Götter durch seinen Tod ihn hätten dafür strafen wollen, daß er seine Vaterstadt in einen sowohl ungerechten als unnöthigen Krieg gegen ihre Colonie verwickelt hätte. Andere, welche großen Vortheil bey dem Kriege zu machen gedacht hatten, und sich jetzt dieser Hoffnung beraubt sahen, schoben die Schuld auf den Haß und Neid seiner Feinde, und glaubten, daß sie dazu ein geheimes Gift, das gar kein Zeichen nach sich ließe,

ließe, erfunden hätten. Noch andere hielten dafür, er habe sich aus Verdruß und Verzweifelung über die vielen Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die er angetroffen, und über seine fehlgeſchlagenen Hoffnungen selbſt ums Leben gebracht. Diejenigen aber, welche die Sache am vernünftigſten beurtheilten, und ſich weder durch Liebe noch durch Haß zu ihrem General verführen ließen, ſchrieben seinen Tod weder dem Zorne der Götter, noch dem Neide seiner Feinde, noch seiner eignen Verzweiflung zu, ſondern glaubten, daß er nach den Geſetzen der Natur und des Schickſals, wodurch einem jeden Menſchen ein gewiſſes Lebensziel beſtimmet wird, erfolgt ſey. Alſo ſtarb Cluilius, ehe er noch Gelegenheit gehabt hatte, irgend eine Probe ſeiner Tapferkeit abzulegen.

Die Armee erwählte hierauf in ſeine Stelle den Metius Fuſetius, einen Mann, der ſich eben ſo ſchlecht zum General ſchickte, als er nachher den Frieden beobachtete. Er hatte Anfangs ſo ſehr als irgend einer gewünſcht, daß es zwiſchen den beyden Städten zum Kriege kommen möchte, und deßwegen hatte man ihn auch für den würdigſten Nachfolger des Cluilius gehalten. Als er aber ſelbſt das Commando übernahm, und die vielen Schwierigkeiten bey der ſo geſtalten Lage der Sachen einſahe, ſo änderte er bald ſeine Geſinnungen, und hielt es fürs beſte, die Sache in die Länge zu ziehen, beſonders weil er bemerkte, daß die Albaner nicht alle gleichen Eifer mehr bezeigten, und weil die Opfer, die er anſtellte, um zu ſehen, ob er ein Treffen wagen dürfte, niemals glücklich ausfielen. Und als er endlich gar erfuhr, daß die Albaner ſowohl als die Römer durch einen ſehr gefährlichen,

Krieg

Krieg bedrohet würden, der beyden Völkern, wenn sie nicht bald Frieden machten, zum Untergange gereichen würde, so sahe er sich genöthiget, Gesandten an die Römer abzuschicken, und ihnen zuerst Friedensvorschläge zu thun. Die Sache aber, warum er sich dazu entschloß, war folgende.

Die Vejenter und Fidenater, zween mächtige Völker, hatten unter der Regierung des Romulus der Oberherrschaft wegen mit den Römern Krieg geführt, in welchem sie beyde mit großem Verlust von Leuten geschlagen, um einen Theil ihres Landes bestraft, und endlich gezwungen wurden, sich den Siegern zu unterwerfen, wie ich im vorigen Buche weitläuftiger erzählt habe. Die ungestörte Ruhe, welche sie unter dem Numa genossen, machte, daß sie wieder sehr volkreich wurden, und zu einem großen Reichthum und Flor gelangten. Ueber diesen glücklichen Zustand aufgeblasen, fiengen sie an, wieder nach der Freyheit zu trachten, und bildeten sich ein, daß sie nunmehr im Stande wären, das Römische Joch abzuwerfen. Sie hatten schon eine Zeitlang Anstalten dazu gemacht, aber bisher noch ihre Absichten verborgen gehalten, bis sie sich endlich in diesem Kriege entdeckten. Denn als sie hörten, daß die Römer mit ihrer ganzen Macht gegen die Albaner zu Felde gezogen waren, so glaubten sie, daß sich ihnen jetzt die schönste Gelegenheit zum Angriff darböte. Die Vornehmsten verschworen sich daher unter einander, und ließen alles, was nur die Waffen tragen konnte, aber ganz geheim und einen nach dem andern, damit es ja keinen Verdacht geben möchte, nach Fidenä kommen. Hier sollten sie warten, bis die Römer und Albaner sich ein Treffen liefern würden, wovon ihnen

ihnen ihre Spionen, die sich auf den Bergen versteckt hatten, durch gewisse Zeichen Nachricht geben sollten. Sobald sie dieses sähen, sollten sie zu den Waffen greifen, und sie beyde in gröſter Eil überfallen. Fidenä war nicht weiter als etwan zwey oder höchstens drey Stundeweges von den Lägern entfernt. Sie glaubten also, daß das Treffen, wenn sie ankämen, schon zu Ende seyn würde: und denn wollten sie die Sieger ohne Unterschied, es möchten die Römer oder Albaner seyn, anfallen und sie insgesammt niedermachen. Dieses war ihr Entwurf. Hätten nun die Albaner die Römer gering geschätzt, und sogleich ein entscheidendes Treffen gewagt, so hätte man ihn gewiß nicht entdeckt, und es wäre alsdenn um beyde Armeen geschehen gewesen; nun aber wurden durch die unerwartete Verzögerung und die längwierigen Zurüstungen ihre Anschläge vereitelt. Denn einige der Verschworenen entdeckten die Sache, entweder weil sie hofften, sich dadurch zu bereichern, oder weil sie die Oberhäupter und Urheber der Verschwörung beneideten, oder weil sie befürchteten, daß andere sie selbst verrathen möchten, welches gemeiniglich bey Verschwörungen, woran so viele Theil haben, und womit es so langsam geht, zu geschehen pflegt, oder endlich weil der Gedanke, daß ein so gottloses Unternehmen einen glücklichen Ausgang nehmen sollte, ihnen unerträglich war.

Sobald also Fufetius dieses erfuhr, so eilte er noch mehr einen Frieden zu Stande zu bringen, als das einzige Mittel, welches beyden Partheyen übrig gelassen war, der bevorstehenden Gefahr zu entgehen. Der König der Römer hatte unterdessen auch schon durch seine Freunde in Fidenä von der Verschwörung Nachricht bekom-

kommen, und bedachte ſich daher auch nicht, dem Antrage des Fuſetius ſogleich Gehör zu geben. Sie kamen alſo an einem zwiſchen beyden Lagern belegenen Orte in Begleitung ihrer weiſeſten Rathgeber zuſammen, und fiengen darauf, nachdem ſie ſich, wie ſie vor dem Kriege zu thun gewohnt geweſen waren, einander begrüßt, und ſich gleich Freunden und Verwandten noch andere Höflichkeitsbezeigungen erwieſen hatten, die Friedensunterhandlungen an. Fuſetius hielt zuerſt folgende Anrede:

„Ich halte es vor allen Dingen für nöthig, die „Urſachen anzuzeigen, warum ich zuerſt Friedensvorſchläge gethan, da ich doch weder von euch im Treffen „überwunden bin, noch an Lebensmitteln Mangel leide; „damit ihr nicht etwa glaubet, ich traue meinen eigenen „Kräften ſo wenig, und halte eure Macht für ſo furchtbar, daß ich mich nur mit guter Manier heraus zu zie„hen gedenke. Denn ihr würdet ja unerträglich ſtolz wer„den, wenn ihr eine ſolche Meynung von uns hegetet, „und gar keinen billigen Vorſchlägen Gehör geben, gleich „als wenn ihr einen völligen Sieg über uns erfochten „hättet. Damit ihr euch alſo von meiner Bereitwilligkeit zum Frieden keine falſche Vorſtellungen machet, ſo „höret jetzt die wahre Urſache, die mich dazu beweget. „Sobald mich mein Vaterland zum commandirenden Ge„neral ernannt hatte, ſuchte ich die Urſachen zu erforſchen, „welche zu den Feindſeligkeiten zwiſchen uns Anlaß gege„ben hätten. Ich fand ſie ſo geringe und nichtsbedeutend, daß wir ihrentwegen eine ſo genaue Freundſchaft „und Verwandſchaft nicht hätten trennen ſollen, und konnte daher ſo wenig der Albaner als euer Verfahren billi„gen. Noch mehr wurde ich in meiner Meynung be-

„ſtärkt,

„stärkt, und überzeugt, wie unvernünftig wir von beyden „Seiten gehandelt hatten, als ich mich erst mit der „Verwaltung der Geschäfte abgab, und die Gesinnungen „eines jeden erforschte. Denn da fand ich, sowohl in öf„fentlichen als Privatversammlungen, daß die Albaner „nicht alle gleiche Neigung zum Kriege hatten. Was „mich am mehrsten niederschlug, und am unschlüssigsten „machte, war, daß mir die Götter, so oft ich im Be„griff war ein Treffen zu liefern, durch die Opfer einen „so unglücklichen Ausgang prophezeiheten, als man auf „keine Weise vermuthen konnte. Diese Gründe bewogen „mich, der Hitze meiner Soldaten ungeachtet, ein Tref„fen zu vermeiden, und den Krieg in die Länge zu ziehen, „in der Hoffnung, daß ihr zuerst Friedensvorschläge thun „solltet. Und in der That, Tullus, ihr, als unsere „Colonie, hättet dieses auch billig thun und nicht warten „sollen, bis eure ehemalige Vaterstadt den Anfang mach„te. Denn alle Ehre, welche Aeltern von ihren Kin„dern fordern können, ist auch eine Colonie ihren Stiftern „schuldig. Aber unterdessen, daß wir zaudern und lau„ren, wer von beyden zuerst zum gütigen Vergleich die „Hände bieten wird, muß eine fremde Gefahr auf ein„mal alle andere Anschläge vereiteln, und uns wider un„sern Willen zur Aussöhnung zwingen. Sobald ich die„se Sache erfuhr, von welcher ihr vielleicht noch nichts „wisset, so hielt ich es für meine Pflicht, nicht länger „darauf zu achten, was die Ehre meiner Nation bey ei„nem solchen Frieden erforderte. Wisset also, daß man „mit einem schrecklichen Unternehmen gegen uns umgeht, „und einen höchst gefährlichen Betrug gegen uns schmie„det, durch welchen man uns gleich einer wütenden

„Flam-

„Flamme oder einem reißenden Strom zu überfallen, und „ohne alle Mühe gänzlich zu Grunde zu richten gedenket. „Die Urheber dieser gottlosen Verschwörung sind die „Mächtigsten der Fidenater und Vejenter. Hört jetzt, wie „es sich eigentlich damit verhält, und auf was für Wei„se ich hinter ihre verborgenen Anschläge gekommen „bin.“

Hierauf ließ er durch einen der Anwesenden die Briefe, die er von seinen Freunden in Fidenä bekommen hatte, in Gegenwart des Ueberbringers derselben vorlesen. Als die Briefe verlesen waren, und der Ueberbringer alles, was ihm die Verfasser derselben mündlich gesagt, erzählt hatte, so gerieth alles, wie man sich leicht vorstellen kann, bey Anhörung einer so unvermutheten Gefahr, in das größte Erstaunen. Fufetius fuhr hierauf nach einigem Stillschweigen also fort.

„Ihr sehet also jetzt, ihr Römer, warum ich es „so lange aufgeschoben, mich mit euch in ein Treffen ein„zulassen, und mich jetzt entschlossen habe, euch zuerst „Friedensvorschläge zu thun. Urtheilet jetzt selbst, ob „ihr es für nöthig haltet, wegen einiger elenden Ochsen „und Schafe gegen eure ehemalige Vaterstadt einen un„versöhnlichen Krieg fortzusetzen, in welchem euch, ihr „mögt nun überwunden werden, oder den Sieg erhalten, „allemal ein unvermeidlicher Untergang drohet; oder ob „ihr euch lieber mit euren Blutsfreunden wieder ausseh„nen, und mit uns gemeinschaftliche Sache gegen unsere „Feinde machen wollet, die sich, nicht zufrieden von euch „abzufallen, zu eurem gänzlichen Untergange empöret „haben, ohne daß ihr ihnen doch das geringste zu leide „gethan, oder daß sie Ursach gehabt hätten, inskünftige

„der-

„dergleichen von euch zu befürchten; und die uns nicht „öffentlich, dem allgemeinen Gesetz des Krieges gemäß, „sondern so zu sagen im Finstern und ganz unvermuthet, „so daß sich dagegen kein Mensch in Acht nehmen kann, „anzufallen gedenken. Doch es würde überflüssig seyn, „noch mehr Worte oder Ueberredungen anzuwenden, um „euch zu zeigen, wie nöthig es ist, daß wir Friede ma„chen, und dann mit dem größten Eifer diese gottlosen „Leute angreifen; denn ihr müßtet ja rasend seyn, wenn „ihr dieses nicht erkennen und euch bereit dazu finden „wolltet. Ich will mich also nur noch bemühen, euch zu „zeigen, auf was für Weise, meiner Meynung nach, „der Frieden am anständigsten und vortheilhaftesten für „beyde Städte geschlossen werden könne; denn dieses „verlangt ihr vermuthlich schon längst zu hören. Die „beste und anständigste Art der Aussöhnung zwischen „Verwandten und Freunden scheinet mir diejenige zu seyn, „wenn dabey nicht der geringste Groll oder Andenken an „die vorgegangenen Beleidigungen in den Gemüthern zu„rück bleibt, sondern alles Geschehene aufrichtig vergessen „und vergeben wird. Weniger anständig sind diejenigen, „wo man zwar das ganze Volk von beyden Seiten von „aller Schuld freyspricht, die beleidigenden Personen be„sonders aber sich dem Urtheil der Gesetze unterwerfen „müssen. Von diesen beyden Arten der Aussöhnung „müssen wir, meiner Meynung nach, die edelste und an„ständigste vorziehen, und es unter uns ausmachen, daß „des Vergangenen nicht weiter gedacht werden soll. Wo„fern du aber, o Tullus, den Frieden auf diese Art nicht „schließen willst, sondern verlangest, daß die Schuldigen „einander Genugthuung geben sollen, so lassen sich die Al-

„baner auch dieſes gefallen, wenn nur der Frieden über-
„haupt zu Stande kommt. Sollteſt du aber eine noch
„beſſere oder anſtändigere Art der Ausſöhnung wiſſen, ſo wer-
„de ich dir es ſehr verdanken, wenn du ſie uns mittheilen
„willſt.“

Als Fufetius ausgeredet hatte, nahm Tullus das Wort und ſagte: „Auch wir, o Fufetius, würden es für „ein großes Unglück halten, wenn wir uns genöthigt ſä-„hen, die Streitigkeiten mit unſern Blutsfreunden durch „Mord und Blutvergießen beyzulegen. Die Götter ha-„ben uns ebenfalls, ſo oft wir ſie durch Opfer um Rath „fragten, nicht verſtattet, zuerſt das Treffen anzufangen. „Auch die geheime Verſchwörung der Fidenater und Ve-„jenter haben wir vor kurzem von unſern dortigen Freun-„den erfahren. Wir haben daher ſchon alle nöthigen „Vorkehrungen gemacht, und uns in den Stand geſetzt, „daß wir nicht nur ſelbſt nichts von ihnen zu befürchten ha-„ben, ſondern ſie auch nach Verdienſt beſtrafen werden; „und ſind jetzt nicht weniger geneigt, als ihr, den Krieg „in der Güte beyzulegen. Daß wir euch aber nicht zu-„erſt Friedensvorſchläge gethan haben, das konnte deßwe-„gen nicht wohl geſchehen, weil wir auch nicht zuerſt den „Krieg angefangen, ſondern uns nur gegen euch, als den „angreifenden Theil, vertheidiget haben. Da ihr euch „aber nun zuerſt bereit zeiget, die Waffen niederzu-„legen, ſo nehmen wir mit Freuden euren Antrag an, „und wollen es auch mit den Bedingungen des Friedens „ſo genau nicht nehmen. Wir wollen uns diejenigen, „welche ihr für die beſten und edelſten haltet, gefallen laſ-„ſen, und der Stadt Alba alle Beleidigungen und Ver-„gehungen gegen uns gerne vergeben; wenn man das

„Ver-

„Vergehungen der ganzen Stadt nennen darf, was allein „das Werk des Cluilius war, welcher jetzt von den Göt„tern den gebührenden Lohn für seine Vergehungen gegen „uns beyde empfangen hat. Es sey also aller Vorwand, „so wohl zu öffentlichen als besondern Klagen, alles An„denken an das Vergangene gänzlich aufgehoben, wie du, „o Fusetius, wünschest. Es ist aber nicht genug, daß „wir bloß für jetzt Frieden machen, sondern wir müssen „auch solche Verfügungen treffen, daß auch inskünftige „niemals wieder ein Krieg unter uns entstehe. Denn „wir sind ja nicht zusammen gekommen, das Uebel bis „auf eine andre Zeit hinauszuschieben, sondern es gänzlich „zu heben. Es kommt also darauf an, auf was für „Weise wir den Frieden schließen, und was wir von bey„den Seiten thun müssen, um eine dauerhafte Freund„schaft auf jetzt und auf immer zu Stande zu bringen. „Dieses ist von dir, Fusetius, übergangen; ich will „mich daher bemühen, es jetzt nachzuhohlen. Wenn die „Albaner aufhören werden, die Römer wegen ihres „Wohlstandes, den sie doch durch die größten Gefahren „und Beschwerlichkeiten erkauft haben, zu beneiden; „denn wir haben euch nicht das geringste zu leide gethan, „sondern ihr hasset uns bloß deßwegen, weil ihr uns für „glücklicher haltet als euch selbst; so werden auch die „Römer aufhören euch in Verdacht zu haben, und euch „als Feinde anzusehen, vor denen sie sich hüten müssen. „Denn wie sollte es jemand möglich seyn, dessen aufrichti„ger Freund zu werden, der ihn hasset? Allein auf was „für Weise sollen wir diese beyden Stücke zuwege brin„gen? Gewiß nicht dadurch, daß wir es unter die Be„dingungen unsers Bündnisses setzen, oder daß wir es

„feyerlich beym Opfer beſchwören; denn das ſind nur „geringe und ſchwache Hülfsmittel. Nur dann werden „wir es dahin bringen, wenn wir alles, was uns begeg„net, ſo wohl Glück als Unglück, als gemeinſchaftlich „anſehen. Das einzige Mittel, o Fuſetius, den Ver„druß über fremde Güter zu heilen, iſt, daß man dieſe „beneideten Güter nicht länger ſo betrachte, als wenn ſie „andern angehörten. Um dieſen Zweck zu erreichen, „müſſen meiner Meynung nach die Römer alle ihre „Vortheile, ſo wohl die, welche ſie jetzt genießen, als „welche ſie noch künftig erwerben werden, den Albanern „mittheilen; die Albaner aber dieſe Anerbietungen ger„ne annehmen, und entweder alle, oder doch die mehr„ſten und vornehmſten ſich in Rom niederlaſſen. Denn, „wenn es den Sabinern und Etruſcern anſtändig war, „ihre eigenen Städte zu verlaſſen, und Rom zu ihrem „Aufenthalte zu wählen; wie könnte es euch unſern „nächſten Blutsfreunden denn unanſtändig ſeyn? Solltet „ihr aber aus Liebe zu eurem Vaterlande nicht geneigt „ſeyn, in unſerer Stadt, welche ohnedem ſchon ſehr groß „iſt und noch immer größer werden wird, mit uns zu „wohnen, ſo laſſet uns einen gemeinſchaftlichen Senat an„ordnen, welcher für das gemeine Beſte beyder Städte „ſorge, und derjenigen von beyden Städten laſſet uns die „Oberherrſchaft zuerkennen, welche die mächtigſte und am „erſten im Stande iſt, die andere zu unterſtützen. Die„ſes iſt meine Meynung; und ich zweifle nicht, wenn „ihr derſelben folgen wollet, daß nicht eine dauerhafte „Freundſchaft zwiſchen uns zu Stande kommen ſollte. So „lange aber Rom und Alba gleiches Anſehen behalten, ſo „lange werden wir niemals einig bleiben.“

Auf

Auf diese Vorschläge des Tullus bat sich Fusetius einige Bedenkzeit aus. Er begab sich darauf mit den anwesenden Albanern allein, und überlegte mit ihnen, ob sie dieselben annehmen sollten. Nachdem er einen jeden um seine Meynung gefragt hatte, kehrte er wieder in die Versammlung zurück, und gab folgendes zur Antwort:

„Wir können uns nicht entschließen, o Tullus, unser Vaterland, die Tempel unsrer Götter, und einen „Ort, den unsre Vorfahren beynahe 500 Jahre bewohnt „haben, zu verlassen, zumal da wir weder durch Krieg „noch durch irgend ein anderes unglückliches Verhängniß „dazu gezwungen werden. Hingegen sind wir ganz wohl „damit zufrieden, daß ein gemeinschaftlicher Senat angeordnet werde, und daß eine von beyden Städten die „Oberherrschaft über die andere führe. Wir wollen also „dieses, wenn es dir so beliebt, unter die Friedensbedingungen setzen, und dadurch alle Gelegenheit und Vorwand zu einem künftigen Kriege abschneiden.“

Da sie also in so weit eins waren, so war nunmehr die Frage, ob Rom oder Alba die Oberherrschaft haben sollte? Man stritte von beyden Seiten sehr lange darüber, weil ein jeder glaubte, daß seine Stadt das größte Recht dazu habe. Fusetius führte folgende Gründe für Alba an:

„Uns kömmt es zu, o Tullus, über ganz Italien „zu herrschen, weil wir Griechen sind, und das größte „Volk dieses Landes ausmachen. Ueber die Lateiner besonders aber können wir die Herrschaft deßwegen verlangen, weil es ein allgemeines Naturgesetz ist, daß allemal die Nachkommen denen, von welchen sie abstam-

„men, gehorchen müssen. Ueber keine von unsern Colo„nien aber, worüber wir bisher noch nicht Ursach gehabt, „uns zu beschweren, kömmt uns die Oberherrschaft mit „größerem Rechte zu, als über euch, da wir euch nicht „vor so langer Zeit, daß unterdessen unser Geschlecht hät„te ausgehen können, sondern erst vor drey Menschenal„tern als eine Colonie aus Alba abgeschickt haben. Die „Natur müßte daher erst alle menschliche Rechte übern „Haufen werfen, sie müßte das Gesetz machen, daß die „Jüngern über die Aeltern, und die Nachkommen über „ihre Ahnherren herrschen sollten, wenn wir es uns gefal„len lassen könnten, uns unsere Colonie zu unterwerfen. „Das ist also der erste Grund, auf welchen wir unser „Recht zur Oberherrschaft stützen, dessen wir uns gewiß „nicht freywillig begeben werden. Nunmehr höret den „zweyten, welchen ich aber nicht zu eurem Schimpf, oder „um euch Vorwürfe zu machen, vorbringe, sondern weil „die Umstände mich dazu zwingen. Unsere Nation hat „sich beständig, von Erbauung der Stadt Alba an bis „jetzt, rein und unverändert erhalten, und niemand kann „von uns sagen, daß wir irgend einem andern Volke, „außer Griechen und Lateinern, das Bürgerrecht unter „uns gegeben haben. Ihr hingegen habt auf die Rei„nigkeit eures Geschlechts nicht gehalten, indem ihr die „Etrusker, die Sabiner und eine Menge anderer Barba„ren, die zum Theil ohne Haus und Hof herumschweife„ten, unter euch aufgenommen habt; so daß sich nur „wenige von reiner Albanischer Abkunft unter euch befin„den, der größte Theil aber aus Ankömmlingen und „Fremden bestehet. Ueberließen wir euch also die Ober„herrschaft, so würde ja das durch Vermischung verdor„bene

„bene Geſchlecht über das reine, die Barbaren über die „Griechen, und die Fremden über die Eingebohrnen des „Landes herrſchen. Denn ihr werdet doch nicht ſagen, „daß ihr die Fremden von allem Antheil an der Regie„rung ausgeſchloſſen, und dieſes Vorrecht bloß für die „Eingebohrnen des Landes vorausbehalten habt; da ihr „ja ſogar Könige aus fremden Völkern erwählt, und der „größte Theil eures Senats aus Ausländern beſtehet. „Und dieſes thut ihr doch gewiß nicht mit gutem Willen; „denn wer wollte ſich wohl, ohne dazu gezwungen zu „ſeyn, durch einen, der ſchlechter iſt als er ſelbſt, beherr„ſchen laſſen? Würde es alſo nicht unſinnig und unver„antwortlich niederträchtig ſeyn, wenn wir uns von freyen „Stücken zu einer Sache entſchließen könnten, wovon ihr „geſtehen müſſet, daß ihr ſie euch wider euren Willen ge„fallen laſſet? Der letzte Grund, den ich anzuführen habe, iſt, „daß die Albaniſche Staatsverfaſſung, welche jetzt ſchon 18 „Menſchenalter fortdauert, noch immer unverändert ge„blieben iſt, und daß wir niemals im geringſten von den „einmal eingeführten Gewohnheiten und Gebräuchen ab„weichen. Eure Stadt hingegen, welche noch ganz neu „iſt, und aus einem Zuſammenfluß vieler Volker beſtehet, „iſt noch nicht einmal ordentlich eingerichtet, und wird noch „lange Jahre warten und vorher vielerley Glücksfälle er„fahren müſſen, ehe ſie dazu gelanget, und ſich aus der „Verwirrung und Uneinigkeit, worin ſie ſich jetzo befindet, „losreißet. Keiner wird alſo in Abrede ſeyn, daß einem „wohl eingerichteten, durch die Erfahrung bewährten und „ordentlichen Staat die Herrſchaft über diejenigen zukomme, „welchem es noch an allen dieſen Vorzügen fehlt. Ihr „thut alſo ſehr unrecht, wenn ihr das Gegentheil verlangt.“

Hierauf antwortete Tullus folgendergestalt: „Was „das Recht der Natur und den Adel der Vorfahren an„betrift, o Fufetius und ihr andern Albaner, so ist die„ses auf beyden Seiten gleich. Denn wir rühmen uns „derselben Abkunft, als ihr; und in dieser Absicht kann „also keiner von uns beyden auf einen Vorzug vor dem an„dern Anspruch machen. Euer Vorgeben aber, daß die „Stifter einer Colonie nach dem Gesetz der Natur über „dieselbe herrschen müssen, ist weder der Wahrheit noch „der Gerechtigkeit gemäß. Denn wie viele Völker giebt „es nicht, wo die Stifter über ihre Colonien nicht allein „nicht herrschen, sondern vielmehr ihnen selbst unterworfen „sind. Einen sehr starken und bekannten Beweis davon „giebt uns die Stadt Sparta, welche die Herrschaft nicht „nur über ganz Griechenland, sondern auch über die Dorier, „deren Colonie sie doch ist, behauptet. Doch was sage „ich von andern, da ihr selbst, die ihr die Erbauer un„serer Stadt als eine Colonie abgeschickt habt, eine Colo„nie der Lavinienser seyd. Würden also, wenn es mit „diesem Gesetze seine Richtigkeit hätte, nicht die Lavinien„ser mehr Recht haben uns zu beherrschen, als wir alle „beyde? Dieses mag zur Antwort auf euren ersten „Grund, der noch den mehrsten Schein hat, genug seyn. „Was nun weiter deine Vergleichung unsrer beyden „Städte anbetrift, daß du nämlich sagst, die Albaner „hätten ihren Adel immer unverändert erhalten, wir hingegen „wären durch die Vermischung mit fremden Völkern ver„dorben, und es daher für unbillig hältst, daß ein edles „unvermischtes Volk von einem durch Vermischung ver„dorbenen, ein eingebohrnes von einem fremden beherrscht „würde, so will ich dir gleich zeigen, wie gewaltig du „dich

„dich treft, wenn du hierdurch deine Sache zu unterſtü-
„tzen gedenkſt. Denn wir ſind ſo weit davon entfernt, uns
„deßwegen zu ſchämen, daß wir alle und jede, die nur
„wollen, in unſre Stadt aufnehmen, daß wir uns viel-
„mehr eben hierauf das meiſte einbilden. Wir ſind auch
„gar nicht die erſten, welche dieſe Bereitwilligkeit, die
„Fremden aufzunehmen, einführen; ſondern wir folgen
„hierinn dem Beyſpiel der Athenienſer, zu deren vorzüg-
„lichem Anſehen unter allen Griechen dieſe Gewohnheit ge-
„wiß nicht wenig beygetragen hat. Wir haben auch der-
„ſelben ſo mannigfaltige Vortheile zu verdanken, daß wir
„im geringſten nicht Urſach haben, uns deßwegen etwas
„vorzuwerfen, oder es uns als ein großes Verſehen ge-
„reuen zu laſſen. Bey uns wird nicht derjenige zu einem
„Obrigkeitlichen Amte erwählt, oder in den Senat aufge-
„nommen, oder mit andern Vorzügen beehrt, der etwa
„ſehr reich iſt, oder eine Menge eingebohrner Voraltern
„herzählen kann, ſondern derjenige, welcher es verdient.
„Denn wir halten dafür, daß die Tugend allein den Adel
„des Menſchen ausmache. Den übrigen gemeinen Hau-
„fen ſehen wir bloß als den Körper der Stadt an, der
„dem, was von Vornehmen beſchloſſen wird, Kraft und
„Nachdruck ertheilen muß. Dieſem menſchenfreundli-
„chen Betragen, o Fuſetius, welches du ſo ſehr verach-
„teſt, haben wir es zu danken, daß unſre Stadt, ſo
„klein und verächtlich ſie anfangs war, in kurzer Zeit ſehr
„groß und den Nachbarn furchtbar geworden iſt, und
„keines von den andern lateiniſchen Völkern uns die
„Oberherrſchaft ſtreitig macht. Denn auf der Gewalt
„der Waffen beruhet die Macht einer Stadt, und dieſe
„erlangt man nicht anders, als durch eine Menge Ein-

„wohner. Städte, die klein, arm an Einwohnern, „und deßwegen schwach sind, können nicht einmal sich „selbst, geschweige denn Andre, beherrschen. Ueberhaupt „bin ich der Meynung, daß einer nicht eher eine andre „Verfassung verachten, und seine eigne dagegen erheben „darf, als dann, wenn er zeigen kann, daß sein Staat „dadurch blühend und glücklich, derjenige aber, welchen „er tadelt, deßwegen, weil er es nicht eben so angefan„gen, unglücklich geworden sey. Mit uns beyden aber „verhält es sich gar nicht also. Denn eure Stadt, die „anfangs in großem Flor und Wohlstande war, ist in „der Folge sehr herunter gekommen; Rom hingegen, „das einen sehr geringen Anfang hatte, haben wir in „kurzer Zeit zur größten unter allen benachbarten Städ„ten gemacht, und zwar gerade durch die Verfassung, „welche du so sehr tadelst. Die bürgerlichen Unruhen „ferner, o Fusetius, die du uns vorwirst, befördern so „wenig den Untergang oder den Schaden des gemei„nen Wesens, daß sie vielmehr sehr vieles zur Er„haltung und zum Anwachs desselben beytragen. Denn „wir wetteifern unter einander, die Jungen mit den Al„ten, die neuen Ankömmlinge mit den Eingebohrnen „des Landes, wer dem Staate die besten Dienste leisten „könne. Und kurz von der Sache zu kommen, so „kömmt es bey denen, die andre beherrschen wollen, „vornehmlich auf zwey Stücke an, auf eine starke „Kriegsmacht, und auf Weißheit in den Staatsge„schäften, welches beydes sich bey uns befindet. Daß „dieses keine eitle Prahlerey ist, mag die Erfahrung, „die mehr als alle Gründe beweiset, bezeugen. Denn „wie wäre es uns ohne eine ganz ausnehmende Tapferkeit

„und

„und Weisheit möglich gewesen, uns binnen weniger „als drey Menschenaltern nach Erbauung der Stadt zu „einer solchen Größe und Macht empor zu schwingen? „Wie groß aber unsre Macht sey, läßt sich leicht aus der „Menge der lateinischen Städte abnehmen, die, ob sie „gleich Colonien von euch sind, doch eure Stadt so gering „geachtet haben, daß sie von euch abgefallen, sich zu „uns geschlagen, und deßwegen lieber unter uns als unter den Albanern stehen wollten, weil sie wohl einsahen, „daß wir zu beyden im Stande wären, sowohl unsern „Freunden gutes zu thun, als unsern Feinden zu schaden, „ihr aber keines von beyden vermöget. Ich hätte noch „manches von Wichtigkeit auf das, was du für Alba an„führest, zu sagen, weil ich aber wohl einsehe, daß es „doch nur vergebens seyn, und eben so wenig als deine „Gründe gelten würde, weil ihr als unsre Feinde doch „nie ein gerechtes Urtheil darüber fällen werdet, so enthalte ich mich weiter davon zu reden. Zum Beschluß „will ich nur noch anzeigen, welches ich für das einzige „und beste Mittel halte, unserm Streit ein Ende zu machen, ein Mittel, dessen sich bereits viele Barbaren und „Griechen bedient haben, wenn sie entweder wegen der „Oberherrschaft oder wegen eines Stücke Landes in Streit „gerathen waren. Ich rathe also, daß wir von beyden „Seiten einen Theil der Armee, der aber so klein als „möglich seyn müßte, aussuchen, und diesen in einem besondern Gefecht die Sache ausmachen lassen. Derjenigen Stadt, deren Parthey den Sieg erhielte, müßten „wir alsdenn die Oberherrschaft übertragen. Denn, wenn „man mit Worten nicht aus einander kommen kann, so thut „man nicht besser, als daß man durch Waffen die Sache „ausmacht.“

Die-

Dieses waren die Gründe, wodurch die beyderseitigen Anführer das Recht der Oberherrschaft für ihre Stadt zu behaupten suchten. Man beschloß endlich dem Rath des Römers zu folgen, und die Sache durch ein Gefecht auszumachen; denn sowohl die Albaner als Römer wünschten den Krieg, so bald als möglich, zu endigen. Nachdem nun dieser Entschluß gefaßt war, so kam es darauf an, wie groß die Anzahl der Streitenden seyn sollte, worinn die beyden Anführer wieder nicht einer Meynung waren. Tullus wollte, daß so wenig als möglich, nehmlich nur zween der tapfersten Leute, ein auserlesener Römer und ein Albaner, die Sache unter sich ausmachen sollten. Er erbot sich selbst für sein Vaterland zu fechten, und forderte den Fusetius eben dazu auf, indem er ihm vorstellte, daß nichts rühmlicher für einen Feldherrn seyn könnte, als der Oberherrschaft wegen sich in einen Kampf einzulassen, er möchte nun entweder als ein tapferer Mann den andern überwinden, oder selbst von einem tapfern Manne überwunden werden. Er führte zugleich viele andere Generale und Könige zu Beyspielen an, die ihr Leben für das gemeine Beste gewagt hätten; überzeugt, daß sie der größern Ehre, die sie vor andern genössen, unwürdig seyn würden, wenn sie nicht auch die gröſten Gefahren im Kriege übernehmen wollten. Fusetius gab ihm zwar darinn Beyfall, daß nur eine kleine Anzahl, aber nicht, daß nur einer von jeder Seite den Streit ausmachen müsten. Er sagte, der Zweykampf zweener Anführer würde zwar alsdann sehr rühmlich für sie und auch nöthig seyn, wenn er ihre eigene Oberherrschaft beträfe; wo es aber auf den Vorzug zwoer Städte ankäme,

käme, da sey ein solcher Zweykampf nicht nur mißlich, sondern auch für alle beyde, sowohl den Ueberwinder als den Ueberwundenen, schimpflich. Er gab also den Rath, drey Männer von beyden Seiten auszusuchen, die in Gegenwart der ganzen Albanischen und Römischen Armee die Sache ausmachten; denn diese Zahl sey die allerbequemste einen jeden Streit zu entscheiden, weil sie einen Anfang, Mittel und Ende enthielte. Diese Meynung erhielt von beyden Seiten allgemeinen Beyfall. Die Versammlung wurde daher aus einander gelassen, und ein jeder begab sich in sein Lager zurück.

Hierauf beriefen beide Generale ihre Armee zusammen, und machten ihnen die Unterredungen, die in der Versammlung vorgefallen, und die Bedingungen, worauf der Friede geschlossen war, bekannt, welche auch hier allgemeinen Beyfall erhielten. Und nun entstand unter allen, sowohl Officieren als Gemeinen, der allergröste Wetteifer. Ein jeder wünschte sich die Ehre, einen so schönen Sieg zu erfechten, und zeigte nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That einen so großen Eifer, daß die Anführer sehr in Verlegenheit geriethen, wie sie eine Wahl unter ihnen treffen wollten. Denn, wer nur irgend von berühmten Vorfahren abstammte, oder eine vorzügliche Stärke und Behendigkeit des Körpers besaß, oder einmal ein glückliches und kühnes Unternehmen ausgeführt hatte, der bildete sich auch ein, daß die vornehmste Stelle unter den dreyen ihm zukomme. Fufetius machte endlich diesem Wetteifer und Ehrgeiz in den beyden Lagern, der bereits sehr weit gieng, ein Ende.

Er

Er entdeckte nehmlich, daß die göttliche Fürsehung, die den Streit der beyden Städte lange vorhergesehen, ihnen zur Entscheidung desselben solche Leute gegeben habe, die nicht nur von einer angesehenen Familie, von großer Tapferkeit, von schöner Leibesgestalt, sondern auch auf eine so ungewöhnliche Weise zur Welt gekommen waren, daß man ihre Geburt nothwendig für sehr außerordentlich und wunderbar halten muste. Ein gewisser Albaner nehmlich, Namens Sequinius, hatte zwo Zwillingstöchter, wovon er die eine an einen Römer, Namens Horatius, und die andere an einen Albaner, Namens Curiatius, verheirathete. Diese beyden Zwillingstöchter wurden zu gleicher Zeit schwanger, und brachten bey ihrer ersten Niederkunft beyde auf einmal drey Knaben zur Welt, welche von ihren Aeltern, die sie als eine glückliche Vorbedeutung sowohl für ihre Stadt, als für ihr eignes Haus ansahen, insgesammt am Leben erhalten und groß gebracht wurden. Gott gab ihnen auch, wie ich schon vorher gesagt habe, eine ganz besondere Schönheit und Stärke, und einen so edlen und tapfern Geist, daß sie keinem der besten Jünglinge etwas nachgaben. Durch diese Leute gedachte Fufetius den Streit wegen der Oberherrschaft auszumachen. Er ließ deshalb den König der Römer zu sich kommen, und redete ihn folgendermaßen an:

„Es scheinet, o Tullus, daß der Gott, welcher „für unsre Städte sorget, außer vielen andern Beweisen seiner gütigen Fürsorge, sie auch vornehmlich bey „unserm gegenwärtigen Streit an den Tag legen wolle. „Denn daß sich sowohl bey euch als bey uns solche „Leute

„Leute finden, für das ganze Volk zu fechten, die an „Herkunft, an Tapferkeit, an Schönheit keinem an„dern etwas nachgeben, dabey von demſelben Vater „und derſelben Mutter erzeugt, und was das bewun„dernswürdigſte iſt, an einem Tage zur Welt gekom„men ſind, bey euch nehmlich die Horatier, und bey „uns die Curiatier, das ſcheinet offenbar von der göt„lichen Güte alſo angeordnet zu ſeyn. Sollten wir al„ſo dieſer Fügung des Himmels nicht folgen, und dieſe „drey Brüder zum Kampf für die Oberherrſchaft ein„laden? Denn bey ihnen finden wir alles, was wir „nur bey den beſten Streitern wünſchen können. Sie „werden auch, da ſie Brüder ſind, ihre Mitſtreiter „nicht ſo leicht verlaſſen, als vielleicht andre, ſowohl „unter den Römern als Albanern, thun würden. Zu„gleich wird hierdurch dem Weteiſer unſrer andern jun„gen Leute, der ſich ſonſt nicht leicht wird zurück hal„ten laſſen, auf einmal ein Ende gemacht werden. „Denn ich vermuthe, daß es bey euch nicht weniger „als bey den Albanern viele giebt, die ihren Muth „bey dieſer Gelegenheit zu zeigen, und ſich hervorzu„thun wünſchen. Wenn wir dieſen bekannt machen, „daß die göttliche Fügung ihrem Eifer ſchon zuvor ge„kommen iſt, indem ſie uns Leute gegeben hat, die mit „völliger Gleichheit für ihre Vaterſtadt fechten werden, „ſo beſänftigen wir ſie leicht. Denn ſie werden denken, „daß die drey Brüder ihnen nicht wegen ihrer vorzüg„lichen Tapferkeit, ſondern bloß wegen ihrer glückli„chen Geburt und der beſondern Anordnung des Schick„ſals, welche ſie zu dieſem Kampfe völlig gleich und „geſchickt gemacht hat, vorgezogen werden.“

Die-

Dieser Vorschlag des Fusetius erhielt allgemeinen Beyfall; denn die Vornehmsten der Römer und Albaner waren bey dieser Unterredung zugegen. Tullus erwiederte darauf nach einigem Stillschweigen folgendes:

„Deine Gedanken, o Fusetius, sind überhaupt sehr „wohl gegründet; denn es ist gewiß etwas sehr bewun„derns würdiges, daß das Schicksal eine so genau über„einstimmende Geburt, dergleichen sich noch nie ereig„net, gerade zu dieser Zeit in unsern beyden Städten „hervorgebracht hat. Eine Schwierigkeit aber, die „den Muth der Jünglinge sehr niederschlagen wird, „wenn wir von ihnen verlangen, daß sie gegen einan„der fechten sollen, scheinst du aus der Acht gelassen „zu haben. Die beyden Mütter, nehmlich unsrer Hora„tier und eurer Curiatier, sind Schwestern; sie haben „ihre Söhne gemeinschaftlich auf ihrem Schooße er„nährt; und diese lieben sich deßwegen nicht anders, „als wenn sie alle Brüder wären. Bedenke also, ob „es nicht grausam und gottlos seyn würde, solchen Leu„ten, die Brüder und Gespielen sind, die Waffen ge„gen einander in die Hände zu geben, und von ihnen „zu verlangen, daß sie sich ums Leben bringen sollen? „Denn, wenn wir sie zwingen, ein so nahe verwandtes „Blut zu vergießen, wird ein solches Verbrechen dann „nicht mit Recht allein uns zugerechnet werden?“

Fusetius versetzte hierauf: „Die nahe Verwand„schaft dieser Jünglinge war mir ebenfalls nicht unbe„kannt; und ich bin auch gar nicht willens sie zu zwin„gen, sich in einen Kampf einzulassen, wenn sie nicht „selbst geneigt dazu seyn sollten. Ich ließ vielmehr,

„so-

„sobald mir dieser Anschlag in den Sinn kam, die Cu-
„riatier zu mir kommen, und suchte bloß für mich ihre
„Gesinnung wegen dieser Sache auszuforschen. Da ich
„nun fand, daß sie mit ganz unglaublicher und bewun-
„dernswürdiger Begierde den Vorschlag annahmen, so
„beschloß ich, dir meine Meynung zu eröffnen. Ich
„rathe dir also, es eben so zu machen, nehmlich die
„Horatier zu dir kommen zu lassen, und auszufor-
„schen. Bezeigen sie sich dann ebenfalls willig, ihr Le-
„ben für ihr Vaterland zu wagen, so nimm ihr Aner-
„bieten mit Dank an; weigern sie sich aber, so brauchst
„du sie nicht zu zwingen. Ich sehe aber schon vorher,
„daß sie es eben so machen werden als die unsrigen.
„Denn, wenn sie würklich so sind, wie ich höre, und
„wie man so gar bey uns von ihnen rühmt, daß ihnen
„nehmlich wenige an Edelmuth und Tapferkeit gleich
„kommen, so werden sie gewiß mit dem gröſten Eifer
„und ohne Zwang eine so schöne Gelegenheit, für ihr
„Vaterland zu fechten, ergreifen.“

Tullus nahm diesen Rath gerne an, und begab sich darauf, nachdem er auf zehn Tage einen Stillstand geschlossen, während dessen er die Sache mit dem Se-nat weiter überlegen, und dem Fufetius von der Ge-sinnung der Horatier Nachricht geben könnte, nach Rom. Die folgenden Tage berathschlagte er sich mit den Vornehmsten der Stadt; und da die mehrsten der-selben der Meynung waren, daß man den Vorschlag des Fufetius annehmen müsse, so ließ er die drey Brü-der zu sich kommen, und redete sie also an:

„Meine werthen Horatier, Fuſetius ſagte mir „bey unſrer letzten Zuſammenkunft im Lager, daß die „göttliche Fürſehung in jeder unſrer Städte drey bra„ve Leute hätte gebohren werden laſſen, um für die„ſelben zu fechten, Leute, die keinem andern an Muth „etwas nachgäben, und ſich vor allen am beſten dazu „ſchickten; nehmlich unter den Albanern die Curiatier, „und unter den Römern Ihr. Sobald er dieſen Ge„danken gehabt, habe er gleich eure Vettern ausge„forſcht, ob ſie wohl Luſt hätten, ihr Leben für ihr „Vaterland zu wagen. Und als er gefunden, daß ſie „die gröſte Bereitwilligkeit bewieſen hätten, für die ge„meine Sache zu fechten, ſo habe er ſich entſchloſſen, „die Sache bekannt zu machen. Er bat mich daher, „euch zu fragen, ob ihr auch wohl Luſt hättet, euch für „die Sache eures Vaterlandes mit den Curiatiern ein„zulaſſen, oder ob ihr dieſe Ehre lieber andern überlaſ„ſen wolltet. Ich antwortete ihm, daß ich, was eure „Tapferkeit und eure Geſchicklichkeit in den Waffen „anbetrift, die jedermann bekannt ſind, nicht zweifel„te, ihr würdet lieber als irgend jemand für die Sache „eures Vaterlandes fechten; allein, weil ich befürchtete, „eure nahe Verwandtſchaft mit den drey Albaniſchen „Brüdern würde euren Eifer zurück halten, ſo bat ich „mir vorher einige Bedenkzeit aus, und ſchloß deßhalb „einen Waffenſtillſtand auf 10 Tage. Sobald ich wie„der in die Stadt kam, berief ich den Senat zuſam„men, und trug ihm die Sache zur Berathſchlagung „vor. Der gröſte Theil war der Meynung, wenn ihr „euch freywillig erbötet, dieſen für euch ſo rühmlichen „und ſchicklichen Kampf, den ich ſehr gerne allein auf

„mich

„mich genommen hätte, zu übernehmen, so müste man „ein solches Anerbieten mit Lob und Dank von euch an„nehmen; solltet ihr euch aber ein Gewissen daraus „machen, das Blut eurer Verwandten zu vergießen, „so müsse man euch nicht zwingen. Da also der Se„nat diesen Schluß gefaßt hat, und es gar nicht für „Feigheit halten, oder unzufrieden mit euch seyn wird, „wenn ihr meinen Antrag ausschlaget, doch aber euch „nicht wenig verbunden seyn wird, wenn ihr euer Va„terland der Blutsfreundschaft vorziehet, so überleget „jetzt, was ihr thun wollt.“

Die drey Brüder entfernten sich hierauf. Nachdem sie sich eine kurze Zeit wegen der Antwort beredet hatten, kamen sie zurück, und der älteste von ihnen antwortete im Namen der andern folgendes:

„Wären wir frey und unsre eigne Herren, o „Tullus, könnten wir nach unserm eignen Gutdünken „einen Entschluß fassen, so würden wir auf deinen An„trag, ob wir wohl Lust hätten, uns mit unsern Vet„tern in einen Kampf einzulassen, ohne den geringsten „Verzug geantwortet, und unsre Gesinnung an den „Tag gelegt haben. Allein, da wir noch einen Vater „haben, ohne dessen Mitwissen wir uns nicht für be„rechtigt halten, das geringste zu sagen oder zu thun, „so bitten wir dich um Erlaubniß, unsre Antwort so „lange verschieben zu dürfen, bis wir erst mit unserm „Vater deßwegen gesprochen haben.“

Der König ließ sich dieses gerne gefallen, und lobte sie wegen ihrer Ehrerbietung gegen ihren Vater. Sie giengen also zu ihm, machten ihm den Vorschlag des Fufetius, die Rede des Königs an sie und ihre

darauf ertheilte Antwort bekannt, und baten ihn, ihnen seinen Willen darüber zu sagen. Worauf er ihnen folgendes antwortete:

„Ihr handelt sehr wohl und wie gehorsame Kinder, meine Söhne, daß ihr alles auf den Willen eures Vaters ankommen lasset, und nichts ohne mein Wissen thun wollet. Doch ist es jetzt schon Zeit, daß ihr eure eigne Einsichten in Sachen von solcher Wichtigkeit an den Tag leget. Setzet also einmal den Fall, daß ich nicht mehr am Leben wäre, und saget mir, was würdet ihr wohl thun, wenn ihr für euch selbst, ohne euren Vater um Rath zu fragen, einen Entschluß fassen solltet?“

„Wir würden uns keinen Augenblick bedenken, mein Vater, versetzte der Aelteste hierauf, für die Sache unsers Vaterlandes zu fechten, und alles gern ertragen, was die Götter über uns beschlossen hätten. Denn lieber wollten wir sterben, als ein Leben erhalten, das deiner und unsrer Vorfahren unwürdig wäre. Unsre Verwandtschaft aber mit den Curiatiern wird nicht durch uns, sondern durch die Schickung des Himmels selbst aufgehoben, und wir dürfen uns also kein Gewissen darüber machen. Denn, da die Curiatier die Blutsfreundschaft der Liebe zum Ruhm nachsetzen, sollten da die Horatier sich ein Bedenken daraus machen, die Tapferkeit der Liebe zu ihren Verwandten vorzuziehen?“

Der Vater, voller Freude über diese edle Denkungsart seiner Söhne, hub seine Hände gen Himmel und dankte den Göttern, daß sie ihm solche brave Söhne gegeben hätten. Darauf umarmte und küßte er

sie

ſie einen nach dem andern mit der gröſten Zärtlichkeit und ſagte: „Ihr habt meinen völligen Beyfall, mei„ne beſten Kinder. Gehet alſo und bringt dem Tullus „dieſe Antwort, die eurer kindlichen Liebe und Tapfer„keit ſo viele Ehre macht.“ Sie eilten daher, voller Freude über den Beyfall ihres Vaters zum Tullus, und machten ihm ihren Entſchluß, den Kampf zu übernehmen, bekannt. Dieſer berief ſogleich den Senat zuſammen, überhäufte die drey Brüder mit Lobſprüchen, und ſchickte darauf Geſandten an die Albaner, um ihnen bekannt zu machen, daß die Römer ſich ſeinen Vorſchlag gefallen ließen, und die Horatier bereit wären, mit den Curiatiern wegen der Oberherrſchaft zu fechten.

Ich werde jetzt, meinem Entwurfe gemäß, den ganzen Verlauf dieſes Gefechtes, nebſt den darauf erfolgten Begebenheiten, die ſo außerordentlich ſind, daß ſie mehr einer Tragödie als einer Geſchichte gleich ſehen, umſtändlich und mit aller mir möglichen Genauigkeit erzählen. Als nehmlich die Zeit des Vergleichs verfloſſen war, marſchierte die ganze Römiſche Armee heraus. Der König folgte gleich mit den drey Brüdern, welche vorher den Göttern des Vaterlandes Gelübde gethan hatten, nach. Sie wurden durch das ganze Volk mit den gröſten Lobeserhebungen und Glückwünſchen begleitet, und mit Blumen bekränzt. Die Albaner waren unterdeſſen auch ſchon herausgerückt. Beyde Armeen ſchlugen alſo an demſelben Orte, wo ſie ſchon vorher geſtanden hatten, nahe bey einander ihr Lager auf, und zwar ſo, daß die Gränze, welche das Gebiet der Römer und Albaner von einander abſonder-

te, den Zwischenraum der Lager ausmachte. Dieser Ort wurde zum Kampfplatze bestimmt. Das erste, was darauf vorgenommen wurde, war, daß man von beyden Seiten ein Opfer brachte, und bey demselben beschwur, daß jede Stadt mit ihrem Schicksal, so wie es das Gefecht der drey Brüder entscheiden würde, zufrieden seyn, und den getroffenen Vergleich nicht nur jetzt, sondern auch in allen künftigen Zeiten heilig und getreu beobachten wollte.

Nachdem diese gottesdienstlichen Gebräuche geendiget waren, giengen beyde Armeen unbewaffnet aus dem Lager, um das Gefecht anzusehen, und ließen in der Mitte einen Raum von drey oder vier Stadien für die Kämpfenden offen. Kurz darauf führte der General der Albaner die Curiatier, und der König der Römer die Horatier hervor, mit den schönsten Waffen, und in allem dem Schmucke, womit man Leute, die dem Tode bestimmt sind, zu zieren pflegt. Sobald sie einander nahe kamen, übergaben sie ihre Degen ihren Waffenträgern, liefen dann auf einander zu, umarmten sich, benetzten sich mit Thränen, und grüßten sich unter einander in den allerzärtlichsten Ausdrücken. Keiner der Anwesenden konnte sich bey diesem Anblick der Thränen enthalten. Alle beschuldigten sowohl sich selbst als ihre Anführer der gröſten Unmenschlichkeit, daß man von so nahen Blutsfreunden verlangte, sich durch eine solche That zu verschulden, da es doch gar nicht an andern gefehlt hätte, wodurch der Streit hätte entschieden werden können. Als sie sich genug umarmt hatten, nahmen sie ihre Degen wieder zurück, ließen diejenigen, welche bey ihnen waren, sich entfernen,

stell-

ſtellten ſich nach dem Alter in Ordnung, und fiengen darauf den Kampf an.

Bisher war in beyden Armeen noch alles ganz ruhig und ſtille geweſen; jetzt aber erhub ſich auf einmal von beyden Seiten ein vermiſchtes Geſchrey von wechſelſeitigem Zurufen, und Aufmunterungen, Gelübden, Bitten, Wehklagen, kurz von allen verſcheidnen Ausdrücken der Leidenſchaften, die in einem Gefechte erregt zu werden pflegen. Man war nicht ſowohl auf das, was man würklich vor Augen ſahe, als auf die Folgen, die man darinn vorherzuſehen glaubte, aufmerkſam, und bildete ſich oft weit mehr ein, als in der That geſchah. Denn die weite Entfernung machte vieles undeutlich; wozu denn noch kam, daß einen jeden die Zuneigung, die er für die von ſeiner Parthey hatte, verleitete, alles nach ſeinem Wunſche auszulegen. Ueberdem waren die Umſtände des Streits ſo abwechſelnd, indem die eine Parthey bald die andre angriff, bald ſich auf die Flucht begab, bald wieder umkehrte, daß man dadurch immer zweifelhaft gemacht wurde. Dieſes dauerte lange fort, ohne daß etwas zum Vortheil der einen oder der andern Parthey entſchieden wurde. Denn an Stärke des Körpers und an Tapferkeit gaben ſie einander nichts nach, und dabey waren ſie mit den vortrefflichſten Waffen verſehen, die keinen Theil ihres Körpers, wo ſich leicht eine tödtliche Wunde hätte beybringen laſſen, unbedeckt ließen. So daß zuletzt die mehrſten Römer und Albaner aus Ungeduld über den Ausgang und Mitleiden mit den Ihrigen unvermerkt an allen Gemüthsbewegungen der Streitenden den genaueſten Antheil nahmen, und lieber

selbst mitgefochten, als bloße Zuschauer abgegeben hätten.

Endlich wurde der älteste der Albaner mit seinem Gegner handgemein, und nachdem er ihm eine Menge Wunden beygebracht, und auch selbst empfangen hatte, glückte es ihm endlich, dem Römer den Degen durch den Leib zu stoßen; so daß er, da er ohnedem durch die andern Wunden schon entkräftet war, durch diesen tödtlichen Stich sogleich entseelt bey ihm niederfiel. Alsobald erhuben beyde Armeen ein großes Geschrey; die Albaner nehmlich, weil sie sich einbildeten, daß sie jetzt schon den Sieg erfochten hätten, die Römer aber, weil sie sich nunmehr für überwunden hielten. Denn sie glaubten, ihre beyden übrigen würden nun leicht von den Albanern niedergemacht werden können. Unterdeß fiel der Horatier, welcher seinem gefallenen Bruder der nächste gewesen war, den Albaner in der ersten Freude über sein Glück plötzlich an, und stieß ihm nach vielen Wunden von beyden Seiten seinen Degen in die Kehle, daß er auch zur Erde fiel. Kaum hatte diese Aenderung in dem Glück der Streitenden auch eine Veränderung in den Gemüthern der Zuschauer hervorgebracht, indem die Römer nun wieder Muth faßten, die Albaner hingegen sich ihrer Freude wieder beraubt sahen, so schlug ein neuer Zufall auf einmal den Muth der Römer wieder nieder, und richtete die Hoffnung der Feinde wieder auf. Denn als der Albaner gefallen war, ließ sich der Bruder desselben, welcher ihm am nächsten gestanden, mit dem Römer, der ihn nieder gemacht hatte, ein. Worauf sie sich beyde sehr gefährlich verwundeten. Der Albaner nehmlich

stieß

ſtieß dem Römer ſeinen Degen durch den Rücken bis in den Unterleib, der Römer aber drang ſich unter den Schild ſeines Gegners und hieb ihm die Kniekehle entzwey. Der Römer, welcher die tödtliche Wunde bekommen hatte, fiel ſogleich todt zur Erde. Sein Gegner aber, welcher die Wunde am Knie bekommen hatte, und daher nicht feſte ſtehen konnte, ſondern ſich auf ſeinen Schild ſtützen muſte, hinkte ſo noch fort, um mit ſeinem Bruder auf den noch übrigen Römer, der ſie erwartete, los zu gehen. Sie griffen ihn darauf, der eine von vorne und der andre von hinten zu, an. Weil nun der Römer, der noch bey guten Kräften war, befürchtete, ſie möchten ihm auf dieſe Weiſe bald überlegen ſeyn, ſo faßte er den Anſchlag, ſie zu trennen, und ſich mit einem jeden beſonders einzulaſſen. Er glaubte, dieſes würde ihm leicht gelingen, wenn er ſich ſtellte, als wenn er vor ihnen flöhe. Denn alsdann würde er nicht von beyden zugleich, ſondern bloß von dem einen, welcher noch nicht verwundet war, und alſo ſeinen Bruder nothwendig zurück laſſen muſte, verfolgt werden. Er begab ſich alſo auf die Flucht und ſahe ſich auch in ſeiner Hoffnung nicht betrogen. Denn der eine Albaner ſetzte ihm ſogleich auf dem Fuße nach, da unterdeſſen der andre, der durch ſeine Wunde aufgehalten wurde, weit zurück blieb. Nun zweifelten die Albaner gar nicht mehr an einem gewiſſen Siege; ſie munterten daher die Ihrigen durch freudige Zurufungen auf, ſtimmten Loblieder an, und bekränzten ſich mit Blumen. Die Römer hingegen machten den Ihrigen Vorwürfe, und beklagten ſich über ihr Schickſal, als wenn ſie nun das Glück gänzlich verlaſſen hätte. Un-

terdessen nahm der Römer seine Zeit in Acht, kehrte sich plötzlich um, hieb dem Albaner, eh er sichs versah, den Arm, mit welchem er den Degen hielt, herunter, und brachte ihn darauf durch noch eine Wunde ums Leben. Sodann fiel er auch den letzten Albaner, der ohnedem schon halb entseelt, und ohne alle Kräfte war, an, und machte ihn ebenfalls nieder. Hierauf zog er seinen Vettern die Waffen aus und eilte in die Stadt, um seinem Vater selbst die erste Nachricht von seinem Siege zu überbringen.

Doch auch er sollte, weil er ein Mensch war, nicht ganz vollkommen glücklich seyn, sondern auch etwas von dem Neide des Schicksals erfahren. Es hatte ihn in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Größe, und zu einem blendenden Ruhm erhoben; aber noch denselben Tag stürzte es ihn durch einen Schwestermord in das bedaurenswürdigste Elend herab. Denn, als er vor den Thoren der Stadt anlangete, sahe er mitten unter einer großen Menge Volks, welches ihm entgegen eilte, seine Schwester in vollem Lauf auf ihn zu kommen. Er verwunderte sich anfangs, daß sie, da sie doch schon mannbar war, ihre Mutter und das Haus verlassen, und sich unter die unbekannte Menge herausgewagt hätte, und hatte viele seltsame Muthmaßungen deßwegen; doch brachte ihn die Billigkeit und sein gutes Herz bald auf die Gedanken, daß sie aus Begierde, ihn, ihren einzigen noch übrigen Bruder, zu bewillkommen und von ihm zu hören, welch ein rühmliches Ende die beyden andern genommen, den Wohlstand aus den Augen gesetzt hätte, wie es bey dem weiblichen Geschlecht in dergleichen Fällen eben nicht ungewöhnlich

ge-

gewöhnlich ist. Allein er irrte sich; denn sie hatte sich gar nicht aus Verlangen nach ihren Brüdern, sondern vielmehr aus Liebe zu einem ihrer Vettern, dem sie von ihrem Vater zur Ehe versprochen war, wieder die Gewohnheit unter das Volk herausbegeben. Diese Liebe hatte sie bisher immer verborgen gehalten; sobald sie aber durch jemand aus dem Lager erfuhr, was für einen Ausgang das Gefecht genommen, so konnte sie sich nicht länger halten, sondern stürzte wie eine Rasende aus dem Hause und rannte nach dem Thore, ohne sich im geringsten an das Rufen ihrer Amme, welche ihr nachlief, zu kehren. Als sie nun vor das Thor kam, und ihren Bruder voller Freuden mit dem Siegskranze, den ihm der König aufgesetzt hatte, hereinkommen sah, und unter den Kleidungen der verstorbnen Curiatier, welche ihm nachgetragen wurden, ein buntes Kriegskleid erblickte, welches sie selbst nebst ihrer Mutter gemacht, und ihrem Bräutigam als ein Heirathsgeschenk geschickt hatte: denn die Lateiner hatten die Gewohnheit, wenn sie sich um ein Mädchen bewarben, dergleichen Kleider zu tragen; als sie dieses erblickte, wie es ganz mit dem Blute ihres Geliebten befleckt war, so zerriß sie ihre Kleider, schlug sich mit beyden Händen an die Brust, und rief mit vielen Thränen und großem Geschrey ihren Vetter bey Namen; so daß ein jeder, der zugegen war, darüber bestürzt wurde. Aber nicht zufrieden, daß sie den Tod ihres Bräutigams beweint hatte, sahe sie ihren Bruder mit starren Augen an, und sagte:

„Du schändlichster unter allen Menschen, freuest „du dich noch, daß du deine Vettern ermordest, daß

„du

„du mich, deine elendeste Schwester, ihres Bräuti-
„gams beraubt hast? Unseliger! kannst du ohne Be-
„trübniß an den Tod deiner Blutsfreunde denken, die
„du sonst Brüder nanntest? Kannst du noch vor Ent-
„zücken außer dir seyn, als wenn du die herrlichste That
„von der Welt verrichtet hättest, und bey einem so gro-
„ßen Unglücke dich noch mit Siegeskränzen schmücken?
„Von welchem wilden Thiere hast du dieses Herz an-
„genommen?“

„Es ist das Herz eines Bürgers, versetzte ihr
„Bruder darauf, welcher sein Vaterland liebt, und
„diejenigen, welche ihm übel wollen, bestraft, sie seyn
„Fremde oder Angehörige, worunter ich auch dich rech-
„ne, dich, die du zu der Zeit, da du zugleich das
„gröste Glück und Unglück, welches uns begegnen konn-
„te, nehmlich den Sieg, welchen ich, dein Bruder,
„so eben für das Vaterland erfochten habe, und den
„Tod deiner beyden andern Brüder erfährst, dennoch
„dich weder, du Schändlichste, über das gemeinschaft-
„liche Glück deines Vaterlandes freuest, noch das Un-
„glück unsrer eignen Familie beklagst, sondern, ohne an
„deine Brüder zu denken, den Tod deines Bräuti-
„gams beweinst, und das nicht etwa im Verborgenen,
„sondern vor den Augen der ganzen Stadt, und mir
„noch dazu meine Tapferkeit und meine Siegskränze
„vorwirfst, du Unmensch, das den Namen eines Mäd-
„chens nicht verdient, du Feindinn deiner Brüder, du
„Schande deiner Vorfahren! Weil dir also der Tod
„deiner Vettern näher zu Herzen gehet, als der Tod
„deiner Brüder, und dein Leib zwar bey den Lebendi-
„gen, deine Seele aber bey den Todten ist, so gehe

„jetzt

„jetzt hin zu dem, welchen du sehnlich zurückrufest, und „höre auf deinen Vater und deine Brüder zu schimpfen.“

Mit diesen Worten stieß er ihr, da er seinen Zorn über ihr Vergehen nicht länger mäßigen konnte, den Degen durch den Leib, und begab sich darauf zu seinem Vater. Die Denkungsart und Sitten der Römer in den damaligen Zeiten zeigten einen so großen Haß gegen alles Böse, und waren so strenge, oder vielmehr, wenn man sie mit den heutigen Sitten und Lebensart vergleicht, so grausam, hart, und fast unmenschlich, daß der Vater des Horatius, als er diese entsetzliche Begebenheit hörte, nicht einmal mißvergnügt darüber wurde, sondern vielmehr der Meynung war, daß sein Sohn recht wohl und edel daran gehandelt habe. Er litte daher auch nicht, daß der Leichnahm seiner Tochter in sein Haus gebracht, oder daß sie in dem Familienbegräbniß begraben, oder daß ein Leichenbegängniß, oder was sonst dergleichen gewöhnlich ist, zu ihren Ehren angestellt wurde; sondern er ließ sie an dem Orte, wo sie erstochen war, liegen, so daß die Vorübergehenden Erde und Steine auf sie warfen, und sie auf diese Art, weil sich ihre Angehörigen gar nicht um sie bekümmerten, begruben. So sehr man hieraus die Härte und Strenge dieses Mannes erkennen kann, so beweiset es doch das folgende nicht weniger. An demselben Tage nehmlich brachte er den Göttern die Opfer, welche er ihnen gelobt hatte, gleich als wenn ihm das allergröste Glück wiederfahren wäre, und bewirthete seine Freunde aufs herrlichste, nicht anders als an den allergrösten Festen, indem er gegen das Glück seines Vaterlandes sein eignes Unglück nicht achtete. Dergleichen

aber wird nicht allein vom Horatius, sondern von vielen andern berühmten Römern nach seiner Zeit erzählt, die ebenfalls gleich nach dem Tode ihrer Kinder geopfert, Kränze getragen, und Triumphe gehalten haben, wenn sie eben der Republik einen wichtigen Dienst geleistet hatten; wovon ich zu seiner Zeit auch reden werde.

Nachdem das Gefecht der Horatier und Curiatier diesen Ausgang genommen hatte, thaten sich die Römer im Lager, nachdem sie die Getödteten auf der Stelle, wo sie gefallen waren, aufs prächtigste begraben, und den Göttern Dankopfer gebracht hatten, was zu gute, und überließen sich der Freude. Die Albaner hingegen waren ganz betrübt und voller Verdruß über den unglücklichen Ausgang der Sache, machten ihrem Anführer wegen seines Verfahrens Vorwürfe, und brachten mehrentheils, ohne etwas zu essen, oder sich sonst zu pflegen, den übrigen Theil des Tages hin. Den folgenden Tag ließ sie der König der Römer zusammen kommen, und suchte sie auf alle Weise zu trösten und aufzurichten. Er versprach ihnen, daß er ihnen nichts unanständiges, nichts hartes, nichts was den Pflichten ihrer alten Blutsfreundschaft zuwider wäre, auferlegen, sondern sich das Beste beyder Städte auf gleiche Weise angelegen seyn lassen würde. Er bestätigte auch den Fufetius in seiner Würde, und nahm sonst in ihrer Staatsverfassung nicht die geringste Aenderung vor. Hierauf kehrte er mit der Armee nach Rom zurück, und hielt auf Verordnung des Senats bey seinem Einzuge in die Stadt einen Triumph. *

Als

* Livius erzählt diesen berühmten Kampf der Horatier und

Als der Triumph geendiget war, und er sich nun wieder den bürgerlichen Geschäften widmete, so kamen einige sehr angesehene Bürger zu ihm, und klagten den Horatius wegen der Ermordung seiner Schwester an. Sie hielten eine weitläuftige Rede gegen ihn, worinn sie die Gesetze, nach welchen es nicht erlaubt sey, unverhörter Sache jemand umzubringen, und viele Beyspiele von den Strafgerichten der Götter über solche Städte, welche dergleichen Verbrechen nicht bestraft hätten, anführten. Der Vater vertheidigte seinen Sohn, und schob die Schuld allein auf die Tochter. Er sagte, die That seines Sohnes sey nicht ein Mord, sondern vielmehr eine gerechte Strafe, und verlangte, daß er, da er Vater von beyden wäre, und das Unglück seine Familie beträfe, auch selbst der Richter darüber seyn müsse. Nach vielen Reden von beyden Seiten war der König sehr unschlüssig, was er für einen Ausspruch thun sollte. Auf der einen Seite hielt

und Curiatier etwas anders. Nach ihm waren schon zween der Horatier geblieben, als die drey Albaner noch insgesamt am Leben waren, welche darauf einer nach dem andern durch den noch übrigen Römer niedergemacht wurden. Dieses ist nun zwar etwas wunderbarer, und läst sich also auch angenehmer lesen, ob es aber der Wahrheit gemäßer ist, das ist eine andre Frage. Livius war ein Römer, der es aber vielleicht, wenn es auf den Ruhm seiner Nation ankam, mit der Wahrheit so ganz genau nicht nehmen mochte. Man findet dergleichen Züge, wo er in dieser Absicht das Wunderbare dem Natürlichen vorzieht, mehrere. Dionysius übertrifft ihn an Zuverlässigkeit so sehr, als er von ihm in der Schönheit der Schreibart übertroffen wird.

hielt er es für unrecht, einen Menschen, welcher selbst bekannte, daß er seine Schwester unverhörter Sache und ohne rechtmäßige Ursachen ermordet habe, loszusprechen, als wodurch er den Fluch und die Strafe, welche ein solches Verbrechen verdiente, auf sein eignes Haus laden würde; auf der andern Seite aber wollte er nicht gerne denjenigen als einen Mörder hinrichten, der sein Leben für das Vaterland gewagt, und ihm eine so große Macht verschaffet hatte, vornehmlich da sein Vater selbst ihn von aller Schuld frey sprach, dem doch sowohl die Natur als die Gesetze das Recht gaben, seine Tochter nach Gefallen zu bestrafen. In dieser Unschlüssigkeit hielt ers endlich fürs beste, dem Volke die Entscheidung der Sache zu überlassen. Dieses, welches damals zuerst über Leben und Tod zu entscheiden hatte, trat auf die Seite des Vaters, und sprach den jungen Horatius von aller Strafe des Schwestermordes frey.

Allein, die bloße Entscheidung der Menschen schien dem König, wenn man anders der Gottesfurcht vollkommen gemäß verfahren wollte, noch nicht genug zu seyn. Er ließ daher die Pontifexe zu sich kommen, um durch sie alle Götter zu versöhnen, und den Horatius nach allen Gebräuchen, deren man sich bey einem unvorsetzlich begangenen Morde zu bedienen pflegt, zu reinigen. Sie errichteten daher zween Altäre, einen der Juno, als der Schutzgöttinn der Schwestern, und den andern einem gewissen Gotte des Landes, welcher in der Landessprache Janus heißt, und seit der Zeit auch nach den Curiatiern, die von dem Horatius überwunden waren, benannt wird. Auf diesen Altären ver-

verrichteten sie gewisse Opfer, und ließen darauf nach verschiednen andern Reinigungen den Horatius unter dem Joch hergehen. Die Römer haben nehmlich die Gewohnheit, so oft sich ihnen die Feinde zu Gefangenen geben, und die Waffen niederlegen, zween gerade Pfähle in die Erde zu schlagen, und einen dritten queer darüber zu bevestigen, worunter die Gefangenen hergehen müssen, und hernach frey nach Hause zurückkehren können. Dieses nennen sie ein Joch, dessen sie sich auch bey dieser Gelegenheit zum Schluß der andern Reinigungsgebräuche bey dem jungen Horatius bedienten. Der Ort der Stadt, wo diese Reinigung vorgenommen wurde, wird von den Römern für heilig gehalten. Er befindet sich in einem kleinen Gäßchen, wodurch man von den Carinen * in das sogenannte Cyprische Gäßchen herunter geht. Die beyden damals errichteten Altäre sind noch vorhanden, und über denselben her ist ein Balken in den beyden gegenüberstehenden Wänden befestigt, welcher von den Römern der Schwesterbalken genennt wird, und worunter ein jeder, der aus dem Gäßchen will, hergehen muß. Dieser Ort also ist ein Denkmal dieser Begebenheit, und wird durch jährliche Opfer von dem Römischen Volke beehrt. Ein anderes Denkmal dieser tapfern That des Horatius ist der eckigte Pfeiler, welcher in dem zweyten bedeckten Gange auf dem Markte der erste ist. An demselben war

* Eine gewisse Gegend in der Stadt Rom, welche wegen ihrer Aehnlichkeit mit Schiffen, die auf lateinisch Carinä heißen, diesen Namen hatte.

war ehemals die Rüstung der drey Curiatier aufgehängt. Von dieser ist zwar durch die Länge der Zeit nichts mehr übrig, aber der Pfeiler heist noch jetzt der Pfeiler des Horatius. Es wurde auch auf Veranlassung dieser Begebenheit zum unsterblichen Ruhm der Horatier ein Gesetz gegeben, welches noch jetzt beobachtet wird, daß nehmlich denenjenigen, welchen auf einmal drey Söhne geboren werden, die Erziehungskosten für dieselben, bis sie erwachsen sind, aus dem öffentlichen Schatze gereicht werden sollen. Dieses also waren die außerordentlichen und wunderbaren Schicksale der Horatischen Familie.

Der König brachte hierauf ein ganzes Jahr damit zu, sich zum Kriege gegen die Fidenater zu rüsten. Die Ursachen, warum er sie mit Krieg überziehen wollte, waren, daß sie sich an die Auffoderung, sich wegen der heimlichen Anschläge, gegen die Römer und Albaner, womit sie umgegangen waren, zu verantworten, nicht gekehrt, sondern vielmehr sogleich zu den Waffen gegriffen, die Thore verschlossen, die Vejenter zu Hülfe gerufen hatten, und also öffentlich abgefallen waren; daß sie ferner den Römischen Gesandten, welche sie um die Ursach ihres Abfalls fragen mußten, zur Antwort gegeben hatten, sie hätten seit dem Tode des Romulus gar keine Verbindung mit den Römern mehr, weil sie bloß mit dem ein Bündniß geschlossen, und ihm den Eid der Treue geleistet hätten.

Dieser Ursachen wegen also ließ der König nicht nur seine eigenen Völker sich rüsten, sondern auch die Hülfstruppen seiner Bundsgenossen zusammen kommen, worunter der größte und beßte Theil aus Albanern bestand,

ſtand, welche vom Metius Fufetius commandirt wurden. Dieſe machten allein mehr aus als alle übrigen. Tullus lobte daher den Fufetius als einen eifrigen und treuen Bundsgenoſſen, der ſich ſein Glück beßtens angelegen ſeyn ließe, und ließ ihn an allen ſeinen Rathſchlägen Antheil nehmen. Allein Fufetius, der von ſeinen Mitbürgern immer den Vorwurf hören mußte, daß er ſein Commando ſchlecht verwaltet habe, ja ſo gar der Verrätherey beſchuldigt wurde, weil er ſchon ins dritte Jahr mit Bewilligung des Tullus Dictator war, und ohnedem nicht gerne von einem andern abhängen, ſondern lieber ſelbſt herrſchen, als der Oberherrſchaft des Tullus unterworfen ſeyn wollte, faßte den aller abſcheulichſten Anſchlag. Er ſchickte nehmlich heimlich Geſandten an die Feinde der Römer, welche noch zweifelhaft waren, ob ſie den Abfall wagen ſollten, ab, und munterte ſie auf, ſich nicht länger zu bedenken, weil er mitten im Treffen ſich zu ihnen ſchlagen, und gemeinſchaftlich mit ihnen die Römer angreifen wollte. Und dieſes wußte er ſo geheim zu halten, daß keiner das geringſte davon gewahr wurde.

Tullus rückte unterdeſſen, ſo bald er ſowohl ſeine eigne Truppen als die Hülfsvölker der Bundsgenoſſen zuſammen hatte, gegen den Feind, gieng über den Fluß Anienes, und ſchlug nicht weit von Fidenä ſein Lager auf, wo er eine große Armee ſowohl der Fidenater als ihrer Bundsgenoſſen in Schlachtordnung vor der Stadt antraf. Den erſten Tag hielt er ſich noch ganz ruhig; den folgenden aber ließ er den Fufetius nebſt ſeinen andern vertrauteſten Freunden zu ſich kommen, und berathſchlagte ſich mit ihnen, wegen der beßten Art, dieſen Krieg zu führen. Alle waren der Meynung, man müſſe die Zeit

nicht in die Länge ziehen, sondern so bald als möglich ein Treffen wagen. Tullus wies also einem jeden seinen bestimmten Platz und Ordnung an, und bestimmte den folgenden Tag zum Treffen, worauf er die Versammlung aus einander gehen ließ. Hierauf berief Fufetius, der seine Verrätherey nur noch wenigen seiner Freunde anvertrauet hatte, sogleich die vornehmsten seiner Tribunen und Centurionen zusammen, und hielt folgende Rede an sie:

„Ich werde euch jetzt, ihr Tribunen und Centu„rionen, eine sehr wichtige und ganz unerwartete Sache „entdecken, die ich bisher ganz verborgen gehalten habe. „Ich beschwöre euch aber, wenn ihr mich nicht ins Ver„derben stürzen wollet, sie ganz geheim zu halten, und „wenn ihr findet, daß ihre glückliche Ausführung uns „große Vortheile verschaffen würde, mir in meinem Vor„haben beyzustehen. Weitläuftig davon zu reden, erlaubt „mir jetzt die Kürze der Zeit nicht, ich will euch bloß das nö„thigste und wichtigste davon sagen. Die ganze Zeit „über, daß wir der Herrschaft der Römer unterworfen „sind, habe ich beständig in der größten Schaam und „Bekümmerniß zugebracht, ob mich gleich ihr König „mit der höchsten Obrigkeitlichen Würde, die ich jetzt „schon ins dritte Jahr bekleide, und wenn ich wollte, Le„bens lang behalten könnte, beehrt hat. Allein ich sehe „es als das größte aller Uebel an, in einem unglücklichen „Staate der einzige Glückliche zu seyn; und weil ich zu„gleich überzeugt bin, daß man uns gegen alle menschliche „Rechte und Billigkeit die Oberherrschaft entrissen hat, „so habe ich auf Mittel gedacht, wie wir dieselbe ohne „große Gefahr wieder erlangen könnten. Nach vielen

„Ueber-

„Ueberlegungen, die ich deßwegen angeſtellt, fand ich,
„daß es der leichteſte Weg, und der mich am ſicherſten
„zu meinem Zwecke leiten, ſeyn würde, wenn die Römer
„mit den benachbarten Völkern in Krieg verwickelt würden.
„Denn alsdenn, ſah ich wohl, würden ſie Bundsgenoſ-
„ſen nöthig haben, und vor allen andern uns; da uns
„denn keiner zu lehren brauchte, daß es uns anſtändiger
„und gerechter ſey, für unſre eigne Freyheit, als für die
„Oberherrſchaft der Römer zu fechten. In dieſer Abſicht
„alſo habe ich gleichſam durch ein verborgenes Triebwerk
„die unterworfenen Völker der Römer, beſonders die Ve-
„jenter und Fidenater, zum Kriege gegen ſie aufgewiegelt,
„mit dem Verſprechen, ihnen alsdenn zu Hülfe zu kom-
„men. Bis jetzt habe ich die ganze Sache ſo geheim ge-
„halten, daß die Römer nicht das geringſte davon erfah-
„ren haben, und wir alſo die bequemſte Gelegenheit zum An-
„griffe abwarten können. Nun ſehet einmal, wie groß die
„Vortheile ſind, die wir dadurch erhalten werden. Fürs
„erſte, wenn wir einen offenbaren Abfall gewagt hätten,
„ſo würden wir haben befürchten müſſen, entweder ganz
„unvorbereitet von ihnen in die Enge getrieben zu werden,
„und bloß von unſrer eignen Macht unterſtützt, alles aufs
„Spiel zu ſetzen, oder während unſrer Zurüſtungen und
„Bewerbungen um fremde Hülfsvölker von ihnen in vol-
„ler Bereitſchaft übereilt zu werden; ſo aber fallen dieſe
„beyde große Schwierigkeiten gänzlich weg, und wir
„haben doch den doppelten Vortheil, den uns unſre eigne
„Macht und der Beyſtand unſrer Freunde hätte geben
„können. Hiernächſt werden wir nun nicht nöthig haben,
„gegen die große faſt unüberwindliche Macht und das gu-
„te Glück unſrer Feinde mit Gewalt zu kämpfen, ſondern

„wir werden uns eines Mittels bedienen, welchem ſelbſt die „größte Macht nicht gewachſen iſt, nehmlich der Liſt und „des Betrugs, eines Mittels, welches von uns weder „zuerſt noch allein gebraucht wird. Hierzu kömmt noch, „daß wir zu unſrer eignen Macht, welche ſich gegen die „ganze Armee der Römer und ihrer Bundsgenoſſen allein „nicht wagen dürfte, den Beyſtand dieſer großen Macht „der Vejenter und Fidenater, welche ihr vor euch ſehet, „bekommen haben. Und ich habe dafür geſorgt, daß wir „uns ganz ſicher auf ſie verlaſſen können. Denn die Fi„denater werden nicht in unſerm Lande, ſondern in ihrem „eignen und für daſſelbe, und doch zugleich auch für das „unſrige fechten. Was aber unter allen Dingen den „Menſchen am angenehmſten iſt, aber nur einigen weni„gen in den vergangenen Zeiten, als ein ſeltenes Glück „zu Theil geworden, auch das werden wir erlangen. „Wir werden nehmlich eine große Wohlthat von unſern „Bundsgenoſſen erhalten, da es doch ſcheinen wird, „als wenn wir ihnen dieſelbe ertheilten. Denn wenn uns „alles nach Wunſche von ſtatten geht, wie es höchſt „wahrſcheinlich iſt, ſo werden die Fidenater und Vejenter „uns von einer beſchwerlichen Herrſchaft befreyen, und „uns doch, gleich als wenn wir ihnen einen Dienſt erwieſen „hätten, noch dazu großen Dank wiſſen. Dieſes iſt es, „was ich mit großer Sorge ins Werk gerichtet habe, und „was mir hinreichend ſcheinet, euch mit Muth und Be„gierde, den Abfall zu wagen, zu erfüllen. Höret jetzt, „wie ich die Sache weiter angreifen werde. Tullus hat „mir in der Schlachtordnung unter dem Berge meinen „Platz angewieſen, und mir das Commando über den „einen Flügel aufgetragen. Sobald nun die Feinde ange„grif-

„griffen werden ſollen, ſo werde ich mich ohne Ordnung „auf den Berg ziehen, wohin ihr mir denn in aller Ord„nung nachfolgen müſſet. Habe ich erſt die Spitze des „Berges erreicht, daß ich außer Gefahr bin, ſo höret, „wie ich es denn weiter machen will. Wenn ich gewahr „werde, daß meine Abſichten nach Wunſch von ſtatten „gehen, daß nehmlich die Feinde durch die Hoffnung un„ſers Beyſtandes neuen Muth bekommen, die Römer „aber in Furcht gerathen, und den Muth ſinken laſſen, „weil ſie ſich von uns verrathen ſehen, und daher mehr „auf die Flucht als auf die Fortſetzung des Treffens be„dacht ſind, welches ohne Zweifel geſchehen wird, ſo „werde ich ſie alſobald anfallen, und das ganze Feld mit „ihren Todten bedecken, welches mir gar nicht fehlen „kann, da ich ſie in der größten Furcht und Verwirrung „von einem höhern Orte und dazu mit muthigen Leuten in „der größten Ordnung überfallen werde. Denn nichts „kann in einem Treffen ſo vieles ausrichten, als eine „plötzliche, wenn gleich ungegründete Furcht, daß man „von den Bundsgenoſſen verrathen, oder von friſchen „Truppen angegriffen werde, und ihr wiſſet, daß ſchon „viele große Armeen durch nichts anders, als eine ſolche „leere Einbildung, eine gänzliche Niederlage erlitten ha„ben. Doch in dieſem Fall wird es gewiß keine leere Ein„bildung, keine ungegründete Furcht ſeyn, ſondern „eine Sache, die gewiß keiner jemals ſchrecklicher geſehen „oder erfahren haben ſoll. Sollte ich aber ſehen, daß „die Sache ganz anders ausfiele, als ich denke, (denn „man muß ſich auf alles gefaßt machen, da ſich oft im „menſchlichen Leben Zufälle ereignen, die man nach aller „Wahrſcheinlichkeit gar nicht vermuthen konnte,) ſo wer-

„de ich auch ganz andre Maaßregeln ergreifen. Ich „werde euch nehmlich zugleich mit den Römern gegen die „Feinde anführen, und ihnen den Sieg erfechten helfen. „Hernach will ich sagen, ich hätte mich deßwegen auf den „Berg gezogen, um die Feinde einzuschließen, welches „man mir leichte glauben wird, wenn mein Betragen mit „meinen Worten übereinstimmet. Wir sind also immer, „die Niederlage mag seyn, auf welcher Seite sie will, au„ßer Gefahr; an dem Glück einer von beyden Partheyen aber werden wir allemal Antheil nehmen. Dieses „also ist mein Entschluß, den ich auch mit Hülfe der „Götter zum größten Vortheil, nicht nur der Albaner, „sondern auch aller Lateiner, ausführen werde. Euch „kömmt es nun zu, vor allen Dingen ein unverletzliches „Stillschweigen zu beobachten, und nachher in aller Ord„nung meine Befehle mit der größten Geschwindigkeit „auszurichten, tapfer zu fechten und euren Soldaten gleichen „Muth einzusprechen. Bedenket, daß wir, da wir für „unsre Freyheit fechten, uns in einem ganz andern Falle „befinden, als andre, die der Unterwürfigkeit schon ge„wohnt sind, und seit alten Zeiten her in einer solchen Ver„fassung gelebt haben. Denn wir sind frey und von freyen Leuten gebohren; wir haben die Oberherrschaft über „die benachbarten Völker von unsern Vorfahren geerbt; „sie dauert jetzt schon 500 Jahr, und es ist also unsre „Schuldigkeit, sie auch für unsre Nachkommen zu erhal„ten. Keiner von euch lasse sich durch die Besorgniß, „das Bündniß, welches wir mit den Römern geschlossen, „zu übertreten, und den Eid, welchen wir ihnen geschwo„ren haben, zu brechen, abschrecken, sondern bedenke „vielmehr, daß wir dem Bündniß, welches die Römer

„vor-

„vorher übertreten haben, seine alte Gültigkeit wieder verschaf-
„fen, einem Bündniß, welches gewiß nicht wenig auf
„sich hat, sondern von der Natur selbst angeordnet, und
„durch ein gemeinschaftliches Gesetz aller Griechen und
„Barbaren bestätigt ist, daß nehmlich die Kinder ihren
„Vätern, die Colonien ihren Stiftern, unterworfen seyn
„sollen. Dieses Bündniß also, welches ewig unter den
„Menschen gelten wird, übertreten wir nicht, da wir
„wollen, daß es immer seine Kraft behalten soll. Und
„kein Gott wird es uns als ein Verbrechen zurechnen oder
„über uns zürnen, daß wir es nicht ausstehen können,
„unsern Nachkommen unterwürfig zu seyn. Aber sie sind
„die Uebertreter desselben; sie haben sich unterstanden,
„gottloser Weise ihre menschlichen Gesetze über die göttli-
„chen zu erheben; sie, und nicht uns, wird also auch
„der Zorn der Götter und der Haß der Menschen treffen.
„Wenn ihr also auch insgesammt meinem Vorschlage
„Beyfall gebet, so lasset uns ihn ausführen, und den
„Beystand aller Götter dazu anrufen. Sollte aber ir-
„gend jemand unter euch andrer Meynung seyn, und ent-
„weder dafür halten, daß wir niemals daran denken dür-
„fen, das alte Ansehen unsrer Stadt wieder herzustellen,
„oder daß wir eine bequemere Gelegenheit zu Ausführung
„unsers Vorhabens erwarten müssen, als die jetzige, der
„bedenke sich nicht, uns seine Gedanken zu eröffnen,
„denn ich will mir gerne alles gefallen lassen, was ihr
„insgesammt für das beßte halten werdet.“ Die ganze Versammlung gab dem Fusetius Beyfall, und versprach ihm in allen Stücken zu gehorchen. Er nahm daher jedwedem einen Eid ab, und ließ sie darauf aus einander.

Den folgenden Tag rückten die Fidenater nebſt ihren Bundsgenoſſen mit Aufgang der Sonne aus ihrem Lager, und ſtellten ſich vor demſelben in Schlachtordnung. Eben das thaten auch die Römer. Tullus commandirte den linken Flügel der Römiſchen Armee gegen den Vejentern über, welche den rechten Flügel der Feinde ausmachten. Metius Fufetius aber ſtand mit ſeinen Albanern am rechten Flügel an dem Berge heraus, den Fidenatern gegen über. Sobald die beyden Armeen auf einander los marſchierten, und noch nicht ſo weit gekommen waren, daß ſie ſich treffen konnten, trennten ſich die Albaner von dem übrigen Theile der Armee, und zogen ſich in aller Ordnung auf den Berg. Die Fidenater, welche dieſes gewahr wurden, und alſo nunmehr nicht zweifelten, daß Fufetius ſein Verſprechen halten, und ſeine Verrätherey ausführen würde, griffen ſchon mit mehrerer Zuverſicht den rechten Flügel der Römer an, welcher von ſeinen Hülfstruppen verlaſſen war, und daher auch in Unordnung gebracht wurde, und in große Noth gerieth. Der linke Flügel aber, wo Tullus ſelbſt ſich mit dem auserleſenſten Theil ſeiner Reuterey befand, focht mit deſto größerem Glück, als auf einmal ein Reuter herangejagt kam, und ihm zurief: „Unſer rechter Flügel iſt in großer Noth. „Die Albaner verlaſſen uns, und ziehen ſich auf den „Berg, und die Fidenater, welche ihnen gegen über ſtun„den, und unſern entblößten Flügel jetzt weit überreichen, ma„chen ſchon Anſtalt, uns einzuſchließen.“ Als die Römer dieſes höreten und zugleich ſahen, daß die Albaner ſich in Eil auf den Berg zogen, ſo geriethen ſie in ſo großes Schrecken, von den Feinden umringt zu werden, daß ſie allen Muth verloren, den Feind anzugrei-

zugreifen, ja nicht mehr im Stande waren, ſich zu vertheidigen.

Bey dieſem Vorfall ſoll ſich Tullus eines ſehr klugen Mittels bedient haben, nicht nur die Römiſche Armee von dem offenbaren Untergange, der ſie ſchon von allen Seiten bedrohete, zu erretten, ſondern ſo gar die feindliche ſelbſt gänzlich zu Grunde zu richten. Sobald er nehmlich dieſe Botſchaft vernahm, rief er, ohne die geringſte Beſtürzung bey einem ſo unerwarteten Unglück blicken zu laſſen, ſo laut, daß es auch die Feinde hören konnten: „Jetzt, ihr Römer, iſt der Sieg unſer. Denn „die Albaner haben, auf meinen Befehl, wie ihr ſehet, „jenen Berg beſetzt, um von da her den Feinden in den „Rücken zu fallen. Wir haben alſo unſre ärgſten Feinde „jetzt recht ſo, wie wir es wünſchen. Wir greifen ſie „jetzt von forne und von hinten an, und ſie können weder „vor noch rückwärts, da ſie auf der einen Seite durch „den Fluß, und auf der andern durch den Berg einge„ſchloſſen ſind. Fürchtet euch alſo weiter nicht, und grei„fet ſie mit neuer Hitze an.“ Dieſe Worte wiederholte er mehrmals, indem er eiligſt durch alle Glieder ritt, ſo daß die Fidenater ſich gewiß einbildeten, daß Fufetius ſie durch eine Kriegsliſt hintergangen hätte, weil er ſich nicht ſogleich mit ihnen vereinigte, und auch die Römer nicht angriff, wie er ihnen doch verſprochen hatte. Den Römern hingegen gaben dieſe Worte neuen Muth. Sie fielen daher mit großem Geſchrey und mit aller Macht den Feind an. Die Fidenater ergriffen darauf ſogleich die Flucht, und eilten in größter Unordnung in die Stadt. Der König ließ ihnen in dieſer Verwirrung und Schrecken eine Zeitlang durch die Reuterey nachſetzen, und als

er

er sahe, daß sie nicht mehr im Stande wären, sich wieder zu sammlen, und in Ordnung zu bringen, so ließ er sie davon fliehen, und griff darauf denjenigen Theil der Feinde an, welcher noch in voller Ordnung Widerstand that.

Hier waren die Fußvölker sehr hitzig an einander, der Angriff der Reuterey aber war noch hitziger. Denn die Vejenter, welche diesen Flügel inne hatten, wollten sich nicht sogleich durch die Römische Reuterey zum Weichen bringen lassen, sondern thaten so lange tapfern Widerstand, bis sie endlich erfuhren, daß ihr linker Flügel geschlagen sey, und die ganze Armee der Fidenater mit ihren Bundsgenossen die Flucht ergriffen hätten. Sie befürchteten daher, die Römer, welche den Feinden nachsetzten, möchten ihnen, wenn sie wieder umkehrten, in den Rücken kommen, und sie alsdenn umringet werden. Sie begaben sich also in der größten Unordnung auf die Flucht, und suchten sich durch den Fluß zu retten. Diejenigen nun, welche noch stark genug, und nicht durch Wunden entkräftet waren, und schwimmen konnten, warfen ihre Waffen ab, und kamen glücklich durch den Fluß davon; die andern aber, bey denen dieses nicht war, kamen in den Strudeln ums Leben, weil die Tiber bey Fidenä sehr reißend und voller Krümmungen ist. Tullus schickte hierauf einen Theil der Reuterey ab, um die Feinde, welche auf den Fluß zueilten, niederzumachen; er selbst aber griff mit dem übrigen Theile der Armee das Lager der Vejenter an, und bemächtigte sich desselben im ersten Angriffe. Also glückte es den Römern, allem Anschein zuwider, dem bevorstehenden Untergange zu entgehen.

Fufe-

Fufetius war inzwiſchen, als er ſahe, wie glücklich es dem Tullus gieng, mit den Seinigen von dem Berge herabmarſchiert, und hatte, um den Römern Glauben zu machen, daß er die Pflicht eines getreuen Bundsgenoſſen erfülle, den Fidenatern ebenfalls nachgeſetzt, und eine große Menge derſelben auf der Flucht niedergemacht. Tullus ſahe ſeine ganze Liſt wohl ein, und verabſcheuete ſeine gedoppelte Verrätherey. Dem ungeachtet warf er ihm nicht ſogleich ſein Verbrechen vor, ſondern hielt es für beſſer, ſo lange zu warten, bis er ihn völlig in ſeiner Gewalt hätte. Er lobte ihn daher öffentlich, daß er den Berg beſetzt hätte, gleich als wenn es in der beßten Abſicht von ihm geſchehen wäre; ja er ſchickte ihm ſogar einen Theil ſeiner Reuterey zu Hülfe, und bat ihn, zuletzt noch einen neuen Beweis ſeines Eifers abzulegen, und alle Fidenater, welche die Stadt noch nicht erreichen können, und in großer Menge hin und wieder auf den Feldern zerſtreuet waren, aufzuſuchen und niederzumachen. Fufetius voller Freuden, weil er ſich einbildete, daß ihn wenigſtens die eine ſeiner Abſichten gelungen ſey, und er den Tullus ſo ſchön hintergangen habe, ſetzte auch den Fidenatern eifrig nach, und machte alles nieder, was er nur auf den Feldern zerſtreuet antraf. Nach Untergang der Sonne kehrte er erſt wieder ins Römiſche Lager zurück, und brachte daſelbſt die folgende Nacht mit den Uebrigen in Freude und Luſtbarkeit zu.

Tullus blieb bis um die erſte Nachtwache in dem Lager der Vejenter, und erfuhr daſelbſt von den Vornehmſten der Gefangenen, bey welchen er ſich nach den Urhebern des Abfalls erkundigte, daß Metius Fufetius an der Verſchwörung mit den Vornehmſten Antheil habe. Er ſahe

Digitized by Google

he nunmehr ganz deutlich ein, daß ſein ganzes Betragen mit der Ausſage der Gefangenen aufs genaueſte übereinſtimmte. Er ſetzte ſich daher ſogleich zu Pferde, und eilte mit ſeinen getreueſten Freunden in die Stadt. Sobald er hier ankam, rief er noch vor Mitternacht den Senat zuſammen, machte ihm die Verrätherey der Albaner bekannt, führte die Gefangenen als Zeugen ein, und erzählte, durch was für eine Liſt er die Fidenater und ihre Bundsgenoſſen hintergangen hätte. Er bat ihn endlich, da er jetzt den Krieg ſo glücklich geendigt, ſo möchte er nun ferner überlegen, wie man die Verräther am beßten beſtrafen, und die Albaner aufs künftige klüger und folgſamer machen könnte. Jeder war der Meynung, daß es höchſt gerecht und nothwendig ſey, ein ſo abſcheuliches Verbrechen zu beſtrafen, nur wegen der Art und Weiſe, wie man es am leichteſten und ſicherſten anfangen könnte, war man noch zweifelhaft. Denn verborgener Weiſe ſo viele angeſehene Albaner aus dem Wege zu räumen, ſchien nicht wohl möglich zu ſeyn; wollte man ſich aber öffentlich der Schuldigen bemächtigen und ſie beſtrafen, ſo mußte man befürchten, daß die Albaner das nicht leiden, ſondern zu den Waffen greifen würden; und man wollte ſich doch nicht gerne mit den Fidenatern, Etruſcern und Albanern zugleich in einen Krieg verwickeln. In dieſer Unſchlüſſigkeit eröffnete zuletzt Tullus ſeine Meynung, welche allgemeinen Beyfall erhielt. Ich werde gleich zeigen, worinn dieſe beſtand.

Er ritte nehmlich ſogleich aus der Stadt wieder ins Lager, wo er noch vor Anbruch des Tages, weil es nur 40 Stadien weit von Rom entfernt war, ankam, ließ den Marcus Horatius, den einzigen, welcher von den drey

drey Brüdern noch übrig war, zu sich kommen, und gab ihm den Befehl, sich mit dem auserlesensten Theil der Reuterey und des Fußvolks gerades Weges nach Alba zu begeben, als ein Freund in die Stadt einzurücken, und sodann alle Einwohner derselben zu Gefangenen zu machen, und die ganze Stadt zu schleifen, ohne irgend ein öffentliches oder Privatgebäude, außer den Tempeln, zu verschonen. Von den Einwohnern selbst aber sollte er keinem übel begegnen, oder gar das Leben nehmen, sondern einen jeden das Seinige nach Gefallen heraus bringen lassen. Sobald er den Horatius abgefertiget hatte, rief er die Tribunen und Centurionen zusammen, machte ihnen den Willen des Senats bekannt, und behielt sie als eine Leibwache um sich. Kurz darauf kam auch Fufetius, um dem Tullus seine Freude zu bezeugen, und ihm zu dem erfochtenen Siege Glück zu wünschen. Dieser stellte sich noch immer, als wenn er von nichts wüßte, lobte ihn und sagte, daß er die größten Belohnungen verdient habe. Er bat ihn auch, die Namen derjenigen Albaner, die sich im Treffen besonders gut gehalten hätten, aufzuschreiben, und ihm zu bringen, damit er sie auch an den Früchten des Sieges könnte Theil nehmen lassen. Fufetius schrieb also voller Freuden die Namen seiner vertrautesten Freunde, die an seiner Verrätherey Theil gehabt hatten, auf, und übergab sie ihm. Hierauf gab der König der ganzen Armee Befehl, sich unbewafnet zu versammlen, und als ein jeder zugegen war, befahl er dem Fufetius, sich mit seinen Tribunen und Centurionen zunächst an sein Tribunal zu stellen; auf diese ließ er erst die übrigen Albaner und dann die andern Bundsgenossen folgen. Rings umher stellte er die Römer, von denen die Tapfersten Degen unter ihren

ren Kleidern versteckt hatten. Als er nun seine Feinde so zu haben glaubte, daß sie nichts gegen ihn anfangen könnten, stand er auf, und redete die Versammlung folgendergestalt an:

„Wir haben jetzt, ihr Römer und ihr andern „Freunde und Bundsgenossen, die Fidenater nebst ihren „Gehülfen, welche sich unterstunden, sich in einen offen„baren Krieg mit uns einzulassen, mit göttlicher Hülfe „bestraft. Künftig also werden sie entweder aufhören, „uns zu beunruhigen, oder sie werden noch härter, als die„sesmal, bestraft werden. Jetzt ist es Zeit, da uns das „erste so glücklich von statten gegangen, auch unsere an„dern Feinde zu strafen, die sich zwar unter dem Namen „der Freunde in dem gegenwärtigen Kriege mit uns gegen „die gemeinschaftlichen Feinde vereiniget, aber die uns „schuldige Treue gebrochen, und sich mit den Feinden zu „unserm gänzlichen Untergange in heimliche Unterhandlun„gen eingelassen haben. Diese sind weit mehr zu befürch„ten, und verdienen eine weit härtere Strafe, als die „offenbaren Feinde. Denn vor den Nachstellungen der „letztern kann man sich leicht in Acht nehmen, und wenn „man von ihnen mit offenbarer Gewalt angegriffen wird, „sie abwehren. Gegen solche Feinde aber, die den „Schein der Freunde annehmen, ist es fast unmöglich, „sich in Acht zu nehmen, oder, wenn man von ihnen un„versehens überfallen wird, sich zu vertheidigen. Solche „verborgene Feinde sind diese Leute, welche die Stadt „Alba uns als Bundsgenossen zugeschickt hat, denen wir „doch nichts zu leide gethan, sondern vielmehr die aller„größten Wohlthaten erwiesen haben. Denn wir haben, „da wir ihre Colonie sind, ihrer Herrschaft nicht den min-

„desten

„besten Abbruch gethan, sondern alle Macht, die wir ha-
„ben, uns durch eigne Kräfte im Kriege über unsre
„Feinde erworben. Ja wir haben, da wir unsre Stadt
„gegen die kriegerischesten Völker in Vertheidigungsstand
„gesetzt, für ihr eignes Wohl gearbeitet, und sie vor den
„Anfällen der Etruscer und Sabiner in Sicherheit gesetzt.
„Sie hätten sich also billig über unsern Wohlstand freuen,
„und über unsern Schaden, nicht anders, als wenn er
„sie selbst betroffen hätte, betrüben sollen. Aber dagegen
„haben sie nicht nur uns unsern Wohlstand, sondern sich
„selbst das Glück, welches sie durch uns genossen, nicht
„gegönnet, und uns endlich, da sie ihren Haß, der lan-
„ge im Verborgenen gegährt hatte, nicht länger verbergen
„konnten, neulich öffentlich den Krieg angekündigt. Da
„sie aber wohl sahen, daß wir uns in guten Vertheidi-
„gungsstand gesetzt hatten, und daß sie uns nichts wür-
„den abhaben können, so trugen sie uns die Aussöhnung
„und den Frieden an, und thaten den Vorschlag, unsern
„Streit wegen der Oberherrschaft durch drey Männer aus
„jeder Stadt zu entscheiden. Wir nahmen diesen Vor-
„schlag an, und weil wir in diesem Gefechte den Sieg
„davon trugen, so fiel uns dadurch die Oberherrschaft
„über Alba zu. Wohlan, was thaten wir denn nun?
„Es stund uns völlig frey, Geißeln von ihnen zu neh-
„men, eine Besatzung in Alba zu legen, die vornehmsten
„Anstifter der Uneinigkeiten zwischen den beyden Städten
„entweder hinzurichten, oder des Landes zu verweisen, ihre gan-
„ze Staatsverfassung nach unserm Gutdünken und unsern
„Vortheilen gemäß zu verändern, ihnen einen Theil ihrer Gü-
„ter wegzunehmen, Contribution von ihnen zu fordern, und,
„was das leichteste von allem war, sie der Waffen zu berauben,

„um in dem ruhigen Besitz unsrer Herrschaft desto sicherer zu „seyn. Allein von allem diesem haben wir nichts gethan, „wir haben mehr auf G. lindigkeit und Gnade, als auf „unsre Sicherheit und Vortheile gesehen, wir haben sogar „den Metius Fufetius, welchem sie selbst, als dem Wür„digsten unter ihnen, die höchste Obrigkeitliche Würde „übertragen hatten, in dem Besitz derselben gelassen. „Nun höret, was für Dank sie uns für alle diese Wohl„thaten erwiesen haben; zu einer Zeit, da wir mehr „als jemals des treuen Beystandes unsrer Freunde und „Bundsgenossen benöthiget waren. Sie haben sich heim„lich mit unsern gemeinschaftlichen Feinden in Unterhand„lungen eingelassen, und ihnen versprochen, uns, sobald „das Treffen seinen Anfang genommen hätte, gemein„schaftlich mit ihnen anzugreifen. Sie haben dem zu folge auch „ihren angewiesenen Posten verlassen, und sich in aller „Eile auf den Berg gezogen, um sich eines sichern Ortes „zu bemächtigen. Wäre ihnen nun ihr Anschlag gelun„gen, so war es um uns geschehen; von unsern Feinden und „treulosen Freunden umringt, war unser gänzlicher Un„tergang unvermeidlich, und die Frucht so vieler Be„schwerlichkeiten, welche uns die Befestigung unserer „Herrschaft gekostet hat, gieng in einem einzigen Tage „verloren. Da aber durch den besondern Schutz der „Götter, denen ich allein unser Glück zuschreibe, ihre „Anschläge mißlungen sind, und hiernächst auch die „List, deren ich mich bediente, nicht wenig dazu beytrug, „sie in Schrecken zu setzen, und den Unsrigen neuen Muth „zu machen, (denn was ich damals sagte, daß nehmlich „die Albaner auf meinen Befehl den Berg besetzt hätten, „um die Feinde einzuschließen, war bloß eine Erdichtung

„und

„und Kriegslist von mir,) und uns also alles vollkommen „nach Wunsche gegangen ist; so würden wir keine brave „Leute seyn, und wider unsre Pflicht handeln, wenn wir „diese Verräther nicht bestrafen wollten; sie, die ohne die „unverletzlichen Verbindungen, welche die Blutsfreund„schaft uns und ihnen auferlegte, zu achten, die „Eidschwüre und das Bündniß, welches sie erst kürzlich „mit uns geschlossen, gebrochen, und ohne sich an Recht „und Billigkeit zu kehren, ohne weder den Zorn der „Götter, die sie zu Zeugen bey dem Bündniß angerufen „hatten, noch den Haß aller Menschen, noch die Größe „der Gefahr, wenn ihnen ihre Verrätherey fehlschlagen „sollte, zu befürchten, den Entschluß gefaßt hatten, in „Verbindung mit unsern ärgsten Feinden, uns, ihre Co„lonie und Wohlthäter, auf die elendeste Weise zu Grunde „zu richten.“

Als Tullus aufgehört hatte zu reden, fiengen die Albaner an zu wehklagen und sich aufs bitten zu legen. Die gemeinen Soldaten sagten, sie hätten nichts von den geheimen Anschlägen des Fufetius gewußt. Die Tribunen und Centurionen gaben vor, sie hätten nicht eher etwas davon erfahren als im Treffen, da es nicht mehr in ihrer Macht gestanden, dieselben zu verhindern, oder seinen Befehlen sich zu widersetzen. Einige entschuldigten sich damit, daß sie Verwandte des Fufetius, und also gleichsam gezwungen gewesen wären, Antheil daran zu nehmen. Der König hieß sie alle still schweigen, und fuhr also in seiner Rede fort:

„Ich weiß alles, ihr Albaner, was ihr zu eurer „Vertheidigung sagen könnt. Ich bin überzeugt, daß die „gemeinen Soldaten von der Verrätherey nichts gewußt

„haben können, weil ein Geheimniß, warum so viele „wissen, nicht lange verborgen bleiben kann. Was die „Tribunen und Centurionen betrift, so glaube ich, daß „nur ein kleiner Theil derselben an der Verschwörung „Theil gehabt habe, und daß die mehrsten derselben entweder „betrogen oder wider Willen gezwungen worden. Doch „gesetzt auch, daß dieses sich nicht also verhielte, sondern „alle Albaner, sowohl ihr, die ihr hier zugegen seyd, als „auch die andern, die in der Stadt zurückgeblieben sind, „geneigt gewesen wären, uns zu Grunde zu richten, und „ihr diesen Entschluß nicht erst jetzt, sondern schon vor „langer Zeit gefaßt hättet, so wären wir doch unsrer Ver„wandschaft halber verbunden, euch dieses Verbrechen zu „verzeihen. Damit ihr aber ins künftige durch eure Ver„gesetzten niemals weder durch Betrug noch durch Gewalt „dazu verleitet werdet, dergleichen ungerechte Anschläge „wieder uns zu fassen, so weiß ich kein besseres Mittel, „als daß wir Bürger einer einzigen Stadt werden, und „künftig nur ein gemeinschaftliches Vaterland haben, an des„sen Glück und Unglück ein jeder gleichen Antheil nehmen muß. „Denn so lange wir, wie jetzt, noch nicht eins sind, „wem von uns beyden der Vorzug gebührt, wird niemals „eine dauerhafte Freundschaft zwischen uns zu Stande „kommen, vornehmlich wenn der angreifende Theil weiß, „daß er, im Fall ihm sein Vorhaben glückt, dabey ge„winnet, wenn es ihm aber fehl schlägt, wegen der Ver„wandschaft doch ungestraft davon kömmt; und wenn „ferner der angegriffene Theil, im Fall er bezwungen „wird, sich des allerhärtesten Schicksals gewärtigen, im „Fall er aber, wie wir jetzt, der Gefahr glücklich entge„het, alle Beleidigungen vergessen muß. Wisset also,

„daß

„daß der Römiſche Senat in der vergangenen Nacht, da „ich ihn zuſammen kommen ließ, und ſeine Stimmen „darüber ſammlete, beſchloſſen hat, daß eure Stadt ge„ſchleift, alle ſowohl öffentliche als Privatgebäude, die „Tempel ausgenommen, niedergeriſſen, die Einwohner „aber ihre Ländereyen, Sklaven, Vieh und alle ihre an„dern Güter behalten, und ſich von jetzt an in Rom nie„derlaſſen, die öffentlichen Ländereyen aber, außer den„jenigen, deren Einkünfte zum Gottesdienſte beſtimmt „ſind, unter diejenigen von euch, die noch kein eignes „Land haben, ausgetheilt werden ſollen. Dabey hat es „mir aufgetragen, euch Plätze in der Stadt anzuweiſen, „wo ihr euch anbauen könnet, und die Armen unter euch „mit den nöthigen Koſten dazu zu unterſtützen. Das „ganze gemeine Volk von Alba ſoll ferner unter das Rö„miſche in Tribus und Curien vertheilt werden. In den „Senat aber und zur Verwaltung der Regierungsgeſchäfte „ſollen folgende Familien aufgenommen werden: die Ju„liſche, Serviliſche, Geganiſche, Metiliſche, Coratiſche, „Quintiliſche und Cloliſche. Metius endlich und die Mit„bewußten ſeiner Verrätherey ſollen alſo beſtraft werden, „wie wir es nach gehörig angeſtellter Unterſuchung für „billig erkennen werden; denn unverhörter Sache wollen „wir keinen verdammen.“

Als er ausgeredet hatte, ſo gaben ihm diejenigen von den Albanern, welche arm, und alſo ſehr wohl damit zufrieden waren, daß ſie in Rom Wohnung und Güter bekommen ſollten, mit großen Zurufungen ihren Beyfall zu erkennen. Die Vornehmen und Reichen hingegen waren ſehr unzufrieden darüber, daß ſie ihre Vaterſtadt und ihre väterlichen Wohnungen verlaſſen, und ſich in

einem fremden Lande niederlaſſen ſollten; doch unterſtanden ſie ſich, in der Noth, worinn ſie ſich befanden, nicht, das geringſte dagegen einzuwenden. Als nun der Tullus ſahe, wie der große Haufen geſinnet war, ſo befahl er dem Metius zu reden, wenn er etwas zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen hätte. Weil er aber gegen die Ankläger und Zeugen nichts einwenden konnte, ſo ſagte er, er habe bloß dem geheimen Auftrag, den er von dem Senat der Albaner, als er mit der Armee abmarſchiert ſey, erhalten habe, gemäß gehandelt. Zugleich bat er die Albaner, ſie möchten ihm doch, da er die Abſicht gehabt, ihnen die Oberherrſchaft wieder zu verſchaffen, zu Hülfe kommen, und nicht leiden, daß ihre Vaterſtadt zerſtört, und die Vornehmſten ihrer Mitbürger zur Todesſtrafe fortgeſchleppt würden. Hierüber entſtand auch wirklich ein Tumult in der Verſammlung, und einige wollten ſchon zu den Waffen greifen, als auf einmal die Römer, welche die Verſammlung einſchloſſen, auf ein gegebenes Zeichen ihre Degen hervorzogen. Dieſes jagte ſogleich allen ein Schrecken ein. Worauf denn Tullus noch einmal aufſtand und ſagte:

„Es iſt jetzt zu ſpät, ihr Albaner, neue Unruhen „und Empörungen gegen uns anzufangen. Denn, ſobald „ihr euch unterſteht, die geringſte Bewegung zu machen, „ſo ſollen jene, (wobey er auf ſeine Leute, welche die Degen gezogen hatten, hinwies,) euch ſogleich alle zuſammen niederhauen. Nehmet alſo nur gutwillig an, was „wir euch anbieten, und ſeyd künftig Römer. Zu einem von beyden müßt ihr euch jetzt nothwendig entſchließen: entweder euch in Rom niederzulaſſen, oder gar „kein Vaterland mehr zu haben. Denn, heute in aller Frühe

„habe

„habe ich schon den Horatius abgeschickt, um Alba dem „Boden gleich zu machen, und die Einwohner desselben „nach Rom zu bringen. Die Sache ist jetzt geschehen, „und ich rathe euch deßwegen, nicht selber in euer Ver„derben zu rennen, und zu thun, was ich euch befehle. „Den Metius Fusetius aber, welcher nicht nur vorher „die schändlichste Verrätherey gegen uns angesponnen, „sondern selbst jetzt sich nicht scheuet, die unruhigen und „aufrührischen Köpfe aufzuwiegeln, will ich so bestrafen, „wie seine Gottlosigkeit es verdient.“

Durch diese Worte wurden die Aufrührer wieder in Furcht gesetzt, indem sie sich durch die Nothwendigkeit gebunden sahen. Man bemächtigte sich darauf des Fusetius, welcher noch immer nichts von seinem Trotze fahren ließ, und sich voller Wuth und mit großem Geschrey auf das Bündniß berief, dessen Verletzung man ihn doch selbst überwiesen hatte. Erst wurde er eine Zeitlang aufs schrecklichste gegeißelt, und darauf an Händen und Füßen mit langen Riemen an zween Wagen gebunden, welche nach verschiedenen Seiten fahren, und ihn also erst schleifen, und aus einander reißen mußten. Dieses war das schreckliche und schimpfliche Ende des Metius Fusetius. Seine Freunde und Mitbewußten wurden darauf gerichtlich verurtheilt, und wenn sie schuldig befunden wurden, als Ueberläufer und Verräther am Leben gestraft.

Unterdessen kam Marcus Horatius, welcher mit einer auserlesenen Mannschaft von dem Tullus abgeschickt war, um Alba zu schleifen, in kurzer Zeit daselbst an, und weil er die Thore offen, und die Mauren unbesetzt antraf, so bemächtigte er sich der Stadt ohne einigen Widerstand. Er berief darauf die Einwohner zusammen,

erzählte ihnen den ganzen Verlauf des letzten Treffens, und kündigte ihnen den Willen des Römiſchen Senats an. Sie fleheten und baten ihn, als ſie dieſes höreten, ihnen noch ſo lange Friſt zu vergönnen, bis ſie eine Geſandſchaft nach Rom abgeſchickt hätten; allein er kehrte ſich nicht daran, ſondern ließ ohne allen Verzug die Mauren, Häuſer und alle andern öffentliche und Privatgebäude niederreißen, und brachte, als dieſes geſchehen war, die Einwohner, welche alle das ihrige mitnahmen, mit vieler Sorgfalt nach Rom. Als Tullus hierauf nach Rom zurückkam, vertheilte er ſie unter die Tribus und Curien, ließ ſie in den Gegenden der Stadt, wo ſie am liebſten wohnen wollten, Häuſer bauen, unterſtützte ſie dabey mit ſeinem Vermögen, theilte unter diejenigen, welche vorher mit ihrer Hände Arbeit ſich genährt hatten, ſo viel von den öffentlichen Ländereyen aus, als ein jeder nöthig hatte, und ſuchte überhaupt durch die gütigſte Begegnung die Liebe derſelben zu gewinnen. Alſo wurde die Stadt Alba, welche vom Aſkanius, einem Sohn des Aeneas, mit der Creuſa des Priamus Tochter, und Enkel des Anchiſes, erbauet war, und 487 Jahr in dem größten Flor, ſowohl wegen der Menge ihrer Einwohner, als wegen ihres Reichthums und ihres übrigen Wohlſtandes, geſtanden, auch während dieſer Zeit 30 Colonien in dem Lande der Lateiner, welches ganz ihrer Herrſchaft unterworfen war, geſtiftet hatte, endlich von ihrer letzten Colonie gänzlich zerſtöret, und iſt auch von der Zeit an bis auf den heutigen Tag immer wüſte geblieben.

Den folgenden Winter hielt ſich der König Tullus ganz ruhig. Mit Anfang des Frühlings aber zog er aufs neue gegen die Fidenater zu Felde. Dieſen wurde nun zwar

zwar von keiner der Städte, mit welchen sie im Bündnisse stunden, öffentlich Hülfe zugeschickt; es kamen aber von allen Orten her eine große Menge Leute zusammen, welche für Sold bey ihnen Dienste nahmen, worauf sie es denn wagten, ihre Stadt zu verlassen, und den Römern die Spitze zu bieten. Sobald es aber zum Treffen kam, wurden sie mit Verlust einer großen Menge Volks in die Stadt zurückgeschlagen. Tullus ließ darauf einen Wall und Graben herumziehen, und zwang sie, nachdem er sie in die äußerste Noth gebracht, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Nachdem er sich also auf diese Weise der Stadt bemächtiget, die Urheber des Abfalls hingerichtet, den übrigen aber vergeben, und sie im Besitz ihrer Güter und ihrer alten Verfassung gelassen, ließ er seine Armee aus einander. Bey seiner Rückkehr in Rom hielt er seinen zweyten Triumph, und brachte den Göttern die Opfer, welche er ihnen vorher angelobet hatte.

Als dieser Krieg geendiget war, entstand ein neuer mit den Sabinern auf folgende Veranlassung. Es war bey ihnen ein gewisser Tempel der Göttinn Feronia, die bey den Griechen Anthephoros, oder Philostephanos, oder Pherſephone * genannt wird, welcher von den Sabinern und Lateinern gemeinschaftlich verehrt und heilig gehalten wurde. Zu diesem Tempel kam jährlich eine große Menge Leute aus den benachbarten Städten, um daselbst ihre Gelübde und Opfer zu verrich-

* Die beyden ersten Wörter heißen auf deutsch Blumentragende und Kränzeliebende. Das letzte ist ein Name der bekannten Göttinn Proserpina.

Digitized by Google

richten, und außerdem verſammelten ſich daſelbſt der Handlung halber viele Kaufleute, Künſtler und Ackersleute, weil hier der anſehnlichſte Jahrmarkt in ganz Italien gehalten wurde. Nun geſchah es einmal, daß die Sabiner ſich einiger angeſehenen Römer, die auch hierher gekommen waren, mit Gewalt bemächtigten, ſie banden und ihnen ihr Geld wegnahmen. Man ſchickte zwar Geſandten deßwegen an ſie ab, allein anſtatt den Römern Genugthuung zu thun, behielten ſie ſowohl die Gefangenen ſelbſt als ihr Geld zurück, und beſchwerten ſich dagegen ſelbſt über die Römer, daß ſie die vertriebenen Sabiner in ihrer Freyſtadt aufgenommen hätten; wovon ich ſchon vorher geredet habe. Ueber dieſe Beſchwerden alſo kam es zum Kriege. Man zog mit großer Macht gegen einander zu Felde, und lieferte ſich ein Treffen, in welchem mit gleichem Glücke von beyden Seiten gefochten wurde, bis endlich die Nacht ſie trennete, ohne daß der Sieg entſchieden war. Die Menge der Todten und Verwundeten, welche man die folgenden Tage erfuhr, war ſo beträchtlich auf beyden Seiten, daß ſowohl den Römern als Sabinern die Luſt vergieng, ein zweytes Treffen zu wagen. Sie marſchierten daher beyde wieder nach Hauſe zurück.

Nach Verlauf eines Jahrs giengen ſie aufs neue, mit noch größerer Macht als vorher, auf einander los. Bey der Stadt Eretum, 107 Stadien von Rom, kam es zum Treffen, worinn wieder eine große Menge Leute von beyden Seiten auf dem Platze blieb. Da aber auch dießmal der Sieg lange Zeit zweifelhaft blieb, ſo erhub Tullus ſeine Hände gen Himmel, und that den Göttern das Gelübde, wenn er an dieſem Tage den

Sieg

Sieg über die Sabiner davon trüge, so wolle er dem Saturnus und der Rhea ein Fest anordnen, welches jährlich nach Einsammlung der Früchte auf Kosten des Staats begangen werden sollte, und die Anzahl der sogenannten Salier verdoppeln. Diese Salier sind Leute von angesehenen Familien, welche zu bestimmten Zeiten bewaffnet nach der Flöte tanzen, und dabey gewisse alte Hymnen singen müssen, wie ich schon im vorigen Buche erzählt habe. Kaum hatte Tullus dieses Gelübde gethan, so bekamen die Römer auf einmal neuen Muth, fielen nicht anders, als wenn sie noch ganz frisch gewesen wären, die ermüdeten Feinde an, brachten sie in Unordnung, und zwungen die Anführer selbst, zuerst die Flucht zu ergreifen. Sie setzten darauf den Flüchtigen auf dem Fuße bis zum Lager nach, machten daselbst noch eine Menge vor dem Walle nieder, und ob sie gleich durch die Nacht überfallen wurden, so ließen sie doch nicht eher nach, bis sie diejenigen, welche sich auf dem Walle zur Wehre setzten, zurückgetrieben, und sich des ganzen Lagers bemächtiget hatten. Hierauf plünderten und verheerten sie das ganze Land der Sabiner ungestört, und kehrten darauf, als sie keinen mehr antrafen, der sich ihnen wiedersetzte, nach Rom zurück. Tullus hielt wegen dieser Niederlage der Sabiner seinen dritten Triumph.

Bald darauf schickten die Sabiner eine Gesandtschaft an ihn, und er machte mit ihnen auf die Bedingung, daß sie die Gefangenen, welche sie auf ihren Streifereyen gemacht hatten, nebst den Ueberläufern auslieferten, und für das Vieh, und was sie sonst den Landleuten weggenommen hatten, nach dem Anschlag

des

des Senats eine gewisse Summe Geldes erlegten, Frieden. Die Bedingungen dieses Friedens wurden in Säulen eingegraben, und in den Tempeln aufgestellt.

Als es aber nachher zwischen den Römern und den verbundnen lateinischen Städten, aus Ursachen, die ich gleich erzählen werde, zu einem langwierigen Kriege kam, so nahmen sie demungeachtet mit Freuden Antheil daran, vergaßen ihr Bündniß und ihre Eidschwüre, und glaubten, daß sie jetzt die schönste Gelegenheit bekommen hätten, sich wegen des Geldes, das sie den Römern hatten auszahlen müssen, mit großem Vortheil wieder bezahlt zu machen. Sie machten den Anfang damit, daß sie heimlich und in geringer Anzahl an der Gränze Räubereyen trieben; und als sie sahen, daß dieses ihnen glücklich abgieng, und keiner den Landleuten zu Hülfe kam, so fiengen sie an, die Feinde geringe zu schätzen, und beschlossen Rom selbst anzugreifen. Sie warben daher aus allen Städten eine große Armee an, und suchten die lateinischen Städte zu bereden, sich mit ihnen in ein Bündniß gegen die Römer einzulassen, welches ihnen aber nicht glückte. Denn sobald Tullus ihre Absichten erfuhr, so machte er mit den Lateinern einen Waffenstillstand, um vorher die Sabiner mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Er ließ daher nicht nur seine ganze Armee, die jetzt, seitdem er Alba und Rom vereiniget hatte, noch einmal so stark war, als vorher, sondern auch von seinen Bundsgenossen so viel Hülfstruppen, als nur möglich war, zusammen kommen. Die Sabiner hatten sich unterdessen auch schon versammelt. Beyde Armeen rück-

rückten also gegen einander und begegneten sich bey dem sogenannten Walde der Uebelthäter, wo sie ganz nahe gegen einander über ihr Lager aufschlugen. Den folgenden Tag kam es zum Treffen. Man focht lange Zeit mit gleichem Glück auf beyden Seiten; bis endlich gegen Abend die Sabiner von der Römischen Reuterey zum Weichen gebracht, und eine große Menge von ihnen auf der Flucht niedergemacht wurde. Die Römer zogen hierauf die Todten der Feinde aus, plünderten ihr Lager, verheerten den besten Theil ihres Landes, und kehrten also mit Beute beladen nach Rom zurück. Diesen Ausgang nahm der Krieg, welchen die Römer unter des Tullus Regierung mit den Sabinern geführt haben.

Die Veranlassung zum Kriege mit den Lateinern war, daß diese nach der Zerstörung der Stadt Alba sich der Herrschaft der Römer nicht unterwerfen wollten. Denn 15 Jahre nach der Zerstörung dieser Stadt schickte der König der Römer Gesandten an die 30 Colonien, welche ihr unterworfen gewesen waren, und verlangte, daß sie die Oberherrschaft der Römer über sich erkennen sollten, indem diesen mit den andern Besitzungen der Albaner auch zugleich ihre Rechte über die Lateiner zugefallen wären. Es gäbe nehmlich, sagte er, zwo Arten des Erwerbes fremder Besitzungen, der gezwungene und freywillige; und nach beyden käme *den Römern die Herrschaft über die ehemals den Albanern unterworfen gewesenen Städte zu. Denn die Römer hätten erst die Albaner im Kriege überwunden, und sie darauf, als ihre Stadt nicht mehr vorhanden gewesen, in Rom aufgenommen, so daß die Albaner ihnen sowohl gezwun-

zwungen als freywillig ihre Rechte über ihre ehemaligen Unterthanen überlassen hätten. Auf diesen Antrag gab jede lateinische Stadt für sich besonders keine Antwort, sondern sie stellten zu Ferentium eine gemeinschaftliche Zusammenkunft an, und beschlossen daselbst, sich den Römern nicht zu unterwerfen. Sie wählten sich auch daselbst zween Anführer mit unumschränkter Gewalt über Krieg und Frieden, nehmlich den Ancus Publicius aus der Stadt Cora und den Spusius Vecilius aus Lavinium. Dieses war also die Ursach des Krieges zwischen den Römern und den Lateinern, einem mit ihnen verwandten Volke.

Er dauerte fünf Jahr, und wurde, auf alte Weise, nicht sehr hitzig geführt. Sie kamen niemals mit ihren ganzen Armeen an einander, so daß eine von beyden Partheyen einen unersetzlichen Schaden, oder eine gänzliche Niederlage erlitten hätte; auch wurden keine Städte mit Gewalt erobert, und denn geschleift, noch die Einwohner zu Sklaven gemacht, oder sonst sehr hart mit ihnen verfahren. Sie begnügten sich, einander, wenn die Früchte reif waren, ins Land zu fallen, kehrten aber sogleich mit der gemachten Beute wieder zurück, und wechselten die Gefangenen aus. Nur eine einzige lateinische Stadt, Medullia, welche, wie ich oben erzählt habe, schon unter dem Romulus zu einer Römischen Colonie gemacht war, sich aber jetzt wieder zu ihrer Nation geschlagen hatte, wurde von dem König mit Gewalt eingenommen, um sie dadurch abzuschrecken, ins künftige neue Unruhen anzufangen. Im übrigen blieben sowohl die Römer als Sabiner von allen Uebeln, welche der Krieg sonst gewöhnlich bey sich zu führen

pflegt,

pflegt, befreyt. Der Friede kam daher auch sehr leicht, und ohne allen zurückbleibenden Haß auf beyden Seiten, zu Stande, sobald die Römer sich willig dazu bezeigten.

Dieses sind die merkwürdigen Verrichtungen des Tullus Hostilius, eines Königs, der sowohl wegen seiner Tapferkeit im Kriege als wegen seiner besondern Gegenwart des Geistes, und Klugheit in den gefährlichsten Umständen, das gröste Lob verdient; vorzüglich aber auch deßwegen, daß er nicht leicht einen Krieg anfieng, wenn er ihn aber einmal angefangen hatte, ihn standhaft fortsetzte, und nicht eher nachließ, als bis er seine Feinde gänzlich überwunden hatte. Er kam im 32sten Jahre seiner Regierung in einer Feuersbrunst, wodurch er mit seiner Gemahlinn und allen seinen Hausgenossen in seinem Pallast ein Opfer der Flammen wurde, ums Leben. Einige sagen, die Götter hätten durch den Blitz seinen Pallast in Brand gesteckt, um ihn wegen der Vernachlässigung einiger Theile des Gottesdienstes zu bestrafen. Denn unter seiner Regierung wären verschiedne von alten Zeiten her eingeführte Opfer unterlassen, und dagegen fremde eingeführt worden. Von den mehrsten aber wird sein Tod seinem Nachfolger in der Regierung, dem Marcius, Schuld gegeben. Dieser Marcius, welcher ein Enkel des Numa von einer seiner Töchter war, sey unzufrieden darüber gewesen, daß er als eine Privatperson leben müste, vornehmlich da er gewust, daß Tullus seine eignen Kinder zu seinen Nachfolgern bestimmt, und er also keine Hoffnung hätte, nach dem Tode desselben zur Regierung zu gelangen. Dieserwegen sey er schon lan-

ge

ge heimlich damit umgegangen, den König aus dem Wege zu schaffen, zumal da er eine Menge Freunde in Rom gehabt, welche gewünschet hätten, ihn im Besitz der Regierung zu sehen; und da er auch einer der vertrautesten Freunde des Königs gewesen, so habe er Gelegenheit gehabt, die bequemste Zeit zu Ausführung seines Vorhabens in Acht zu nehmen. Als nun Tullus eines Tages, bloß in Gegenwart seiner vertrautesten Freunde, zu Hause ein Opfer bringen wollen, so sey auf einmal ein so schreckliches Ungewitter mit Regen, Sturm und einer großen Finsterniß begleitet, entstanden, daß die Wache vor dem Pallaste ihren Posten verlassen habe. Dieses habe Marcius für die bequemste Gelegenheit gehalten, sich des Thrones zu bemächtigen. Er habe sich daher mit seinen Gehülfen, welche Degen unter ihren Kleidern getragen, hineingeschlichen, habe den König, seine Kinder und alles, was da gewesen, niedergemacht, den Pallast an verschiednen Orten in Brand gesteckt, und darauf das Gerücht verbreitet, daß der Bliz hinein geschlagen habe.

Diese Erzählung scheinet mir gar nicht wahrscheinlich. Ich folge vielmehr der Meynung derjenigen, welche der Rache der Götter dieses schreckliche Ende des Tullus zuschreiben. Denn, kann man wohl glauben, daß eine Verschwörung, warum so viele Leute wusten, so lange hätte können verborgen bleiben? Und wer gab denn dem Marcius die Versicherung, daß die Römer nach dem Tode des Tullus Hostilius ihn zum Könige wählen würden? Aber gesetzt, daß seine Freunde ihm getreu, und seine Erwählung zum Könige gewiß gewesen wäre, folgte es denn auch, daß die Götter

ter ihm ihre Einwilligung geben würden? Denn es war nicht genug, daß die Tribus ihre Stimmen für ihn gaben, sondern die Götter musten auch durch glückliche Anzeigen die Wahl derselben bestätigen. Welcher Gott aber würde wohl gelitten haben, daß ein solcher Verbrecher, der sich durch so viele ungerechte Mordthaten befleckt, sich seinen Altären genähert, ihm Opfer dargebracht, oder andere gottesdienstliche Gebräuche verrichtet hätte? Diese Ursachen bewegen mich, diese Begebenheit nicht der Bosheit seiner Feinde, sondern dem Zorn der Götter zuzuschreiben. Ich lasse es aber einem jeden frey, selbst darüber zu urtheilen.

Nach dem Tode des Tullus wurde durch die Obrigkeit, welche während des Interregnums vom Senat bestellt war, Marcius, mit dem Zunamen Ancus zum König erwählt. Das Volk bestätigte diese Wahl, und die Götter gaben auch durch glückliche Zeichen ihren Beyfall zu erkennen. Marcius trat also, nachdem er alle bey Uebernehmung der Königlichen Würde gewöhnlichen Gebräuche beobachtet hatte, im zweyten Jahre der 35sten Olympiade, in welcher der Lacedämonier Sphärus den Preis erhielt, und Damasias Archont zu Athen war, die Regierung an. Er ließ darauf, weil er fand, daß viele Opfer, die sein Großvater, Numa Pompilius, angeordnet hatte, vernachlässiget wurden, und die mehrsten Römer, anstatt wie ehmals fleißig das Land zu bauen, nur darauf bedacht waren, sich im Kriege mit Beute zu bereichern, das Volk zusammen kommen, und suchte es zu bereden, künftig wieder eben den Eifer und die Sorgfalt auf die Verehrung der Götter zu wenden, wie unter der Re-

gierung des Numa. Er ſtellte ihm vor, daß die geringe Achtung, welche man für den Gottesdienſt bewieſen, der Stadt eine Menge von Seuchen und andern Plagen, wodurch viele tauſend Menſchen umgekommen, zugezogen hätte; daß Tullus Hoſtilius ſelbſt, weil er nicht genug über den Gottesdienſt gehalten, dafür mit mancherley Krankheiten, die nicht nur ſeinen Körper, ſondern auch ſeinen Geiſt gänzlich geſchwächet, beſtraft worden, und endlich mit ſeiner ganzen Familie das betrübteſte Ende genommen hätte. Hierauf lobte er den Numa wegen der vortreflichen und weiſen Verfaſſung die er in dem Staat eingeführt, wodurch ein jeder in den Stand geſetzt worden, ſich auf die rechtmäßigſte und anſtändigſte Art einen überflüſſigen Unterhalt zu verſchaffen. Er ermahnte ſie daher zu derſelben aufs neue zurück zu kehren, und ſich wieder auf den Ackerbau, die Viehzucht und andre dergleichen Arbeiten zu legen, wodurch niemand unrecht gethan würde, des ungerechten Gewinnſtes aber, welcher durch Räubereyen und kriegeriſche Gewaltthätigkeiten erworben würde, ſich zu enthalten. Durch dergleichen Reden erweckte er in jedermann die Begierde nach einem ruhigen und arbeitſamen Leben. Er ließ ſich daher ſogleich von den Pontiferen die ſchriftlichen Verordnungen des Numa wegen des Gottesdienſtes herbringen, ſie in Tafeln eingraben, und öffentlich auf dem Markte aufſtellen, damit ſie von jedermann geleſen werden könnten. Dieſe Tafeln ſind durch die Länge der Zeit zu Grunde gegangen. Denn der Säulen von Erz bediente man ſich damals noch nicht, ſondern ſowohl die Geſetze als die Verordnungen wegen des Gottesdienſtes wur-

wurden in Tafeln von Eichenholz eingegraben. Nach Vertreibung der Könige aber wurden sie durch den Oberpontifex Cajus Papirius aufs neue zum gemeinen Gebrauch ausgestellt. So stellte also Ancus den vernachläßigten Gottesdienst und die Arbeitsamkeit unter seinen Bürgern wieder her, und suchte dabey die fleißigen Ackerleute durch Lobsprüche, diejenigen hingegen, die ihre Güter schlecht in Acht nahmen, durch Verweise aufzumuntern.

Diese Wiederherstellung der Ordnung ließ ihn hoffen, daß er nun, wie sein Großvater Numa, sein ganzes Leben in Ruhe und Frieden zubringen würde, allein das Schicksal stimmte mit seinen Wünschen nicht überein. Er sahe sich vielmehr gezwungen, den ganzen übrigen Theil seines Lebens in den Waffen und in beständiger Unruhe und Gefahr zuzubringen. Denn kaum hatte er nach dem Antritt seiner Regierung Ruhe und Ordnung im Staate wieder hergestellt, als die Lateiner, welche sich einbildeten, daß seine Abneigung gegen den Krieg aus Feigheit herrühre, und ihn deßwegen gering schätzten, Räuberbanden in das angränzende Römische Gebiet abschickten, und großen Schaden darinn anrichteten. Der König schickte sogleich Gesandten an sie ab, und verlangte, dem letzten Bündniß gemäß, Genugthuung. Allein sie stellten sich, als wenn sie von keinen Räubereyen etwas wüsten, gleich als wenn es nicht mit öffentlicher Bewilligung geschehen wäre. Außerdem, sagten sie, wären sie dem Marcius in keinem Stücke Gehorsam schuldig; weil sie nicht mit ihm, sondern mit dem Tullus das Bündniß geschlossen hätten, und also nach dessen Tode weiter nicht

dadurch gebunden wären. Diese Feindseligkeiten und nachherigen Antworten der Lateiner nöthigten den Marcius, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er rückte sogleich vor Politorium, und zwang die Stadt, ehe ihr noch die andern Lateiner Hülfe schicken konnten, sich ihm auf gewisse Bedingungen zu ergeben. Er begegnete aber den Einwohnern gar nicht hart, sondern ließ sie im völligen Besitz des Ihrigen, und versetzte sie bloß nach Rom, wo er sie unter die Tribus vertheilte.

Das folgende Jahr schickten die Lateiner eine neue Colonie nach Politorium, und fiengen an, das dazu gehörige Land anzubauen. Marcius zog also aufs neue gegen sie zu Felde. Die Feinde waren so kühn, ihm aus der Stadt entgegen zu gehen, wurden aber geschlagen, und die Stadt zum zweytenmal erobert. Er ließ sie darauf in Brand stecken, und die Mauren niederreißen, damit die Feinde sie nicht aufs neue in Besitz nehmen, und das Land nicht weiter anbauen könnten, und marschierte darauf mit seiner Armee wieder nach Rom zurück.

Das nächstfolgende Jahr belagerten die Lateiner Medullia, woselbst sich eine römische Colonie befand, die sich in den besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte; allein sie griffen die Mauer von allen Seiten an und nahmen sie also mit Gewalt ein. Dagegen aber bemächtigte sich Ancus einer ansehnlichen lateinischen Stadt, Namens Tellene, nachdem er die Einwohner derselben in einem Treffen überwunden, und sie darauf durch Belagerung zur Uebergabe gezwungen hatte. Er ließ sie ebenfalls, ohne ihnen etwas von dem Ihrigen zu nehmen, nach Rom kommen, und wies ihnen daselbst

einen

einen Ort an, wo sie sich anbauen konnten. Medullia bekam er auch im vierten Jahre nachher, daß es die Lateiner erobert hatten, nach verschiednen sehr hitzigen Treffen, durch Uebergabe wieder in seine Gewalt. Nicht lange darauf eroberte er auch Fidenä wieder, welches er schon vor drey Jahren durch Uebergabe eingenommen, und die Einwohner, ohne ihnen weiter das geringste zu Leide zu thun, nach Rom versetzt hatte; ein Verfahren, worinn er mehr Gütigkeit als Klugheit bewiesen zu haben schien. Denn die Lateiner schickten eine neue Colonie dahin, und setzten sich wieder in den Genuß des Landes; so daß Marcius sich genöthiget sahe, es zum andernmal anzugreifen, und, nachdem er es nicht ohne viele Mühe wieder erobert hatte, es in Brand zu stecken, und die Mauren niederzureißen.

Nach der Zeit kam es zwischen den Römern und Lateinern noch zweymal zum Treffen. Das erste dauerte sehr lange, ohne daß der Sieg entschieden wurde, und beyde kehrten zuletzt, ohne einigen Vortheil erhalten zu haben, in ihr Lager zurück. In dem zweyten aber erhielten die Römer den Sieg, und verfolgten die Feinde bis an ihr Lager. Nachher kam es nie wieder zu einem ordentlichen Treffen. Desto öfter aber fielen sie einander ins Land. Zwischen der Reuterey und den leichten Truppen kam es auch noch oft zu kleinen Scharmützeln, in welchen die Lateiner gemeiniglich den Kürzern zogen, weil die Römer eine gewisse Anzahl Truppen, unter dem Commando des Etruscers Tarquinius, zur Vertheidigung des Landes in bequem gelegene Kastele vertheilt hatten.

Um eben diese Zeit fielen die Fidenater von den Römern ab. Sie kündigten ihnen aber nicht öffentlich den Krieg an, sondern fielen ihnen nur heimlich ins Land, und richteten großen Schaden darinn an. Marcius zog also mit einer leichten Armee gegen sie aus, und schlug nahe vor ihrer Stadt sein Lager auf. Sie stellten sich anfangs, als wenn sie nicht wüsten, was die Römer für Ursachen haben könnten, sie anzugreifen. Da ihnen aber der König zur Antwort gab, daß er gekommen sey, um sich wegen des Schadens, den sie durch ihre Verheerungen in seinem Lande angerichtet, Genugthuung zu verschaffen, so lehnten sie diesen Vorwurf dadurch ab, daß sie sagten, es sey nicht mit Bewilligung des ganzen Volks geschehen. Sie baten sich zugleich eine gewisse Zeit aus, um Untersuchung deßwegen anzustellen, und die Schuldigen zu entdecken. Dieses war aber bloß ein Vorwand, wodurch sie die Sachen in die Länge zogen, indem sie, anstatt den Römern Genugthuung zu geben, ihre Bundsgenossen um Hülfstruppen ansprachen, und zur Gegenwehr Anstalt machten.

Als aber Marcius ihre Absichten erfuhr, so ließ er von seinem Lager bis unter den Mauren der Stadt her verborgene Gänge graben, und als sie fertig waren, griff er mit vielen Sturmleitern und andern Maschinen, die bey Belagerungen gebraucht werden, die Stadt an, aber von einer andern Seite, als wo die unterirrdischen Gänge gemacht waren. Da nun die Fidenater mit ihrer ganzen Macht sich dahin zusammen zogen, wo der Angriff geschahe, und die Römer tapfer zurückschlugen, so eröfneten unterdessen die Römer, welchen

chen dieſes aufgetragen war, die Gänge, und kamen alſo auf dieſe Weiſe gleich in die Stadt. Sie machten darauf alles, was ihnen vorkam, nieder, und ſchloſſen den Ihrigen die Thore auf. Eine große Menge der Fidenater wurden bey der Einnahme der Stadt niedergemacht, die übrigen muſten ihre Waffen ausliefern. Der König ließ hierauf in einer öffentlichen Verſammlung derſelben die Urheber des Abfalls erſt geißeln und dann enthaupten, als das geſchehen war, die ganze Stadt von ſeinen Soldaten plündern, und marſchierte ſodann, nachdem er eine hinlängliche Beſatzung in der Stadt zurückgelaſſen, gegen die Sabiner.

Denn auch dieſe hatten das Bündniß, welches ſie mit dem König Tullus geſchloſſen, gebrochen, waren den Römern ins Land gefallen, und hatten es an den Gränzen verheert. Marcius, der durch Kundſchafter und Ueberläufer die bequemſte Zeit zum Angriff erfahren hatte, griff mit ſeinem Fußvolk das Lager der Sabiner an, als ſie eben um Beute zu machen auf dem Felde zerſtreuet waren, und bemächtigte ſich auch deſſelben, weil die Beſatzung nur geringe war, im erſten Angriffe. Tarquinius muſte unterdeſſen mit der Reuterey die zerſtreuten Feinde anfallen. Sobald die Sabiner ihn ankommen ſahen, ließen ſie ſogleich alle ihre Beute fahren, und eilten zum Lager. Als ſie aber ſahen, daß auch dieſes ſchon durch die Römer beſetzt war, ſo wollten ſie, weil ſie nicht wuſten, wohin ſie ſich anders wenden ſollten, in die Wälder und Berge entfliehen; allein die Römiſche Reuterey und Leichtbewaffneten ſetzten ihnen nach, und ließen ihrer

nur wenige mit dem Leben davon kommen. Diese Niederlage nöthigte die Sabiner, eine Gesandtschaft nach Rom abzuschicken, und um Frieden zu bitten, welchen sie auch ohne Mühe erhielten. Denn der Krieg mit den Lateinern, welcher noch fortdauerte, machte den Römern einen Stillstand oder Frieden mit andern Völkern nothwendig.

Vier Jahr nach diesem Kriege zog Marcius mit seiner ganzen Armee und so vielen Hülfstruppen, als er zusammen bringen konnte, gegen die Vejenter zu Felde, und verheerte ihr Land weit und breit. Denn die Vejenter waren das Jahr vorher den Römern ins Land gefallen, hatten eine große Beute mit weggenommen, und eine Menge Menschen umgebracht. Jetzt rückten sie ihm mit einer großen Armee entgegen, und schlugen jenseits der Tiber, nahe bey Fidenä ihr Lager auf. Marcius marschierte in aller Eil auf sie los, schnitt ihnen erst, weil er ihnen an Reuterey überlegen war, alle Ausgänge zum Rückzuge ab, und nöthigte sie darauf zum Treffen, worinn er sie überwand, und sich ihres Lagers bemächtigte. Da er also auch diesen Krieg glücklich geendiget hatte, so hielt er bey seiner Rückkunft nach Rom einen Triumph, und erwies den Göttern für seinen Sieg alle schuldigen Ehrenbezeugungen.

Zwey Jahre nachher brachen die Vejenter aufs neue den Stillstand, welchen ihnen Marcius bewilliget hatte, und suchten sich der Städte, welche sie ehemals dem Romulus in einem Vergleich abgetreten hatten, wieder zu bemächtigen. Es kam also bey Salinä zu einem zweyten noch größeren Treffen, als das vorige, wor-

worinn Marcius einen vollkommenen Sieg davon trug; so daß er von dieser Zeit an im ruhigen Besitz dieser Städte gelassen wurde. Tarquinius, welcher die Reuterey commandirte, trug in diesem Treffen den Preis der Tapferkeit davon, und wurde von dem König mit den gröſten Lobsprüchen beeehret. Er überhäufte ihn auch mit andern Ehrenbezeugungen, und nahm ihn unter die Patricier und in den Senat auf.

Hierauf gerieth er mit den Volsciern in Krieg, welche ebenfalls Räubereyen im Lande der Römer getrieben hatten. Er fiel ihnen daher mit einer groſsen Armee ins Land, machte in demselben viele Beute, brachte es ganz unter seine Botmäßigkeit, rückte darauf vor Veliträ, umgab es mit einem Wall und Graben, und machte Anstalt, es förmlich zu belagern. Da aber die Aeltesten der Stadt mit Oelzweigen in der Hand zu ihm herauskamen, und ihm versprachen, daß sie allen zugefügten Schaden nach seinem Belieben ersetzen, und ihm die Schuldigen zur Bestrafung ausliefern wollten, so gab er ihnen erst einen Stillstand, bis sie ihm freywillig völlige Genugthuung gegeben hatten, und schloß darauf mit ihnen Frieden, und nahm sie in seine Freundschaft auf.

Kaum war dieser Krieg geendiget, so kam es zu einem neuen Kriege mit einigen Sabinischen Völkern, die in groſsem Wohlstande, und auch im Kriege sehr wohl geübt waren, aber die Stärke der Römischen Macht noch nicht erfahren hatten. Sie fielen den Römern, ohne im geringsten von ihnen beleidigt zu seyn, bloß aus Neid über ihr außerordentliches Glück, erst in geringer Anzahl und in Räuberbanden

ins Land. Bald aber wurden sie durch den Gewinnst angelockt, öffentlich gegen sie zu Felde zu ziehen. Sie fielen daher in das angränzende Römische Gebiet ein, und verheerten und plünderten es weit und breit. Allein es glückte ihnen nicht, ihre Beute wegzubringen, und ungestraft davon zu kommen. Denn der König der Römer kam ihnen, ehe sie noch wieder umgekehrt waren, zuvor, schlug sein Lager dicht vor dem Ihrigen auf, und zwang sie, sich mit ihm in ein Treffen einzulassen, worinn die Römer, nach einem sehr hitzigen Gefechte, in welchem viele Leute von beyden Seiten auf dem Platze blieben, durch ihre besondere Tapferkeit und Standhaftigkeit den Sieg davon trugen. Sie setzten den Ueberwundenen, welche in gröſster Unordnung ihrem Lager zueilten, auf dem Fuße nach, machten eine Menge derselben auf der Flucht nieder, und bemächtigten sich darauf des Lagers, wo sie einen Ueberfluß von reicher Beute antrafen. Sie bekamen bey der Gelegenheit auch die Gefangenen, welche die Sabiner gemacht hatten, wieder, und kehrten darauf nach Rom zurück. Dieses sind die Kriegsverrichtungen des Marcius, deren in den Römischen Geschichtschreibern Erwähnung geschieht. Jetzt will ich erzählen, was er im Frieden merkwürdiges verrichtet hat.

Fürs erste hat er den Umfang der Stadt Rom, durch Hinzufügung des Aventinischen Berges nicht wenig erweitert. Dieser Berg ist von mäßiger Höhe, und hat ungefähr 18 Stadien im Umfange. Er war damals mit Holz von allerley Art bewachsen, vornehmlich aber mit sehr schönen Lorbeerbäumen, woher noch ein gewisser Platz auf demselben Lauretum genannt wird.

Digitized by Google

wird. Jetzt aber ist er ganz bebauet, und unter andern findet man daselbst einen Tempel der Diana. Er wurde von dem Cölischen und Palatinischen Hügel, welche sich auch innerhalb der Stadtmauer befinden, und an welchen Rom zuerst angelegt wurde, durch eine tiefe und enge Grund getrennet, die aber nachher ausgefüllet worden. Diesen Berg also, von welchem er befürchtete, daß er einmal von einer feindlichen Armee zu einem festen Platze gegen die Stadt selbst gemacht werden möchte, ließ er mit einer Mauer und einem Graben umgeben, und die neuen Bürger, die er aus Tellene, Politorium und den andern eroberten Städten bekommen hatte, sich daselbst anbauen. Dieses war ein sehr vortreffliches und nützliches Werk, sintemal dadurch die Stadt gleich als durch Hinzufügung einer neuen vergrößert, und in den besten Stand gesetzt wurde, sich gegen die gröſten feindlichen Armeen zu halten.

Ein anderes Werk aber, wodurch er der Stadt nicht nur einen Ueberfluß an allem, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens erfordert wird, verschaffte, sondern ihr auch zu den wichtigsten Unternehmungen den Weg bahnte, war noch vortrefflicher. Bisher nehmlich hatte die Tiber, welche sich von den Appeninischen Gebürgen, nachdem sie die Stadt Rom berührt, in das nahe gelegene Tyrrhenische Meer, welches in dieser Gegend noch gar keinen Hafen hatte, ergießt, der Stadt sehr wenig Vortheile verschaffet, weil sich an der Mündung desselben kein sicherer Ort befand, wo sowohl die Schiffe, welche aus der offenen See, als die, welche den Fluß herabkamen, sich zur Bequemlichkeit des Han-

Handels aufhalten konnten. Weil er aber übrigens mit mäßigen Flußböten bis fast zu den Quellen, bis zu der Stadt Rom aber mit großen Lastschiffen befahren werden konnte: so beschloß er, bey dem Ausflusse derselben ein Schiffslager anzulegen, und sich der Mündung selbst als eines Hafens zu bedienen; denn diese wird da, wo sie sich mit dem Meere vereiniget, sehr weit, und macht große Busen, welche den besten Seehäfen nichts nachgeben. Worüber man sich aber noch mehr wundern muß, ist, daß die Mündung nie durch den herbeygeführten Sand des Meeres, wie es andern großen Flüssen zu gehen pflegt, verstopft wird, und daß sie sich nicht vor ihrer Vereinigung mit dem Meer in Morästen oder Sümpfen verliert, sondern beständig schiffbar ist, sich nicht anders als durch seinen ursprünglichen einzigen Ausfluß ins Meer ergießt, und die hohen Meereswellen bricht, obgleich daselbst sehr oft ein starker Wind von Abend zu wehen pflegt. Es werden daher alle Arten von Ruderschiffen und Lastschiffen, die an 3000 Amphern führen, theis durch Ruder, theils durch Schiffseile bis zu der Stadt fortgebracht. Größere Schiffe aber bleiben an der Mündung vor Anker liegen, und werden daselbst in Flußböte ausgeladen. An der Landspitze, welche zwischen dem Flusse und dem Meere belegen ist, erbaute er eine Stadt, die er von ihrer Lage Ostia nannte, welches man im Griechischen durch Thyra * übersetzen könnte. Durch diese Anstalten des Königs wurde also Rom auch den See-

* Eine Thüre oder Eingang. Eben das heißt auch Ostium.

Seeleuten eröffnet, und konnte sich die Güter der entferntesten Länder zu eigen machen.

Er ließ auch den Janiculum, einen Berg jenseits der Tiber, befestigen, und legte eine Besatzung auf denselben, um die Schiffahrt auf dem Flusse, gegen die Etruscer, welche die ganze gegenüberliegende Küste inne hatten, und die Kaufleute zu berauben pflegten, zu sichern. Auch die hölzerne Brücke über der Tiber, welche ohne das geringste Eisen bloß aus Holz zusammengesetzt ist, soll von ihm herrühren. Diese Brücke wird noch bis auf den heutigen Tag sorgfältig aufbewahrt und heilig gehalten. Sobald das geringste davon beschädiget wird, so müssen es die Pontifexe wieder ausbessern, wobey sie dann gewisse Opfer verrichten. Durch alles dieses brachte es Marcius dahin, daß er die Stadt in einem weit blühendern Zustande, als er selbst sie bekommen hatte, seinen Nachfolgern hinterlassen konnte. Er starb nach einer Regierung von 24 Jahren, und hinterließ zween Söhne, von denen der eine noch sehr jung war, der andre aber schon die männlichen Jahre erreicht hatte.

Nach dem Tode des Ancus Marcius gab das Volk dem Senat die Erlaubniß, die Staatsverfassung nach seinem Gutdünken einzurichten. Er beschloß aber nichts in derselben zu ändern, und bestellte daher eine Obrigkeit, die Regierung während des Interregnums zu verwalten. Diese ließ darauf das Volk zu den Comitien zusammen kommen, und erwählte auf demselben den Lucius Tarquinius zum König, welche Wahl auch von den Göttern durch glückliche Auspicien bestätigt wurde. Er trat daher um das zweyte Jahr der 41sten Olym-

Olympiade, in welcher der Thebaner Kleonidas im Wettlauf den Preis erhielt, und Heniochides Archont zu Athen war, die Regierung an. Ich will jetzt das, was die Aeltern des Tarquinius, sein Vaterland, die Ursachen, warum er nach Rom gekommen, und die Mittel, wodurch er sich die Königliche Würde erwarb, betrift, so erzählen, wie ich es in den Römischen Jahrbüchern gefunden habe.

Ein gewisser Korinthier, vom Geschlecht der Bachiaden, Namens Demaratus, begab sich in der Absicht, Handel daselbst zu treiben, auf einem Schiffe mit Waaren, welches er auf seine eigne Kosten ausrüstete, nach Italien. Er machte durch den Verkauf seiner Waaren in den Etruscischen Städten, welche damals die reichsten in ganz Italien waren, einen so großen Gewinnst, daß er beschloß, künftig keine andre Häfen als diese zu besuchen. Er blieb also beständig auf diesem Meere, und schiffete die Griechischen Waaren nach Etrurien, und die Etruscischen nach Griechenland über, wodurch er sich ein sehr großes Vermögen erwarb. Da aber unterdessen bürgerliche Unruhen in Korinth entstunden, und die Bachiaden durch den Tyrannen Kypselus unterdrückt wurden, so hielt er sich mit einem so großen Vermögen zu Korinth nicht länger sicher, vornehmlich da er aus einem Hause war, welches vorher die Oberherrschaft gehabt hatte. Er verließ daher seine Vaterstadt, und schiffte mit allem, was er von seinem Vermögen mit fortbringen konnte, nach Etrurien, wo er sich, wegen des langen Verkehrs, den er daselbst gehabt, eine Menge Freunde erworben hatte, besonders in Tarquinii, einer der größesten und blü-

blühendſten Städte des Landes. Hier ließ er ſich nieder und heirathete daſelbſt eine Frau von vornehmen Stande, mit welcher er zween Söhne erzeugte, denen er Etruſciſche Namen gab, indem er den einen Aruns, und den andern Lucumo nannte. Er gab ihnen eine theils Griechiſche, theils Etruſciſche Erziehung, und verheirathete ſie, als ſie mannbar waren, in die vornehmſten Häuſer.

Der älteſte von beyden ſtarb bald nachher, und hinterließ, ſo viel man weiß, keine Kinder. Sein Vater grämte ſich darüber ſo ſehr, daß er ihm wenige Tage nachher nachfolgte, und alſo ſeinem noch übrigen Sohn Lucumo ſein ganzes Vermögen hinterließ. Dieſer hoffte nunmehr, wegen ſeines großen Reichthums an der Regierung Antheil zu nehmen, und mit den vornehmſten Bürgern gleiche Ehre zu genießen. Allein er hatte den Verdruß zu ſehen, daß er allenthalben nachgeſetzt, und nicht einmal denen vom Mittelſtande, geſchweige denn den Vornehmſten gleich gehalten wurde. Weil er nun hörte, daß die Römer alle Fremden gern aufnähmen, ſie zu Bürgern der Stadt machten, und einen jeden nach ſeinen Verdienſten ehrten, ſo beſchloß er ſich daſelbſt niederzulaſſen. Er machte ſich daher mit ſeinem ganzen Vermögen, ſeiner Frau, ſeinen Hausgenoſſen und allen Freunden, die mit ihm ziehen wollten, deren ſich eine große Menge fand, auf den Weg. Als ſie an den Berg Janiculum kamen, wo man zuerſt Rom ſehen kann, wenn man aus Etrurien kömmt, ſo kam plötzlich ein Adler aus der Luft herabgeflogen, nahm ihm den Huth von dem Kopfe, flog mit demſelben im Kreiſe über den Wagen in die

Hö-

Höhe, bis man ihn nicht mehr ſehen konnte, kam aber gleich darauf auf einmal wieder herab, und ſetzte dem Lucumo den Huth eben ſo wieder auf den Kopf, wie er vorher geſeſſen hatte. Jedermann erſtaunte über dieſes Wunder, und ſahe es als was ganz außerordentliches an. Aber die Gemahlinn des Lucumo, Tanaquil, die von ihren Aeltern in der Etruſciſchen Kunſt die Auſpicien zu erklären unterrichtet war, führte ihren Mann allein, und verſicherte ihn, nachdem ſie ihn umarmt hatte, daß er dereinſt zur Königlichen Würde gelangen würde. Sie rieth ihm aber, er ſollte ſich bemühen, daß die Römer ihm freywillig die Oberherrſchaft übertrügen, und ſich indeſſen derſelben würdig zu machen ſuchen. Voller Freuden über dieſe glückliche Vorbedeutung rief er, indem er ſich den Thoren näherte, die Götter an, ſie möchten dieſelbe erfüllen, und ſeine Ankunft in Rom beglücken, und ſo zog er in die Stadt.

Er begab ſich darauf zum Könige, zeigte ihm an wer er ſey, und ſagte, daß er gekommen ſey, ſich in Rom niederzulaſſen, und ſein ganzes Vermögen mitgebracht habe, welches er aber, weil es für eine Privatperſon zu groß wäre, dem König und der Stadt zum öffentlichen Gebrauch übergeben wollte. Der König nahm ihn ſehr gnädig auf, wies ihm und den andern Etruſciern, die er mitgebracht hatte, eine gewiſſe Tribus und Curie, und eine Gegend der Stadt, wo ſie ſich anbauen konnten, an, und theilte ein Stück der öffentlichen Ländereyen unter ſie aus. Da nun in Rom die Gewohnheit war, daß ein jeder Bürger zween Namen, einen gemeinen und einen Geſchlechtsnamen führ-

führte, so wolte er, als er Römischer Bürger geworden war, den übrigen auch hierinn gleich seyn, und nahm daher statt Lucumo den Namen Lucius zum gemeinen, und den Namen Tarquinius, nach der Stadt worinn er gebohren und erzogen war, zum Geschlechtsnamen an. Er erwarb sich auch in kurzer Zeit die Freundschaft des Königs, weil er ihn oft, sowohl in seinen eignen Bedürfnissen, als im Kriege mit Geld unterstützte. Er that sich auch im Kriege durch seine Tapferkeit vor allen andern hervor, und wo es auf guten Rath ankam, konnte man sich auch auf keinen besser verlassen, als auf ihn. Außer der Gunst, womit der König ihn beehrte, fehlte es ihm auch nicht an der Liebe der andern Römer. Viele Patricier verband er sich durch die Dienste und Gefälligkeiten, die er ihnen erwies, und bey dem Volke machte er sich dadurch beliebt, daß er jedermann grüßte, freundlich anredte, beschenkte, kurz sich gegen jeden gefällig aufführte. Diese vortreflichen Eigenschaften des Tarquinius machten, daß er noch bey Lebzeiten des Marcius für den angesehensten Mann in Rom, und nach seinem Tode von jedermann für den würdigsten gehalten wurde, ihm in der Regierung nachzufolgen.

Sobald er den Thron bestiegen hatte, bekriegte er die Apiolaner, eines der ansehnlichsten lateinischen Völker. Diese hatten, nebst den übrigen Lateinern, gleich nach dem Tode des Ancus Marcius, in der Meynung, daß nunmehr ihr Bündniß mit den Römern aufgehoben sey, durch feindliche Einfälle und Räubereyen das Land der Römer verheert. Um sie dafür zu strafen, zog Tarquinius mit einer großen Armee gegen sie

zu Felde, und verwüſtete den beſten Theil ihres Landes. Die andern Lateiner kamen darauf in großer Menge aus den benachbarten Städten den Apiolanern zu Hülfe. Nichts deſto weniger wurden ſie in zweyen Treffen hinter einander geſchlagen. Tarquinius marſchierte darauf geradesweges auf Apioli los, ſetzte der Stadt ſehr heftig zu, indem er ſeine Truppen beſtändig abwechſeln lies, und eroberte ſie endlich, weil die Beſatzung nur ſehr geringe war, und niemals Zeit behielt, ſich auszuruhen, mit Sturm. Der gröſte Theil der Einwohner wurde bey dieſer Gelegenheit niedergemacht; einige wenige aber, nachdem ſie ihre Waffen niedergelegt, zugleich mit der andern Beute verkauft. Die Weiber und Kinder wurden als Sklaven nach Rom hinweggeführt, und ihre Stadt geplündert, in Brand geſteckt und geſchleift. Hierauf kehrte er mit ſeiner Armee wieder nach Rom zurück, und zog bald darauf gegen die Cruſtuminer zu Felde.

Dieſe waren eine Colonie der Lateiner, und unter des Romulus Regierung unter die Botmäßigkeit der Römer gekommen. Nachdem aber Tarquinius zur Regierung gelanget, hatten ſie ſich wieder zu den Lateinern gehalten. Es koſtete ihm wenig Mühe, ſie wieder zum Gehorſam zu bringen. Denn als ſie hörten, mit welch einer großen Armee er gegen ihre Stadt anrückte, und ſich ihrer eignen Schwäche bewuſt waren, auch die andern Lateiner ihnen gar keine Hülfe ſchickten, ſo machten ſie ihm die Thore offen, und ſchickten ihm die älteſten und angeſehenſten der Bürger entgegen, welche ihm die Stadt übergaben, und ihn baten, gnädig und gelinde mit ihnen zu verfahren. Der König wil-

lig-

ligte mit Vergnügen in ihr Verlangen. Er marschierte darauf in die Stadt, strafte aber keinen einzigen der Einwohner am Leben, sondern verwies nur einige wenige, welche die Urheber des Abfalls waren, des Landes. Alle übrigen ließ er im ruhigen Besitz des Ihrigen und des Römischen Bürgerrechts, wie vorher. Damit sie aber ins künftige keine neue Unruhen anfangen möchten, so ließ er eine hinlängliche Anzahl neuer Römischen Pflanzbürger bey ihnen zurück.

Die Nomentaner, welche es nicht besser gemacht hatten, als die Crustuminer, erfuhren ein gleiches Schicksal. Sie hatten nehmlich, in Hoffnung auf den Beystand der andern Lateiner, Räuberbanden in das Römische Gebiet abgeschickt, uud sich öffentlich als Feinde der Römer erklärt. Sobald aber Tarquinius gegen sie anrückte, und die erwartete Hülfe der Lateiner ausblieb, sie für sich selbst aber nicht im Stade waren, es gegen eine so große Macht auszuhalten, so giengen sie mit Oelzweigen in der Hand aus der Stadt ihm entgegen, und übergaben sie ihm.

Die Collatiner hingegen hatten die Kühnheit den Römern die Spitze zu bieten, und sich mit ihnen einzulassen. Weil sie aber allemal mit großem Verlust geschlagen wurden, so sahen sie sich endlich genöthigt, sich in die Stadt zurückzuziehen. Sie sprachen darauf die andern Lateiner um Hülfe an; da diese aber zu lange zauderten, und die Römer ihnen von verschiedenen Seiten der Mauer zusetzten, so mußten sie sich endlich auch ergeben. Der König gieng aber nicht so gnädig, wie mit den Nomentanern und Crustuminern, mit ihnen um, sondern ließ sich die Waffen von ihnen ausliefern, strafte sie um eine ge-

wiſſe Summe Geldes, und ließ ſeines Bruders Sohn, Aruns Tarquinius, mit einer ſtarken Beſatzung und unumſchränkter Gewalt auf Lebenslang in der Stadt zurück. Dieſer Aruns Tarquinius wurde erſt nach dem Tode ſeines Vaters Aruns und ſeines Großvaters Demaratus gebohren, und hatte daher ſowohl von dem väterlichen als großväterlichen Vermögen nichts bekommen. Man nannte ihn daher auch Egerius, welches Wort in der Römiſchen Sprache einen armen Menſchen bedeutet. Seit der Zeit aber, daß er zum Gouverneur der Stadt Collatia gemacht wurde, erhielt er den Namen Collatinus, welchen nachher auch alle ſeine Nachkommen geführt haben.

Nach der Uebergabe der Stadt Collatia zog der König gegen eine andre lateiniſche Stadt, Namens Corniculum, zu Felde, verheerte ihr Land weit und breit, ohne daß ſich ihm jemand widerſetzte, rückte darauf vor die Stadt ſelbſt, und ſuchte ſie zu einer freywilligen Uebergabe in der Güte zu bereden. Allein weil ſie ſich auf die Feſtigkeit ihrer Stadt verließen, und ſich gewiß einbildeten, daß man von allen Orten her ihnen zu Hülfe kommen würde, ſo verwarfen ſie ſeine Vorſtellungen. Er machte daher Anſtalt zur Belagerung, und ließ ſie von allen Seiten einſchließen. Die Corniculaner hielten ſich lange ſehr tapfer, und ſchlugen die Römer mehrmals mit großem Schaden zurück. Endlich wurden ſie durch die anhaltenden Beſchwerlichkeiten, noch mehr aber durch ihre innerlichen Trennungen, indem einige wollten, daß man die Stadt übergeben, andere aber, daß man ſich aufs äußerſte wehren ſollte, ermüdet, und die Stadt wurde alſo mit Sturm erobert. Die braveſten Leute unter ihnen,

die

Digitized by Google

die sich tapfer wehrten, wurden bey dieser Gelegenheit alle niedergemacht. Die übrigen aber, denen ihre Feigheit das Leben rettete, wurden mit Weibern und Kindern als Sklaven verkauft, und ihre Stadt geplündert und verbrannt.

Ueber dieses harte Verfahren aufgebracht, beschlossen die übrigen Lateiner, gemeinschaftlich die Römer zu bekriegen. Sie warben daher eine große Armee an, fielen den Römern ins Land, verheerten den besten Theil desselben, und nahmen eine Menge Gefangene und eine große Beute mit weg. Tarquinius gieng ihnen sogleich mit einer Mannschaft leichter Truppen, die er eben bey der Hand hatte, entgegen, traf sie aber nicht mehr an. Er fiel ihnen daher ebenfalls ins Land, und machte es darinn nicht besser. Dieses geschahe sehr oft von beyden Seiten, man erhielt dabey viele Vortheile, litt aber auch wieder großen Schaden. Nur einmal kam es bey Ilbenä zu einem Haupttreffen, worinn, nach einem großen Verlust von beyden Seiten, die Römer endlich den Sieg davon trugen, und die Lateiner zwungen, in der Nacht ihr Lager zu verlassen, und sich in ihre Städte davon zu machen.

Nach diesem Treffen marschierte Tarquinius vor eine lateinische Stadt nach der andern, und suchte sie jedesmal erst zur Güte zu bereden. Weil sie nun keine gemeinschaftliche Armee mehr auf den Beinen hatten, und für sich allein sich nicht stark genug fühlten, seinen Angriff auszuhalten, so nahmen sie mehrentheils seinen Antrag an, und übergaben ihm ihre Städte, weil sie wohl gesehen hatten, daß die Einwohner derjenigen, die mit Gewalt von den Römern erobert waren, zu Sklaven gemacht,

und die Städte ſelbſt niedergeriſſen wurden, daß hingegen denen, die ſich auf Bedingungen ergaben, weiter nichts Uebels wiederfuhr, als daß ſie die Oberherrſchaft der Ueberwinder über ſich erkennen mußten. Die Fidenater waren die erſten, welche ſich auf dieſe Weiſe an den Tarquinius ergaben. Ihm folgten die Camerier und darauf noch andre kleine Städte und feſte Oerter nach.

Hierdurch wurden die andern Lateiner unruhig gemacht, und weil ſie befürchteten, die Römer möchten ſich auf dieſe Weiſe nach und nach das ganze Volk unterwerfen, ſo ſtellten ſie zu Ferentium eine allgemeine Verſammlung an, auf welcher ſie beſchloſſen, nicht nur ihre eignen Truppen aus allen Städten zu verſammlen, ſondern auch bey den mächtigſten benachbarten Völkern um Hülfstruppen anzuhalten. Sie ſchickten alſo in dieſer Abſicht Geſandten an die Etruſcer und Sabiner. Die letztern verſprachen ihnen, ſie wollten, ſo bald ſie den Römern ins Land gefallen wären, auch zu den Waffen greifen, und die Römiſche Gränze verheeren. Die Etruſcer aber ſagten, ſie wollten ihnen ſo viel Hülfstruppen zuſchicken, als ſie nur verlangten. Doch hatte das ganze Volk nicht an dieſem Verſprechen Theil, ſondern nur fünf Städte, nehmlich die Cluſiner, Aretiner, Volaterraner, Ruſellaner und Vetulonienſer. Dieſes machte den Lateinern Muth. Sie warben alſo für ſich ſelbſt eine ſehr ſtarke Armee, vereinigten ſich mit den Etruſciſchen Hülfsvölkern, und fielen darauf den Römern ins Land. Zu gleicher Zeit fiengen auch die Sabiner an, die Römiſche Gränze zu verheeren.

Tarquinius, welcher ſich unterdeſſen auch gerüſtet hat-

hatte, gieng ihnen eilends mit einer groſsen und starken Armee entgegen. Aber mit den Sabinern und Lateinern zu gleicher Zeit Krieg zu führen, und die Armee in zween Theile zu theilen, schien ihm nicht rathsam zu seyn. Er faſste daher den Entschluſs, erst mit seiner ganzen Armee die Lateiner anzugreifen; und schlug deſswegen nahe bey ihnen sein Lager auf. Eine Zeitlang hatten sie von beyden Seiten nicht Lust, ein entscheidendes Haupttreffen zu wagen, weil sich ein jeder wegen der groſsen Zurüstungen des andern fürchtete; und es fielen bloſs zwischen den Leichtbewaffneten häufige Scharmützel vor, in welchen gemeiniglich die Vortheile auf beyden Seiten gleich waren. Endlich wurden beyde Theile durch diese kleinen Gefechte so sehr erhitzt, daſs sie den Ihrigen anfangs nur wenige, hernach aber immer mehr zu Hülfe schickten, und so sich endlich gezwungen sahen, mit ihrer ganzen Macht gegen einander ins Feld zu rücken. Beyde Armeen waren ungefähr gleich stark, und bestanden aus Leuten, die im Kriege sehr wohl geübt waren, die einander an Eifer und Muth nichts nachgaben, weil sie glaubten, daſs es jetzt auf alles ankäme. Sie fochten daher von beyden Seiten mit der gröſsten Tapferkeit, und wurden erst durch die Nacht aus einander gebracht, ohne daſs der Sieg entschieden war. Aber das verschiedene Betragen der beyden Partheyen nach dem Treffen gab genugsam zu erkennen, auf welcher Seite der Vortheil war. Denn am folgenden Tage hielten die Lateiner sich in ihrem Lager ganz stille; Tarquinius hingegen führte seine Truppen wieder ins Feld, und war bereit, den Lateinern noch einmal ein Treffen zu liefern. Da er aber verschiedene Stunden in Schlachtordnung gestanden, und die Feinde vergebens erwartet hatte, so lieſs

er die Todten derselben plündern, die Seinigen aber von dem Schlachtfelde wegtragen, und kehrte darauf mit Verspottung der Feinde ins Lager zurück.

Einige Tage nachher erhielten die Lateiner eine neue Verstärkung von den Etruscern. Dieses machte ihnen Muth, noch einmal ein Treffen zu wagen, welches noch blutiger war, als das erste. Tarquinius trug in demselben einen vollkommnen Sieg davon, welchen man, nach dem allgemeinen Geständniß aller, ihm allein zu verdanken hatte. Die Römische Armee nehmlich fieng an Noth zu leiden, und der linke Flügel war schon würklich in Unordnung, als auf einmal Tarquinius, so bald er den Vortheil der Feinde erfuhr, mit dem auserlesensten Theile der Reuterey und den frischesten Fußvölkern hinter der Schlachtordnung her um den linken Flügel herum marschierte, sich darauf rechter Hand schwenkte, und so den Etruscern, welche den rechten Flügel der feindlichen Armee ausmachten, und den linken Flügel der Römer zum Weichen gebracht hatten, in die Flanke fiel. Dieser unvermuthete Angriff setzte sie in solches Schrecken, daß sie ganz in Unordnung geriethen. Unterdessen erholte der linke Flügel der Römer sich wieder von seiner Furcht, gieng mit neuer Hitze auf die Feinde los, richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, und zwang den ganzen rechten Flügel, die Flucht zu ergreifen. Tarquinius gab unterdessen seinen Fußvölkern Befehl, ihm Schritt vor Schritt und in aller Ordnung nachzufolgen; er selbst aber eilte mit der Reuterey in der allergrößten Geschwindigkeit zum Lager der Feinde, kam den flüchtigen Etruscern zuvor, und eroberte es im ersten Angriffe, weil die zurückgelassene Besatzung, welche weder von der Niederlage des rech-

rechten Flügels etwas wußte, noch die Römiſche Reuterey, wegen der Schnelligkeit, mit welcher ſie ankam, unterſcheiden konnte, ſie ungehindert hereinließ. Diejenigen von den Feinden alſo, welche ſich auf der Flucht ins Lager retten wollten, wurden von der Römiſchen Reuterey, welche es in Beſitz genommen hatte, niedergemacht; diejenigen aber, welche aus dem Lager ins Feld entrinnen wollten, fielen den Römiſchen Fußvölkern in die Hände. Die mehrſten aber wurden von einander ſelbſt zertreten, oder in die Gräben gedrängt, und kamen alſo auf die elendeſte Weiſe ums Leben. So daß die Uebergebliebenen ſich gezwungen ſahen, weil dieſes das einzige Mittel war, ihr Leben zu retten, ſich den Siegern zu ergeben. Tarquinius bekam alſo eine Menge Gefangene und eine reiche Beute in ſeine Gewalt. Die erſtern verkaufte er, die übrige Beute aber ſchenkte er den Soldaten.

Hierauf marſchierte er mit ſeiner Armee gegen die lateiniſchen Städte, um ſie im Fall, daß ſie nicht gutwillig wollten, ſich mit Gewalt zu unterwerfen. Allein ſie ließen es ſo weit nicht kommen. Denn ſie ſchickten im Namen des ganzen Volks eine Geſandſchaft an ihn ab, wodurch ſie ihn aufs demüthigſte baten, ihnen, auf was für Bedingung es ihm gutdünken würde, den Frieden zu ſchenken, und ihm zugleich ihre Städte übergaben. Tarquinius begegnete ihnen mit der größten Güte und Gelindigkeit; er ließ keinen einzigen von ihnen hinrichten, oder des Landes verweiſen, oder eine Geldſtrafe erlegen; er ließ ſie im ungekränkten Beſitz ihrer Güter und ihrer alten Verfaſſung; und verlangte weiter nichts von ihnen, als daß ſie ihm die Ueberläufer und Gefangenen ohne Entgeld ausliefern, die Sklaven, welche ſie von den Feldern

mit weggeführt, ihren Herren wieder geben, das Geld, welches ſie den Ackerleuten weggenommen, wieder erſtatten, und allen andern Schaden, welchen ſie in ſeinem Lande angerichtet, wieder erſetzen ſollten. Unter dieſen Bedingungen und dem Verſprechen, ins künftige den Römern beſtändig gehorſam zu ſeyn, wurden ſie von dem Tarquinius zu Freunden und Bundsgenoſſen aufgenommen. Alſo endigte ſich der Krieg der Römer mit den Lateinern. Tarquinius kehrte darauf nach Rom zurück, und hielt bey ſeinem Einzuge in die Stadt einen Triumph.

Das folgende Jahr zog er gegen die Sabiner zu Felde, welche es aber ſchon vorher wußten, daß er ſich gegen ſie gerüſtet hatte. Sie hatten daher auch ſchon eine ſtarke Armee auf die Beine gebracht, und giengen ihm damit ſogleich entgegen, damit ſie nicht genöthigt ſeyn möchten, den Krieg in ihrem Lande zu führen. An der Gränze kam es zum Treffen, welches mit vieler Hitze von beyden Seiten bis in die Nacht fortdauerte, ohne daß der Sieg entſchieden wurde. Einige Tage lang nachher hielt man ſich von beyden Seiten ganz ruhig, und darauf kehrten ſowohl die Römer als die Sabiner, ohne das feindliche Land zu verheeren, nach Hauſe zurück, mit dem Vorſatz, Anſtalt zu machen, daß ſie das künftige Frühjahr mit größerer Macht einander angreifen könnten.

Die Sabiner rückten das folgende Jahr, durch eine beträchtliche Anzahl Etruſciſcher Hülfstruppen unterſtützt, zuerſt ins Feld. Sie ſchlugen nahe bey Fidenä, beym Zuſammenfluß des Anienes und der Tiber, ein gedoppeltes aber doch zuſammenhängendes Lager auf. Sie

ſtan-

ſtanden nehmlich zu beyden Seiten des vereinigten Fluſſes, und hatten eine hölzerne Brücke auf Flußböten und Kähnen darüber geſchlagen, welche machte, daß man ſo leicht aus dem einen ins andre kommen konnte, als wenn es nur eins geweſen wäre. Sobald Tarquinius von ihrer Ankunft Nachricht erhielt, ſo marſchierte er ihnen mit ſeiner Armee entgegen, und ſchlug etwas über ihnen auf einem von Natur befeſtigten Hügel am Anienes ſein Lager auf. So hitzig ſie nun auch von beyden Seiten waren, ſich zu ſchlagen, ſo kam es doch zu gar keinem ordentlichen Treffen, ja nicht einmal zu einem Scharmützel. Denn Tarquinius kam den Sabinern durch eine Kriegesliſt zuvor, wodurch er ſie gänzlich zu Grunde richtete, und ſich beyder Läger bemächtigte. Dieſe Kriegesliſt war folgende.

Er füllte eine Menge Kähne mit trockenem Holz und Reiſern, wozu er noch Schwefel und Pech hineinthat, nahm einen günſtigen Wind in acht, und ließ ſie ſodann um die vierte Nachtwache in Brand ſtecken, und den Fluß, an welchem er ſein Lager hatte, herunterſchwimmen. Dieſe kamen denn auch in ſehr kurzer Zeit herab, blieben an der Brücke hängen, und ſteckten ſie an verſchiedenen Orten in Brand. Die Sabiner liefen bey Erblickung einer ſo großen Feuersbrunſt ſogleich zu der Brücke zuſammen, und wendeten alles mögliche an, um die Flamme zu löſchen. Indeſſen kam Tarquinius bey Anbruch des Tages mit ſeiner Armee, die in der beſten Ordnung war, dazu, griff das eine Lager an, und bemächtigte ſich deſſelben ohne Mühe, weil er nur einen geringen Widerſtand antraf, indem die mehrſten, um das Feuer zu löſchen, ihren Poſten verlaſſen hatten. Zu gleicher Zeit

wurde

wurde auch das andre Lager der Sabiner von einem andern Theile der römischen Armee, welcher schon um Mitternacht von dem Tarquinius vorausgeschickt war, in einer Gegend des vereinigten Flusses, wo es die Sabiner nicht merken konnten, mit Kähnen übergesetzt, und sobald er den Brand der Brücke, welches ihm zum Zeichen dienen sollte, gewahr wurde, den Angriff gethan hatte, eingenommen. Auf diese Weise wurden die Feinde theils von den Römern bey der Einnahme des Lagers niedergemacht, theils, wenn sie sich in den Fluß stürzten, durch die Gewalt der Strudel fortgerissen und ersäuft. Nicht wenige kamen auch bey der Löschung des Feuers durch die Flamme ums Leben. Da sich also Tarquinius der beyden Läger bemächtiget hatte, so ließ er die übrige Beute, welche sich in denselben fand, die Soldaten unter sich vertheilen. Die Gefangenen aber, sowohl der Sabiner als Etrusker, ließ er nach Rom bringen, und daselbst in genauer Verwahrung halten.

Diese Niederlage brach den Sabinern den Muth und brachte sie auf andere Gedanken. Sie schickten Gesandten an die Römer, und schlossen durch dieselben einen Stillstand auf sechs Jahre. Die Etrusker hingegen, ganz erbittert, daß sie schon so oft durch die Römer überwunden waren, und daß Tarquinius, auf ihr Ansuchen, ihnen die Gefangenen nicht wieder zurück geben, sondern sie als Geißel bey sich behalten wollte, faßten den Entschluß, daß alle Etruscischen Städte sich zu einem Kriege gegen die Römer vereinigen, und diejenigen, welche sich weigerten, an dieser Vereinigung Theil zu nehmen, von aller Gemeinschaft und dem Bündnisse mit ihnen ausgeschlossen seyn sollten. Diesem

sem Schlusse zufolge brachen sie mit ihrer ganzen Macht auf, setzten über die Tiber, und lagerten sich nahe bey Fidenä. Sie bekamen diese Stadt durch Verrätherey, wegen der innerlichen Streitigkeiten der Fidenater, in ihre Gewalt, und legten eine starke Besatzung hinein, weil der Ort ihnen sehr bequem schien, ihn zum Hauptsitze des Krieges gegen die Römer zu machen. Darauf giengen sie, nachdem sie eine Menge Gefangene und viel andre Beute im Römischen Gebiete gemacht hatten, wieder nach Hause.

Das folgende Jahr fiel der König der Römer mit einer so großen Armee von eignen Truppen und Hülfsvölkern, als er nur hatte zusammenbringen können, den Feinden mit Anfang des Frühjahrs ins Land, ehe sie sich aus allen Städten hatten zusammen ziehen, und ihm zuvor kommen können. Er theilte seine ganze Armee in zween Theile, wovon er die Römer selbst, die Bundsgenossen aber, welche gröstentheils aus Lateinern bestanden, sein Verwandter Egerius anführte. Dieser sollte die feindliche Besatzung in Fidenä angreifen. Allein, weil er aus Geringschätzung der Feinde an einem unsichern Orte nicht weit von der Stadt sein Lager aufschlug, so hätte bald nicht viel gefehlt, daß er mit seiner ganzen Armee zu Grunde gerichtet wäre. Denn die Besatzung ließ sich heimlich eine neue Verstärkung von den Etruscern kommen, und that sodann zu gelegener Zeit einen Ausfall aus der Stadt, in welchem sie das Lager der Feinde, welches fast gar nicht bewachet wurde, im ersten Angriff eroberte, und unter denen, welche um Beute zu machen, hin und wieder auf dem Felde zerstreut waren, ein großes Blutbad anrichtete.

Die

Die Römische Armee aber, welche Tarquinius selbst anführte, verheerte und plünderte unterdessen das Land der Vejenter, und machte in demselben eine große Beute; und als darauf aus allen Etruscischen Städten eine große Macht den Vejentern zu Hülfe kam, so lieferten sie sich einander ein Treffen, in welchem die Römer einen vollkommenen Sieg davon trugen. Hierauf fuhren sie fort das Land zu verheeren, und kehrten sodann zu Ende des Sommers mit einer Menge Gefangenen und einer großen Beute, weil es ein sehr gesegnetes Land war, nach Rom zurück.

Die Vejenter waren durch diese Niederlage so furchtsam gemacht, daß sie es nicht wieder wagten, aus ihrer Stadt herauszukommen, sondern es geduldig litten, daß ihr Land vor ihren Augen verwüstet wurde. Tarquinius fiel auch drey Jahre hinter einander in dasselbe ein, nahm alle Früchte weg und machte, daß es gröstentheils wüste liegen blieb. Da er nun auf diese Weise ihnen weiter keinen Schaden zufügen konnte, so rückte er mit seiner Armee gegen Cäre, eine Stadt unter Etruscischer Botmäßigkeit, welche vorher, als die Pelasger sie noch bewohnten, Agylla hieß. Sie war eine der blühendsten und volkreichsten Städte in Etrurien, und schickte daher eine große Armee aus, um ihr Land gegen die Römer zu vertheidigen. Sie wurde aber mit weit größerem Verlust auf ihrer Seite, als von den Römern geblieben waren, in die Stadt zurück geschlagen. Da also die Römer ihr ganzes Gebiet in ihre Gewalt bekommen hatten, so verweilten sie, weil es mit allen Bedürfnissen überflüssig versehen war, viele Tage in demselben, und giengen endlich, als sie sich lange

ge genug darinn aufgehalten, mit so vieler Beute, als sie nur mit sich fortbringen konnten, wieder nach Hause.

Nach diesem glücklichen Feldzuge gegen die Vejenter, marschierte Tarquinius mit seiner Armee gegen Fidenä. Er wünschte nicht nur die feindliche Besatzung herauszutreiben, sondern auch die Verräther, welche die Stadt den Etruscern in die Hände gespielt hatten, zu bestrafen. Die Römer hatten hierauf einen sehr muthigen Angriff der Feinde, die ihnen vor die Stadt entgegen giengen, auszuhalten; noch blutiger aber gieng es bey der Belagerung der Stadt selbst her. Dennoch wurde sie mit Sturm erobert. Worauf denn der König die Besatzung nebst den andern Etruscischen Gefangenen in Fesseln legen, diejenigen von den Fidenatern aber, welche die Urheber des Abfalls gewesen waren, theils öffentlich geißeln und enthaupten, theils auf ewig des Landes verweisen ließ. Ihre Güter wurden unter die Römischen Colonisten, und die Besatzung, welche vorher daselbst zurückgelassen war, ausgetheilt.

Das letzte Treffen zwischen den Römern und Etruscern fiel bey Eretum, einer Stadt im Lande der Sabiner, vor; denn durch dieses hatten die Etruscer ihren Marsch genommen, weil ihnen die Feinde der Römer Hoffnung gemacht hatten, daß die Sabiner ihnen beystehen würden. Denn der sechsjährige Stillstand war nunmehr verflossen, und die Sabiner wünschten nichts so sehr als ihren vorigen Verlust wieder zu ersetzen, da unterdessen eine gute Anzahl junger Leute in ihren Städten groß geworden war. Doch ihre Absich-

ten

ten wurden durch die gar zu frühe Dazwischenkunft der Römischen Armee vereitelt. In der Eile konnten die Sabinischen Städte keine gemeinschaftliche und ordentliche Hülfstruppen den Etruscern zuschicken, sondern diese musten sich mit einigen freywilligen, denen sie ihre Dienste theuer genug bezahlen musten, begnügen. Durch dieses Treffen bey Eretum, welches das gröste von allen war, die sie sich bisher geliefert hatten, und worinn Tarquinius den herrlichsten Sieg erfocht, erhielt die Macht der Römer einen ungemeinen Zuwachs. Der Römische Senat und das Volk beschlossen daher auch, daß Tarquinius bey seiner Rückkunft einen Triumph halten sollte.

Die Etruscer aber verloren itzt gänzlich den Muth, als sie sahen, daß von der großen Armee, die sie aus allen Städten abgeschickt hatten, nur eine so geringe Anzahl wieder zurück kam. Denn theils waren sie im Treffen geblieben, theils auf der Flucht in Oerter gerathen, aus denen sie keinen Ausgang finden können, und also den Siegern in die Hände gefallen. In dieser unglücklichen Lage der Sachen bewiesen sich die Oberhäupter der Etruscischen Städte, als vernünftige Leute. Sie beschlossen nehmlich, als Tarquinius aufs neue gegen sie zu Felde zog, sich mit ihm in Friedensunterhandlungen einzulassen. Man schickte daher die ältesten und angesehensten Männer aus jeder Stadt an ihn ab, und gab ihnen völlige Macht, den Frieden, auf was für Bedingungen sie es für gut finden würden, zu schließen.

Diese

Diese hielten eine weitläuftige Rede an den König, worinn sie ihn zur Gnade und Gelindigkeit zu bereden suchten, und ihm ihre Verwandtschaft mit ihm zu Gemüthe führten. Er antwortete ihnen daher, als er sie lange genug angehört hatte: er verlange weiter nichts von ihnen zu wissen, als ob sie noch Willens wären, ihm den Vorzug streitig zu machen, und nur deßwegen gekommen wären, um auf gewisse Bedingungen einen Frieden zu schließen, oder ob sie sich für überwunden erkenneten, und ihm ihre Städte übergeben wollten? Als sie sich hierauf erklärten, daß sie ihm ihre Städte übergäben, und sich den Frieden auf die Bedingungen, die er ihnen vorschreiben würde, gefallen ließen; so gab er ihnen, ganz froh über diese Erklärung, folgende Antwort:

„Nun so höret denn, auf was für Bedingungen „ich euch den Frieden schenken, und was für eine „Wohlthat ich euch für eure guten Gesinnungen erzei„gen will. Ich bin nicht Willens, irgend einen von „den Etruscern am Leben zu strafen, oder ihn des Lan„des zu verweisen, oder ihm das Seinige wegzunehmen, „oder ihm eine Geldstrafe aufzulegen. Eure Städte „will ich weder mit Besatzungen noch mit Auflegung eines „Tributs beschweren, sondern einer jeden ihre eignen „Gesetze und alte Verfassung lassen. Für alle diese „Wohlthaten fordre ich von euch weiter nichts, als das „Recht der Oberherrschaft, die ich sonst leicht durch Ge„walt der Waffen mir verschaffen könnte; ich aber doch „lieber in der Güte von euch erhalten möchte. Dieses „saget euren Städten wieder. Ich werde unterdessen,

„so lange bis ihr wiederkommt, einen Waffenstillstand „beobachten.“

Mit dieser Antwort begaben sich die Gesandten hinweg, und kamen in wenig Tagen nicht mit leeren Worten, sondern mit den Zeichen der höchsten Gewalt, deren sich ihre Könige zu bedienen pflegten, zu ihm zurück. Diese Zeichen waren, eine goldne Krone, ein elfenbeinerner Stuhl, ein Scepter, auf dessen Spitze ein Adler befestiget war, eine Weste von Purpur mit Golde besetzt, und ein gestickter purpurner Mantel, dergleichen die Lydischen und Persischen Könige zu tragen pflegten, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht, wie bey jenen, viereckigt sondern von der Gestalt eines halben Zirkels war. Diese Art Kleidung nennen die Römer Toga, und die Griechen Tebennos. Ich weiß aber nicht, woher die letztern dieses Wort, welches mir nicht Griechischen Ursprungs zu seyn scheint, mögen genommen haben. Einige sagen, daß die Gesandten ihm auch noch zwölf Beile, nehmlich aus jeder Stadt eins, gebracht hätten. Denn es scheint eine Etruscische Gewohnheit gewesen zu seyn, daß vor jeden König einer Stadt ein Lictor mit einem Steckenbündel und Beil hergegangen, und daß sie, so oft die zwölf Städte gemeinschaftlich Krieg führten, die zwölf Beile dem, welcher das Obercommando hatte, allein übergeben haben. Doch sind nicht alle Schriftsteller dieser Meynung, sondern einige glauben, es sey schon vor dem Tarquinius bey den Römern gebräuchlich gewesen, daß sich die Könige zwölf Beile vortragen lassen, und Romulus habe sie, sobald er zum Besitze des Throns gelanget, eingeführt. Dieses hindert aber gar nicht an-

zu-

zunehmen, daß die Erfindung dieser Gewohnheit den Etruscern zuzuschreiben sey, und daß Romulus sie von ihnen angenommen, und sie zuerst bey den Römern eingeführt habe. Dem Tarquinius können deßwegen doch wohl, unter den andern Zeichen der Königlichen Würde, auch die zwölf Beile übergeben seyn; so wie noch jetzt die Römer andern Königen, um sie in ihrer Würde zu bestätigen, Scepter und Diadem zu schenken pflegen, ob sie sich gleich derselben schon vorher bedient haben.

Tarquinius bediente sich aber, wie die mehresten Römischen Geschichtschreiber berichten, dieser Ehrenzeichen nicht sogleich. Er frug erst den Römischen Senat und das Volk deßwegen um sein Gutachten, und als diese damit zufrieden waren, so fieng er von der Zeit an, bis an seinen Tod, eine goldene Krone und einen purpurnen gestickten Mantel zu tragen, auf einem elfenbeinernen Stuhle zu sitzen, und zwölf Lictorn mit den Fascen und den Beilen, wenn er Gericht hielt, neben sich stehen, und wenn er ausgieng, vor sich her gehen zu lassen. Diese Ehrenzeichen haben seine Nachfolger, und nach Verjagung der Könige auch die jährigen Consuln beybehalten, außer daß von den letzten die Krone und der gestickte Mantel weggelassen wurden, weil man dieses als einen Schmuck ansahe, der sich mit der Freyheit nicht vertragen könnte. Nun alsdann wenn sie wegen eines erfochtenen wichtigen Sieges einen Triumph hielten, trugen sie auch die Krone und den gestickten purpurnen Mantel. Ein solches Ende nahm der Etruscische Krieg, welcher neun Jahre gedauert hatte.

Nun waren die Sabiner allein nur noch übrig, welche den Römern die Oberherrschaft streitig machen konnten, ein sehr kriegerisches Volk, und welches ein sehr fruchtbares und großes Land in der Nachbarschaft von Rom bewohnte. Tarquinius wünschte daher nichts so sehr, als sie ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er kündigte ihnen also den Krieg an, weil sie sich geweigert hatten, ihm diejenigen, welche den Etruscern versprochen hatten, sobald sie den Römern ins Land gefallen wären, die Sabiner dahin zu bringen, daß sie sich zu ihnen schlagen, und die Römer gemeinschaftlich mit ihnen angreifen sollten, nicht ausliefern wollten. Die Sabiner ließen sich dieses sehr wohl gefallen, weil sie nicht gern ihre angesehensten Bürger verlieren wollten. Sie kamen daher den Römern zuvor, und fielen ihnen selbst zuerst ins Land. Sobald Tarquinius erfuhr, daß sie den Anienes passirt waren, und in der Gegend, wo sie ihr Lager hatten, das ganze umliegende Land verheerten, so machte er sich in aller Eil mit einer auserlesenen jungen Mannschaft auf, überfiel sie, als sie eben, um Beute zu machen, auf dem Felde zerstreut waren, machte eine Menge von ihnen nieder, und nahm ihnen alle ihre Beute wieder ab. Er schlug hierauf nahe bey dem ihrigen sein Lager auf, und wartete einige Tage, bis der übrige Theil seiner Armee nebst den Hülfstruppen der Bundsgenossen zu ihm gestoßen waren, worauf er denn mit der Armee ins Feld rückte, um den Feinden ein Treffen zu liefern.

Die Sabiner, ob sie gleich die Römer mit großer Hitze anmarschieren sahen, ließen dennoch ihre Trup-

Truppen, die den Römern weder an Menge noch an Tapferkeit etwas nachgaben, ebenfalls herausrücken. Sie fochten auch mit dem gröſten Muth, ſo lange ſie bloß mit der Römiſchen Armee, die ſie von vorne angriff, zu thun hatten; als ſie aber ſahen, daß ihnen noch eine andre feindliche Armee in aller Ordnung in den Rücken kam, ſo verließen ſie ihre Glieder und ergriffen die Flucht. Dieſes war eine auserleſene Mannſchaft von Römiſchen Fußvölkern und Reuterey, welche Tarquinius die Nacht vorher an bequemen Oertern in einen Hinterhalt gelegt hatte. Die Sabiner wurden durch dieſen unvermutheten Angriff in ſo groſſes Schrecken geſetzt, daß ſie auf einmal allen Muth verloren, und in der Meynung, daß es nun gänzlich um ſie geſchehen ſey, ſich der eine hier, der andre dorthin mit der Flucht zu retten ſuchten. Die Römiſche Reuterey aber, welche ihnen von allen Seiten den Ausgang verſperrete, und ihnen nachſetzte, richtete ein ſolches Blutbad unter ihnen an, daß ihrer nur wenige in die nahgelegenen Städte ſich retteten. Die übrigen, welche im Treffen nicht umkamen, fielen insgeſamt den Römern in die Hände. Denn die, welche im Lager zurückgelaſſen waren, hatten ebenfalls das Herz nicht, ſich dem Angriff der Feinde zu widerſetzen, oder ſich mit ihnen in ein Gefecht einzulaſſen, ſondern waren über den unvermutheten Ausgang des Treffens in ſolche Beſtürzung gerathen, daß ſie ſich und ihr Lager ohne den geringſten Wiederſtand den Römern übergaben.

Ungeachtet es nun den Sabinern ſo übel ergangen war, beſchloſſen ſie dennoch, in der Meynung,

daß die Feinde ihnen durch List und Betrug, und nicht durch Tapferkeit, den Sieg aus den Händen gerissen hätten, eine neue Armee unter Anführung eines erfahrnen Generals gegen die Römer abzuschicken. Sobald Tarquinius ihr Vorhaben erfuhr, ließ er in aller Eil seine Truppen zusammen kommen, und war schon den Anicenes passirt, ehe sie sich noch alle versammelt hatten. Als der General der Sabiner Nachricht hievon erhielt, marschierte er eilends mit seiner neugeworbenen Armee den Römern entgegen, und schlug nicht weit von ihnen auf einem hohen und steilen Berge sein Lager auf. Er hielt es aber nicht für rathsam, sich eher, als bis die andern Truppen auch zu ihm gestoßen wären, in ein Treffen einzulassen, sondern begnügte sich damit, durch kleine Haufen der Reuterey die Römer, wenn sie Beute machen wollten, anzufallen, oder ihnen auf den Bergen und Wäldern Hinterhalte zu stellen, und verhinderte sie also, in das umliegende Land Ausfälle zu thun. Auf diese Weise kam es zwar oft zu kleinen Scharmützeln zwischen den Leichtbewaffneten und der Reuterey, zu einem entscheidenden Haupttreffen aber niemals.

Endlich wurde Tarquinius des langen Zauderns überdrüssig, und beschloß die Feinde in ihrem Lager anzugreifen. Er versuchte es auch mehrmals; allein, weil er wohl sahe, daß er es nicht leicht mit Gewalt würde erobern können, so faßte er den Entschluß, ihm die Lebensmittel abzuschneiden, und es also durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. In dieser Absicht besetzte er alle Wege, welche zu dem Lager führten, und verhinderte sie dadurch, Holz, Feurage, und die andern nothwendigen Bedürfnisse aus ihrem Lande herbeyzuholen.

Die-

Dieses brachte sie in eine so große Noth, daß sie sich gezwungen sahen, mit Hülfe einer finstern und stürmischen Nacht schändlicher Weise sich davon zu machen, ohne einmal ihre Lastthiere, Gezelte, Verwundete und allen andern Kriegsvorrath mit fortbringen zu können. Den folgenden Morgen, als die Römer sahen, daß die Feinde die Flucht ergriffen hatten, so begaben sie sich in ihr Lager, bemächtigten sich der Gezelte, der Lastthiere und was sie sonst zurückgelassen hatten, und kehrten darauf mit einer Menge Gefangenen nach Rom zurück. So dauerte dieser Krieg ganzer fünf Jahre hinter einander fort. Sie fielen sich einander von beyden Seiten beständig ins Land, und lieferten sich viele, bald kleinere bald größere Treffen, in welchen selten die Sabiner, die mehrste Zeit aber die Römer glücklich waren. Endlich kam es zu einem entscheidenden Treffen, welches dem Kriege auf einmal ein Ende machte.

Die Sabiner schickten nehmlich dismal nicht einen Theil ihrer Macht, wie vorher, sondern alles, was nur die Waffen tragen konnte, gegen die Römer zu Felde. Und Tarquinius gieng ihnen auch mit seiner ganzen Macht nebst den Hülfsvölkern der Lateiner, Etrusker und seiner andern Bundsgenossen entgegen. Der General der Sabiner theilte seine Armee in zween Theile, welche in zwey besondern Lagern stunden. Tarquinius aber theilte die seinige in drey, deren jeder auch sein besonders Lager nicht weit von einander hatte. Er selbst commandirte die Römer, und Arung die Etrusker. Das Commando über die Lateiner und die andern Bundsgenossen übergab er dem Servius mit dem Zunamen Tullius, einem Ausländer, der mit einer

ausnehmenden Weißheit eine eben so große Tapferkeit und Erfahrung im Kriegswesen verband, und wegen dieser vortreflichen Eigenschaften nachher, als Tarquinius ohne männliche Erben starb, von den Römern zum König erwählt wurde. Von seiner Herkunft, seiner Erziehung, seinen Schicksalen und der wunderbaren Vorbedeutung, wodurch die Götter seine künftige Erhebung anzeigten, werde ich alsdann, wenn ich zu diesem Theile meiner Geschichte gekommen bin, weiter reden.

Sobald man sich also von beyden Seiten in gehörige Bereitschaft gesetzt hatte, so kam es zum Angriff. Die Römer machten den linken Flügel, die Etruscer den rechten, und die Lateiner die Mitte aus. Das Treffen dauerte den ganzen Tag fort; von beyden Seiten wurde mit der gröſten Tapferkeit gefochten; aber endlich trugen die Römer einen vollkommenen Sieg davon. Eine große Menge der Feinde, die sich am tapfersten gehalten hatten, blieben im Treffen, die mehrsten aber wurden auf der Flucht zu Gefangenen gemacht. Beyde Lager kamen mit einer sehr reichen Beute in die Hände der Römer. Diesen stand nunmehr das ganze Land der Feinde offen, welches sie auch ungehindert mit Feuer und Schwert verheerten, allen möglichen Schaden darinn anrichteten, und darauf mit Ausgang des Sommers nach Rom zurückkehrten, wobey Tarquinius seinen dritten Triumph hielt.

Das folgende Jahr machte er wieder neue Zurüstungen zum Kriege gegen die Sabiner, und hatte die Absicht, ihre Städte zu belagern, und unter seine

Bot-

Botmäßigkeit zu bringen. Allein diese hatten allen Muth verloren, das geringste gegen ihn zu wagen. Sie waren einmüthig der Meynung, daß es besser wäre, sich zum Frieden zu bequemen, als in Sklaverey zu gerathen, oder ihre Städte zerstören zu lassen. Sie schickten daher die angesehensten Männer aus jeder Stadt an den Tarquinius ab, als er schon mit seiner Armee im Anzuge war, und übergaben ihm ihre Städte, mit der Bitte, ihnen auf gelinde Bedingungen den Frieden zu schenken. Er nahm dieses Anerbieten, wodurch er sie ohne alle Gefahr unter seine Gewalt bekam, mit Freuden an, schloß ein Friedens und Freundschaftsbündniß auf eben die Bedingungen mit ihnen, auf welche sich ihm vorher die Etruscer unterworfen hatten, und gab ihnen ihre Gefangenen ohne Lösegeld wieder zurück. Dieses sind die merkwürdigen Kriegsverrichtungen des Tarquinius. Jetzt ist es Zeit auch von dem zu reden, was er im Frieden merkwürdiges verrichtet hat.

Sobald er zur Regierung gelanget war, suchte er, nach dem Beyspiel der andern Könige vor ihm, sich die Gunst des Volks zu gewinnen, und gab ihm daher gleich folgenden Beweis seiner Wohlgewogenheit. Er suchte aus dem ganzen Volke hundert Männer aus, die wegen ihrer Tapferkeit und Einsicht in bürgerlichen Geschäften im grösten Ansehen standen, und nahm sie unter die Patricier und den Senat auf. Die Anzahl des Senats, welcher bis dahin nur aus 200 bestanden hatte, wurde also damals auf 300 erhöhet. Hiernächst that er auch zu den heiligen Jungfrauen, welche das ewige Feuer verwahren müssen, deren vorher viere

waren, noch zwo neue hinzu, weil die Opfer und andere gottesdienstliche Verrichtungen, wobey sie zugegen seyn musten, sich vermehrt hatten, und also viere nicht mehr hinreichend waren. Bey dieser Anzahl ist es unter den folgenden Königen immer geblieben, und noch jetzt sind ihrer nicht mehr als sechs. Auch die Art der Strafe, welche den unkeuschen Vestalinnen durch die Pontifexe angethan wird, scheint von ihm erdacht zu seyn, er mag nun entweder seine eigne Gründe dazu gehabt, oder, wie andre wollen, in gewissen Träumen, welche die Pontifexe nach seinem Tode unter den Sibyllinischen Orakeln gefunden haben wollen, Befehl dazu erhalten haben; denn unter seiner Regierung wurde die Vestalinn Pinaria, des Publius Tochter, der Unkeuschheit überwiesen. Worinn diese Strafe der Vestalinnen bestanden, habe ich schon im vorigen Buche erzählt.

Er hat auch den Marktplatz, wo Gericht gehalten, öffentliche Versammlungen angestellt, und andre bürgerliche Geschäfte verrichtet werden, mit den Buden und andern Zierrathen ausgeschmückt, und die Mauren der Stadt, welche vorher sehr schlecht und grob gemacht waren, zuerst von großen und ordentlich behauenen Steinen aufbauen lassen. Er machte auch den Anfang, die unterirrdischen Canäle graben zu lassen, wodurch alles Wasser, welches in den Gassen zusammen fließt, in die Tiber geführt wird; ein ganz bewundernswürdiges Werk, welches alles übertrifft, was man davon sagen kann. Ich wenigstens habe nichts in Rom gefunden, woraus ihre Größe und Macht mehr hervorleuchtete, als aus den drey bewundernswürdigen Werken, den

Was-

Wasserleitungen, den gepflasterten Wegen und diesen Canälen, nicht sowohl wegen des großen Nutzens, den sie haben, wovon ich zu seiner Zeit reden werde, als wegen der ungeheuren Kosten, die sie erfordert haben, von denen man sich allein aus folgendem Beyspiele einen Begriff machen kann. Cajus Aquilius versichert, daß die Censoren, als einmal die Canäle nicht gehörig in Acht genommen waren, und das Wasser nicht abfließen konnte, die Ausbesserung und Reinigung derselben für 1000 Talente * verdungen haben.

Tarquinius brachte auch den großen Circus, zwischen dem Aventinischen und Palatinischen Berge in bessern Stand, indem er zuerst rund umher verdeckte Sitze für die Zuschauer machen ließ. Denn vorher stand man auf einem Gerüste von hölzernen Balken, worüber Dielen hergelegt waren. Er theilte auch die Sitze nach den Curien in dreyßig Theile ab, so daß jede Curie ihren bestimmten Platz hatte, von welchen sie die Schauspiele ansehen konnte. Dieser Circus ist auch mit der Zeit eines der schönsten und bewundernswürdigsten Werke in der Stadt Rom geworden. Seine Länge beträgt viertehalb Stadien, und die Breite vier Morgen Landes **. Um die beyden großen und die eine der kleinern Seiten gehet ein Graben, der 10 Fuß breit und eben so tief ist, in welchen das Wasser abfließt. Auf diesen Graben folgen bedeckte Gänge von

* Ein Talent betrug 1000 Rthl. Die ganze Summe also eine Million.

** Eine Stadie machte 625, und ein Morgen Landes 240 Pariser Fuß aus.

von drey Stockwerken, die Sitze in den untersten sind von Steinen, und gehen, wie in Theatern, allgemählich hinter einander in die Höhe; in den obern aber sind sie von Holz. Die beyden größern Seiten hangen mit der kleinern zusammen, welche sich in Gestalt eines halben Mondes an dieselben anschließet; so daß sie alle drey nur einen bedeckten Gang in Form eines Amphitheaters ausmachen, welches acht Stadien im Umfang hat, und 150000 Menschen fassen kann. Die vierte Seite, welche offen ist, enthält die gewölbten Schranken, aus welchen die Rennpferde losgelassen werden, die man alle durch einen einzigen Baum verschließet und öffnet. Hinten um den ganzen Circus herum gehet noch ein andrer bedeckter Gang von einem Stockwerke, welcher Buden über denselben Gängen enthält, wodurch die Zuschauer herein und heraus gehen können, ohne daß unter so vielen tausend Menschen, welche beständig bald herein kommen, bald wieder weggehen, die geringste Unordnung entsteht.

Er machte ferner Anstalten, dem Jupiter, der Juno und der Minerva, zufolge des Gelübdes, das er in der lezten Schlacht mit den Sabinern gethan hatte, einen Tempel zu bauen. Der Hügel aber, auf welchem er erbauet werden sollte, muste erst mit großer Mühe dazu eingerichtet werden, weil er sehr steil, spitz und uneben war. Er ließ daher rund um denselben eine Menge Pfähle einschlagen, und den Raum zwischen demselben und dem Gipfel des Hügels mit Erde ausfüllen, wodurch er ganz eben und vollkommen bequem gemacht wurde, darauf zu bauen. Er kam aber doch nicht so weit, daß er nur den Grund des Tempels

pels gelegt hatte, weil er das Ende des Krieges nur vier Jahre überlebte. Erst lange Jahre nachher wurde durch den König Tarquinius, welcher aus Rom verjagt wurde, der Grund dazu gelegt, und ein großer Theil des Gebäudes selbst aufgeführt. Aber auch dieser kam nicht völlig damit zu Stande, sondern erst unter dem dritten Consulat wurde er ganz vollendet. Es ist wohl der Mühe werth, das, was sich nach dem einstimmigen Bericht aller Römischen Geschichtschreiber vor der Erbauung dieses Tempels zugetragen hat, hier zu erzählen.

Als nehmlich Tarquinius den Vorsatz gefaßt hatte, den Tempel zu bauen, ließ er erst die Augurn zu sich kommen, und befahl ihnen, die Auspicien anzustellen, um zu erfahren, welcher Ort der Stadt dazu am bequemsten, und den Göttern am angenehmsten seyn würde. Da sie ihm nun zur Antwort gaben, daß es der Hügel sey, welcher über dem Markte liegt, und damals der Tarpejische, jetzt aber der Capitolinische heißt, so verlangte er ferner von ihnen zu wissen, an welchem Orte des Hügels man den Grund legen sollte. Dieses aber war nicht leicht zu bestimmen, weil eine Menge Altäre sowohl der Götter als der Halbgötter auf dem Hügel nahe bey einander standen, welche alle an einen andern Ort versetzt werden musten, um dem großen Tempel Platz zu machen. Die Augurn fanden also für gut, über einen jeden der Altäre besonders die Götter zu befragen, und wenn sie ihre Einwilligung dazu gäben, sie anders wohin zu versetzen. Alle andern Götter und Halbgötter ließen sich die Versetzung gefallen; allein die Götter der Gränzen und der Jugend wollten

sich

ſich durch keine Bitten der Augurn bereden laſſen, von ihrem Platze zu weichen. Dieſe Altäre befinden ſich deßwegen auch in dem Umfange des Tempels; der eine nehmlich in dem Vorhofe der Minerva, und der andere in dem Tempel ſelbſt, nahe bey dem Bildniſſe der Göttinn. Die Augurn ſchloſſen hieraus, daß die Gränzen der Stadt Rom niemals verrückt, und ihre jugendliche Stärke ewig dauren würde; eine Weiſſagung, die in beyden Stücken, jetzt ſchon 24 Menſchenalter hinter einander, in Erfüllung gegangen iſt.

Der berühmteſte unter den damaligen Augurn, welcher die Altäre errichtet, den Platz zu dem Tempel des Jupiters eingeweihet, und durch ſeine große Wahrſagerkunſt dem Volke vieles vorher geſagt hat, hieß mit ſeinem gemeinen Namen Nevius, ſein Geſchlechtsname aber war Attius. Dieſer wurde für einen beſondern Liebling der Götter gehalten, und hat ſich durch ſeine bewundernswürdige Kunſt, das Künftige vorher zu ſagen, wovon er ganz unglaubliche Proben ablegte, den gröſten Ruhm erworben.

Ich will nur ein Beyſpiel davon anführen, welches ich vorzüglich bewundert habe, und woraus man ſehen wird, wie wunderbar ihn die Götter geleitet, und was für Gelegenheit ſie ihm gegeben, ſich einen ſolchen Ruhm zu erwerben, wodurch er alle andern Augurn ſeiner Zeit verdunkelte. Er war der Sohn eines armen Mannes, der ſich mit dem Anbau eines kleinen Ackers ernährte. Dieſen half er mit ſeiner Arbeit, ſo viel es ſein Alter nur verſtattete, und hüthete dabey auch die Schweine. Eines Tages war er eingeſchlafen, und

fand

fand beym Erwachen, daß einige von der Heerde fehlten. Anfangs fieng er an zu weinen, weil er befürchtete, daß er Schläge von seinem Vater bekommen möchte. Bald aber begab er sich zu einer nahgelegenen Capelle, die gewissen Heroen * heilig war, und bat sie, sie möchten ihm doch die Schweine wiederfinden helfen, so wollte er ihnen auch die gröste Traube in der ganzen Gegend zum Opfer bringen. Sein Gebät wurde erhört, und er fand bald darauf die fehlenden Schweine wieder. Nun wollte er den Heroen gerne sein Gelübde abtragen, war aber in großer Verlegenheit und Angst, weil er nicht wuste, wie er die gröste Traube finden sollte. In dieser Noth bat er die Götter, sie möchten ihm doch durch den Flug der Vögel, das, was er suchte, entdecken; und alsobald kam er, durch göttliche Eingebung, auf den Einfall, den Weinberg in zween Theile abzutheilen, sich so zu stellen, daß er den einen Theil zur Rechten und den andern zur Linken hätte, und alsdann den Flug der Vögel über den beyden Seiten zu beobachten. Er sahe bald solche Vögel, als er wünschte, und theilte daher die Seite des Weinbergs, über welcher er sie gesehen hatte, noch einmal ab, und beobachtete die Vögel wie vorher. Mit dieser Abtheilung fuhr er so lange fort, bis er endlich durch die Anzeige der Vögel zu dem letzten Weinstocke kam, auf welchem er eine Traube von unglaublicher Größe antraf. Indem er nun mit derselben zu der Capelle der Heroen eilte, wurde ihn sein Vater gewahr, und

* Heroen waren berühmte Männer des Alterthums, die man unter die Götter versetzt hatte.

und frug ihn, voll Verwunderung über die Größe der Traube, woher er dieselbe bekommen hätte; worauf ihm der Knabe die ganze Begebenheit erzählte. Dieser schloß hieraus mit Recht, daß seinem Sohn die Gabe der Wahrsagerkunst angebohren sey. Er brachte ihn daher nach Rom, und gab ihn daselbst in die Schule. Nachdem er den gemeinen Unterricht lange genug genossen hatte, so übergab er ihn einem der geschicktesten Etruscischen Lehrer, um ihn in den Wissenschaften der Augurn zu unterrichten. Weil er nun, außer der angebohrnen Wahrsagerkunst, auch die künstliche bey den Etruscern noch dazu lernte, so brachte er es, wie ich schon gesagt habe, zu einer weit größern Vollkommenheit, als alle andere Augurn seiner Zeit. Er wurde daher auch immer von den andern Augurn, ob er gleich nicht zu ihrem Collegio gehörte, wegen seiner ausnehmenden Geschicklichkeit, bey allen öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und sie thaten nie einen Ausspruch wegen zukünftiger Sachen, wozu er nicht vorher seinen Beyfall gegeben hatte.

Dieser Nevius war es, der sich dem Tarquinius, als er einesmals zu den alten Centurien der Reuterey drey neue, die er eben angeworben hatte, hinzu thun, und dieselben nach sich und seinen Freunden benennen wollte, allein ganz standhaft wiedersetzte, und nicht zugeben wollte, daß an den Anordnungen des Romulus das geringste geändert würde. Der König, welchen dieses verdroß, und sehr unwillig auf den Nevius machte, sann auf ein Mittel, ihn zu überführen, daß seine Kunst nichtig, und er selbst ein Prahler und Lügner wäre. In dieser Absicht ließ er denselben eines Tages in

Gegen-

Gegenwart einer groſsen Versammlung des Volks, welchem er vorher die Art, wie er den Nevius mit seiner Kunst zu Schanden zu machen gedächte, bekannt gemacht hatte, vor seinem Tribunal erscheinen. Als er kam, grüßte er ihn ganz freundlich, und sagte: „Jetzt, „Nevius, ist es Zeit, deine Geschicklichkeit in der „Wahrsagerkunst zu zeigen. Denn ich gehe mit einem „sehr wichtigen Vorhaben um, und möchte also gerne „wissen, ob ich es werde ausführen können. Geh also „hin, frage die Auspicien um Rath, und bringe „mir eilends Bescheid zurück. Ich will unterdessen hier „auf dich warten.“ Nevius gehorchte dem Befehl des Königs, und kam bald darauf mit der Nachricht wieder, daß die Auspicien glücklich ausgefallen wären, und er also die Sache ausführen könne. Tarquinius fieng, als er dieses hörte, an zu lachen, zog darauf einen Kiesel und ein Scheermesser hervor, und sagte: „Da bist du gefangen, Nevius! jetzt ist es offenbar, „daß du ein Betrüger bist, und uns unter dem Na„men der Götter belügest, da du dich unterstehst zu sa„gen, daß man eine Sache ausführen könne, die of„fenbar unmöglich ist. Denn ich wollte wissen, ob ich „diesen Kiesel mit diesem Scheermesser mitten von ein„ander hauen könnte.“ Die ganze Versammlung brach bey diesen Worten in ein groſses Gelächter aus. Nevius aber kehrte sich an alles Gespötte und Lärmen nichts, sondern versetzte ganz gelassen: „Haue nur „ohne Bedenken zu, o Tarquinius, so wie du Willens „gewesen bist; er wird ganz gewiß entzwey gehen, „oder ich bin bereit alles zu leiden, was du nur verlan„gest.“ Der König, voll Verwunderung über die

Zuverſicht des Augurs hieb alſo auf den Kieſel, worauf denn auch das Scheermeſſer durch den ganzen Stein herdurch gieng, und noch dazu die Hand des Königs verwundete. Die ganze Verſammlung erhub bey Erblickung einer ſo außerordentlichen und unglaublichen Sache vor Erſtaunen ein Geſchrey, der König aber ſchämte ſich, daß ſeine Probe ſo übel ausgefallen war, und ſuchte ſeine ungeziemenden Vorwürfe wieder gut zu machen. Er ſtand alſo erſt von ſeinem Vorhaben, die Centurien zu vermehren, ab, und darauf beſchloß er, dem Nevius ſelbſt alle Ehre anzuthun, die ein Mann, der bey den Göttern ſo vorzüglich in Gnaden ſtand, verdiente. Er ließ ihm daher, außer ſehr vielen andern Beweiſen ſeiner Hochachtung und Freundſchaft, auch eine Bildſäule von Erz, um ſein Andenken bey der Nachkommenſchaft zu verewigen, auf dem Markte errichten, welche noch jetzt vor dem Rathhauſe neben dem heiligen Feigenbaume zu ſehen iſt. Sie iſt etwas kleiner, als ein Menſch von mittler Größe, und der Kopf derſelben iſt verhüllet. Nahe dabey ſoll der Kieſel und das Scheermeſſer unter einem Altare eingegraben ſeyn, welcher Ort von den Römern Puteal * genannt wird. Dieſes ſind die Nachrichten, die ich von dieſem Augur gefunden habe.

Tarquinius aber wurde, da er ſeines hohen Alters halben nicht mehr im Stande war, Kriege zu führen,

* Puteal heiſt ein Brunnendeckel. Dionyſius ſagt eigentlich die Römer hätten den Ort Puteus oder den Brunnen genannt. Man weis aber aus den Römiſchen Schriftſtellern, daß er Puteal hieß. Vermuthlich hat Dionyſius die beyden Wörter Puteus und Puteal verwechſelt.

Digitized by Google

ren, (denn er hatte schon das achzigste Jahr erreicht,) von den Söhnen des Ancus Marcius hinterlistiger Weise ums Leben gebracht. Diese waren schon lange damit umgegangen, und hatten auch schon mehrmals versucht, ihn des Thrones zu berauben, in der Hoffnung, daß alsdenn das Reich, welches ihnen doch wegen ihres Vaters von Rechts wegen zukäme, ihnen zufallen, und daß die Römer es ihnen gerne überlassen würden. Da ihnen aber ihr Vorhaben noch immer fehlgeschlagen war, so legten sie ihm endlich eine solche Falle, vor welcher er sich gar nicht hüten konnte, wofür sie aber die Götter nach Verdienst bestraften. Die ganze Sache verhielt sich folgendergestalt.

Der Augur Nevius, von welchem ich gesagt habe, daß er sich dem König, als er die Anzahl der Centurien vermehren wollte, widersetzt habe, wurde zu der Zeit, als er wegen seiner ausnehmenden Geschicklichkeit in der Wahrsagerkunst in dem grösten Ruf und Ansehen stand, auf einmal unsichtbar, ohne daß man wuste, ob man den Neide eines andern von seinem Stande, oder den Nachstellungen seiner Feinde, oder sonst einem Zufall diesen Verlust zuschreiben sollte. Aller Nachsuchungen seiner Anverwandten ungeachtet konnte man weder etwas von seinem Tode erfahren, noch seinen Körper finden. Da nun das Volk über diesen Zufall sehr traurig war, und verschiedene Leute deßwegen im Verdacht hatte, so machten sich die Söhne des Marcius diese günstige Gemüthsverfassung desselben zu Nutze, und legten dem Tarquinius den Tod des Nevius zur Last. Sie konnten aber gar keinen wahrscheinlichen Beweis zur Bestätigung dieser Verläum-

dung anführen; das einzige, worauf sie sich mit einigem Schein beriefen, war, daß er Willens sey, viele neue Aenderungen in der Staatsverfassung, allen Gesetzen und Rechten zuwider, vorzunehmen, und sich deßwegen von einem Menschen losgemacht hätte, der sich ihm, wie ehemals, wiedersetzt haben würde; und dann, daß er gar keine Untersuchung wegen des Thäters eines so großen Verbrechens angestellt, sondern die Sache gar nicht geachtet hätte, welches er gewiß nicht gethan haben würde, wenn er nicht selbst schuldig gewesen wäre. Hierdurch und durch ihr Geld machten sie sich sowohl unter den Patriciern als dem Volke einen großen Anhang, hörten nicht auf den Tarquinius anzuklagen, und wiegelten das Volk auf, es sollte doch nicht leiden, daß ein so gottloser Mensch den Gottesdienst verunreinige, und den Thron beschimpfe, da er zudem nicht einmal ein Eingebohrner, sondern ein unbekannter Ankömmling wäre. Durch dergleichem Reden, die sie mit vieler Beredtsamkeit auf öffentlichem Markte vortrugen, brachten sie einen großen Theil des Volks so sehr auf, daß es sich unterstand, ihn, als er auf dem Markte erschien, als einen Verbrecher herunterzujagen. Doch konnten sie gegen die Wahrheit nicht aufkommen, noch das Volk dahin bringen, daß es ihn der Regierung entsetzte. Denn als er erst selbst sich öffentlich vertheidigte, und den Ungrund der Verläumdungen seiner Feinde zeigte, auch sein Schwiegersohn Tullius, welcher bey dem Volk in dem grösten Ansehen stand, ihn unterstützte, und das Volk zum Mitleiden gegen ihn bewegte, so brachte er es leicht dahin, daß die Söhne des Marcius von jedermann

mann für niederträchtige Verläumder angesehen wurden, und mit Schimpf und Schande den Markt verlassen muſten.

Sie fanden nach diesem mißlungenen Versuche doch das Mittel, sich mit dem König wieder auszusöhnen, welcher ihnen wegen der Verpflichtungen, die er ihrem Vater schuldig war, ihr Verbrechen gerne verzieh, und sie durch ihre Reue und Beschämung bestraft genug hielt, um sie aufs künftige von dergleichen Unternehmungen abzuschrecken. Dieser Schein der Freundschaft dauerte noch drey Jahre, da sie aufs neue eine bequeme Gelegenheit fanden, ihm hinterlistiger Weise nach dem Leben zu stellen. Sie schickten nehmlich eines Tages zween der kühnsten jungen Leute von ihrer Parthey, in Bauerkleidern und mit Holzärten bewaffnet, um Mittag in den Königlichen Pallast, nachdem sie dieselben vorher wohl unterrichtet hatten, was sie reden und thun sollten. Indem sie in demselben herumgiengen, fiengen sie an, einander zu schimpfen und zu schlagen, als wenn ihnen das gröste Unrecht geschehen wäre, und riefen mit großem Geschrey den König um Hülfe an. Eine Menge der Mitverschwornen, die auch wie Bauren gekleidet waren, waren dabey zugegen, und stellten sich, als wenn sie an dem Streit Antheil nähmen, stunden theils dem einen, theils dem andern bey, und bezeugten, daß er Recht hätte. Der König ließ sie darauf vor sich kommen, und verlangte die Ursache des Streits von ihnen zu wissen, worauf sie vorgaben, daß die Sache einige Ziegen beträfe, und dabey auf eine so bäurische Weise einander schimpften, und so vieles vorbrachten, was gar nicht zur Sache gehörte,

daß keiner ſich des Lachens enthalten konnte. Dieſes Gelächter unter den Anweſenden hielten ſie für eine bequeme Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Sie verſetzten daher mit ihren Aexten dem König verſchiedne Hiebe auf den Kopf, und ſuchten darauf zu entwiſchen. Auf das große Geſchrey aber, welches dieſer unvermuthete Vorfall erregte, lief eine ſo große Menge Leute herbey, daß ſie ergriffen wurden. Nachher zwang man ſie durch die Tortur, die Urheber dieſer gottloſen That anzugeben, und ſtrafte ſie darauf nach Verdienſt am Leben. Ein ſolches Ende nahm Tarquinius, nachdem er 38 Jahre regiert, und während dieſer Zeit den Römern die gröſten Wohlthaten erwieſen hatte.

Des

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Viertes Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Viertes Buch.

Tarquinius hinterließ zween Söhne, die noch ganz jung waren, und zwo ſchon verheirathete Töchter. Sein Schwiegerſohn Tullius folgte ihm im vierten Jahre der 50ſten Olympiade, in welcher Epitelides im Wettlauf den Preis erhielt, und Archeſtratides Archont zu Athen war, in der Regierung nach. Hier iſt der Ort, von den Aeltern des Tullius und von dem, was er als Privatperſon und vor ſeiner Gelangung zum Throne Merkwürdiges verrichtet, welches ich oben vorbeygelaſſen habe, zu reden. Von ſeiner Herkunft ſcheint mir folgende Nachricht die wahrſcheinlichſte zu ſeyn.

In der Lateiniſchen Stadt Corniculum hielt ſich ein Mann von Königlicher Herkunft, Namens Tullius, auf, der die Ocriſia, die ſchönſte und ſittſamſte Frau in der ganzen Stadt zur Gemahlinn hatte. Tullius ſelbſt kam bey der Gelegenheit, als Corniculum von den Römern erobert wurde, bey der Vertheidigung der Stadt ums Leben; die Ocriſia aber, welche eben ſchwanger war, behielt ſich Tarquinius unter den Gefangenen beſonders vor, um ſeiner Gemahlinn ein Geſchenk damit zu machen. Allein, als die Königinn von ihrem Schickſal unterrichtet wurde, ſo ſchenkte ſie ihr bald die Freyheit, und erwies ihr nachher beſtändig eine ganz vorzügliche Freundſchaft und Ehre. Ehe die Ocriſia noch ihre Freyheit wieder erhielt, gebahr ſie einen Sohn, welchem ſie nach ſeinem Vater den Geſchlechtsnamen Tullius, wegen der Sklaverey aber, worinn ſie ihn gebohren hatte, den Zunamen Servius * gab.

Man findet in den Römiſchen Jahrbüchern noch eine andre Nachricht von ſeiner Geburt, die aber, gleich vielen andern Stücken der Römiſchen Geſchichte, ein ſehr fabelhaftes Anſehen hat, und den Göttern wohl ſchwerlich gefallen kann. Auf dem Altare nehmlich im Königlichen Schloſſe, auf welchem man außer andern Opfern auch bey den Mahlzeiten die Erſtlinge derſelben darzubringen pflegte, erſchienen eines mals über der Flamme die Schaamglieder eines Mannes. Ocriſia, welche nach der Gewohnheit den heiligen Kuchen ins Feuer werfen wollte, erblickte dieſes zuerſt, und berichtete es darauf ſogleich dem Könige und der Königinn.

Tar-

* Denn ein Sklave heiſt im Lateiniſchen Servus.

Tarquinius, der hierauf selbst diese Erscheinung ansahe, gerieth darüber in große Verwunderung; seine Gemahlinn aber, welche bey ihrer außerordentlichen Klugheit auch in der Wahrsagerkunst so erfahren war, daß sie keinem Etrusker darinn etwas nachgab, sagte, der Wille des Schicksals sey, daß in dem Königlichen Schlosse von demjenigen Frauenzimmer, welches durch diese Erscheinung geschwängert würde, ein Mensch von ganz übernatürlichen Gaben gebohren werden sollte. Da nun die andern Wahrsager eben das behaupteten, so hielt der König dafür, daß diejenige, welche die Erscheinung zuerst gesehen, sich mit derselben vermischen müste. Er ließ daher die Ocrisia wie eine Braut ausschmücken, und ganz allein an dem Orte, wo das Wunder geschehen war, einschließen. Hier wurde sie von einem Gotte oder Halbgotte, der gleich darauf wieder verschwand, und nach einiger Meynung Vulcanus, nach anderer aber einer der Hausgötter war, geschwängert, und kam darauf, nach Verlauf der gehörigen Zeit, mit dem Tullius nieder.

Diese Fabel, so unwahrscheinlich sie auch sonst ist, wird doch durch eine andere sehr wunderbare und außerordentliche Begebenheit, welche dem Tullius begegnete, weniger unglaublich gemacht. Als er nehmlich eines Tages um Mittag im Königlichen Zimmer eingeschlafen war, brach auf einmal eine Flamme aus seinem Kopfe hervor. Seine Mutter und die Königinn nebst noch vielen andern wurden dieses gewahr; und die Flamme hörte nicht eher auf, um seinen ganzen Kopf zu leuchten, als bis ihn seine Mutter aufweckte, da sie denn gleich beym Erwachen verschwand.

Die-

Dieſes ſind die Nachrichten, welche ſeine Herkunft betreffen. Seine merkwürdigen Verrichtungen vor der Gelangung zum Throne, wodurch er ſich ſowohl die Liebe des Tarquinius, als die große Achtung des Volks, welches ihn für den zweyten nach dem König anſahe, erwarb, ſind folgende. In dem erſten Feldzuge des Tarquinius, da er als ein ganz junger Menſch unter der Reuterey diente, hielt er ſich ſo tapfer, daß er ſich gleich einen großen Ruhm erwarb, und vor allen andern den Preis der Tapferkeit erhielt. In dem zweyten Feldzuge des Königes gegen daſſelbe Volk gab ihm wieder jedermann das Zeugniß, daß er ſich in dem blutigen Treffen bey Eretum am allertapferſten gehalten habe, und er wurde wiederum von dem König ſelbſt mit den Siegeskränzen als einem Preiſe der Tapferkeit beehrt. Ungefähr in ſeinem zwanzigſten Jahre trug ihm der König das Commando über die Lateiniſchen Hülfsvölker auf, und er war nicht wenig dazu behülflich, daß Tarquinius ſich die Etruſcer unterwürfig machte. In dem erſten Kriege gegen die Sabiner ſchlug er, als General der Römiſchen Reuterey, die feindliche in die Flucht, ſetzte ihr bis vor die Thore der Stadt Antemna nach, und trug auch bey dieſer Gelegenheit den Preis der Tapferkeit davon. In noch vielen andern Treffen gegen die Sabiner, that er ſich, er mochte nun die Reuterey oder das Fußvolk anführen, immer durch ſeine beſondere Tapferkeit vor allen andern hervor, und wurde jedesmal mit den Siegeskränzen beehrt. Zuletzt noch, als die Sabiner ſich den Römern unterwarfen, und ihre Städte ihnen übergaben, beſchenkte ihn Tarquinius, weil er glaubte, daß er die-

dieſen neuen Zuwachs ſeiner Macht ihm vorzüglich zu danken habe, wieder mit den Siegeskränzen.

Ueberdem beſaß er eine ungemeine Einſicht in Staatsſachen. Keiner hatte die Gabe ſo ſehr in ſeiner Gewalt, ſeine Meynung geſchickt auszudrücken und vorzutragen; keiner konnte ſich ſo gut nach allen Umſtänden und nach den Neigungen eines jeden bequemen, als er. Er wurde daher auch durch die Stimmen des ganzen Volks, gleich wie ehemals Tarquinius ſelbſt, und vorher Numa Pompilius, zu einem Patricier gemacht; ja der König machte ihn zu ſeinem Schwiegerſohn, indem er ihm eine ſeiner Töchter zur Ehe gab. Er ließ alles, wozu ihn ſelbſt entweder Krankheit oder Alter unfähig machten, durch ihn verrichten, und vertraute ihm nicht allein ſein eignes Haus, ſondern die Verwaltung des ganzen Staats an. In allem aber, was ihm aufgetragen wurde, bewies er eine ſo große Gerechtigkeit und Treue, und wuſte das Volk ſo durch ſeine Wohlthaten zu gewinnen, daß es ihm eben ſo lieb war, wenn die Regierung durch den Tullius, als wenn ſie durch den Tarquinius ſelbſt beſorgt wurde.

Da er alſo alle erforderlichen Gaben zur Regierung beſaß, und das Glück ihm die günſtigſten Gelegenheiten an die Hand gegeben hatte, dieſelben in Ausübung zu bringen, ſo glaubte er, als Tarquinius, wie ich im vorigen Buche erzählt habe, durch die Söhne des Ancus Marcius, die das Reich ihres Vaters wieder an ſich zu bringen trachteten, umgebracht wurde, daß er jetzt durch alle Umſtände zum Throne berufen würde, und ließ daher, als ein geſchickter und unverdroſſener Mann, dieſe Gelegenheit nicht aus den Hän-

den.

den. Die Gemahlinn des verstorbenen Königs war ihm dazu vornehmlich behülflich und ganz auf seiner Seite, theils weil er ihr Schwiegersohn war, theils weil sie aus vielen Göttlichen Anzeigen wuste, daß er durch das Schicksal zum König der Römer bestimmt sey. Sie hatte auch schon vorher ihren einzigen Sohn in der Blüthe seines Alters verloren, welcher zween noch ganz kleine Söhne hinterlassen hatte. Da sie also ihr Haus von allem Schutze entblößt sahe, und nicht ohne Grund befürchtete, die Söhne des Marcius möchten, wenn sie zur Regierung gelangten, die ganze Familie des Tarquinius aus dem Wege schaffen, so ließ sie alsobald, als ihr Gemahl verwundet war, die Thore des Königlichen Pallasts verschließen, und stellte eine Wache davor, mit dem Befehl, keinen Menschen weder herein noch herauszulassen. Als dieses geschehen war, ließ sie jedermann aus dem Zimmer, wohin sie ihren sterbenden Gemahl hatte tragen lassen, sich entfernen, außer der Ocrisia und dem Tullius mit seiner Gemahlinn, welche sie darauf, nachdem sie ihre beyden kleinen Enkel durch ihre Ammen hereinbringen lassen, folgendergestalt anredete:

„Der König Tarquinius, o Tullius, der für „deinen Unterhalt und Erziehung gesorgt, der dir vor „allen seinen Freunden und Verwandten die gröste „Freundschaft und Ehre erwiesen hat, ist uns jetzt „durch den gottlosesten Mord entrissen, ohne daß er „vorher sowohl wegen seiner häuslichen Angelegenhei„ten, als wegen der Regierung das geringste verord„nen, ja ohne daß er einen von uns vorher umarmen, „oder ihm das letzte Lebewohl sagen können. Diese

„bey-

„beyden unglücklichen Waisen, welche er hinterläßt,
„sind jetzt alles Schutzes entblößt, und in der gröſten
„Gefahr ihres Lebens. Denn, wenn den Söhnen des
„Marcius die Regierung zu Theil wird, so ist es um
„sie geschehen, so werden sie gewiß auf die elendeste
„Weise von ihnen ums Leben gebracht werden. Auch
„ihr, denen Tarquinius, mit Vorbeygehung jener,
„seine Töchter zur Ehe gegeben hat, werdet unter der
„Herrschaft seiner Mörder eures Lebens nicht sicher
„seyn. Und eben das Schicksal erwartet auch seine
„übrigen Freunde und Anverwandten, und auch uns
„unglücklichen Weiber; sie werden keinen von uns ver-
„schonen, sondern uns insgesammt, theils öffentlich theils
„heimlich, aus der Welt schaffen. Dieses also beden-
„ket wohl, und laßt uns ja nicht zugeben, daß diese
„Böſewichter, unsre ärgsten Feinde, die Regierung an
„sich reißen, sondern uns ihnen auf alle mögliche Wei-
„se wiedersetzen; erst durch List und Betrug, wie es die
„jetzigen Umstände erfordern; und wenn es uns da-
„mit nach Wunsche von statten geht, dann lasset uns
„ihnen offenbar, und wenn es nöthig seyn sollte, mit
„den Waffen in der Hand entgegen gehen. Höret al-
„so, was wir meiner Meynung nach zuerst thun müssen.
„Wir wollen den Tod des Königes noch geheim halten,
„und das Gerücht ausbreiten, daß er gar keine tödtli-
„che Wunde bekommen habe; die Aerzte sollen versi-
„chern, daß sie in wenig Tagen seine Gesundheit wie-
„der herstellen werden. Hernach will ich herausgehen,
„und dem Volke sagen, daß Tarquinius dem einen
„seiner Schwiegersöhne, nehmlich dir, Tullius, die
„Besorgung und Verwaltung sowohl seiner eigenen als

„der

„der öffentlichen Angelegenheiten so lange auftrage, bis „er von seinen Wunden wieder hergestellt sey. Es wird „dem Volke gewiß nicht zuwider, sondern sehr ange„nehm seyn, daß die Regierung dir, der sie schon „vorher so oft besorgt hat, anvertrauet wird. Wenn „wir also, auf diese Weise, die erste Gefahr von uns „abgewandt haben, (denn unsre Feinde werden nichts „thun können, sobald wir bekannt machen, daß der „König noch lebe) und du mit den Fascen, als den „Zeichen der höchsten Gewalt, auch zugleich das Com„mando über die Truppen überkommen hast, denn laß „die Mörder des Tarquinius, vor allen andern aber „die Söhne des Marcius vor dem Volk erscheinen, „und Gericht über sie halten. Sollten sie sich nun stel„len, so must du sie alle hinrichten lassen; sollten sie „aber, welches mir wahrscheinlicher ist, sich davon ma„chen, sie auf ewig aus dem Lande verbannen, und „ihre Güter einziehen. Wenn dieses geschehen ist, so „suche das Volk durch ein freundliches und gefälliges „Betragen, durch eine genaue Sorgfalt, daß keinem „das geringste Unrecht geschehe, und besonders die „Armen durch Wohlthaten und Geschenke zu gewinnen, „und dich also völlig in der höchsten Gewalt festzuse„tzen. Endlich, wenn es uns Zeit zu seyn scheint, „wollen wir den Tod des Tarquinius bekannt machen, „und ihn öffentlich zur Erde bestatten. Dann ist es „aber auch nicht mehr als billig, o Tullius, da du „von uns unterhalten und erzogen bist, da du alles „Gute, was nur Aeltern ihren Kindern zu erweisen „pflegen, bey uns genossen hast, da wir dir unsere „Tochter zur Gemahlinn gegeben haben, daß du, wenn

„du

„du erſt zum König der Römer erwählt biſt, wenig„ſtens meinetwegen, die ich dich dazu verholfen habe, „dieſen Kleinen alle Liebe eines Vaters beweiſeſt, und „wenn ſie erſt erwachſen und zur Verwaltung der Staats„geſchäfte fähig ſind, den älteſten derſelben zum König „ernenneſt.“

Mit dieſen Worten gab ſie die beyden Kinder ihrem Schwiegerſohn und ihrer Tochter in die Arme, und bewegte ſie beyde zum innigſten Mitleiden. Hierauf verließ ſie das Zimmer und gab Befehl, alle nöthigen Anſtalten zur Verpflegung der Wunden des Königs zu machen, und die Aerzte herbey zu rufen. Den folgenden Tag, als eine große Menge Volks zu dem Königlichen Schloſſe zuſammen lief, gieng ſie an ein Fenſter, welches nach dem Hofe des Schloſſes zugieng, ſo daß ſie von jedermann geſehen werden konnte, erzählte darauf, wer die Anſtifter des Königsmords wären, und ließ die Thäter, welche ſie abgeſchickt hatten, gebunden hervorbringen. Als ſie nun ſahe, daß jedermann das Schickſal des Tarquinius beweinte, und auf die Anſtifter der That erbittert war, ſo ſagte ſie, ihr gottloſes Vorhaben ſey ihnen nicht gelungen, denn der König ſey dem Tode glücklich entgangen. Jedermann hörte mit der gröſten Freude dieſe Nachricht an. Sie empfahl ihnen daher den Tullius, welchem, wie ſie ſagte, der König die Beſorgung ſowohl ſeiner eignen als der öffentlichen Angelegenheiten, bis zu ſeiner Wiederherſtellung, aufgetragen habe. Das Volk gieng alſo ganz vergnügt über die Nachricht, daß der König außer Gefahr ſey, davon, und blieb auch lange Zeit in dieſem Irrthum. Hierauf begab ſich denn Tullius

in Begleitung einer starken Wache, und der Lictorn mit den Fascen auf den Markt, und ließ die Söhne des Marcius durch einen Herold vor Gericht fordern, um sich wegen ihres Verbrechens zu verantworten. Da sie sich aber nicht stellten, so verdammte er sie zu einer ewigen Landesverweisung, zog ihre Güter ein, und setzte sich also in den ruhigen Besitz der Regierung.

Ehe ich weiter gehe, will ich die Gründe anzeigen, warum ich weder dem Fabius, noch den andern Geschichtschreibern, welche sagen, daß die beyden hinterlassenen Kinder die Söhne des Tarquinius gewesen seyn, gefolgt bin, damit nicht jemand, der ihre Geschichte auch liest, auf die Gedanken komme, daß es nur eine Erfindung von mir sey, wenn ich sie für seine Enkel ausgebe. Diese Schriftsteller haben sich ohne Zweifel, da sie so etwas hingeschrieben, einer großen Unbedachtsamkeit und Nachläßigkeit schuldig gemacht, und müssen über das Unmögliche und Widersinnische, das sich dabey befindet, und das ich jetzt ganz kürzlich zeigen will, gar nicht nachgedacht haben.

Als Tarquinius mit seinem ganzen Hause Etrurien verließ, war er in denen Jahren, in welchen der menschliche Verstand in seiner größten Reife zu seyn pflegt. Denn er wollte ja an der Regierung und den Staatsgeschäften Antheil nehmen, und obrigkeitliche Aemter verwalten, und verließ seine Stadt bloß aus der Ursache, weil er davon ausgeschlossen wurde. Nun würde ein anderer behaupten, daß er bey seiner Abreise aus Etrurien zum mindesten 30 Jahr alt gewesen

sey,

ſey, weil dieſes das Alter iſt, welches die Geſetze verlangen, um obrigkeitliche Aemter verwalten oder an den Regierungsgeſchäften Antheil nehmen zu können. Ich aber will annehmen, daß er noch fünf Jahre jünger, und alſo im 25ſten Jahre Etrurien verlaſſen habe. Daß er eine Gemahlinn mitgebracht, die er noch bey Lebzeiten ihres Vaters geheirathet, darinn ſtimmen alle Römiſche Geſchichtſchreiber überein. Die Zeit ſeiner Ankunft in Rom fällt nach dem Gellius ins erſte Jahr der Regierung des Ancus Marcius, nach dem Licinius aber ins achte. Er mag alſo erſt im achten angekommen ſeyn, denn ſpäter iſts nicht möglich, weil beyde darinn überein kommen, daß ihn Ancus im neunten Jahre ſeiner Regierung in dem Kriege gegen die Lateiner als General der Reuterey gebraucht habe. Wenn wir alſo annehmen, daß er bey ſeiner Ankunft in Rom nicht älter war als 25 Jahre, daß ſeine Verbindung mit dem Ancus erſt im achten Jahre der Regierung deſſelben ihren Anfang nahm, daß er die übrigen 17 von den 24 Jahren, welche Ancus regiert hat, bey ihm zubrachte, und nachher ſelbſt noch 38 Jahre regierte, worinn alle übereinſtimmen; ſo muß er, wie die Zuſammenrechnung aller dieſer Jahre ausweiſet, bey ſeinem Tode 80 Jahre alt geweſen ſeyn. Seine Gemahlinn iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach 5 Jahre jünger, und alſo um dieſe Zeit 75 Jahre alt geweſen. Der jüngſte Sohn konnte alſo, wenn ſie ihn auch erſt in ihrem 50ſten Jahre gebohren hätte, (denn weiter hinaus erſtrecket ſich die Fruchtbarkeit der Weiber nicht, wie die beſten Schriftſteller über dieſe Materie behaupten) bey ſeines Vaters Tode nicht jünger ſeyn, als 25,

der älteste, Lucius, aber als 27 Jahre. Diesem zufolge kann Tarquinius von der Tanaquil keine noch ganz kleine Söhne hinterlaßen haben. Wären sie aber schon erwachsen gewesen, so würde weder der König ermordet, noch ihre Mutter so niederträchtig und unsinnig gewesen seyn, daß sie ihren eignen Kindern die Krone, welche ihnen von ihres Vaters wegen zukam, entrissen, und sie einem ganz Fremden, der noch dazu von einer Sklavinn gebohren war, aufgesetzt hätte. Ja würden sie selbst wohl so dumm und feige gewesen seyn, daß sie sich ihr väterliches Reich hätten rauben lassen, besonders in einem Alter, in welchem man am fähigsten ist, sich Recht zu fordern und zu verschaffen? Denn Tullius war ihnen ja weder an vornehmer Geburt, noch an Alter überlegen, indem er nur drey Jahre vor dem ältesten derselben voraus hatte, daß sie also nichts bewegen konnte, ihm freywillig die Regierung abzutreten.

Es finden sich bey dieser Meynung noch mehr andre Ungereimtheiten, welche alle die Römischen Geschichtschreiber, einen einzigen, den ich bald nennen werde, ausgenommen, nicht bemerkt haben. Man ist nehmlich darinn eins, daß Tullius nach dem Tode des Tarquinius 40 Jahre regiert hat. Wenn also der älteste Sohn des Tarquinius bey dem Tode seines Vaters 27 Jahr alt war, so muste er über 70 alt seyn, als er den Tullius umbrachte. Nun sagen aber alle Geschichtschreiber, daß er damals in seinen besten Jahren gewesen, daß er den Tullius mit eignen Händen gewaltsamer Weise aus dem Senat geschleppet, und die Treppe heruntergeworfen, daß er erst 25 Jahre nachher aus

Rom

Rom verjagt worden, und noch in demſelben Jahre einem Feldzuge gegen die Ardenter beygewohnt, und alle Verrichtungen eines Generals ſelbſt beſorgt habe. Iſt es aber wohl glaublich, daß ein Mann von 96 Jahren noch ſelbſt in den Krieg gegangen ſeyn ſollte? Ja er hat noch, nachdem er des Reichs beraubt worden, nicht weniger als 14 Jahre die Römer bekriegt, und an allen Vorfallenheiten ſelber Antheil genommen, welches aber aller geſunden Vernunft wiederſpricht; denn er müſte um dieſe Zeit ſchon mehr als 110 Jahre gehabt haben, ein Alter, wovon man in hieſigen Gegenden nicht leicht ein Beyſpiel findet.

Verſchiedne Römiſche Schriftſteller haben dieſe Ungereimtheiten zwar wohl eingeſehen, allein ſie haben ſie durch andre Ungereimtheiten zu heben geſucht; ſie machen nehmlich, anſtatt der Tanaquil, eine gewiſſe Gegania, von welcher man gar keine Nachrichten findet, zur Mutter dieſer hinterlaſſenen Kinder. Aber wie unwahrſcheinlich iſt es nicht, daß Tarquinius, als ein Greis von beynahe 80 Jahren, noch geheirathet, und in dieſem Alter noch Kinder gezeugt haben ſollte. Er war ja auch nicht ganz ohne Kinder, daß er etwa deßwegen ein ſo großes Verlangen hätte haben können, Erben zu hinterlaſſen, denn er hatte ja zwo Töchter, die noch dazu ſchon verheirathet waren. Alle dieſe Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten haben mich bewogen zu ſchreiben, daß Tarquinius zween Enkel, und nicht zween Söhne hinterlaſſen habe. Ich bin darinn dem Lucius Piſo Frugi gefolgt, welches der einzige iſt, bey dem ich dieſe Nachricht finde. Aller vielleicht kann es auch ſeyn, daß ſie zwar eigentlich Enkel durch die

Annehmung an Kindes statt, aber Söhne des Tarquinius waren, und daß dieses alle andern Römischen Geschichtschreiber zu ihrem Irrthum verleitet hat. Jetzt ist es Zeit auf unsere abgebrochene Geschichte zurück zu kommen.

Nachdem Tullius eine Zeitlang die Regierung verwaltet, und unterdessen den ganzen Anhang der Söhne des Marcius aus dem Lande gejagt hatte, und nunmehr sein Ansehen hinlänglich befestiget zu haben glaubte, so machte er den Tod des Tarquinius bekannt, als wenn er erst eben an seinen Wunden gestorben wäre, ließ ihm ein kostbares Leichenbegängniß halten, ein prächtiges Grabmal erbauen, und alle andern erforderlichen Feyerlichkeiten zu seiner Ehre anstellen, und verwaltete von der Zeit an, als Vormund der Enkel des Königs, nicht nur ihre besondern Angelegenheiten, sondern auch die Regierung der Stadt. Die Patricier aber waren mit diesem Verfahren gar nicht zufrieden, weil sie nicht wollten, daß jemand ohne die Einwilligung des Senats, und ohne die andern eingeführten Gebräuche sich die Königliche Würde anmaßen sollte. Die Angesehensten derselben stellten daher häufige Zusammenkünfte an, und überlegten unter sich, wie sie seiner unrechtmäßigen Herrschaft ein Ende machen wollten. Sie beschlossen endlich, ihn das erstemal, daß er sie wieder zusammen beriefe, zu zwingen, die Fascen und die andern Ehrenzeichen der Herrschaft niederzulegen, und, wenn das geschehen wäre, Interrexe zu ernennen, und durch dieselben, den Gesetzen gemäß, einen neuen König wählen zu lassen. Als Tullius ihr Vorhaben erfuhr, so wandte er alles an, um die Liebe

des

des Volks zu gewinnen, und besonders sich die armen Bürger durch Geschenke zu verbinden, um durch deren Hülfe sich im Besitz der Regierung zu behaupten. Er berief daher das Volk zusammen, stellte ihm die beyden Enkel des verstorbenen Königs vor, und hielt folgende Rede an dasselbe:

„Die allerdringendsten Verpflichtungen, ihr Römer, verbinden mich, für diese Kleinen zu sorgen. Ihr „Großvater Tarquinius hat mich als einen Waisen, als „einen Fremden, aufgenommen und erzogen, er hat mich „nicht geringer gehalten als seine eigenen Kinder, er hat „mir eine seiner Töchter zur Ehe gegeben, er hat mich, „wie ihr wisset, bis an sein Ende beständig als seinen „Sohn geehrt und geliebt; und endlich hat er, als sich „die unglückliche Begebenheit, wodurch er uns entrissen „ist, ereignete, mir, im Fall er sterben sollte, die Für„sorge für seine Enkel aufgetragen. Würde man mich „also nicht für den gottlosesten, für den ungerechtesten und „treulosesten von allen Menschen halten müssen, wenn ich „diese Waisen, gegen welche ich so große Verbindlichkeit „habe, verlassen und verrathen wollte? Nein, nie werde ich eine solche Treulosigkeit begehen, nie werde ich „diese Kinder, die von allem andern Schutz entblößt sind, „verlassen, sondern alles für sie thun, was nur in mei„nem Vermögen stehen wird. Auch von euch erfordert „es die Billigkeit, daß ihr der Wohlthaten, die ihr „Großvater der Stadt erwiesen hat, eingedenk seyd. „Er hat so viele Städte der Lateiner, die euch die Ober„herrschaft streitig machten, er hat die Etrusker, das „mächtigste aller benachbarten Völker, er hat die Sabi„ner bezwungen, und nicht ohne viele große Gefahren eu„rer

„rer Herrschaft unterworfen. So lange er also noch am „Leben war, war es eure Pflicht, sich gegen ihn selbst „für alle diese Wohlthaten dankbar zu erweisen; jetzt aber, „da er umgekommen ist, müßt ihr seinen Nachkommen „euren Dank dafür abstatten, und ja nicht mit den Kör„pern eurer Wohlthäter auch das Andenken an ihre Wohl„thaten begraben werden lassen. Sehet es also so an, „als wenn ihr insgesammt zu Vormündern dieser Kinder „gesetzt wäret, und sichert ihnen den künftigen Besitz des „Reichs, welches ihnen ihr Großvater hinterlassen hat. „Denn meine Vormundschaft allein kann ihnen unmög„lich von so großem Nutzen seyn, als wenn ihr euch ins„gesammt ihrer annehmet. Dieses habe ich euch deswe„gen sagen müssen, weil ich erfahren habe, daß gewisse „Leute sich gegen sie vereiniget, und sich vorgesetzt haben, „ihnen das Reich zu entreissen und andre in Besitz dessel„ben zu setzen. Ich bitte euch daher, ihr Römer, euch „an die vielen Beschwerlichkeiten, die ich für euch aus„gestanden, an die vielen Dienste, die ich euch in den „Kriegen für eure Oberherrschaft geleistet habe, und die „euch allen zu bekannt sind, als daß ich ihrer hier erwäh„nen dürfte, zu erinnern, und den Dank, welchen ihr „mir dafür schuldig seyd, diesen Kindern abzustatten. „Ich habe nicht in der Absicht die Verwaltung der Regie„rung übernommen, um selbst die Oberherrschaft, so „sehr ich sie auch verdienet haben mag, an mich zu reis„sen, sondern blos um dieselbe den Nachkommen des „Tarquinius aufzuheben. Ich beschwöre euch also noch„mals, verlasset diese Waisen nicht, die itzt in der gröss„ten Gefahr stehen, ihr Reich zu verlieren, und, falls „ihren Feinden der erste Versuch gelingen sollte, gewiß

„aus

„aus der Stadt werden vertrieben werden. Doch ihr „wisset ja selbst, was euch zukömmt, und werdet auch ge„wiß nicht ermangeln, eure Schuldigkeit zu thun; es „würde also überflüssig seyn, euch etwas weiter hievon zu „sagen. Höret also jezt, was ich willens bin zu eurem „Beßten zu thun, und warum ich euch eigentlich habe „zusammen kommen lassen. Allen denen unter euch, wel„che in Schulden gerahten, und wegen ihrer Armuth „nicht im Stande sind, sie zu bezahlen, will ich aufhel„fen, und mit meinem eignen Vermögen ihre Gläubiger „befriedigen; denn sie sind doch auch römische Bürger, „sie haben vieles für ihr Vaterland ausgestanden, und „es würde daher sehr unrecht seyn, wenn diejenigen, wel„che die Freyheit des Staats befestiget haben, ihrer eig„nen beraubt werden sollten. Wenn aber künftig jemand „Geld aufleihet, so werde ich nicht zugeben, daß er von „seinem Gläubiger mit Gewalt ins Gefängniß geworfen „werde, sondern ein besonders Gesetz machen, daß dieses „keinem Gläubiger gegen einen freyen Bürger erlaubt seyn „soll, weil es schon genug ist, wenn er das Vermögen „des Schuldners in seine Gewalt bekömmt. Um euch „ferner die öffentlichen Auflagen, wodurch die Armen be„schweret und gezwungen werden, Schulden zu machen, „zu erleichtern, so soll das Vermögen eines jeden Bür„gers geschäzt werden, und nach Verhältniß dieser Schä„zung ein jeder seinen Theil beytragen, so wie es in den „größten und beßten Städten eingeführt ist. Denn ich „halte es so wohl für gerecht, als dem Staate sehr nüz„lich, daß die Reichen vieles, die Armen hingegen nur „wenig beytragen. Ich will ferner, daß die öffentlichen „Ländereyen, die ihr euch durch die Waffen erworben

„habt, künftig nicht die unverschämtesten Leute, wie „jezt, weder umsonst noch für Geld in Besitz nehmen, „sondern unter diejenigen von euch, die noch kein eignes „Land haben, vertheilt werden sollen, damit ihr als „freye Leute nicht genöhtiget seyd, durch Tagelohn euer „Brod zu erwerben, und künftig anstatt eines fremden „euren eignen Acker bestellen könnet. Denn derjenige „kann unmöglich eine edle Denkungsart hegen, der an „den täglichen Lebensbedürfnissen Mangel leidet. Endlich „habe ich noch vor allen Dingen beschlossen, eine solche „Gleichheit unter den Bürgern einzuführen, daß der eine „vor Gericht nichts mehr gelte als der andre. Denn ei„nige haben sich bisher so vieles heraus genommen, daß „sie sich nicht scheuen, dem Volke mit Uebermuth und „Härte und besonders den Armen nicht anders als ihren „Sklaven zu begegnen. Damit also die Geringern sich „gegen die Vornehmen Recht verschaffen können, so will „ich solche Gesetze geben, wodurch alle Gewaltthätigkeit „gehindert, und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten wer„den soll; und ich selbst werde niemals nachlassen, „über diese völlige Gleichheit aller Bürger mit der größten „Sorgfalt zu wachen.“

Diese Rede des Tullius wurde mit einem allgemeinen Beyfall der ganzen Versammlung aufgenommen. Einige lobten seine Treue und Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, andre seine Menschenliebe und Großmuth gegen die Armen, andre seine Herablassung und Gefälligkeit gegen Geringere; alle aber waren von seiner Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit ganz bezaubert. Und so gieng die Versammlung aus einander.

Die folgenden Tage ließ er die Namen aller derjenigen

nigen Schuldner, die nicht im Stande waren ihre Gläubiger zu befriedigen, nebst der Summe, die ein jeder schuldig war, aufschreiben, und darauf Tische auf den Markt setzen, und den Gläubigern in Gegenwart des Volks die Schulden auszahlen. Als dieses geschehen war, machte er durch ein Edict bekannt, daß alle diejenigen, welche die öffentlichen Ländereyen des Staats in Besitz genommen hätten, dieselben innerhalb einer bestimmten Zeit räumen, und daß diejenigen Bürger, welche kein eignes Land besäßen, ihre Namen bey ihm angeben sollten. Er brachte auch einige alte vom Romulus und Numa Pompilius gegebene Gesetze, die aber nachher vernachläßiget waren, wieder in Gang, und that selbst noch einige neue hinzu.

Die Patricier waren unterdeß mit dieser Regierung sehr unzufrieden, weil sie sahen, daß die Macht des Senats dadurch aufgehoben wurde. Sie schlugen aber jetzt einen ganz entgegengesetzten Weg ein, als vorher. Denn vorher hatten sie die Absicht, ihn zu zwingen, daß er die Regierung, die er sich den Gesetzen zuwieder angemaßet hätte, niederlegen sollte, alsdann Interreze zu ernennen, und durch diese einen andern König den Gesetzen gemäß zu erwählen; jetzt aber hielten sie es für besser, sich in die Umstände zu schicken, und keine große Unruhen anzufangen. Sie schlossen nehmlich, wenn der Senat nach seinem Gefallen einen König erwählte, so würde das Volk seine Stimme nicht dazu geben; wenn sie aber dem Volke die Wahl freystellten, so würde jedermann dem Tullius seine Stimme geben, und er also für einen rechtmäßigen Regenten gehalten werden müssen. Sie hielten es daher für besser, ihn im Besitz seiner erschli-

chen

chenen und durch Betrug an sich gerissenen Herrschaft zu fassen, als daß er öffentlich und rechtmäßiger Weise durch das Volk, welches er auf seine Seite gebracht, zum König erwählt würde. Allein sie gewonnen hierdurch nichts; so geschickt wußte sie Tullius zu hintergehen und sich wieder ihren Willen auf dem Throne zu behaupten. Er fieng es so an, daß er erst eine Zeitlang das Gerücht in der Stadt ausbreitete, daß die Patricier ihn aus dem Wege zu schaffen suchten. Hierauf gieng er in schmutziger Kleidung und mit traurigem Gesichte, in Begleitung seiner Mutter Ocrisia, der Wittwe des Tarquinius, Tanaquil, und der ganzen königlichen Familie auf den Markt. Da nun eine große Menge Volks bey diesem unvermutheten Anblick zusammen lief, so ließ er dasselbe ordentlich zusammen berufen, stieg sodann auf das Tribunal und redete es folgendergestalt an:

„Die Enkel des Tarquinius, ihr Römer, sind „jetzt nicht mehr allein in Gefahr vor den Nachstellungen „ihrer Feinde; ich selbst muß befürchten, für meine Liebe „zur Gerechtigkeit einen sehr bittern Lohn von ihnen davon „zu tragen. Die Patricier stellen mir nach, und man „hat schon einige derselben bey mir angegeben, die sich ge„gen mein Leben zusammen gerottet haben. Nicht deß„wegen, weil ich ihnen die geringste Beleidigung zugefügt „hätte, sondern weil ich sie durch die Wohlthaten, die „ich euch erzeiget habe und noch künftig zu erzeigen will„lens war, gleich als wenn ihnen dadurch groß Unrecht „geschähe, gegen mich aufgebracht sind. Die Wuche„rer nehmlich dadurch, daß ich ihnen verboten habe, die „armen Bürger ins Gefängniß zu werfen und sie zu Skla-

„ven

„ven zu machen; diejenigen, welche ſich die öffentlichen „Ländereyen, die ihr euch mit eurem Blut erworben habt, „zugeeignet hatten, dadurch, daß ſie gezwungen worden, „dieſelben wieder abzugeben, welches ſie nicht anders an„ſehen, als wenn ich ihnen ihr väterliches Erbgut ge„raubt hätte; eben dieſe, welche die fremden Güter ha„ben abgeben müſſen, und ehemals von allen Kriegscon„tributionen frey geweſen ſind, noch ferner dadurch, daß „ſie jetzt ihr Vermögen ſchätzen laſſen und nach dieſer „Schätzung ihren Beytrag liefern ſollen; alle zuſammen „aber ſind dadurch aufgebracht, daß ſie künftig ſich an „geſchriebene Geſetze gewöhnen, vor Gericht keine Vor„züge vor euch haben, und den armen Bürgern nicht „mehr, wie ſie vorher zu thun pflegten, als ihren Skla„ven begegnen ſollen. Dieſer Urſachen wegen alſo haben „ſie ſich zuſammen gerottet, und den Entſchluß gefaßt, „die Landesverwieſenen zurück zu rufen, und den Söh„nen des Marcius die Regierung zu übergeben, dieſen „Böſewichtern, die ihr doch, nachdem ſie den Tarqui„nius, den beßten, für das Wohl des Staats ſo ſehr „beſorgten König, ermordet, und nach Vollführung eines „ſo gottloſen Verbrechens es nicht gewagt haben, ſich „auf eure Vorladung vor Gericht zu ſtellen, ſondern „freywillig entwichen ſind, auf ewig aus dem Lande ver„bannet habt. Hätte ich daher nicht bald Nachricht „von der Sache bekommen, ſo würden ſie mit Hülfe „ausländiſcher Truppen mitten in der Nacht die Ver„wieſenen wieder in die Stadt zurückgeführt haben. Was „hierauf erfolgt wäre, wiſſet ihr alle, wenn ich es euch gleich „nicht ſage. Die Söhne des Marcius nehmlich hätten „ſich, von den Patriciern unterſtützt, ohne Mühe der

„Herr-

„Herrschaft bemächtiget; sodann zuerst mich, als den „Vormund der Königlichen Prinzen und als den, wel„cher sie zur verdienten Strafe gezogen, ihrer Wuth „aufgeopfert, darauf diese kleinen Kinder nebst allen „andern Verwandten und Freunden des Tarquinius eben„falls ums Leben gebracht, unsere Weiber, Mütter und „Töchter aber, ihrer unmenschlichen und tyrannischen „Gemüthsart gemäß, nicht anders als Sklavinnen ge„halten haben. Seyd ihr nun hiermit zufrieden, mei„ne Mitbürger, wollt ihr die Königsmörder wieder zu„rückberufen, und ihnen die königliche Würde auftragen, „die Nachkommen eures Wohlthäters aber verjagen und „sie des Reiches, welches ihnen wegen ihres Großvaters „zukömmt, berauben; nun so wollen wir suchen unser „Schicksal mit Gedult zu ertragen. Bey allen Göttern „aber, die für die Menschen sorgen, beschwören wir euch „mit unsern Weibern und Kindern, erzeiget uns für die „vielen Wohlthaten, die der Großvater dieser Kleinen euch „erwiesen, für die vielen Dienste, die ich euch selbst, so „viel in meinem Vermögen gestanden, geleistet habe, die„se einzige Gefälligkeit, entdecket uns eure Gesinnungen „ganz aufrichtig. Denn, wenn ihr glaubt, daß andere „des Thrones würdiger sind, als wir, so sollen diese Kin„der und die ganze Familie des Tarquinius sogleich die „Stadt verlassen. Für mich selbst werde ich schon auf ei„ne andere Weise zu sorgen wissen; denn ich habe sowohl „für meine Tugend als für meinen Ruhm genug gelebt, „und ich mag nicht, eurer Wohlgewogenheit, die ich über „alle Güter der Welt schätze, beraubt, unter einem frem„den Volke ein unrühmliches Leben zubringen. Hier „nehmet also die Fascen wieder zurück, und übergebet sie,

„wenn

„wenn es euch so gefällt, den Patriciern, ich will euch „nicht länger mit meiner Gegenwart beschwerlich fallen.“

Als er ausgeredet hatte, und das Tribunal verlassen wollte, erhub das ganze Volk ein großes Geschrey, und jeder bat ihn mit Thränen, zu bleiben, und, ohne jemand zu scheuen, noch ferner die Regierung zu behalten. Einige, die er dazu bestellt hatte, und auf dem ganzen Markte zerstreuet waren, riefen hierauf, man müßte ihn zum Könige machen, und deßwegen sogleich die Curien zusammenberufen, um die Stimmen derselben zu sammeln. Kaum hatten diese den Anfang gemacht, so gab ihnen das ganze Volk Beyfall. Tullius ließ diese schöne Gelegenheit nicht vorbey, sondern stattete dem Volke für die Erkenntlichkeit gegen seine geleisteten Dienste Dank ab, versprach ihm, wenn er König würde, noch weit mehr zu seinem Besten zu thun, und setzte darauf einen gewissen Tag zu den Comitien an, wozu er auch das Landvolk berufen ließ. Das ganze Volk kam also an dem bestimmten Tage zusammen, und erwählte ihn einstimmig zum König. Auf diese Weise gelangte Tullius zum Throne, ohne sich an den Senat zu kehren, der seiner Gewohnheit zuwieder den Schluß des Volkes nicht bestätigen wollte.

Sobald er sich also in völligen Besitz der Regierung gesetzt hatte, so machte er eine Menge vortreflicher Anordnungen in der Staatsverfassung, und führte auch einen großen und merkwürdigen Krieg gegen die Etrusker. Ehe ich von dem leztern rede, will ich erst erzählen, was er für neue Anordnungen im Staat gemacht hat. Gleich anfangs theilte er die öffentlichen Ländereyen unter die armen Bürger aus, die vorher durch Tagelohn ihr Brod ver-

Digitized by Google

verdienen mußten. Darauf gab er wegen der Contracte, und zur Verhinderung der Ungerechtigkeiten Gesetze, die er in den kurienweise angestellten Comitien bestätigen ließ. Ihrer waren zusammen 50, es würde aber unnöthig seyn, sie hier alle einzeln durchzugehen. Er schloß ferner zween neue Hügel, den Viminalischen und Esquilinischen, deren jeder die Größe einer ansehnlichen Stadt hat, in den Umfang der Stadt Rom ein, und ließ diejenigen Bürger, welche noch keine eigene Häuser hatten, sich daselbst anbauen. Er schlug auch selbst in der besten Gegend des Esquilinischen Hügels seine Wohnung auf. Tullius war der letzte, welcher den Umfang der Stadt durch Hinzufügung dieser beyden Hügel zu den 5 vorigen erweiterte, nachdem er vorher die Auspicien deßwegen angestellt und die gewöhnlichen Opfer, den Gesetzen gemäß, errichtet hatte. Weiter sind die Mauren der Stadt niemals ausgedehnt worden, weil die Götter, wie man sagt, es niemals erlaubt haben; so daß die Vorstädte umher ganz offen und den Anfällen der Feinde ausgesetzt sind. Wenn man bey Bestimmung der Größe der Stadt Rom auf diese Vorstädte sehen wollte, so würde man sich gewaltig irren, und gar kein gewisses Merkmal haben, wie weit die Stadt sich eigentlich erstrecke, wo sie anfange und wo sie aufhöre; so genau hängen die Vorstädte mit der Stadt selbst zusammen, und alles fällt als eine unermeßlich ausgebreitete Stadt in die Augen. Wer aber den Umfang der Stadt nach der Größe der Mauer, die aber wegen der vielen Häuser, die allenthalben daran gebauet worden, schwer zu finden, und davon an manchen Stellen nur noch Spuren übrig sind, messen, und den Umfang der Stadt Athen damit vergleichen will, der wird eben keinen gro-

großen Unterſchied unter den beyden Städten finden. Doch von der Größe und Schönheit der Stadt, wie ſie zu meiner Zeit war, will ich bey einer andern bequemen Gelegenheit reden.

Nachdem alſo Tullius die 7 Hügel mit einer einzigen Mauer umgeben hatte, ſo theilte er die Stadt in 4 Quartiere, die er nach vier Hügeln benannte, nemlich das Palatiniſche, Suburaniſche, Collatiniſche und Esquiliniſche. Er machte auch aus den drey Tribus, woraus die Stadt bisher beſtanden hatte, viere, deren jede zu einem beſonderen Quartier gehörte, und befahl, daß die Einwohner dieſer vier Quartiere weder ſich an einem andern Orte der Stadt niederlaſſen, noch anderswo ſich anwerben laſſen, noch in einem andern Quartier die Contribution zum Kriege oder andern Bedürfniſſen des gemeinen Weſens abliefern ſollten. Er richtete ſich auch in der Anordnung ſeiner Truppen nicht mehr, wie vorher, nach den drey Tribus, die nach den verſchiedenen Völkern, woraus ſie beſtanden, ſondern nach den vieren von ihm angeordneten, die nach den Orten unterſchieden waren, indem er jeder Tribus einen Tribun vorſetzte, welcher die Häuſer eines jeden Bürgers aufs genaueſte kennen mußte. Hiernächſt befahl er, daß in allen Scheidewegen kleine Kapellen, die den Hausgöttern heilig waren, auf Koſten der Nachbarſchaft erbauet, und in denſelben jährlich gewiſſe Opfer, wozu ein jedes Haus ſeinen beſtimmten Theil beytragen mußte, dargebracht werden ſollten. Dieſe Opfer und der ganze Gottesdienſt aber ſollte nicht durch freye Leute, ſondern nur durch Sklaven beſorgt werden, weil man glaubte, daß dieſen Göttern der Dienſt der Sklaven angenehmer wäre. Die Römer begiengen die-

ses Fest noch zu meiner Zeit einige Tage nach den Saturnalien mit vieler Pracht und Feyerlichkeit, nnd nannten es nach den Scheidewegen, die bey ihnen Compita heißen, Compitalia. Sie behielten auch dabey die alte Gewohnheit bey, daß sie die Opfer durch Sklaven verrichten ließen, welche aber diese Tage über gar nicht als Sklaven gehalten wurden, um ihnen durch eine so große Gefälligkeit und Ehre ihre Herren werther und ihr Schicksal erträglicher zu machen.

Er theilte auch das ganze Römische Gebiet, wie Fabius sagt, in 26 Theile, die dieser Geschichtschreiber Tribus nennet, und die also mit den 4 Stadttribus überhaupt 30 Tribus ausmachen. Cato sagt auch, daß ihrer unter des Tullius Regierung so viel gewesen wären; Venonius aber, welchem ich am ersten beytreten möchte, daß er 31 Tribus angeordnet habe: er bestimmet aber die besondere Anzahl der Stadt- und Landtribus nicht. Nachdem also Tullius das Land, es sey nun, in wie viel Theile es wolle, abgetheilt hatte, so legte er auf waldigten und von Natur festen Bergen, zum Schutz der Landleute, Zufluchtsörter an, die er mit einem griechischen Worte Pagi nannte, wohin alle Landleute, bey einem Ueberfall der Feinde, sich flüchteten und sich daselbst oft die Nacht über aufhielten. Ueber diese setzte er auch besondere obrigkeitliche Personen, welche von den Namen aller Landleute, die zu einem Pagus gehörten, und von den Gütern, wovon sie sich nährten, eine genaue Kenntniß haben, und so oft es nöthig war, das Landvolk in die Waffen zu setzen oder Contribution von ihm einzufodern, die Werbung verrichten, und das Geld eintreiben mußten. Und damit

mit man auch die Anzahl des Landvolks genau wissen möchte, so befahl er demselben, den Göttern, unter deren Schutz die Pagi stunden, Altäre zu errichten, und jährlich sich bey denselben zu versammeln und gemeinschaftliche Opfer darzubringen. Dieses Fest, welches auch sehr ansehnlich war, nannte er Paganalia. Er machte auch eigne Verordnungen wegen dieses Festes, welche noch itzt von den Römern beobachtet werden. Ein jeder mußte sich bey den Opfern und Zusammenkünften seines Pagus ordentlich einfinden, und eine gewisse Münze dazu beytragen, die aber bey den Männern anders als bey den Frauen und bey diesen anders als bey den Unerwachsenen war. Diese wurden alsdann gezählt, und also die Anzahl des ganzen Volks nach dem verschiednen Geschlecht und Alter gefunden. Lucius Piso berichtet in dem ersten seiner Jahrbücher, er habe, um die Anzahl aller Einwohner der Stadt und zugleich der Gebohrnen, der Verstorbenen und derer, welche unter die Männer aufgenommen wären, genau zu wissen, die Anordnung gemacht, daß die Angehörigen eines jeden eine gewisse Münze von verschiedener Art, für die Gebohrnen in den Schatz der Ilithyia, welche die Römer Juno Lucina nennen, für die Verstorbenen in den Schatz der Venus Libitina, welcher sich in einem Haine befindet, und für diejenigen, welche das männliche Alter erreicht, in den Schatz der Göttinn der Jugend entrichten sollten; wodurch er jedes Jahr die ganze Anzahl seiner Bürger, und derer unter ihnen, welche die zu Kriegesdiensten erforderlichen Jahre erreicht hätten, erfahren konnte.

Hiernächst befahl er, daß alle Römischen Bürger

ihre Namen angeben und ihr Vermögen aufſchreiben und ſchätzen ſollten, wobey ſie einen Eid ablegen mußten, daß ſie alles aufrichtig und der Wahrheit gemäß geſchätzt hätten. Sie mußten auch die Namen ihrer Aeltern, ihrer Frauen und Kinder, ihr Alter und in was für einem Quartier oder Pagus ſie wohnten, dabey ſetzen. Wer dieſer Verordnung zuwieder handelte, deſſen Güter wurden eingezogen, und er ſelbſt gegeiſſelt und zum Sclaven verkauft. Dieſes Geſetz wurde ſehr lange Zeit bey den Römern genau beobachtet.

Nachdem er die Schätzung zu Stande gebracht, und aus den Verzeichniſſen die Anzahl aller Einwohner und den Betrag ihres Vermögens erſehen hatte, ſo machte er folgende ſehr weiſe Einrichtung, die, wie die Folge zeigte, den Römern die allergrößten Vortheile verſchaffet hat. Er ſonderte nehmlich erſtlich die reicheſten Bürger, welche nicht unter 100 Minen* im Vermögen hatten, von den übrigen ab; dieſe theilte er wieder in 80 Centurien, und verordnete, daß ihre Waffen aus Argiviſchen Schilden und Lanzen, Helmen von Erz, Panzern, Beinſtiefeln und Degen beſtehen ſollten. Aus den 80 Centurien machte er wieder zween Theile, von denen ein jeder 40 Centurien ausmachte. Der eine beſtand aus jungen Leuten, welche die Kriegsdienſte verrichteten, der andre aber aus Alten, welche zu Hauſe blieben, um die Stadt zu bewachen. Dieſes nannte man die erſte Claſſe. Die jungen Leute, welche zu derſelben gehörten, machten im Treffen allemal die förderſten Glieder der Schlachtordnung aus. Hiernächſt ſonderte

* Eine Mine betrug 12 ½ Rthlr.

sonderte er von den übrigen Bürgern wieder diejenigen ab, deren Vermögen nicht über 10000 Drachmen* und nicht unter 75 Minen betrug. Diese theilte er in 20 Centurien, die eben dieselben Waffen hatten, als die erstern, ausser daß ihnen der Panzer fehlte, und daß sie statt der großen, kleine Schilde führten. Diejenigen, welche über 45 Jahre alt waren, wurden wieder von denen, die das gehörige Kriegesalter hatten, abgesondert, so daß 10 Centurien aus jungen Leuten, die in den Krieg giengen, und 10 aus Alten, welche die Stadt bewachen mußten, bestanden. Dieses war die zwote Classe, die im Treffen gleich nach der ersten ihren Stand hatte. Die dritte Classe bestand aus denen von den übrigen Bürgern, deren Vermögen unter 7500 Drachmen und über 50 Minen betrug. Ihren Waffen fehlte nicht nur, wie bey der zweyten Classe, der Panzer, sondern auch die Beinstiefeln. Sie wurden ebenfals in 20 Centurien, von denen, wie in den beyden ersten Classen, die eine Hälfte aus jungen und die andere aus alten Leuten bestand, abgetheilt. Im Treffen hatten sie die dritte Stelle. Die vierte Classe enthielt diejenigen Bürger, welche weniger als 5000 Drachmen, aber mehr als 20 Minen im Vermögen hatten. Sie wurde eben so, wie die vorige, in 20 Centurien, deren 10 die jungen und 10 die alten Leute enthielten, abgetheilt. Ihre Waffen waren kleine Schilde, Degen und Lanzen, und in der Schlachtordnung hatten sie die letzte Stelle. Zur fünften Classe gehörten diejenigen, deren Vermögen zwischen 25 und 12½ Minen fiel. Sie

* Eine Drachme macht 3 Ggr.

enthielt 30 Centurien, von denen wieder die Hälfte aus Alten und die Hälfte aus Jungen bestand. Diese waren bloß mit Schleudern und Wurfspiessen bewaffnet, und mußten außer der Schlachtordnung den Feind angreifen. Vier andre Centurien mußten unbewaffnet mit zu Felde ziehen. Zwo derselben bestanden aus Schmieden und Zimmerleuten, welche die Waffen, Maschinen und was sonst nöthig war für die Armee machen mußten; die andern beyden aber aus Trompetern, Posaunenbläsern und dergleichen, welche das Zeichen zum Angriff geben, und die Soldaten im Treffen aufmuntern mußten. Die beyden ersten derselben waren der zwoten Classe, die beyden letztern aber der vierten, und zwar jedesmal eine Centurie von jungen Leuten den Jungen, und eine von alten Leuten den Alten zugeordnet. Ueber jede Centurie wurde ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit zum Centurio gesetzt, welcher seine Centurie zu einer genauen und schnellen Befolgung der Befehle gewöhnen mußte.

Diese bisher erwähnten Centurien machten das ganze Fußvolk der Römischen Armee aus, sowohl die schweren Truppen als die leichtbewaffneten. Zur Reuterey aber wählte Tullius diejenigen Bürger aus, welche die reichsten und von der vornehmsten Herkunft waren. Er theilte sie in 18 Centurien, und vereinigte sie mit den 80 ersten Centurien der ordentlichen Truppen. Sie hatten ebenfalls die angesehensten und tapfersten Leute zu ihren Centurionen. Aus allen übrigen Bürgern, die keine $12\frac{1}{2}$ Minen im Vermögen hatten, aber an Anzahl alle übrigen zusammen übertrafen, machte er nur eine einzige Centurie, welche er von allen Kriegsdien-

sten

ſten und Abgaben frey ſeyn ließ. Es waren alſo überhaupt ſechs Abtheilungen, oder wie die Römer ſie nennen, Claſſen, welches Wort aus dem Griechiſchen Worte Kleſis gemacht worden. Dieſe Claſſen beſtanden überhaupt aus 193 Centurien. Die erſte nehmlich machte mit den Centurien der Reuterey 98; die andere mit den Arbeitsleuten 22; die dritte 20; die vierte mit den Trompetern und Poſaunenbläſern 22; die fünfte 30; und die letzte, wozu alle Armen gehörten, nur eine.

Vermöge dieſer Einrichtung wurde nun die Werbung der Truppen nach den Centurien angeſtellt, und die Auflagen nach dem Betrag des Vermögens beſtimmt. Wenn er nehmlich 10000, oder, nachdem es die Umſtände erfoderten, auch 20000 Mann haben wollte, ſo machte er nur nach den 193 Centurien die Eintheilung, und befahl dann einer jeden Centurie, ihre gehörige Anzahl Leute zu ſtellen. Eben ſo konnte er, wenn er den Ueberſchlag gemacht hatte, wie hoch die Koſten zur Unterhaltung der Armee und zu den andern Kriegsbedürfniſſen ſich belaufen würden, nach den 193 Centurien den Beytrag, welchen ein jeder nach ſeinem Vermögen liefern mußte, leicht beſtimmen. Hierdurch kam es, daß die reichſten Bürger, weil ſie, ihrer geringern Anzahl ungeachtet, die mehrſten Centurien ausmachten, faſt beſtändig und ununterbrochene Kriegesdienſte thun, und den gröſten Beytrag an Gelde entrichten muſten; da hingegen diejenigen, welche ein geringes oder mäßiges Vermögen beſaßen, und 20 Centurien weniger ausmachten, als die Reichen, nicht nur, weil ſie abwechſeln konnten, weit ſeltener Kriegsdienſte thaten,

sondern auch nur geringe Abgaben entrichteten; die ganz Armen aber von allen Beschwerden gänzlich frey waren. Tullius hatte bey allem diesem seine guten Gründe. Er war überzeugt, daß die Menschen bloß ihrer Güter wegen Krieg führen, und daß sie alle mögliche Beschwerden und Gefahren erdulden, wenn es darauf ankömmt, diese zu vertheidigen. Er hielt es daher für billig, daß diejenigen, welche am meisten im Kriege zu verlieren hätten, auch die gröste Last desselben, sowohl in Absicht ihrer Person als ihrer Güter, ertragen, diejenigen hingegen, welche weniger dabey zu verlieren hätten, auch weniger Beschwerden davon haben, und diejenigen endlich, welche gar nichts dabey in Gefahr setzten, gar nicht, weder mit Kriegsdiensten noch mit Abgaben, beschwert werden müßten. Denn, da die Römischen Soldaten damals noch keinen Sold aus der Schatzkammer bekamen, sondern auf ihre eignen Kosten dienten, so glaubte er, daß man von denen, die kaum so viel hätten, daß sie ihr Leben erhalten könnten, weder Abgaben verlangen, noch sie wie Miethlinge auf Kosten anderer zu Kriegsdiensten gebrauchen dürfte.

Die Reichen wurden sehr ungehalten darüber, daß Tullius ihnen alle Last sowohl der Gefahren als der Kosten des Krieges aufbürdete. Als er dieses merkte, so suchte er sie auf eine andre Weise dafür schadlos zu halten, und ihren Unwillen dadurch zu besänftigen, daß er ihnen einen Vorzug gab, wodurch die ganze Regierung in ihre Hände kam, das Volk aber, ohne es zu merken, davon ausgeschlossen wurde. Dieser Vorzug betraf die Comitien, auf welchen die allerwichtigsten Angelegenheiten durch das Volk entschieden wurden. Ich

habe

habe schon vorher gesagt, daß, vermöge der alten Gesetze, drey der nothwendigsten und wichtigsten Stücke im Staat in den Händen des Volks waren; nehmlich das Recht, die obrigkeitlichen Personen sowohl in der Stadt als bey der Armee zu erwählen, die Gesetze zu bestätigen oder zu verwerfen, und Krieg oder Frieden zu beschließen. Hierbey aber verfuhr man so, daß die Stimmen Curienweise gesammelt wurden, da denn die Stimme des Aermsten so viel galt, als des Reichsten; und da die letztern die kleinste Anzahl ausmachten, so hatten die Armen wegen der Menge ihrer Stimmen gemeiniglich die Oberhand. Tullius aber machte es so, daß die Reichen künftig alles durch ihre Stimmen ausrichten konnten. Denn so oft er obrigkeitliche Personen erwählen, oder ein Gesetz untersuchen lassen, oder einen Krieg anfangen wollte, so stellte er die Comitien nicht mehr Curien- sondern Centurienweise an. Auf diesen Comitien wurden zuerst die Stimmen der ersten Classe, welche aus den Reichsten bestand, und 80 Centurien des Fußvolks nebst 18 der Reuterey enthielt, gesammelt. Wenn nun diese alle, die drey Centurien mehr ausmachten, als alle übrigen, einig waren, so war die Sache gleich durch sie entschieden. Waren sie aber nicht eins, so wurden noch die Stimmen der zwoten Classe, die aus 22 Curien bestand, gesammelt. Wenn nun die Stimmen noch getheilt waren, so ließ man die dritte Classe ihre Stimmen geben, und das so weiter fort, bis 97 Stimmen eins waren. Waren aber auch noch denn, wenn die fünfte Classe schon ihre Stimme gegeben hatte, die 192 Centurien der fünf ersten Classen noch gleich getheilt, so

muste endlich die letzte Centurie, in welcher sich diejenigen Bürger befanden, die wegen ihrer Armuth von Kriegsdiensten und Abgaben frey waren, durch ihre Stimme die Sache entscheiden. Dieses geschahe aber höchst selten, und konnte fast als etwas unmögliches angesehen werden. Mehrentheils wurde die Sache durch die Stimmen der ersten Classe entschieden; selten kam es bis zur vierten, so daß die fünfte und letzte so gut als überflüssig waren.

Durch diese kluge Einrichtung, die den Reichen ein so großes Uebergewicht verschaffete, wurde das Volk von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, ohne daß es den Betrug einmal gewahr wurde. Denn, weil in jeder Centurie Mann vor Mann die Stimmen gesammelt wurden, so bildete ein jeder sich ein, daß er noch eben so viel zu sagen hätte, als vorher, ohne zu bedenken, daß eine jede Centurie nur eine Stimme hatte, sie mochte wenig oder viel Bürger enthalten, und daß die Centurien der Reichen, deren, ihrer geringen Anzahl ungeachtet, mehr waren als aller übrigen, zuerst ihre Stimmen gaben; vornehmlich aber, daß die Armen, deren die gröste Anzahl war, nur eine Stimme hatten, und zuletzt um dieselbe gefragt wurden. Die Reichen hatten also für ihre großen Abgaben und die vielen Gefahren, denen sie unaufhörlich im Kriege ausgesetzt waren, den Trost, daß jetzt die wichtigsten Angelegenheiten in ihrer Gewalt standen, und diejenigen, welchen nicht so vieles aufgelegt war, nichts zu sagen hatten. Die Armen aber, welche nun fast gar keinen Theil mehr an der Regierung hatten, ertrugen diesen Abgang gern, weil sie dafür von Auflagen und Kriegsdien-

dienſten frey waren. Der ganze Staat endlich hatte den Vortheil davon, daß eben diejenigen ſich wegen der öffentlichen Angelegenheiten berathſchlagten, welche zugleich ihre Schlüſſe mit ihrer eignen Gefahr ausführen muſten. Dieſe weiſe Einrichtung wurde viele Menſchenalter hindurch ſehr genau von den Römern beobachtet. In unſern Zeiten aber iſt ſie nicht ohne Noth zum Vortheil des Volks etwas geändert; nicht daß die Centurien abgeſchafft wären, ſondern weil die alte redliche Denkungsart und Richtigkeit in den Urtheilen nicht mehr auf den Comitien herrſcht, wie ich oft ſelbſt, wenn ich dabey zugegen war, bemerkt habe. Doch es iſt hier der Ort nicht, davon weiter zu reden. Nachdem Tullius die Eintheilung und Schätzung der Bürger vollendet hatte, ſo gab er den Befehl, daß ſie ſich insgeſammt in ihren Waffen auf dem Marsfelde, welches das gröſte vor der ganzen Stadt iſt, verſammeln ſollten. Hier ſtellte er die Fußvölker, die Reuterey und die Leichtbewaffneten in Schlachtordnung, und ließ ſie darauf durch einen Ochſen, einen Widder und einen Bock, welche erſt dreymal um die ganze Armee herumgeführt, und darauf dem Mars, dem das Feld heilig war, geopfert wurden, reinigen. Dieſe Reinigung, welche ſie Luſtrum nennen, wird noch jetzt allemal nach vollbrachter Schätzung durch den Oberpontifex, als den heiligſten Prieſter, verrichtet. Die Anzahl der Römiſchen Bürger, welche damals geſchätzt wurden, betrug, wie man in den Verzeichniſſen der Cenſorn findet, 84700.

Tullius gab ſich auch viele Mühe, die Anzahl ſeiner Bürger zu vermehren. Er bediente ſich in dieſer

Absicht eines Mittels, auf welches noch keiner vor ihm gefallen war. Die vorigen Könige vermehrten zwar auch die Einwohner der Stadt dadurch, daß sie die Fremden aufnahmen, und, ohne auf ihren Stand oder Herkunft zu sehen, ihnen das Bürgerrecht ertheilten. Tullius aber nahm auch die freygelassenen Sklaven unter die Bürger auf, und ertheilte ihnen eben die Rechte, deren die andern genossen. Denn er ließ sie zugleich mit den andern freyen Leuten schätzen, vertheilte sie unter die vier Stadt-Tribus, unter welche noch jetzt die Freygelassenen aufgenommen werden, und ließ sie an allen Verrichtungen, die dem Volke zukamen, Antheil nehmen.

Die Patricier waren mit diesem Verfahren des Tullius gar nicht zufrieden. Er ließ daher das Volk zusammenkommen und sagte: Er wundere sich sehr darüber, fürs erste, daß man mit seinem Verfahren in Ansehung der Freygelassenen unzufrieden wäre, und daß man glaubte, freye Leute wären von Natur und nicht bloß durch einen glücklichen Zufall von Sklaven verschieden; hiernächst, daß man nicht nach den persönlichen Verdiensten, sondern bloß nach dem Glücke, bestimmen wolle, ob einer verdient hätte, in Ehren leben zu können, da ein jeder doch wüste, welch eine unbeständige und veränderliche Sache das Glück sey, und wie schwer man selbst von den allerglückseligsten sagen könnte, daß sein Zustand von einiger Dauer seyn werde. Man sollte nur bedenken, welch eine Menge von Staaten, sowohl unter den Barbaren als den Griechen, sich aus der Sklaverey in Freyheit gesetzt; wie viele aber auch hingegen aus der Freyheit in die Skla-

Sklaverey gerathen wären. Es wäre sehr thöricht von den Patriciern gehandelt, wenn sie denjenigen, welche sie würdig gehalten hätten, ihnen die Freyheit zu schenken, das Bürgerrecht mißgönnen wollten. Wenn sie dieselben für nichtswürdige Leute hielten, so sollten sie ihnen lieber die Freyheit nicht schenken; hielten sie dieselben aber für brave Leute, so sollten sie ihnen, wenn sie gleich Fremde wären, doch nicht so verächtlich begegnen. Was wohl ungereimter und thörichter seyn könnte, als wenn man alle Ausländer, ohne darauf zu sehen, von was für Stande, oder ob sie vorher Sklaven gewesen wären, unter die Bürger aufnähme, die Freygelassenen aber dieser Wohlthat unwerth hielte? Er könne nicht begreifen, wie es zugienge, daß Leute, die sich einbildeten, weit klüger zu seyn, als andre, etwas nicht einsähen, welches doch dem allerdümmsten gleich in die Augen fiele, daß nehmlich die Herren sich künftig mehr in Acht nehmen würden, das gröste Gut des Menschen, die Freyheit, aufs gerathewohl und an Unwürdige zu verschenken, und daß die Sklaven hinwiederum ihren Herren mit desto größerem Eifer dienen würden, wenn sie die Hoffnung hätten, daß sie nicht nur die Freyheit, sondern auch zugleich das Bürgerrecht in einer so glücklichen und großen Stadt zur Belohnung ihrer treuen Dienste erhalten würden. Zuletzt zeigte er noch den großen Nutzen, der dem Staat dadurch zuwachsen würde, indem er diejenigen, welche es schon wüsten, erinnerte, die Unwissenden aber belehrte, daß einem Staat, welcher mit großen Absichten umgehe, und nach der Oberherrschaft trachte, nichts so nothwendig sey, als eine große Menge Einwohner, damit

damit es ihm in keinem Kriege an eignen Truppen fehle, und er nicht gezwungen sey, fremde Völker in Sold zu nehmen, und dadurch seine Schatzkammer zu erschöpfen. Dieses sey auch die Ursach gewesen, warum die vorigen Könige allen Auswärtigen das Bürgerrecht gegeben hätten. Wenn das Volk also auch dieses Gesetz annehmen und bestätigen wollte, so würden die Tribus durch eine große Anzahl von jungen Freygelassenen vermehrt werden, und der Staat würde einen solchen Ueberfluß von Truppen bekommen, daß er, wenns nöthig wäre, die ganze Welt damit bekriegen könnte. Außer diesem allgemeinen Nutzen aber zeigte er auch, was besonders die reichen Römer für Vortheile davon haben würden, wenn die Freygelassenen künftig mit an den Comitien Antheil hätten. Denn sie würden sie alsdann aus Erkenntlichkeit für diese Wohlthaten in den wichtigsten Angelegenheiten durch ihre Stimme und auf andere Weise unterstützen, und ihre Nachkommen würden an denselben allemal getreue Clienten haben. Hierdurch ließen sich die Patricier bereden, daß sie mit der Einführung dieser Gewohnheit zufrieden waren; und sie ist bis auf unsre Zeiten immer als eines der heiligsten und unveränderlichsten Gesetze beobachtet worden.

Ich halte es für nöthig, da mich diese Gelegenheit von selbst darauf führt, hier zu erzählen, wie die Römer es damals mit ihren Sklaven gehalten haben, damit nicht jemand weder dem Könige, welcher zuerst die Freygelassenen unter die Bürger aufnahm, noch denen, welche zu diesem Gesetz ihre Einwilligung gaben, den Vorwurf mache, daß sie ein so kostbares

Ge-

Geſchenk ohne alle Ueberlegung weggeworfen hätten. Die Römer gelangten damals zum Beſitz ihrer Sklaven auf die allerrechtmäßigſte Weiſe. Sie kauften ſie entweder von dem Staat, wenn ſie nehmlich zugleich mit anderer Beute öffentlich losgeſchlagen wurden, oder der commandirende General ſchenkte ſie ihnen zugleich mit den andern Sachen, die ſie im Kriege erbeutet hatten, oder ſie kauften ſie von denen, die auf eine von dieſen beyden Arten dazu gelanget waren. Tullius, welcher dieſe neue Gewohnheit einführte, glaubte daher eben ſo wenig als diejenigen, welche ſie annahmen, und nachher beybehielten, daß es im geringſten zum Schimpf oder Schaden des Staats gereichen könnte, wenn ſie denjenigen, welche im Kriege ihr Vaterland und ihre Freyheit verloren hätten, ſie möchten ſie nun ſelbſt zuerſt zu Sklaven gemacht, oder von andern, die es gethan, gekauft haben, beydes wieder ſchenkten. Die mehrſten wurden umſonſt wieder in Freyheit geſetzt, bloß wegen ihres Wohlverhaltens und ihrer Rechtſchaffenheit; welches die beſte Art war, einen Sklaven loszulaſſen. Nur wenige erkauften ſich ihre Freyheit für das, was ſie ſich auf eine rechtmäßige Weiſe in ihrem Dienſte erworben hatten. Jetzt aber verhält ſichs damit ganz anders. Es geht ſo unordentlich dabey zu, daß dasjenige, welches ehemals der Stadt Rom ſo große Ehre brachte, jetzt den gröſten Schandfleck derſelben ausmacht. Denn einige Sklaven bereichern ſich erſt durch Räuberey, Gewaltthätigkeiten, Unzucht und andre abſcheuliche Verbrechen, kaufen ſich dafür die Freyheit, und werden dann gleich Römiſche Bürger; andre empfangen ſie als eine Belohnung für die Dienſte,

die

die sie ihren Herren bey Giftmischereyen, Mord, und andern Verbrechen gegen die Götter und den Staat geleistet haben; andre bringen dafür ihren Herren das monatliche Getreide und andre Geschenke, die sie bey den öffentlichen Austheilungen unter die Armen bekommen haben; andre haben sie bloß einer unüberlegten Güte oder der eitlen Großthuerey ihrer Herren zu danken, denn ich weiß, daß einige allen ihren Sklaven im Testamente die Freyheit vermacht haben, damit sie nach ihrem Tode wegen ihrer Güte gelobt werden, und eine Menge Leute mit Hüthen * auf den Köpfen ihrer Leiche nachfolgen möchten; und unter diesen Gefolgen fanden sich oft, wie ich von zuverlässigen Leuten gehört habe, Uebelthäter, die eben aus dem Gefängniß entkommen waren, und für ihre schändlichen Verbrechen die härtesten Todesstrafen verdient hatten. Viele Römer sehen daher auch ein solches Schauspiel mit Unwillen an, und verwünschen eine Gewohnheit, wodurch zur Schande einer Stadt, welche sich würdig hält, die Beherrscherinn der ganzen Welt zu seyn, solche nichtswürdige Leute unter ihre Bürger aufgenommen werden. Man könnte auf eben die Weise noch viele andre Gebräuche tadeln, die zwar von den Alten mit vieler Weißheit angeordnet, nachher aber sehr gemißbraucht sind. Ich bin übrigens gar nicht der Meynung, daß dieses Gesetz gänzlich aufgehoben werden müsse, weil das nur ein noch größeres Uebel nach sich ziehen möchte; ich wünschte nur, daß man so viel als möglich die eingeschli-

* Der Huth war das Zeichen eines freygelassenen Sklaven.

geschlichenen Mißbräuche verbesserte, und nicht solche schändliche Leute, die gar keiner Besserung fähig sind, zu Mitgliedern des Staats aufnähme. Am besten könnten die Censorn oder selbst die Consuln, weil das Ansehen einer der höchsten Obrigkeiten dazu erfodert wird, für die Abstellung dieser Mißbräuche sorgen. Diese müßten alle Jahre eine genaue Untersuchung wegen der Freygelassenen anstellen; wer sie wären, und wodurch und auf was für Weise sie die Freyheit wieder erhalten hätten; eben so wie auch die Aufführung der Senatoren und der Ritter untersucht wird. Hiernächst müßten sie diejenigen, von denen sie fänden, daß sie das Bürgerrecht verdient hätten, in die Verzeichnisse der Bürger aufschreiben, unter die Tribus vertheilen, und ihnen erlauben, in der Stadt zu bleiben; den übrigen Haufen von nichtswürdigen Leuten aber, unter irgend einem scheinbaren Vorwande, aus der Stadt wegschaffen, und in die Colonien schicken. Dieses habe ich für nöthig erachtet, gegen diejenigen, welche die Römischen Gebräuche tadeln, bey dieser Gelegenheit zu erinnern.

Tullius zeigte sich aber nicht bloß in diesen Anordnungen, wodurch er des Ansehen des Senats und die Macht der Patricier verminderte, als einen Gönner des Volks, sondern auch darinn, daß er sogar der königlichen Würde die Hälfte ihrer Gewalt benahm. Die vorhergehenden Könige nehmlich hatten die Entscheidung aller Rechtshändel und Klagen, sowohl in öffentlichen als Privatsachen, sich selbst vorbehalten. Er aber sonderte diese beyden Stücke von einander ab. Die öffentlichen Rechtssachen untersuchte und entschied er

selbst; alle andern aber überließ er besondern Richtern, die sich aber nach den Gesetzen, welche er ihnen zur Regel vorgeschrieben hatte, richten mußten.

Nachdem er also die Verfassung des Staats aufs vollkommenste eingerichtet hatte, so wünschte er noch durch ein besonders großes und herrliches Werk sein Andenken bey der Nachkommenschaft zu verewigen. Er gieng alle die berühmten Denkmäler, wodurch sich die Könige und Staatsleute des Alterthums einen großen Namen erworben hatten, in Gedanken durch. Er glaubte aber, daß man weder jene berühmte Königinn Assyriens * wegen der Babylonischen Mauer, noch die Egyptischen Könige wegen der Pyramiden zu Memphis, noch irgend einen andern wegen der Denkmäler seines Reichthums und seiner Macht zu beneiden Ursach habe, sondern alles dieses hielt er für Dinge, die geringe, vergänglich und gar nicht werth wären, daß man sie bewundere; die bloß zur Belustigung der Augen dienten, und weiter keinen Nutzen hätten, als daß man den Reichthum ihrer Urheber daraus erkennen könnte. Hingegen hielt er bloß die Werke des Geistes, die einer Menge Menschen und auf eine lange Zeit Nutzen verschaffeten, des Lobes und der Nacheiferung würdig. Vor allen andern Werken dieser Art bewunderte er die kluge Anstalt des Amphyktions, des Sohns des Hellen. Dieser hatte nehmlich ganz Griechenland, weil er sahe, wie schwach und wie wenig es sonst im Stande sey, sich gegen die Anfälle der Barbaren zu vertheidigen, durch eine gemeinschaftliche Versammlung des gan-

* Die Semiramis.

ganzen Volks, welche von ihm die Amphyktionische genannt wurde, vereinigt, und, außer den besondern Gesetzen eines jeden Staats, die sogenannten Amphyktionischen Gesetze für alle gemeinschaftlich anzeordnet. Hierdurch wurde eine so genaue Vereinigung und Freundschaft unter den Griechen zuwege gebracht, daß sie sich gegen die Barbaren nicht allein vertheidigen konnten, sondern sich ihnen selbst furchtbar machten. Die Jonier, welche aus Europa nach dem gegenüberbelegenen Theil von Carien übergegangen waren, und die Dorier, welche in eben derselben Gegend sich niedergelassen hatten, folgten daher auch dem Beyspiel des Amphyktion nach, und erbauten sich auf öffentliche Kosten Tempel, (die Jonier nehmlich der Diana zu Ephesus, und die Dorier dem Apollo zu Triopium) wo sie zu gewissen Zeiten mit ihren Weibern und Kindern zusammen kamen, den Göttern Opfer und gemeinschaftliche Geschenke darbrachten, einen Jahrmarkt und allerley Ritter-Kampf- und Musicalische Spiele anstellten, und wenn das Fest, während dessen sie sich untereinander alle Gefälligkeiten und Freundschaft erwiesen hatten, zu Ende war, alle Klagen, welche etwa eine Stadt gegen die andre vorzubringen hatte, durch gewisse dazu angeordnete Richter untersuchten und beylegten, und wegen der besten Mittel sowohl den Krieg gegen die Barbaren zu führen, als die Einigkeit und den Frieden unter sich zu erhalten, Berathschlagungen anstellten. Dieses und noch andre dergleichen Muster brachten den Tullius auf die Gedanken, ebenfalls alle lateinische Völkerschaften in einen einzigen Staatskörper zu vereinigen; um dadurch alle innerlichen Unruhen

und Kriege unter ihnen zu verhüten, und sie gegen die Sklaverey, womit sie von den benachbarten Völkern bedroht wurden, sicher zu setzen.

Um diesen Entwurf also auszuführen, ließ er die Vornehmsten aus allen lateinischen Städten nach Rom zusammen kommen, weil er sich, wie er ihnen vorher bekannt machte, wegen gewisser gemeinschaftlicher Angelegenheiten, die für das ganze Volk von der grösten Wichtigkeit wären, mit ihnen berathschlagen wollte. Sobald sie in Rom angekommen waren, berief er sie zugleich mit dem Senat zusammen, und hielt eine lange Rede, worinn er sie zur Einigkeit ermahnte. Er zeigte ihnen, daß nichts vortreflicher wäre, als eine genaue Verbindung und Einigkeit mehrerer Städte, nichts hergegen so häßlich als Uneinigkeit unter Blutsfreunden. Daß durch die Einigkeit die schwächesten Staaten mächtig, durch Uneinigkeit aber auch die allermächtigsten in Verfall gebracht und entkräftet würden. Den Lateinern, sagte er, käme es zu, alle benachbarten Völker zu beherrschen, und da sie Griechen wären, den Barbaren Gesetze vorzuschreiben; den Römern aber gehöre die Oberherrschaft über die andern Lateiner, nicht sowohl wegen der Größe ihrer Stadt und wegen ihrer herrlichen Thaten, als wegen der ganz besondern Fürsorge der Götter, die sie zu einem solchen Glanze über alle andre Nationen erhoben hätte. Er rieth ihnen also, auf gemeinschaftliche Kosten einen Tempel, der zugleich eine unverletzliche Freystadt abgäbe, zu Rom zu erbauen. Bey demselben sollten sich die verschiednen lateinischen Völker jährlich zu gewissen Zeiten versammeln, sowohl besonders als gemeinschaftlich

den

den Göttern opfern, einen groſsen Markt anſtellen, und, wenn ſie etwa Klagen unter einander hätten, die andern Städte zu Schiedesrichtern machen, und ſie durch deren Vermittelung beylegen. Durch dieſe Gründe und die Vorſtellung vieler andern Vortheile, welche aus einer ſolchen Vereinigung entſtehen würden, brachte er die ganze Verſammlung auf ſeine Seite. Man ſchickte darauf von allen Orten her das nöthige Geld ein, wofür er auf dem Aventiniſchen Hügel, als dem höchſten in der Stadt, der Diana einen Tempel bauen lieſs. Er faſste ſelbſt die Geſetze, welche von den Städten unter einander beobachtet werden, und wie es mit dem Feſte und dem Markte gehalten werden ſollte, ab; und damit ſie nicht durch die Länge der Zeit verloren gehen möchten, ſo lieſs er eine Säule von Erz errichten, und darauf alles, was die Verſammlung für gut befunden hatte, nebſt den Namen der Städte, die dabey zugegen geweſen waren, eingraben. Dieſe Säule war noch zu meiner Zeit in dem Tempel der Diana vorhanden. Die Buchſtaben auf derſelben kommen mit den älteſten griechiſchen in der Geſtalt überein; welches allein keinen geringen Beweis abgiebt, daſs die Erbauer der Stadt Rom keine Barbaren geweſen ſind; denn, wenn das wäre, ſo würden ſie keine griechiſche Buchſtaben gehabt haben. Dieſes ſind, auſser einigen geringern und unbekanntern, die wichtigſten und merkwürdigſten Anordnungen, welche Tullius im Staate gemacht hat. Jetzt komme ich zu ſeinem Kriege mit den Etruſcern, welches die einzigen Feinde waren, mit denen er während ſeiner Regierung zu thun hatte.

Nach dem Tode des Tarquinius, wollten die Städte der Etrusker, welche sich ihm unterworfen hatten, dem Bündniß, das sie mit ihm geschlossen, nicht länger nachkommen. Denn sie hielten es theils für schimpflich, dem Tullius, als einem Manne von unbekannter Herkunft, unterworfen zu seyn, theils hofften sie, daß die Uneinigkeiten zwischen ihm und den Patriciern es ihnen leicht machen würden, das Römische Joch abzuwerfen. Die Vejenter fielen zuerst ab, und gaben den Gesandten des Tullius, die sie deßwegen zur Rede stellten, die Antwort, sie hätten weder jemals ein Bündniß der Freundschaft mit dem Tullius geschlossen, noch ihm die Oberherrschaft über sie zugestanden. Die Cäretaner und Tarquinienser folgten diesem Beyspiele der Vejenter nach; und bald war ganz Etrurien in den Waffen. Dieser Krieg daurete 20 Jahre hinter einander ununterbrochen fort; sie fielen einander nicht nur beständig mit großen Armeen ins Land, sondern es kam auch ofte zwischen ihnen zum Treffen. Tullius trug allemal, er mochte mit der Armee einer einzigen Stadt oder des ganzen Volks zu thun haben, den Sieg davon, und zwang sie endlich, nachdem er dreymal einen Triumph über sie gehalten, sich ihm wieder gutwillig zu unterwerfen. Denn im zwanzigsten Jahre stellten endlich die Städte, die nunmehr sowohl an Leuten als an Gelde gänzlich erschöpft waren, eine allgemeine Zusammenkunft an, und beschlossen, den Römern auf die alten Bedingungen die Herrschaft wieder einzuräumen. Sie schickten daher aus jeder Stadt Abgesandten, mit Oelzweigen in der Hand, an ihn ab, welche ihm die Städte übergeben, und ihn bitten mußten,

ßten, mit dieser Genugthuung zufrieden zu seyn. Tullius antwortete ihnen darauf: sie hätten zwar wegen ihrer Treulosigkeit und Verachtung der Götter, die sie zu Zeugen ihres Bündnisses angerufen, die härtesten Strafen verdient; dennoch aber wollte er dießmal gelinde und gnädig mit ihnen verfahren, weil sie ihr Verbrechen erkannt, und mit allen Zeichen der Unterwerfung zu ihm gekommen, und seinen Zorn zu besänftigen gesucht hätten. Er gab ihnen hierauf den Frieden, versprach ihnen alle angethane Beleidigungen gänzlich zu vergessen, und erlaubte ihnen, so lange sie dem Bündniß, das sie mit dem Tarquinius geschlossen hatten, gemäß lebten, ihre ehemaligen Rechte und Verfassung beyzubehalten. Nur den Cäretanern, Tarquinienſern und Vejentern, welche zuerst abgefallen waren, und die andern aufgewiegelt hatten, nahm er einen Theil ihres Landes weg, welchen er unter diejenigen, die erst kürzlich unter die Römischen Bürger aufgenommen waren, vertheilte.

Nachdem er dieses im Frieden und Kriege verrichtet, und der Göttinn des Glücks, welches ihm sein ganzes Leben hindurch so günstig gewesen war, zween Tempel, den einen auf dem boarischen Markte, und den andern, welchen er den Tempel des männlichen Glücks nannte, am Ufer der Tiber, erbauet, und bereits ein so hohes Alter erreicht hatte, daß sein natürlicher Tod nicht weit mehr seyn konnte, so wurde er durch die Nachstellungen seines Schwiegersohns, Tarquinius, und seiner eignen Tochter ums Leben gebracht. Ich will itzt diese ganze Begebenheit umständlich erzäh-

sen; vorher aber muß ich erst etwas weiter zurück gehen.

Tullius hatte von seiner Gemahlinn, Tarquinia, des Königs Tarquinius Tochter, zween Töchter. Diese verheirathete er, als sie mannbar waren, an ihrer Mutter Bruders Söhne, die Enkel des Tarquinius; an den ältesten die ältere, und an den jüngsten die jüngere, weil er glaubte, daß sie sich so am besten für einander schicken würden. Allein es traf sich, daß ein jeder von seinen Schwiegersöhnen gerade diejenige erhielt, deren Sitten und Denkungsart von der seinigen ganz verschieden war. Die Gemahlinn des Lucius, des ältesten von den beyden Brüdern, welcher eine kühne, stolze und tyrannische Gemüthsart hatte, war from, sittsam, und liebte ihren Vater; die Gemahlinn des Aruns hingegen, welcher ein gutes, sanftes Herz hatte, war gottlos, haßte ihren Vater, und war fähig, die grösten Verbrechen zu begehen. Die beyden Männer wollten gern ihren Neigungen folgen; ihre Gemahlinnen aber bemühten sich beständig, sie nach ihrem Kopfe zu ändern. Lucius, welcher von böser Gemüthsart war, und mit nichts umgieng, als wie er seinen Schwiegervater vom Throne stoßen wollte, wurde durch die unaufhörlichen Bitten und Thränen seiner Gemahlinn zurückgehalten. Der sanftmüthige Aruns hingegen, welcher sich keines solchen Verbrechens gegen seinen Schwiegervater schuldig machen, sondern lieber seinen natürlichen Tod abwarten wollte, und sich daher den gottlosen Anschlägen seines Bruders wiedersetzte, mußte beständig die Verweise und Vorwürfe seiner Gemahlinn, die ihn mit Gewalt auf die Seite seines Bruders zu brin-

bringen ſuchte, ausſtehen. Da aber weder die Bitten und guten Vorſtellungen der einen bey dem Böſen, noch die Vorwürfe und böſen Rathſchläge der andern bey dem Guten etwas ausrichteten, ſondern ein jeder ſeiner natürlichen Neigung folgte, und ſich nicht länger von ſeiner Frau wiederſprechen laſſen wollte, ſo that die eine nichts, als daß ſie ihr unglückliches Schickſal beweinte; die andre aber wurde darüber gegen ihren Mann ſo ſehr erbittert, daß ſie auf nichts dachte, als wie ſie ſich von ihm los machen wollte. Ihre Verzweiflung und Wuth brachte ſie endlich ſo weit, daß ſie den Gemahl ihrer Schweſter, von welchem ſie wußte, daß ſeine Denkungsart vollkommen mit der ihrigen übereinſtimmete, unter dem Vorwande, daß ſie wegen einer Sache von großer Wichtigkeit mit ihm zu ſprechen hätte, zu ſich kommen ließ, und ihn darauf, nachdem ſie alle Anweſenden entfernt hatte, alſo anredete:

„Darf ich dir, o Tarquinius, frey und ohne Gefahr eine Sache entdecken, die für uns beyde gleich „vortheilhaft und wichtig iſt? Und wirſt du das, was „ich dir ſagen will, keinem Menſchen entdecken? Oder „iſt es beſſer, daß ich ſchweige, und mein Geheimniß „für mich behalte?“ Tarquinius bat ſie hierauf, ihm alles frey zu ſagen, und verſicherte ſie durch einen Eid, daß er ein unverletzliches Stillſchweigen beobachten wollte. Sie ſetzte alſo alle Schaam gänzlich bey Seite, und fuhr folgendergeſtalt fort:

„Wie lange, o Tarquinius, gedenkeſt du es denn „noch geduldig zu ertragen, daß man dir die Krone geraubt hat? Stammeſt du etwa von geringen und

„unbekannten Voraltern ab, daß du dich deßwegen „nicht unterstehest, groß von dir selbst zu denken? „Als wenn es die ganze Welt nicht wüßte, daß unsere „ältesten Vorfahren, welche Griechen waren, und von „dem vergötterten Herkules abstammten, viele Men„schenalter hindurch in Korinth regieret haben; und daß „dein Großvater Tarquinius, der sich aus Etrurien „hier in Rom niederließ, sich durch seine Tugend und „Verdienste den Thron erworben hat, dessen Vermö„gen nicht nur, sondern auch sein Reich keinem andern „als dir, weil du sein ältester Enkel bist, zukömmt. Oder „macht dich etwa körperliche Schwäche oder Ungestaltheit „unfähig oder unwürdig, die königliche Würde zu ver„walten? Nichts weniger; du hast nicht nur eine voll„kommene Gesundheit und Stärke, sondern auch deine „Leibesgestallt stimmt völlig mit deinem königlichen „Stande überein. Oder ist es keines von diesen bey„den, sondern deine gar zu große Jugend und der da„mit verbundene Mangel an Erfahrung und Klugheit, „was dich abhält, an die Verwaltung des Reichs zu „denken? Als wenn du nicht schon beynahe das 50ste „Jahr erreicht hättest, ein Alter, in welchem die mensch„liche Vernunft schon zu ihrer größten Reife gelanget „ist. Oder zwinget dich etwa die vornehme Geburt „dessen, der jetzt die Regierung an sich gerissen hat, und „sein Ansehen und die Gunst, worinn er bey den Vor„nehmsten der Stadt stehet, welche macht, daß ihm „nicht leicht anzukommen ist, daß du ein solches Un„recht erduldest? Aber dieses beydes ist es ja alleben, „woran es ihm am meisten fehlet, wie er selber auch „wohl weiß. Hingegen fehlt es dir gar nicht an einem

„ent-

„entschlossenen Muth, der sich vor keinen Gefahren „scheuet, welches bey einem, der regieren will, vor„züglich nöthig ist. Du hast einen großen Reichthum, „eine Menge Freunde, und überdem alle andern Vor„theile, die dich in einem solchen Unternehmen unter„stützen können. Was zauderst du denn noch? War„test du etwa, daß von selbst eine Gelegenheit kommen „und dich ohne die geringste Mühe in den Besitz des „Reiches setzen soll? Wartest du auf den Tod des „Tullius? Ja, als wenn das Schicksal sich nach dem „Verlangen der Menschen richtete, als wenn der Tod „eine gewisse Ordnung beobachtete, und nicht vielmehr „das Ende des Menschen ungewiß, und unserer Ver„muthung oft gänzlich zuwider wäre. Doch nein, ich „will es frey heraus sagen, wenn du mich auch für „noch so verwegen halten solltest, was ich für die eigent„liche Ursache halte, die einen edlen Eifer und die Be„gierde nach Ruhm bey dir erstücket. Deine Frau, die „dir so wenig gleichet, ist es, welche dich durch ihre „Schmeicheleyen und Bezauberungen zu einem Weich„linge macht, und dich bald unvermerkt um deine „ganze Mannhaftigkeit bringen wird. Sie gleichet „meinem Manne, welcher auch nichts Männliches an „sich hat, und meinen hohen Geist, der das glücklich„ste Schicksal verdient, niederdrückt, und mich in der „Blüte meiner Jahre verwelken läßt. Hätte uns bey„den das Schicksal vereiniget, o, wir würden uns gewiß „schon längst auf den Thron geschwungen haben. Doch „was hindert uns, daß wir nicht diesen Fehler des „Schicksals verbessern, die alten Bande zerbrechen, „und eine neue Heirath zu Stande bringen? Schaffe

„du

„du nur deine Frau aus der Welt; ich werde es mit „meinem Manne eben so machen. Sind wir erst von „diesen beyden Leuten befreyet, und durch die Bande „der Ehe vereiniget; denn können wir uns in Sicher„heit wegen des übrigen berathschlagen, und unsre „Maaßregeln ergreifen. Denn, wenn man sich auch „sonst scheuete etwas Böses zu thun, so muß man sich „doch aus nichts ein Gewissen machen, wenn es auf ein „Königreich ankömmt.“

Tarquinius nahm diesen Antrag mit Freuden an. Sie schwuren sich darauf einander eine unverletzliche Treue, und genossen sogleich die ersten Früchte ihrer gottlosen Verbindung. Kurz darauf erfolgte der Tod der ältesten Tochter des Tullius und des jüngsten Tarquinius.

Hier sehe ich mich wieder gezwungen des Fabius zu erwähnen, und seine Nachlässigkeit in der Chronologie zu zeigen. Denn, da er in seiner Geschichte auf den Tod des Aruns kömmt, so begeht er nicht nur den Fehler, wovon ich schon vorher gesagt habe, daß er den Aruns für einen Sohn des Tarquinius ausgiebt, sondern auch noch den, daß er sagt, Aruns sey von seiner Mutter Tanaquil begraben, welche doch um diese Zeit unmöglich noch am Leben seyn konnte. Ich habe schon gezeigt, daß sie beym Tode des Tarquinius wenigstens 75 Jahre alt war. Rechnet man nun zu den 75 noch 40 Jahre hinzu, (denn Aruns starb im 40sten Jahre der Regierung des Tarquinius) so folget, daß Tanaquil um diese Zeit 115 Jahre alt gewesen seyn müßte. So wenig Sorgfalt hat dieser Geschichtschreiber auf die genaue Erforschung der Wahrheit gewandt.

Tarquinius verschob es nach dem Tode seiner Frau

[und

und seines Bruders nicht lange, sich mit der Tullia zu vermählen, ungeachtet weder ihr Vater, noch ihre Mutter ihre Einwilligung dazu gab. Sobald diese beyden gottlosen Gemüther, die nur zu Mord und Blutvergießen geboren schienen, verbunden waren, so giengen sie mit nichts anders um, als wie sie den Tullius mit Gewalt des Reiches berauben wollten, wenn er es ihnen nicht freywillig abträte. Sie machten sich daher einen großen Anhang, wiegelten die Patricier, die über den König wegen seiner zum Besten des Volks gemachten Einrichtungen nicht zufrieden waren, auf, brachten die Armen und den Pöbel, der sich wenig um Recht und Billigkeit bekümmert, durch Geld auf ihre Seite, ja sie giengen in ihrer Kühnheit so weit, daß sie ihre Absichten nicht einmal verborgen hielten. Tullius wurde dieselben also bald gewahr, und sehr bekümmert darüber, nicht so sehr wegen der Gefahr, welche seinem Leben drohete, als vornehmlich deßwegen, daß er sich genöthiget sehen solte, mit seiner eignen Tochter und mit seinem Schwiegersohn Krieg zu führen, und dieselben als Feinde zu bestrafen. Er ließ daher den Tarquinius oft in Gegenwart seiner Freunde zu sich kommen, und suchte ihn bald durch Vorwürfe, bald durch Ermahnung und Vorstellungen von seinem ungerechten Vorhaben abzubringen. Da er aber auf das alles nicht achtete, sondern bloß sagte, er wollte ihm schon vor dem Senat antworten, und daselbst seine Sache mit ihm ausmachen, so berief Tullius den Senat zusammen, und redete ihn also an:

„Ich habe erfahren, ihr Väter, daß Tarquinius „einen Anhang gegen mich zusammen rottet, in der Ab„sicht, mich meines Reiches zu berauben. Ich verlange

„also

„alſo von ihm zu wiſſen, was er glaubt, daß entweder „ihm ſelbſt oder dem ganzen Staat für ein Unrecht von „mir angethan iſt, wodurch er bewogen wird, mit ſolchen „Anſchlägen gegen mich umzugehen. Antworte mir alſo, „Tarquinius, und ſag es frey heraus, worüber du dich „zu beklagen haſt, weil du dich doch vorher auf das Ur„theil des Senats berufeſt.

„Meine Klagen gegen dich, o Tullius, verſetzte „Tarquinius hierauf, ſind nur kurz, aber gerecht; und „deßwegen habe ich ſie dir in Gegenwart des Senats ſagen „wollen. Tarquinius, mein Goßvater, war Römiſcher „König, und ihr wiſſet, wie viel Gefahren und Beſchwer„lichkeiten er für den Staat ausgeſtanden hat. Nach „ſeinem Tode bin ich nach den allgemeinen Geſetzen aller „Völker, nicht nur der Griechen, ſondern auch der Bar„baren, ſein einziger rechtmäßiger Nachfolger, und ſein „Reich gehöret mir nicht weniger zu, als ſein Vermögen. „Du aber haſt mir zwar ſein Vermögen zukommen laſſen, „ſeines Reichs aber haſt du mich beraubt, und es nun „ſchon ſo lange Zeit im Beſitz gehabt, nachdem du allen „Geſetzen und Rechten zuwieder daſſelbe an dich geriſſen. „Denn du biſt weder durch die Wahl der Interreye, noch „durch die Stimmen des Senats, noch durch geſetzmä„ßige Comitien, wie mein Vater und alle andre Könige „vor ihm, zum Throne gelanget. Du hatteſt weiter keinen „auf deiner Seite, als die du durch dein Geld erkauft „hatteſt, verlaufne Leute, Betler, Verbrecher, böſe „Schuldner, die längſt allen guten Namen verloren hat„ten und ſich wenig um das Wohl des Staats bekümmerten. Und doch gabſt du damals vor, es ſey dir gar „nicht darum zu thun, dir ſelber die Krone aufzuſetzen,

„ſon-

„sondern du wollteſt ſie nur für uns, während unſrer Un-
„mündigkeit und Kindheit, aufheben, und darbey verſi-
„cherteſt du öffentlich, daß du mir, als dem älteſten, ſo
„bald ich die männlichen Jahre erreicht haben würde, die
„Regierung übergeben wollteſt. Hätteſt du alſo recht
„handeln wollen, ſo hätteſt du mir zugleich mit dem übri-
„gen Vermögen meines Großvaters auch ſeinen Thron ein-
„räumen müſſen. Du hatteſt darinn an dem Verfahren
„vieler rechtſchaffenen Vormünder ein gutes Muſter vor
„dir, welche den königlichen Prinzen, in deren Namen ſie
„die Regierung verwalteten, ſobald ſie die männlichen
„Jahre erreicht hatten, wie es ihre Pflicht erforderte, das
„Reich ihrer Väter übergeben haben. Immer hätteſt du re-
„gieren können, ſo lange es mir noch ſelbſt an den erforderli-
„chen Einſichten fehlte, und ich wegen meiner Jugend der Re-
„gierung eines ſo großen Staats noch nicht gewachſen war;
„aber hätteſt du mir dann, als ich das 30ſte Jahr, in wel-
„chem ſo wohl meine Seele als mein Körper zu ihrer
„größten Vollkommenheit gelangt waren, erreicht hatte,
„und du mir deine Tochter gabſt, nicht zugleich mit ihr
„die Krone überliefern ſollen? Du wareſt ja ſelbſt nicht
„älter, als du die Vormundſchaft über uns und die Re-
„gierung des Staats übernahmeſt. Hätteſt du dieſes ge-
„than, ſo würdeſt du fürs erſte den Vortheil davon ge-
„habt haben, daß dich jedermann als einen frommen und
„rechtſchaffenen Mann gelobt hätte, hiernächſt würde ich
„dich zu meinem Rathgeber und Gehülfen gemacht, dich
„als meinen Wohlthäter, meinen Vater, meinen Er-
„halter angeſehen, dich mit allen möglichen Ehren, die
„man den größten Verdienſten zu erweiſen pflegt, über-
„häuft haben. Aber dagegen haſt du mich jetzt ſchon 44

„Jah-

„Jahre des Thrones beraubt, dessen mich weder mein „Körper noch mein Verstand unwürdig machen. Und „doch unterstehest du dich noch, mich zu fragen, warum „ich dich für meinen Feind halte, über was für Unrecht „ich mich zu beklagen, was ich dir vorzuwerfen habe? „Antworte du mir vielmehr, warum du mich für unwür„dig hältst, den Thron meines Großvaters zu erben, und „unter was für einem Vorwande du mir denselben vorent„hältst? Glaubst du etwa, daß ich nicht würklich von „königlichem Geblüte, sondern unehelich und unter„geschoben bin? Aber warum übernahmest du denn „die Vormundschaft über mich? warum ließest du mich, „als ich das männliche Alter erreicht hatte, die Güter des „Tarquinius erben? Oder wie? hältst du mich etwa „noch für ein unmündiges Kind, das noch nicht fähig ist, „selbst zu regieren? mich, der ich schon beynahe ein Al„ter von 50 Jahren erreicht habe? Höre also auf, dich „länger zu verstellen, schäme dich deiner unvernünftigen „Fragen, und mache endlich deinen Ungerechtigkeiten ein „Ende. Gläubest du, daß du mit Recht gegen meine „Beschuldigungen etwas antworten kannst, so bin ich bereit „mich dem Urtheil der Anwesenden, als der rechtschaffen„sten und verständigsten Männer der Stadt, zu unterwer„fen. Gedenkest du aber, wie du immer zu thun pflegst, „zu dem Pöbel, den du ganz in deiner Gewalt hast, „deine Zuflucht zu nehmen, so werde ich dich schon daran „zu verhindern wissen; denn ich bin bereit, nicht nur „zu reden was recht ist, sondern auch, wenn du mich da„zu nöthigest, es zu thun.“

Als er ausgeredet hatte, nahm Tullius das Wort und erwiederte ihm folgendes:

„Nichts

„Nichts, ihr Väter, ist, wie ihr sehet, so au„ßerordentlich, das der Mensch nicht erwarten; nichts so „unmöglich, das man künftig nicht glauben müsse, da „Tarquinius den Entschluß gefaßt hat, mich des Thrones „zu entsetzen; er, den ich als ein Kind auf und angenom„men, den ich vor den Nachstellungen seiner Feinde errets„tet, den ich erzogen, dem ich, als er die männlichen „Jahre erreicht hatte, meine Tochter gegeben, und den „ich nach meinem Tode zu meinem Nachfolger bestimmt „habe. Allein ich sehe, ich habe mich in allen meinen „Hoffnungen betrogen, so sehr, daß er mir so gar öffent„lich Schuld giebt, ihm das größte Unrecht angethan zu „haben. Es ist hier nicht der Ort, mich über mein un„glückliches Schicksal zu beklagen; ich will mich bloß ge„gen seine Beschuldigungen vor euch verantworten. Ich „habe, o Tarquinius, die Vormundschaft über dich und „deinen Bruder, in eurer zärtesten Kindheit, nicht von „freyen Stücken, sondern durch die damalige Lage der „Sachen gezwungen, übernommen. Denn diejenigen, „welche das Reich an sich zu reissen gedachten, hatten eu„ren Großvater öffentlich umgebracht, man sagte, daß „sie euch und eurer ganzen Familie heimlich nach dem Le„ben stünden, und alle eure Angehörigen zweifelten gar „nicht daran, daß sie, wenn sie sich des Throns bemäch„tigen sollten, keine Spur von dem Geschlecht des Tar„quinius übrig lassen würden. Nun aber hattet ihr kei„nen Schutz, keinen, der sich eurer annahm, außer der „Mutter eures Vaters, die aber selbst wegen ihres Al„ters fremden Schutz bedurfte. Ich war der einzige, der „im Stande war, euch zu schützen und sich eurer anzu„nehmen, ich, den du jetzt einen Fremden nennest, der

„dir gar nichts angehe. Und doch bin ich es, der bey „so bewandten Umständen die Mörder eures Vaters be„straft, der euch bis in euer männliches Alter erzogen „hat, und der euch, da ich selbst keine Söhne habe, zu „meinen Erben und Nachfolgern zu machen beschlossen „hatte. So verhält sich die Sache wegen meiner Vor„mundschaft, und ich nehme dich selbst zum Zeugen, ob „ich die geringste Unwahrheit vorgebracht habe. Was „aber den Besitz der königlichen Würde anbetrifft, als „worüber du mir vornehmlich Vorwürfe machst, so ver„nimm, auf was Weise ich dazu gelanget bin, und aus „was für Ursachen ich weder dir, noch sonst jemanden die„selbe jemals abtreten werde. Als ich die Verwaltung „des Staats übernommen hatte, so erfuhr ich, daß ge„wisse Leute sich heimlich gegen mich zusammengerottet hat„ten und mir nachstelleten. Ich beschloß daher, die Re„gierung den Händen des Volks zu übergeben, ließ es in „dieser Absicht zusammenkommen, und gedachte nunmehr „diesen so beneideten Stand, der so vielen Beschwerlich„keiten und Gefahren unterworfen ist, und so wenig Annehm„lichkeiten bey sich führt, mit einer sichern Ruhe zu ver„tauschen. Allein die Römer vergönnten mir nicht, „meiner Neigung zu folgen; sie wollten keinen andern Kö„nig haben, als mich; sie hielten mich daher wieder meinen „Willen zurück, und übertrugen mir nach einer rechtmä„ßig angestellten Wahl einstimmig die königliche Wür„de, ein Gut, welches ihnen, und nicht euch, angehör„te; eben so wie sie auch euren Großvater, der auch ein „Ausländer war, und den vorigen Königen gar nicht „angieng, zur königlichen Würde erhoben haben, da noch „dazu der Ancus Marcius zween Söhne in der Blüthe ih-

„rer

„rer Jahre hinterließ. Wie kannst du denn über Un„recht klagen, da du nur ein Enkel des Tarquinius bist, „und bey seinem Tode noch ein Kind warest! Wäre „es ein allgemeines Gesetz, daß die Nachkommen eines „Königs mit seinem Vermögen auch zugleich sein Reich er„ben müßten, so hätte dem Ancus Marcius nicht euer „Großvater, sondern sein ältester Sohn in der Regierung „folgen müssen. Aber das Römische Volk siehet bey sei„ner Wahl nicht auf die Abstammung, sondern bloß auf „die Verdienste; denn es hat den Grundsatz, daß die Gü„ter demjenigen, welche sich dieselben erworben haben, „zugehören, und bey dem Tode derselben ihren nächsten „Angehörigen oder denen, welche sie im Testament zu „Erben eingesetzt haben, zufallen, daß hingegen das „Reich ein Eigenthum des Volks ist, welches es demje„nigen überträgt, die es desselben würdig erkennet, das „aber nach deren Tode wieder in seine Hände zurückfällt. „Falls du nicht etwa beweisen kannst, daß dein Großva„ter es auf solche Bedingungen übernommen hat, ver„möge deren es weder ihm selbst, noch seinen Nachkom„men jemals genommen werden durfte, und das Volk al„so gar keine Macht hatte, mich statt deiner zum König „zu erwählen. Hast du einen dergleichen Vertrag aufzu„weisen, warum bringst du ihn denn nicht zum Vor„schein? Doch das wirst du wohl niemals im Stande „seyn. Du sagst ferner, daß ich nicht auf eine rechtmä„ßige Weise zum Throne gelanget sey, indem ich weder „durch Interreye, noch durch den Senat, noch mit Beo„bachtung der gewöhnlichen Gebräuche erwählt worden. „Wenn das ist, so kömmt es nicht dir zu, dich darüber „zu beklagen, sondern denen, die dadurch beleidiget seyn

„ſollen, und ihnen kömmt es zu, nicht dir, mich des „Thrones zu entſetzen. Doch ich bin mir nicht bewußt, ir„gend jemand Unrecht gethan zu haben; und ein Beweis, „daß ich die Herrſchaft weder unrechtmäßiger Weiſe er„langt habe, noch ſie jetzt mit Unrecht beſitze, iſt, daß ich „ſchon ſo lange Zeit, ſchon länger als 40 Jahre auf dem „Throne bin, ohne daß irgend ein Römiſcher Bürger „ſich beklaget, daß ich ihm Unrecht thue, und daß weder der „Senat, noch das Volk jemals daran gedacht hat, „mir die Herrſchaft wieder abzunehmen. Doch ich laſſe „dieſes vorbey, und fahre fort mich wegen des Unrechts, „das ich dir angethan haben ſoll, zu verantworten. Wenn „es wahr iſt, daß dir das Reich von deines Großvaters „wegen zukam, und ich dich deſſelben, da es mir nur „eine Zeitlang anvertrauet war, allen Rechten zuwieder „beraubt habe, ſo hätteſt du dich an diejenigen, welche „mir daſſelbe übergeben haben, wenden, ihnen dein Mißvergnügen darüber bezeugen, und dich nicht ſowohl über „mich, weil ich mir etwas anmaßete, das gar nicht „mein wäre, als über ſie, daß ſie mir eine Sache, „worüber ihnen gar kein Recht zukäme, geſchenkt hätten, „beklagen müſſen. Denn hätteſt du gute Gründe für „dich anzuführen gehabt, ſo würdeſt du ſie auch leicht „überzeugt haben. Getrauteſt du dich aber nicht, auf „dieſe Weiſe vieles auszurichten, und glaubteſt dennoch, „daß ich unrechtmäßiger Weiſe die Regierung verwalte, „und daß du geſchickter dazu ſeyſt, als ich, ſo hätteſt du „genaue Unterſuchung wegen meiner Vergehungen anſtel„len, deine Verdienſte hingegen ins Licht ſetzen, und ſo „die Sache vor Gericht ausmachen laſſen müſſen. Al„lein keines von beyden haſt du gethan. Erſt nach einer

„ganz

„ganz langen Zeit, fällt es dir endlich ein, gleich als wenn du „aus einer langen Trunkenheit wieder zu dir selbst gekom„men wäreſt, mich hier anzuklagen, hier, wo gar nicht „einmal der Ort dazu iſt. Was ich hier ſage, werdet „ihr mir nicht übel auslegen, ihr Väter; denn ich ſage „es nicht, um mich eurer Entſcheidung zu entziehen, ſon„dern bloß um ſeine Verläumdungen recht ins Licht zu ſe„tzen. Eine öffentliche von mir auf dein Verlangen ange„ſtellte Verſammlung des Volks war der Ort, o Tarqui„nius, wo du deine Beſchwerden hätteſt vorbringen müſ„ſen. Weil du aber dieſes vermieden haſt, ſo will ich es „jetzt noch thun. Ich will das Volk zuſammen berufen, „ihm deine Beſchwerden vortragen, und es ihm noch ein„mal zu entſcheiden überlaſſen, wer von uns beyden der „würdigſte ſey, den Staat zu regieren. Was alsdann „von der ganzen Verſammlung für gut befunden wird, „das werde ich mir gern gefallen laſſen. Doch genug zu „meiner Vertheidiguug. Wenn man mit unbilligen Geg„nern zu thun hat, ſo iſt es gleich viel, ob man wenig „oder viele Gründe für ſich anführet; denn ſie ſind einmal „ſo geſinnet, daß ſie ſich doch niemals zur Vernunft „bringen laſſen. Aber was ſoll ich von euch ſagen, ihr „Väter? Iſt es möglich, daß es unter euch einige giebt, „die in der Abſicht, mir die Krone zu entreiſſen, ſich mit „ihm gegen mich vereinigt haben? Ich wünſchte doch „zu wiſſen, was ihnen von mir zu Leide geſchehen, durch „welche meiner Handlungen ich ſie zu Feinden gemacht ha„be! Können ſie mir etwa nachſagen, daß ich während „meiner Regierung jemand unverhörter Sachen hinge„richtet, oder ſonſt ungerechter Weiſe zu harten Strafen „verurtheilet, oder wenn ſie dergleichen tyranniſche Unge-

„rechtigkeiten nicht von mir wiſſen, daß ich ihre Frauen „um ihre Ehre gebracht, ihre Töchter geſchändet, oder „ſonſt gegen eine freye Perſon ſchimpfliche Ausſchweifungen „begangen habe? Wahrlich, wenn ich irgend etwas „dergleichen verbrochen, ſo habe ich nichts beſſers verdie„net, als daß ich nicht nur den Thron, ſonder auch mein „Leben verliere. Aber vielleicht herrſche ich gar zu ſtrenge, „vielleicht habe ich mich durch meinen Stolz und Ueber„muth bey jedermann verhaßt gemacht? Aber welcher „von den vorigen Königen hat beſtändig mit ſolcher Ge„lindigkeit regieret! Welcher von ihnen iſt mit ſeinen „Bürgern eben ſo freundlich, nicht anders als ein Va„ter mit ſeinen Kindern, umgegangen? Ich habe nicht „einmal alle Gewalt, die ihr mir mit der Krone, dem al„ten Herkommen gemäß, übergeben habt, für mich be„halten. Ich habe vielmehr, durch meine Geſetze, die „ihr alle beſtätiget habt, die wichtigſten Angelegenhei„ten in eure Hände gegeben, und dafür geſorgt, daß „jetzt ein jeder ſein Recht vor Gericht ausmachen kann; „und ich bin ſelbſt der erſte geweſen, der ſich dieſen Ge„ſetzen und Anordnungen, die doch eigentlich nur für an„dre gemacht waren, nicht anderſt, als wenn ich eine „Privatperſon geweſen wäre, unterworfen hat. Ich habe „ferner, welches auch keiner der vorigen Könige gethan, „die Entſcheidung der Rechtsſachen nicht alle mir ſelbſt „vorbehalten, ſondern diejenigen Streitigkeiten, welche „bloß die Privatperſonen betreffen, eurer Entſcheidung über„laſſen. Ihr ſehet hieraus, daß es keine Beleidigungen „von meiner Seite ſind, wodurch ich einigen von euch ſo „verhaßt bin. Aber meine Wohlthaten gegen das Volk „ſind es, welche ſie unverdienter Weiſe gegen mich aufge„bracht

„bracht haben. Dieſer wegen habe ich mich ſchon ofte „gegen euch gerechtfertiget, und es würde daher über„flüſſig ſeyn, wenn ich jetzt noch viel davon ſagen wollte. „Wenn ihr aber doch glaubt, daß Tarquinius beſſer re„gieren werde, als ich, ſo will ich dem Staat den beſſern „Regenten nicht beneiden, ſondern ſogleich dem Volke die „mir anvertraute Regierung zurückgeben, und mich durch „meine Aufführung jedermann zu zeigen bemühen, daß „ich nicht nur gut zu regieren, ſondern auch, als ein „ordentlicher Unterthan, eben ſo gut zu gehorchen „wiſſe.“

Tullius ließ hierauf, nachdem er durch dieſe Rede ſeine Feinde ſehr beſchämt gemacht hatte, den Senat aus einander, und ſchickte Herolde in die ganze Stadt aus, um das Volk zuſammen zu berufen. Es lief ſogleich eine große Menge Volks auf den Markt herbey. Er beſtieg daher das Tribunal, und erzählte in einer langen und rührenden Rede die großen Thaten, die er noch bey Lebzeiten des Tarquinius im Kriege verrichtet, und ſeine vielen vortreflichen Anordnungen, die er nachher zum großen Vortheil des Staats eingeführt hatte. Das Volk, welches alles, was er ſagte, mit lautem Beyfall aufnahm, verlangte zu wiſſen, aus was für Abſichten er alles dieſes anführte. Er machte daher den Beſchluß ſeiner Rede damit, daß er ſagte, Tarquinius beſchuldige ihn, daß er das Reich, welches doch ihm zukäme, unrechtmäßiger Weiſe an ſich geriſſen habe; denn ſein Großvater habe ihm bey ſeinem Tode nicht nur ſeine eigenthümliche Güter, ſondern auch das Reich hinterlaſſen, und das Volk habe nicht Macht das Eigenthum eines andern zu verſchenken. Die gan-

ge Verſammlung fieng hierüber vor Unwillen einen groſſen Lärm an. Tullius aber befahl dem Volke, ſtill zu ſeyn, und bat es, ſich hierüber nicht ſo gleich aufbringen zu laſſen, ſondern den Tarquinius ſelbſt vorzufordern, und ſeine Gründe anzuhören. Wenn es dann nach genauer Unterſuchung fände, daß dem Tarquinius Unrecht von ihm geſchehen, oder daß er des Thrones würdiger ſey, ſo ſollte es ihm die Regierung übergeben. Denn er ſelbſt wollte dieſelbe jetzt niederlegen, und ſie in die Hände derjenigen, von denen er ſie erhalten hätte, wieder abliefern. Mit dieſen Worten wollte er das Tribunal verlaſſen. Allein das Volk verdoppelte ſein Geſchrey, und bat ihn mit vielen Thränen, er möchte doch ja die Regierung an keinen andern abtreten. Einige riefen ſogar, man müſte den Tarquinius augenblicklich ums Leben bringen; ſo daß dieſer mit ſeinen Freunden, um ſich vor dem Volke, welches ſchon auf ihn los gieng, zu retten, ſich davon machte. Den Tullius aber begleitete das ganze Volk mit den freudigſten Zurufungen, Lobſprüchen und Segenswünſchen nach Hauſe.

Tarquinius, welcher vor Verdruß außer ſich war, daß ihm dieſer Verſuch mißlungen, und der Senat, auf welchen er ſich doch am meiſten verlaſſen, ihm nicht beygeſtanden hatte, hielt ſich hierauf eine Zeitlang in ſeinem Hauſe ganz ruhig, außer daß er ſich nur zuweilen mit ſeinem Anhange wegen der Maaßregeln, die er künftig zu ergreifen hätte, berathſchlagte. Seine Gemahlinn aber wurde dieſes langſamen Verfahrens und Zauderns bald überdrüſſig, und ermunterte ihn, es nicht mehr bloß bey Worten bewenden zu laſſen, ſondern

Digitized by Google

dern endlich einmal zur That selbst zu schreiten. Vorher aber rieth sie ihm, sich durch Vermittelung seiner Freunde mit dem Tullius auszusöhnen, damit er sich desto weniger, wenn er ihn für seinen Freund hielte, vor ihm in Acht nehmen möchte. Tarquinius nahm diesen Rath an, er stellte sich daher, als wenn ihm das Vergangene gereue, und ließ durch seine Freunde den Tullius sehr inständig bitten, ihm doch die angethane Beleidigung zu verzeihen. Ein Mann, wie Tullius, der von Natur ein so versöhnliches Herz hatte, und der nichts so sehr verabscheute, als mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn einen Krieg zu führen, ließ sich auch leicht dazu erbitten.

Tarquinius wartete nunmehr nur eine bequeme Gelegenheit ab, um sein Vorhaben auszuführen. Als daher eines Tages das Volk mit dem Einsammeln der Früchte auf dem Felde beschäftiget war, so begab er sich von seinen Freuden, welche alle Degen unter ihren Kleidern versteckt hatten, umgeben, auf den Markt. Er ließ dabey durch einige seiner Leute die Fascen vor sich her tragen, und war selbst mit der königlichen Kleidung und allen andern Zeichen der höchsten Gewalt geschmückt. In diesem Aufzuge gieng er bis vor das Rathhaus, und ließ darauf durch einen Herold den Senat zusammen berufen. Eine Menge Patricier, die um sein Vorhaben wusten, und ihn dazu aufmunterten, waren schon, als er kam, nach der genommenen Abrede, auf dem Markte in Bereitschaft. Diese kamen also zusammen.

Unterdessen berichtete jemand den Tullius in seinem Schlosse, daß Tarquinius in einem königlichen

Anzuge sich auf den Markt begeben hätte, und den Senat zusammen berufen ließe. Der König, erstaunt über diese Kühnheit, begab sich sogleich, als er es hörte, von einigen wenigen seiner Leute begleitet, mit größerer Eile als Bedacht auf das Rathhaus; und als er den Tarquinius auf dem Throne und im königlichen Schmucke sitzen sah, so rief er aus:

„Wer, du gottlosester unter allen Menschen, „hat dir erlaubt, in diesem Schmucke hier zu er„scheinen?“

„Wer anders, versetzte Tarquinius, als du selbst, „da du die unverschämte Frechheit gehabt hast, dich, „der du nicht einmal ein Freygebohrner, sondern ein „Sklave und einer Sklavinn Sohn bist, die mein „Großvater im Kriege erbeutet hatte, zum König der „Römer aufzuwerfen.“ Dieses brachte den Tullius so sehr in Wuth, daß er, ohne auf seine eigne Sicherheit Acht zu haben, auf ihn zurannte, um ihn vom Throne herunter zu reißen. Tarquinius, dem diese schöne Gelegenheit sehr erwünscht war, sprang sogleich von seinem Sitz herunter, ergriff den Alten, welcher vergebens seine Leute zu Hülfe rief, faßte ihn mitten um den Leib, schleppte ihn so zum Rathhause heraus, und warf ihn, da er noch weit jünger und stärker war als Tullius, von der Treppe, welche auf den Markt geht, herunter. Dieser hatte viele Mühe, sich von seinem Falle wieder aufzuhelfen, und weil er alles voll von dem Anhange des Tarquinius, sich selbst aber von allen Freunden entblößt sahe, so gieng er, von wenigen seiner Leute geleitet, ganz blutig und übel durch den Fall zugerich-

gerichtet, davon, und suchte so seinen Pallaß zu erreichen.

Hier soll seine Tochter eine entsetzlich gottlose That verübt haben. Sobald sie nehmlich gehört hatte, daß ihr Vater in den Senat gegangen sey, so fuhr sie, aus Begierde zu wissen, was die Sache für einen Ausgang nehmen würde, in ihrem Wagen auf den Markt. Als sie nun erfuhr, was vorgegangen sey, und den Tarquinius oben vor dem Rathhause stehen sahe, so begrüßte sie ihn mit lauter Stimme als König, und rief die Götter an, seine Regierung zum Wohl des Staats zu beglücken. Diesem Beyspiel folgten die andern, welche ihm in seinem Unternehmen behülflich gewesen waren, sogleich nach. Hierauf nahm sie ihren Gemahl allein, und sagte:

„Der Anfang, mein Tarquinius, ist sehr glück„lich gemacht. So lange aber Tullius noch am Leben „ist, darfst du nicht glauben, daß du den Thron in „Ruhe besitzen werdest. Denn er wird gewiß sogleich „das Volk wieder gegen dich aufwiegeln, wofern du „ihm nur einen Augenblick Zeit gewinnen läst, du „weist ja wohl, wie beliebt er bey dem ganzen Volke „ist. Schicke also geschwind einige von deinen Leuten „ab, die ihn, ehe er noch das Schloß erreicht, nie„der machen, und uns von unsrer Besorgniß be„freyen.“

Als sie dieses gesagt hatte, setzte sie sich wieder auf ihren Wagen, und fuhr davon. Tarquinius folgte ihrem Rath, und schickte sogleich einige bewaffnete Leute dem Tullius nach, welche ihn auch sehr bald erreichten, ihn nahe bey seinem Pallaste ermordeten, und seinen Leich-

Digitized by Google

Leichnam daſelbſt liegen ließen. Als er noch mit dem Tode rang, kam ſeine Tochter darauf zu. Die Gaſſe, wodurch der Wagen fahren muſte, war ſehr enge, und die Maulthiere wurden vor dem Leichnam, der ihnen im Wege lag, ſcheu; der Kutſcher wurde ebenfalls durch dieſen Anblick ſo ſehr gerührt, daß er ſtill hielt, und ſich nach der Tullia umſahe. Dieſe fragte ihn, warum er denn nicht fortführe? worauf er ihr antwortete: „Sieheſt du denn nicht, o Tullia, daß dein „todter Vater uns im Wege liegt, und daß wir nicht „anders herdurch kommen können, als wenn wir über „ihn herfahren?“ Sie wurde hierüber ſo erbittert, daß ſie ihren Fußſchemel ergriff, ihn damit ſchlug und ſagte: „Fahr zu, du Böſewicht! was kehrſt du dich „an den Todten?“ Er gehorchte ihr alſo ſeufzend mehr über die That als über die Schläge, die er bekommen hatte. Die Gaſſe, worinn dieſes geſchah, welche vorher die Glückliche hieß, wurde nachher von dieſer entſetzlichen und abſcheulichen That die Gottloſe genannt.

Ein ſolches Ende nahm Tullius nach einer Regierung von 44 Jahren. Er war der erſte, wie die Römiſchen Geſchichtſchreiber anmerken, welcher den alten Gewohnheiten und Geſetzen darinn zuwieder handelte, daß er nicht durch eine einſtimmige und gemeinſchaftliche Wahl des Senats und des Volks, ſondern bloß von dem letztern allein, das er dazu durch Beſtechung, Geſchenke und andre dergleichen Schmeicheleyen gegen die ärmſten Bürger, ganz auf ſeine Seite gebracht hatte, zum König erwählt wurde. Dieſe Bemerkung iſt auch ganz richtig. Denn, wenn in den vo-

ri-

rigen Zeiten ein König gestorben war, so überließ es das Volk dem Senat, nach seinem Gefallen die Staatsverfassung einzurichten. Der Senat bestellte alsdann die Interrere, welche darauf den würdigsten Mann, entweder von den Eingebohrnen des Landes, oder von den Bürgern der Stadt, oder auch von einem auswärtigen Volke erwählten. Wenn nun diese Wahl durch den Senat sowohl als die Stimmen des Volks und durch glückliche Auspicien bestätigt wurde, so trat der König die Regierung an. Fehlte aber eins von diesen dreyen Stücken bey der Wahl, so muste ein anderer, und wenn auch dann Götter und Menschen noch nicht übereinstimmeten, ein dritter erwählt werden. Tullius hingegen nahm anfangs bloß den Titel eines Vormundes der königlichen Prinzen an, wie ich schon oben erzählt habe, wuste aber das Volk durch seine vielen Dienste und Gefälligkeiten so sehr zu gewinnen, daß er von demselben allein zum König erwählt wurde. Seine gelinde und gnädige Regierung aber löschete bald das Andenken dieses unrechtmäßigen Verfahrens aus, und man glaubte, wenn ihm nicht der Tod zuvor gekommen wäre, so würde er die ganze Verfassung in eine Demokratie verwandelt haben. Dieses, sagt man, sey auch die vornehmste Ursach gewesen, warum einige von den Patriciern an der Verschwörung gegen ihn Theil genommen. Denn, weil sie kein Mittel gesehen, seiner Macht Einhalt zu thun, so hätten sie den Tarquinius in seinem Unternehmen unterstützt, und ihn, theils um die Macht des Volks, welche sich während des Tullius Regierung ungemein vergrößert hatte, zu schwächen, theils um das alte Ansehn des Senats wie-

wieder herzustellen, zum Besitz des Thrones verholfen.

Der große Tumult und das Wehklagen, welches der Tod des Tullius in der ganzen Stadt verursachete, ließ den Tarquinius befürchten, das Volk möchte, wenn es die Leiche des Tullius mit aller Pracht und allen Feyerlichkeiten, welche bey königlichen Begräbnissen üblich waren, über den Markt bringen ließe, einen Aufstand machen; vornehmlich zu einer Zeit, da er sein Ansehen noch nicht genug befestiget hatte. Er litte daher nicht, daß etwas von den gewöhnlichen Leichengebräuchen beobachtet wurde. Die Witwe des Tullius, des vorgen Tarquinius Tochter, ließ ihn in Begleitung einiger wenigen Freunde, wie einen gemeinen Menschen, in der Nacht aus der Stadt bringen, und ihn daselbst unter den bittersten Klagen über ihr unglückliches Schicksal und unter tausend Verwünschungen ihres Schwiegersohns und ihrer Tochter eingraben. Sie überlebte hierauf ihren Gemahl nicht länger als einen Tag, indem sie die folgende Nacht verstarb. Die eigentliche Ursache ihres Todes ist unbekannt. Einige sagen, sie habe sich aus großer Betrübniß selbst ums Leben gebracht; andre, ihr Schwiegersohn und ihre Tochter hätten sie aus der Welt geschafft, weil sie ihnen durch ihre Klagen und den großen Schmerz, welchen sie bey dem Tode ihres Gemahls blicken lassen, verdrießlich gewesen.

Ob nun gleich Tullius, aus den angeführten Gründen, kein königliches Begräbniß und kein prächtiges Denkmal erlangte, so wird doch das Andenken sei-

seiner vortrefflichen Handlungen ewig unvergeßlich bleiben. Wie werth er den Göttern gewesen sey, wurde noch durch ein Wunder bestätiget, welches viele bewogen hat, die fabelhafte und unglaubliche Erzählung von seiner Erzeugung, die ich oben angeführt habe, für wahr zu halten. Es entstund nehmlich eine Feuersbrunst, wodurch der ganze Tempel der Glücksgöttinn, welchen er erbauet hatte, in die Asche gelegt wurde; nur seine eigene Statüe, die von Holz und überguldet war, blieb ganz unversehrt. Noch jetzt kann man sehen, daß der ganze Tempel neu wieder aufgebauet ist. Die Statüe allein aber ist von alter Arbeit. Denn sie ist noch übrig, und wird von den Römern göttlich verehret. Dieses ist alles, was die Geschichte vom Tullius erzählt.

Sein Nachfolger Lucius Tarquinius, der nicht nach den Gesetzen erwählt wurde, sondern sich mit Gewalt der Waffen des Thrones bemächtigte, trat im vierten Jahr der 61sten Olympiade, in welcher Agatharchus im Wettlauf den Preis erhielt, und Herakleus Archont zu Athen war, die Regierung an. Dieser kehrte sich weder an das Volk, noch an die Patricier, denen er doch seine Erhebung zu danken hatte, warf alle schönen Anordnungen der vorigen Könige, alle Gewohnheiten, Gesetze und Landesgebräuche übern Haufen, und verwandelte endlich die königliche Regierung in eine offenbare Tyranney. Den Anfang machte er damit, daß er sich eine Wache aus den allerverwegensten Leuten sowohl von Auswärtigen als von gebohrnen Römern zulegte, welche mit Degen und Spießen bewaffnet war, und zur Sicherheit seiner Person

son des Nachts seinen Pallast bewachen, und ihn bey Tage allenthalben, wohin er gieng, begleiten mußte. Hiernächst ließ er sich nicht oft und zu gewissen Zeiten, sondern nur selten und unvermuthet öffentlich sehen. Er berathschlagte sich wegen der Staatsangelegenheiten gemeiniglich zu Hause, und bloß mit seinen vertrautesten Freunden, selten aber auf dem Markte. Seine Wache durfte niemand vor ihn lassen, als diejenigen, welche er selbst hatte rufen lassen, und dann empfieng er selbst diese nicht freundlich, sondern mit einem so tyrannischen, mürrischen Wesen, und mit einer so zornigen und schrecklichen Mine, daß jedermann darüber in Furcht gerathen mußte. Die Rechtshändel entschied er nicht nach den Gesetzen, sondern bloß nach seinem Gutdünken. Dieser Ursachen wegen gaben ihm die Römer den Zunamen Superbus, welches so viel heißt als der Uebermüthige oder Stolze. Seinen Großvater aber nannten sie Priscus oder den Aeltern. Hierdurch werden sie unterschieden, weil sie beyde den Namen Lucius gemein haben.

Sobald Tarquinius glaubte, daß sein Ansehen hinlänglich befestiget sey, so stiftete er die gottlosesten unter seinen Freunden an, viele der vornehmsten Bürger, von denen er sich gerne losmachen wollte, auf Leib und Leben anzuklagen. Er machte mit denen den Anfang, von welchen er wußte, daß sie ihm nicht wohl wollten, und daß sie über sein Verfahren gegen den Tullius unzufrieden wären. Hiernächst gieng er weiter zu den Reichen und zu denen, wovon er vermuthete, daß die Veränderung in der Regierung ihnen nicht anstünde. Diese Leute wurden dann, einer nach dem an-

andern, bald wegen dieſes, bald wegen jenes falſchen Verbrechens, vornehmlich aber deßwegen, daß ſie dem König nach dem Leben getrachtet hätten, bey ihm ſelbſt, der denn auch zugleich ihr Richter war, angeklagt; worauf er ſie dann entweder zum Tode oder zur Landesverweiſung verdammte, und ihre Güter einzog, von denen er den Anklägern nur einen geringen Theil abgab, das übrige aber für ſich ſelbſt behielt. Viele der angeſehenſten Bürger verließen daher aus Furcht vor dieſen ungerechten Nachſtellungen des Königs, wovon ſie die Urſach gar wohl wußten, die Stadt freywillig; und deren waren die meiſten. Andre ſehr angeſehene Männer ließ er heimlich hinrichten, indem er ſie aus ihren Häuſern oder vom Lande wegholen ließ, ohne daß man nachher wußte, wo ſie geblieben waren.

Nachdem er auf dieſe Weiſe den beſten Theil des Senats theils hingerichtet, theils aus dem Lande verwieſen hatte, ſo ordnete er einen neuen Senat an, der bloß aus ſeinen Anhängern beſtand, die aber ohne ſeine Erlaubniß nichts weder reden noch thun durften. So daß diejenigen, welche von den Senatoren, die Tullius erwählt hatte, noch übrig waren, die bisher dem Volke beſtändig zuwieder geweſen waren, und gehofft hatten, daß die neue Staatsveränderung zu ihrem großen Vortheil ausſchlagen würde, (denn durch dergleichen Verſprechungen hatte ſie Tarquinius hintergangen;) jetzt ſich aber von allem Antheil an der Regierung ausgeſchloſſen, und ihrer Freyheit eben ſowohl beraubt ſahen, als das Volk, ihr unglückliches Schickſal beklagten, und ein noch härteres erwarteten. Weil es ihnen aber an Macht fehlte, der Tyranney des

Tarquinius Einhalt zu thun, so durften sie sich doch nichts merken lassen, und mußten sich in ihren Zustand zufrieden geben.

Das Volk, welches dieses gewahr wurde, glaubte, daß ihnen jetzt Recht geschähe, und freute sich aus Einfalt über ihr Unglück, in der Meynung, daß die Tyranney ihnen allein beschwerlich fallen, es selbst aber gar keinen Schaden davon haben würde. Aber bald gieng es ihm noch weit schlimmer, als jenen. Denn die Gesetze des Tullius, wodurch er eine völlige Gleichheit unter den Bürgern vor Gericht eingeführt, und den Patriciern verboten hatte, die Plebejer, wie vorher geschehen war, in den Contracten zu übervortheilen, wurden insgesammt von dem Tarquinius aufgehoben. Er ließ sogar die Tafeln, auf welchen sie eingegraben waren, von dem Markte wegnehmen, damit gar kein Andenken derselben übrig bleiben möchte. Hiernächst ließ er auch die Abgaben nicht mehr nach dem Vermögen entrichten, sondern führte die alte Gewohnheit wieder ein, daß, so oft er Geld nöthig hatte, der Aermste so viel als der Reichste beytragen muste. Diese Veränderung richtete viele von dem Volke zu Grunde, indem gleich die erste Auflage für einen jeden Bürger 10 Drachmen betrug. Er verbot, daß künftig gar keine Zusammenkünfte der Dorfschaften, Nachbarschaften und Curien, die vorher des Gottesdienstes und der Opfer wegen gehalten waren, weder auf dem Lande, noch in der Stadt angestellt werden sollten, aus Furcht, daß eine so große Menge einmal Anschläge zur Befreyung von seiner Tyranney gegen ihn fassen möchte. Außerdem hatte

er

er allenthalben seine verborgenen Spionen, welche auf alles, was geredet oder gethan wurde, Acht geben mußten. Diese schlichen sich in die Gesellschaften ein, und redeten oft selbst zuerst von dem Tyrannen Böses, um die Gesinnungen anderer auszuforschen. Wenn sie nun merkten, daß jemand mit der Regierung nicht zufrieden war, so gaben sie ihn gleich bey dem Tyrannen an, worauf der Angegebne dann, wenn man ihn überführt hatte, sehr hart und ohne Gnade bestraft wurde.

Diese ungerechten Bedrückungen des Volks waren ihm noch nicht genug. Er zwang es auch, nachdem er diejenigen, welche ihm getreu und zum Kriege am brauchbarsten waren, von den übrigen ausgesondert hatte, öffentliche Arbeiten zu verrichten; weil er überzeugt war, daß nichts gefährlicher für einen Monarchen wäre, als ein armes, müssiges und übelgesinnetes Volk. Außerdem wollte er auch gerne die Werke, die sein Großvater angefangen, aber unvollendet gelassen hatte, unter seiner Regierung zu Stande bringen; denn die unterirrdischen Canäle, welche jener zu graben angefangen hatte, mußten noch bis in die Tiber fortgeführt, und der Circus, wovon noch nichts weiter als die Stufen fertig waren, mit den bedeckten Gängen umgeben werden. Zu allem diesem gebrauchte er das arme Volk, welchem er dafür nur sehr wenig Getreide austheilen ließ. Einige musten das Holz fällen und die Steine hauen, andere diese Sachen auf ihren Schultern herbeytragen, andre die unterirrdischen Canäle ausgraben, und die Gewölbe darüber machen, andere die bedeckten Gänge erbauen, andere den Ar-

beitenden zur Hand gehen. Alle Schmiede, Zimmerleute und Steinhauer mußten unterdeſſen ihre Arbeit für Privatperſonen liegen laſſen, und bloß für den Staat arbeiten. So wurde das Volk unaufhörlich bedruckt und gequälet. Die Patricier empfanden darüber eine geheime Freude, welche machte, daß ſie ihre eigene Beſchwerden weniger empfanden. Keine von beyden aber hatten Muth genug, etwas zu wagen, um das Joch abzuwerfen.

Weil aber Tarquinius wohl einſahe, daß diejenigen, welche die Herrſchaft den Geſetzen zuwieder durch Gewalt der Waffen an ſich geriſſen hätten, nicht bloß ihrer eigenen Leute, ſondern auch einer auswärtigen Macht zu ihrem Schutz und Sicherheit bedürften, ſo ſuchte er den angeſehenſten und mächtigſten Mann unter allen Lateinern zu ſeinem Freunde zu machen, indem er ihm ſeine Tochter zur Ehe gab. Dieſer Mann hieß Octavius Mamilius, und ſtammte vom Telegonus, dem Sohn des Ulyſſes und der Circe, ab. Er wohnte in Tuſculum und wurde von allen für einen Mann von der größten Erfahrenheit und Einſicht im Kriege und für den geſchickteſten General gehalten. Dieſe Verbindung brachte zugleich die Oberhäupter aller Städte des Landes auf ſeine Seite. Er fieng daher an, auf auswärtige Kriege zu denken, und zog zuerſt gegen die Sabiner zu Felde, welche ſeine Befehle nicht mehr erkennen wollten, unter dem Vorwande, daß ſie nach dem Tode des Tullius, mit welchem ſie das Bündniß geſchloſſen hätten, nicht mehr durch daſſelbe gehalten würden. Sobald er von dieſen Geſinnungen der Sabiner Nachricht erhielt, ſo ließ er allen lateiniſchen

Städ-

Städten, die sich wegen ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu versammeln und zu berathschlagen pflegten, ansagen, daß sie sich an einem bestimmten Tage zu Ferentinum, als dem gewöhnlichen Versammlungsorte, einstellen sollten, weil er Sachen von der äußersten Wichtigkeit, die das ganze Volk angiengen, mit ihnen zu überlegen hätte. Alle waren daher auch zu bestimmter Zeit da. Tarquinius aber, welcher doch selbst die übrigen zusammen berufen hatte, blieb aus. Man erwartete ihn lange vergebens, und die mehrsten der Abgeschickten fiengen schon an, ungehalten über sein Ausbleiben zu werden, und es als eine Beleidigung der Nation anzusehen.

Unter andern war ein gewisser Turnus Herdonius aus Corioli zugegen, ein Mann, der sowohl wegen seiner Reichthümer als wegen seiner Menge Freunde vieles vermochte, und zugleich sehr erfahren und tapfer im Kriege und in bürgerlichen Geschäften sehr beredt war. Er hatte aus Ehrgeiz auf den Mamilius, wegen des großen Ansehens, worinn er bey der ganzen Nation stand, schon seit einiger Zeit einen Haß geworfen, welcher sich auch auf den Tarquinius erstreckte, weil dieser ihm den Mamilius in der Wahl zu seinem Schwiegersohn vorgezogen hatte. Dieser hielt jetzt eine weitläuftige Rede gegen den Tarquinius, worinn er sich nicht nur über seine vielen andern übermüthigen und eigenmächtigen Handlungen, sondern auch vornehmlich deßwegen beschwerte, daß er jetzt bey der Versammlung, die er doch selbst angestellt hätte, nicht erschiene, da doch alle andern zugegen wären. Mamilius entschuldigte seinen Schwiegervater damit, daß er nothwendi-

ge Abhaltungen bekommen haben könnte, und bat die Oberhäupter der Lateiner, die Versammlung bis auf den folgenden Tag zu verschieben, welches ihm denn auch bewilliget wurde.

Den folgenden Tag kam Tarquinius endlich an, und nachdem er sich in wenig Worten vor der Versammlung wegen seines Ausbleibens entschuldigt hatte, so stellte er ihnen alle Rechte vor, wodurch ihm die Oberherrschaft über die Lateiner zukäme; weil sich nehmlich sein Großvater Tarquinius durch die Waffen dieselbe erworben, und darauf das ganze Volk sie, durch das nachher gemachte Bündniß, welches er öffentlich vorlas, bestätiget hätte. Nach einer langen Rede, worinn er diese Rechte und die Bedingungen des Bündnisses erklärte, und nach vielen großen Versprechungen, was er den Lateinern für Wohlthaten erweisen wollte, wenn sie ihm getreu blieben, suchte er sie endlich zu bereden, mit ihm an dem Kriege gegen die Sabiner Theil zu nehmen.

Sobald er ausgeredet hatte, trat Turnus auf, machte ihm erst wegen seines langen Ausbleibens Vorwürfe, und bat die Versammlung, ihm die Oberherrschaft über die Lateiner ja nicht zu überlassen, theils weil sie ihm gar nicht mit Recht zukäme, theils weil sie zum großen Nachtheil des Volks gereichen würde. Beydes suchte er durch viele Gründe zu beweisen. Er sagte, das Bündniß, worinn man seinem Großvater die Herrschaft übertragen hätte, sey durch seinen Tod völlig aufgehoben, weil unter den Bedingungen desselben nicht stünde, daß es sich auch auf seine Nachkommen

er-

erſtrecken ſollte. Er zeigte, daß dieſer Mann, welcher behauptete, daß er das, was ſeinem Großvater geſchenkt worden, erben müſſe, der allerungerechteſte und gottloſeſte vor allen Menſchen ſey; daß er ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne gebahnt habe; daß er endlich, vieler andern Vorwürfe, die er ihm machte, nicht zu erwähnen, nicht einmal die Herrſchaft über die Römer mit freyem Willen derſelben und ihren Geſetzen gemäß erlangt, ſondern ſie mit Gewalt und mit den Waffen in der Hand an ſich geriſſen, und die Monarchie in eine Tyranney verwandelt habe, indem er einige ſeiner Bürger hinrichtete, andere des Landes verwieſe, andern das Ihrige wegnähme, allen aber ſo wenig Freyheit übrig ließe, daß ſich keiner mehr unterſtünde zu ſagen, was er dächte. Ob es nun nicht höchſt thöricht, ja wahnſinnig ſeyn würde, wenn ſie von einem ſo grauſamen und gottloſen Menſchen das geringſte Gute hoffen, und ſich einbilden wollten, daß derjenige, welcher ſeine nächſten Blutsfreunde und Angehörigen nicht verſchont hätte, mit ihnen, als ganz Fremden, beſſer umgehen würde? Er gäbe ihnen alſo den Rath, ſie ſollten ſich, ſo lange ihnen das Joch der Sklaverey noch nicht aufgeworfen wäre, aus allen Kräften dagegen wehren, und aus dem Unglück andrer die Folge ziehen, was ihnen ſelber bevorſtünde.

Dieſe Rede des Turnus machte ſo großen Eindruck auf die Anweſenden, daß Tarquinius ſich einen Aufſchub bis auf den folgenden Tag ausbat, um ſich gegen die Beſchuldigungen des Turnus zu verantworten, welcher ihm auch bewilliget wurde. Sobald die Verſamm-

ſammlung aus einander gegangen war, begab er ſich mit ſeinen vertrauteſten Freunden allein, um ſich mit ihnen wegen der Maaßregeln, die er zu ergreifen hätte, zu berathſchlagen. Ein jeder ſuchte ihm alſo einen Rath zu geben, was er zu ſeiner Vertheidigung ſagen, und wie er es anfangen ſollte, ſich die Gunſt der Lateiner zu gewinnen. Tarquinius aber ſagte, er hielte dafür, daß alle dieſe Umſtände überflüſſig wären, und daß es jetzt bloß darauf ankäme, nicht den Ungrund der Beſchuldigungen des Turnus zu zeigen, ſondern ihn ſelbſt ums Leben zu bringen. Jedermann gab ſeiner Meynung Beyfall. Er entdeckte ihnen daher ſeinen Anſchlag, welcher ſo beſchaffen war, daß er keinem andern Menſchen hätte in den Sinn kommen können, als ihm, und daß es nicht möglich war, ſich davor in Acht zu nehmen. Er hatte nehmlich Mittel gefunden, die Gottloſeſten unter den Sklaven des Turnus, welche ſeine Sachen hergebracht hatten, durch Geld zu beſtechen, in der Nacht eine Menge Degen in die Herberge ihres Herren zu bringen, und ſie daſelbſt unter ſeinem Gepäcke zu verbergen. Sobald den folgenden Tag die Verſammlung zuſammen gekommen war, trat er auf und ſagte:

„Es würde unnöthig ſeyn, mich gegen die Be„ſchuldigungen des Turnus weitläuftig zu verantworten. „Ich kann die Sache in ein paar Worten abmachen, „und bin ſogar bereit, mich dem Ausſpruche meines „Anklägers ſelbſt zu unterwerfen. Denn dieſer Tur„nus hat mich ſchon damals, als er um meine Toch„ter anhielt, von allen dieſen Verbrechen, die er mir „jetzt vorwirft, losgeſprochen. Die einzige Urſache,

„war-

„warum er mir so heftige Vorwürfe macht, ist, daß ich „ihm meine Tochter abgeschlagen habe. Denn, welcher „vernünftige Mensch würde wohl dem Mamilius, der „sowohl durch seine Geburt als durch seine vortreflichen „Eigenschaften unter den Lateinern seines gleichen nicht „hat, einem Menschen vorziehen, der nicht einmal seinen „Urältervater zu nennen weiß? Dieses hat ihn gegen „mich aufgebracht. Wenn er wußte, daß ich so ein bö„ser Mensch wäre, als er mich jetzt abmahlet, warum „wollte er denn so gerne mein Schwiegersohn werden? „Hielt er mich aber für einen rechtschaffenen Mann, als „er sich um meine Tochter bewarb, so hätte er mich „auch jetzt nicht als einen Bösewicht anklagen sollen. „Dieses sey zu meiner Vertheidigung genug gesagt. „Ihr selbst befindet euch jetzt in einer so großen Ge„fahr, daß ihr nicht lange daran denken dürfet, ob „ich ein rechtschaffener Mann oder ein Bösewicht bin; „denn dazu wird es nachher immer noch Zeit genug seyn: „sondern bloß daran, wie ihr euch selbst in Sicher„heit setzen, und die Freyheit eures Vaterlandes erhal„ten wollet. Denn dieser vortrefliche Redner stehet den „Oberhäuptern der lateinischen Städte nach dem Leben „und gehet jetzt damit um, durch euren Tod die Herr„schaft über die Lateiner an sich zu reißen. Bloß die„serwegen ist er eigentlich hierher gekommen. Es ist „keine bloße Muthmaßung, was ich auch sage, son„dern ich weiß es ganz zuverlässig, weil in der vergan„genen Nacht einer von den Mitbewußten mir die gan„ze Sache entdeckt hat. Wenn ihr euch selbst von der „Wahrheit dessen, was ich sage, überführen wollt, so „brauchet ihr nur mit mir nach seiner Herberge zu

„gehen, wo ich euch die Waffen, die er zur Ausfüh„rung seines Unternehmens daselbst versteckt hat, zei„gen will.“

Bey diesen Worten rief die ganze Versammlung, weil ein jeder wegen seines Lebens in Furcht war, er sollte den Turnus sogleich des Verbrechens überführen. Turnus, welcher nichts von dem Fallstricke, den man ihm gelegt hatte, argwohnte, sagte, daß er sich die Durchsuchung seiner Herberge gerne gefallen lassen wolle; er ersuchte selbst die Vornehmsten, sogleich mit ihm hin zu gehen, und erbot sich, wenn man andre Waffen, als diejenigen, welche er der Reise halber mitgenommen hätte, anträfe, das Leben zu verlieren, verlangte aber auch, daß Tarquinius, falls man seine Beschuldigungen falsch befände, verdienter Weise dafür bestraft würde. Man nahm diesen Vorschlag an, und begab sich sogleich nach der Herberge, wo sich denn die versteckten Degen zwischen dem Gepäcke fanden. Turnus wollte sich zwar vertheidigen; allein sie hörten ihn nicht an, sondern warfen ihn sogleich in ein tiefes Loch in der Erde, und begruben ihn darinn lebendig. Den Tarquinius aber lobte die ganze Versammlung öffentlich, als den gemeinschaftlichen Wohlthäter aller lateinischen Städte, weil er den vornehmsten Männern derselben das Leben gerettet hätte, und machten ihn auf eben die Bedingungen, als seinen Großvater und nachher den Tullius zu ihrem Oberherrn. Die Bedingungen wurden in Säulen eingegraben, und durch alle Anwesenden beschworen. Hierauf gieng die Versammlung wieder aus einander.

Nach-

Nachdem sich also Tarquinius in Besitz der Oberherrschaft über die Lateiner gesetzt hatte, so schickte er an die Städte der Hernicier und Volscier Gesandte, und ließ ihnen seine Freundschaft und ein Bündniß mit den Römern antragen. Unter den Volsciern fanden sich nur zwo Städte, nehmlich die Ecetraner und Antiater, welche sein Anerbieten annahmen; die Hernicier aber waren insgesammt bereit, ein Bündniß mit ihm zu machen. Damit nun dieses Bündniß desto beständiger seyn möchte, so that er den Vorschlag, daß die Römer, Lateiner, Hernicier und Volscier gemeinschaftlich einen Tempel erbauen sollten, um sich bey demselben jährlich zu einer gewissen Zeit zu versammeln, und zugleich einen Jahrmarkt zu halten, zusammen zu essen, und gemeinschaftlich zu opfern. Dieser Vorschlag wurde von allen mit Beyfall angenommen. Er bestimmte daher einen gewissen hohen Berg, der über der Stadt Alba ungefähr in der Mitte der vier Völker belegen ist, zum gemeinschaftlichen Versammlungsorte, und machte das Gesetz, daß daselbst jährlich ein Jahrmarkt gehalten, dem Jupiter Latialis gemeinschaftliche Opfer gebracht, Gastmale angestellt und zu der Zeit alle Feindseligkeiten eingestellet werden sollten. Er verordnete auch, wie viel eine jede Stadt zu den Kosten des Gottesdienstes beytragen, und den Theil, welchen sie von den Opfern bekommen sollte. 47 Städte hatten an diesem Feste Theil. Es wird noch jetzt von den Römern gefeyert, und die lateinischen Ferien genannt. Der Beytrag der theilhabenden Städte besteht theils in Lämmern, theils in Käse, theils in Milch, theils in andern dergleichen Speisen. Das gemeinschaftliche

Opfer

Opfer für alle, wobey die Römer den Vorsitz haben, bestehet aus einem Ochsen, wovon eine jede Stadt ihren Theil bekömmt.

Da er nun auch durch diese Bundsgenossen seine Macht befestigt hatte, so beschloß er nunmehr die Sabiner anzugreifen. Er stellte daher eine Werbung an, wozu er bloß diejenigen auswählte, die ihm am wenigsten verdächtig waren, und von denen er nicht Ursach hatte zu befürchten, daß sie sich der Waffen, die er ihnen in die Hände gäbe, zu Behauptung ihrer Freyheit wieder ihn bedienen würden. Mit diesen vereinigte er die Hülfsvölker der Bundsgenossen, die weit zahlreicher waren, als seine eigne Armee, fiel darauf den Feinden ins Land, verheerte es weit und breit, schlug alle, die sich unterstunden, ihm die Spitze zu bieten, zurück, und führte sodann seine Armee gegen die Pometiner, welche die Stadt Suessa bewohnten, das blühendste Volk in der ganzen benachbarten Gegend, welches aber durch sein beständiges Glück so ausgelassen und übermüthig geworden war, daß es sich alle seine Nachbarn zuwider machte.

Die Ursach, warum Tarquinius sie angriff, war, daß sie seinen Gesandten, welche sich bey ihnen wegen der Räubereyen, die sie im Römischen Gebiete getrieben hatten, beschweren, und eine Ersetzung des Schadens verlangen mußten, sehr übermüthig geantwortet hatten, und jetzt schon in den Waffen waren, um die Römer zu empfangen. An der Gränze kam es zum Treffen, in welchem Tarquinius sie mit großem Verlust an Leuten in die Flucht schlug, und sie zwang, sich

in

in die Stadt zurückzuziehen. Da sie sich nun nicht wieder gegen ihn heraus wagten, so schlug er dichte bey der Stadt sein Lager auf, schloß sie mit einem Wall und Graben ein, und setzte ihr sehr heftig zu. Anfangs thaten ihm die Belagerten tapfern Wiederstand, und hielten sich der großen Noth ungeachtet sehr lange. Endlich aber, als ihnen die Lebensmittel fehlten, ihre Kräfte gänzlich erschöpft waren, und sie weder Hülfe bekamen noch sich ausruhen konnten, sondern Tag und Nacht die größten Beschwerden ausstehen mußten, wurden sie mit Gewalt zur Uebergabe gezwungen. Alles, was die Waffen trug, wurde bey dieser Gelegenheit niedergemacht. Die Weiber und die Kinder und alle, die sich gutwillig gefangen gaben, nebst einer unzähligen Menge Sklaven und allen andern Gütern, die sich in der Stadt und auf dem Lande fanden, wurden dem Soldaten zu Theil. Alles Gold und Silber aber ließ Tarquinius an einen Ort zusammen bringen, nahm den zehnten Theil, welchen er zur Erbauung eines Tempels bestimmte, davon, und theilte das übrige ebenfalls unter die Soldaten aus. Die Menge des erbeuteten Goldes und Silbers war so groß, daß jeder Soldat 5 Minen an Silber bekam, und der 10te Theil des Silbers, der für die Götter ausgesondert wurde, nicht weniger betrug, als 400 Talente.

Er hatte Suessa noch nicht wieder verlassen, als er die Nachricht erhielt, daß zwo Sabinische Armeen, die aus der auserlesensten jungen Mannschaft bestünden, in das Römische Gebiet eingefallen wären, und dasselbe verheerten. Die eine hätte bey Eretum und die andre bey Fidenä ihr Lager aufgeschlagen, und wenn ihnen

nen nicht bald eine hinlängliche Armee entgegen geschickt würde, so würden sie die ganze Gegend zu Grunde richten. Auf diese Nachricht ließ er einen kleinen Theil seiner Armee in Suessa zurück, um die Beute und das Gepäcke zu bewachen, mit dem andern Theile aber gieng er denen, welche sich bey Eretum gelagert hatten, entgegen, und schlug auf einer Anhöhe, in einiger Entfernung von ihnen, sein Lager auf. Die Generale der Sabiner beschlossen sich den folgenden Morgen früh in ein Treffen mit ihm einzulassen, und schickten daher jemand an die andre Armee bey Fidenä ab, mit der Nachricht, daß sie zu ihnen stoßen sollte. Dieser Abgeschickte aber wurde mit seinen Briefen von den Römern aufgefangen. Tarquinius bediente sich daher folgender Kriegslist, wozu ihm diese Entdeckung Anlaß gab. Er theilte seine Armee in zween Theile, und schickte den einen in der Nacht, so daß die Feinde nichts davon merkten, auf den Weg von Fidenä zum Lager der Sabiner; den andern aber stellte er, sobald der Tag anbrach, vor seinem Lager in Schlachtordnung. Die Sabiner marschierten ihm auch sogleich ganz muthig entgegen, theils weil sie sahen, daß die Feinde nicht sehr stark waren, theils weil sie die Ankunft ihrer andern Armee von Fidenä alle Augenblicke erwarteten. Das Treffen nahm also seinen Anfang und dauerte lange Zeit mit gleichem Glücke von beyden Seiten fort. Unterdeß kam der Theil der Römischen Armee, welcher in der Nacht auf den Weg von Fidenä abgeschickt war, zurück, um die Feinde von hinten zu anzugreifen. Sobald die Sabiner sie ansichtig wurden, und an ihren Waffen und Kriegszeichen erkannten, daß

sie

sie Römer waren, so geriethen sie in so großes Schrecken, daß sie ihre Waffen wegwarfen und nur daran dachten, wie sie durch die Flucht ihr Leben retten wollten. Weil sie aber von allen Seiten durch die Feinde umringt waren, und vornehmlich die Römische Reuterey ihnen allenthalben zusetzte, und alle Ausgänge versperrte, so glückte es nur sehr wenigen, mit vieler Mühe zu entrinnen; die mehrsten wurden niedergemacht und die übrigen gefangen genommen. Auch diejenigen, welche im Lager zur Beschützung desselben zurückgelassen waren, hatten so wenig Herz den Römern Wiederstand zu thun, daß es im ersten Angriff erobert wurde. Die Römer bekamen hier, außer dem Gelde der Sabiner, auch alle Beute und Gefangenen, die ihnen von denselben weggenommen waren, unverletzt wieder in die Hände, und alles wurde denen, welchen es gehörte, wieder zugestellt.

Da also dieser erste Versuch dem Tarquinius nach Wunsch ausgefallen war, so marschierte er sogleich gegen das andre Lager der Sabiner bey Fidenä, ehe sie noch etwas von der Niederlage ihrer Armee bey Eretum erfahren hatten. Es traf sich, daß sie schon aufgebrochen waren und den Römern auf ihrem Marsche begegneten. Als sie aber die Köpfe ihrer Generale, welche die Römer, um ihnen einen Schrecken einzujagen, auf ihre Spieße gesteckt hatten und vor sich her trugen, erblickten, und also wohl sahen, daß ihre andre Armee eine gänzliche Niederlage erlitten haben müsse, so verloren sie allen Muth, sich zu wehren. Sie baten daher um ihr Leben, und ergaben sich den Römern ohne weitere Umstände.

Die Noth, worinn die Sabiner, durch den schimpfli-

schimpflichen und unglücklichen Verlust ihrer beyden Armeen in so kurzer Zeit versetzt wurden, und die Furcht, daß Tarquinius alle ihre Städte mit Gewalt erobern möchte, bewegte sie Gesandten an den Tarquinius abzuschicken, wodurch sie ihn um Frieden baten, und dagegen sich völlig seiner Oberherrschaft unterwarfen und ihm künftig einen Tribut zu bezahlen versprachen. Er nahm ihr Anerbieten an, und gab ihnen auf die Bedingungen, welche sie sich selber vorgeschrieben hatten, den Frieden. Hierauf kehrte er wieder nach Suessa, wo noch ein Theil seiner Truppen war, zurück, und marschierte von da mit seiner ganzen Armee, mit großer Beute und Reichthum beladen, wieder nach Rom.

Nachher fiel er noch oft den Volsciern, bald mit seiner ganzen Armee, bald mit einem Theile derselben ins Land, und machte in demselben große Beute. Mitten in diesem glücklichen Fortgange seiner Unternehmungen wurde er in einen langwierigen Krieg mit den benachbarten Völkern verwickelt, welcher sieben Jahre hinter einander fortdauerte, und mit sehr verdrießlichen und außerordentlichen Begebenheiten begleitet war. Ich will jetzt kürzlich erzählen, aus was für Ursachen er entstanden, was für einen Ausgang er genommen, und welch einer ganz neuen und sehr künstlich ausgesonnenen Kriegslist sich Tarquinius bedienet hat, um ihn zu endigen.

Unter den Lateinischen Städten war eine, Namens Gabii, welche eine Colonie der Albaner und 100 Stadien von Rom an dem Wege nach Präneste belegen war. Jetzt ist sie nicht ganz mehr bewohnt, außer einigen Häusern, welche an der Landstraße liegen,

und

und den Reisenden zu Herbergen dienen; damals aber war sie eine der größten und volkreichsten Städte des ganzen Landes. Man kann ihre ehemalige Größe aus den weit zerstreuten Ruinen der Gebäude und dem Umfange der Mauer, wovon noch der größeste Theil übrig ist, abnehmen. Hieher hatten einige Pometiner, welche aus Suessa entflohen waren, als Tarquinius die Stadt niederreissen ließ, und eine Menge Verwiesene aus Rom ihre Zuflucht genommen. Diese hörten nicht auf, den Gabiern beständig anzuliegen, sie doch an dem Tarquinius zu rächen. Sie thaten ihnen die größten Versprechungen, wenn sie durch ihren Beystand wieder in den Besitz des Ihrigen und in ihr Vaterland zurückgebracht würden; und stellten ihnen vor, wie leicht es seyn würde, die Tyranney des Tarquinius übern Haufen zu werfen, weil sich gewiß der größte Theil der Römischen Bürger mit ihnen dazu vereinigen würde. Diese und dergleichen Gründe, wozu noch die Volsciер kamen, welche sie auch durch ihre Gesandten um Beystand gegen den Tarquinius ansprachen, überredten sie endlich, einen Krieg mit dem Tarquinius anzufangen. Sie fielen sich daher von beyden Seiten mit großen Armeen ins Land, verheerten dasselbe und geriethen auch oft, bald mit der ganzen Armee, bald mit einem Theile derselben an einander, wobey mehrmals die Gabier die Römer bis vor die Thore der Stadt zurückschlugen, viele von ihnen gefangen nahmen, und ihr Land ungehindert verheerten, oft aber auch die Römer die Gabier in die Stadt zurückschlugen und ihnen eine Menge Sklaven und andre Beute wegnahmen.

Da dieses aber niemals ein Ende hatte, so sahe

man sich endlich auf beyden Seiten gezwungen, alle von Natur dazu bequemen Oerter zu befestigen, und sie mit einer Besatzung zu versehen, damit die Landleute dahin ihre Zuflucht nehmen könnten. Von da thaten sie oft Ausfälle auf die Räuberbanden; und wenn sie gewahr wurden, daß etwa ein kleiner Haufen sich von der Armee getrennet hatte, und, wie es beym Beutemachen zu gehen pflegt, aus Geringschätzung der Feinde ohne Ordnung auf den Feldern herumschweifte, so überfielen sie dieselben, ehe sie sichs versahen, und machten sie also nieder. Und damit sie auch die Städte vor unvermutheten Ueberfällen in Sicherheit setzen möchten, so befestigten sie diejenigen, welche leicht eingenommen werden konnten, mit Gräben und Mauern. Tarquinius wandte besonders alles an, was zur Sicherheit der Stadt dienen konnte, indem er die Gegend derselben nach Gabii hin mit vieler Mühe befestigen, die Gräben breiter, die Mauren höher machen, und viele Thürme nicht weit von einander aufbauen ließ. Denn auf dieser Seite war Rom am wenigsten fest, da sie sonst allenthalben ganz sicher und ihr schwer anzukommen war. Wie es nun in allen langwierigen Kriegen zu gehen pflegt, so gieng es auch itzt. Die beständigen Einfälle und Verheerungen von beyden Seiten machten, daß alles Land ungebauet liegen blieb, und also bald in beyden Städten ein großer Mangel an Lebensmitteln entstand, welches Uebel durch die Erwartung eines größern bevorstehenden Elends noch um ein großes vermehrt wurde. Die Römer wurden noch stärker von dem Mangel gedruckt, als die Gabier. Die ärmsten Bürger, welche die Noth am mehrsten empfinden mußten,

mußten, verlangten daher auch, daß man mit den Feinden Frieden schließen, und den Krieg, auf was für Bedingungen sie nur verlangten, endigen müßte.

Tarquinius gerieth bey dieser traurigen Lage der Sachen in die größte Verlegenheit und Bekümmerniß. Er konnte sich nicht entschließen, den Krieg auf eine schimpfliche Weise zu endigen, und doch sahe er auch kein Mittel, wie er ihn länger aushalten könnte. Indem er also vergeblich auf Anschläge sann, und eine List, wodurch er sich herausziehen könnnte, zu entdecken suchte, so machte ihm endlich sein ältester Sohn Sextus in einer geheimen Unterredung ein Vorhaben bekannt, das zwar sehr verwegen und gefährlich, aber doch nicht unmöglich auszuführen war. Sein Vater gab ihm auch die Erlaubniß, es zu unternehmen, und in dieser Absicht alles zu thun, was er dazu für dienlich halten würde. Er gab also vor, daß er mit seinem Vater, weil er ihm zum Frieden gerathen, zerfallen wäre; und dieser ließ ihn daher auch, um der Sache mehr Glauben zu geben, und das Gerücht davon desto weiter zu verbreiten, auf öffentlichem Markte geisseln, und sonst auf die allerschimpflichste Weise mit ihm umgehen. Hierauf schickte Sextus einige seiner Vertrauten als Ueberläufer an die Gabier ab, und ließ ihnen durch dieselben sagen, daß er Willens wäre, zu ihnen überzugehen und mit ihnen seinen Vater zu bekriegen, wenn sie ihm nur die die Versicherung gäben, daß sie ihn gleich den andern Römischen Flüchtlingen in Schutz nehmen, und ihn nicht, in der Hoffnung, dadurch einen vortheilhafteren Frieden zu erhalten, an seinen Vater ausliefern wollten. Die Gabier nahmen diesen Antrag

mit Freuden an, und gaben ihm alle Sicherheit, daß er sich völlig auf sie verlassen könnte. Er gieng daher mit einer großen Menge von Freunden und Klienten, als Ueberläufern, zu ihnen über, und damit sie desto weniger zweifeln möchten, daß er gänzlich mit seinem Vater zerfallen sey, so brachte er eine große Summe Gold und Silber mit. Es folgten ihm nachher immer noch mehr aus Rom nach, welche sich stellten, als wenn sie vor der Tyranney des Tarquinius bey den Gabiern Schutz suchten; so daß er bald eine starke Mannschaft um sich hatte. Die Gabier bildeten sich daher wunder ein, was sie für einen großen Zuwachs durch diese Flüchtlinge erhalten hätten, und zweifelten schon gar nicht mehr, daß sie in kurzem Rom in ihre Gewalt bringen würden. Noch mehr ließen sie sich durch das Betragen des Sextus hintergehen, welcher beständig Einfälle ins Römische Gebiet that, und allezeit mit Beute beladen zurückkehrte. Denn sein Vater, welcher voraus wußte, was für Oerter er angreifen würde, schaffte vorher einen großen Vorrath von Beute dahin, zog die Besatzung heraus, und schickte an deren statt diejenigen von den Bürgern dahin ab, die ihm verdächtig vorkamen und die er also auf diese Weise durch seinen Sohn aus der Welt schaffen ließ. Durch alles dieses wußte er die Gabier so geschickt zu hintergehen, daß sie ihn für ihren eifrigsten Freund und für den vortrefflichsten General ansahen, und ihm daher, weil er zugleich viele von ihnen durch Geld bestochen hatte, das Obercommando über ihre Armee auftrugen.

Da also Sextus durch seine Betrügereyen eine so große Macht in seine Hände bekommen hatte, so schick-

schickte er einen seiner Leute, ohne daß die Gabier etwas davon wußten, an seinen Vater ab, wodurch er ihm seine Erhebung bekannt machte, und ihn fragen ließ, was er jetzt weiter thun sollte. Tarquinius, welcher sich fürchtete, das, was er seinem Sohn zu wissen thun wollte, dem Abgeschickten zu vertrauen, gieng mit ihm in einen Garten bey dem Schlosse, in welchem sich eine Menge reifer Mon befand. Zwischen diesem Mon gieng er herum, schlug mit seinem Stocke die höchsten Köpfe desselben herunter, und schickte darauf den Boten ohne weitere Antwort wieder zurück. Ich glaube, daß er hierinn dem Thrasybulus von Milet nachgeahmet hat, welcher auch dem Tyrannen Periander in Korinth, der ihn fragen ließ, wie er sich am beßten in seiner Herrschaft befestigen könnte, weiter keine Antwort zurück schickte, als daß er den Abgeschickten in ein Kornfeld führte, und daselbst die höchsten Aehren abschlug, um ihm dadurch zu verstehen zu geben, daß er es mit den Vornehmsten in Korinth eben so machen müsse. Auf eine ähnliche Weise gab also damals Tarquinius seinem Sohn zu verstehen, daß er die Vornehmsten der Gabier umbringen sollte.

Sextus sahe die Absicht seines Vaters wohl ein. Er ließ daher das ganze Volk zusammen kommen, und beklagte sich gegen dasselbe in einer weitläuftigen Rede, worinnen er seine Verrichtungen, seit er sich bey ihnen aufgehalten, durchgieng, daß er jetzt, da er sich doch auf ihr Wort mit seinen Freunden in ihren Schutz begeben hätte, in Gefahr wäre, von gewissen Leuten, die sich seiner Person bemächtigen wollten, seinem Vater ausgeliefert zu werden. Er wolle also gleich das

Commando, welches sie ihm aufgetragen hätten, niederlegen, und um der bevorstehenden Gefahr zu entgehen, die Stadt verlassen. Zugleich vergoß er viele Thränen und beweinte sein Schicksal nicht anders, als wenn er würklich in der größten Lebensgefahr gewesen wäre.

Da nun das Volk hierüber sehr aufgebracht wurde, und mit vielem Eifer zu wissen verlangte, was denn das für Verräther wären, so nannte er den Antistius Petro, den allerangesehensten Mann in ganz Gabii, der sich durch seine vortrefflichen Handlungen sowohl im Frieden als im Kriege, in welchem er oft commandirender General gewesen war, den größten Ruhm erworben hatte. Petro vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf, und erbot sich, weil er sich nichts böses bewust war, zu allen Untersuchungen, die man seinetwegen anstellen wollte. Sextus gab ihm hierauf zur Antwort, er wollte also sein Haus durchsuchen lassen, und unterdessen so lange mit ihm in der Versammlung bleiben, bis die Abgeschickten wieder zurückkämen. Er hatte aber vorher einige von den Leuten des Petro bestochen, daß sie Briefe mit dem Siegel des Tarquinius, die er selbst zu Bestätigung seiner Anklage gemacht hatte, in seinem Hause verstecken mußten. Die Leute also, welche das Haus des Petro mit seiner Bewilligung durchsuchten, fanden unter andern versiegelten Briefen, auch diese untergeschobenen und brachten sie in die Versammlung. Sextus sagte sogleich, daß er das Petschaft seines Vaters erkenne, erbrach sie, und ließ sie durch einen Schreiber vorlesen. Der Inhalt derselben war, daß Tarquinius dem Petro schrieb, er

soll-

sollte ihm seinen Sohn, wenn es irgend möglich wäre, lebendig in die Hände liefern, oder wenn das nicht angienge, ihm wenigstens seinen Kopf überschicken. Zur Belohnung dafür versprach er, ihn nebst seinem Gehülfen, außer dem, was er ihnen schon vorher versprochen hätte, zu Römischen Bürgern zu machen, sie unter die Patricier aufzunehmen, und ihnen noch überdem Häuser, Land und viele andre Sachen zu schenken. Hierüber wurden die Gabier so sehr in Wuth gebracht, daß sie den Antistius, der vor Schrecken und Bestürzung über eine so unvermuthete Betrügerey kein Wort vorbringen konnte, sogleich mit Steinen zu Tode warfen. Sie überließen es dem Sextus wegen der Mitbewußten des Petro Untersuchung anzustellen, und sie nach seinem Gutbefinden zu bestrafen. Er besetzte also die Thore mit seinen eignen Leuten, unter dem Vorwande, daß keine von den Schuldigen entfliehen sollten, schickte darauf in die Häuser der vornehmsten Bürger und ließ also eine Menge rechtschaffener Männer umbringen.

Unterdeß, daß nun die ganze Stadt in Bewegung und Schrecken war, brach Tarquinius, welcher von allem Nachricht erhalten hatte, mit seiner Armee auf, und kam um Mitternacht vor der Stadt an. Die Thore wurden ihm von den Leuten des Sextus, welche schon Bescheid wußten, sogleich geöffnet; er rückte also ohne einigen Wiederstand herein, und bemächtigte sich derselben ohne Mühe. Sobald diese Verrätherey bekannt wurde, so gerieth alles in das größte Schrecken. Jedermann beweinte schon in voraus sein unglückliches Schicksal und erwartete nichts anders als Tod, Sklaverey und alle Uebel, welche über eine feindliche Stadt, die einem Tyran-

nen in die Hände fällt, zu ergehen pflegen. Das geringste, was sie erwarteten, wenn man ja sehr gnädig mit ihnen umgienge, war die Sklaverey und der Verlust ihrer Güter. Allein Tarquinius verfuhr ganz anders mit ihnen, als sie befürchtet hatten, ob er gleich sonst sehr grausam und in Bestrafung seiner Feinde ganz unversöhnlich war. Denn er verdammte keinen einzigen von den Gabiern weder zum Tode noch zur Landesverweisung, er bestrafte keinen mit dem Verlust seiner Ehre oder seiner Güter, sondern es schien vielmehr, daß er dießmal den Character eines Tyrannen abgelegt, und dafür die Gesinnungen eines guten Königes angenommen hätte, indem er das Volk zusammenkommen ließ, und ihm erklärte, daß er weder die Herrschaft über ihre Stadt, noch das geringste von ihren Gütern verlangte. Dieses that er, um sich in dem Besitz seiner Herrschaft über die Römer desto fester zu setzen; denn er glaubte, daß die Treue solcher Leute, die wieder alle Hoffnung ihr Leben und ihre Güter von ihm erhalten hätten, die allersicherste Schutzwehr für ihn sowohl als seine Kinder seyn würde. Damit sie aber nicht die geringste Furcht übrig behalten, und nicht zweifeln möchten, daß sie sich sicher auf seine Worte verlassen könnten, so schloß er sogleich, ohne vorher die Versammlung zu verlassen, ein Freundschaftsbündniß mit ihnen, welches er schriftlich verfassen ließ, und es beym Opfer beschwor. Es ist noch ein Denkmal dieses Bündnisses zu Rom in dem Tempel des Jupiter Fidius vorhanden; nehmlich ein hölzerner Schild, der mit der Haut des damals geopferten Ochsen überzogen ist, auf welchem die Bedingungen des Bündnisses in alten Buchstaben befindlich sind. Tarquinius machte hiernächst seinen Sohn Sextus zum

Kö-

Könige der Gabier und marschirte darauf mit seiner Armee wieder ab. Ein solches Ende nahm der Krieg mit den Gabiern.

Nunmehr gab Tarquinius dem Volke nach dem langen Kriege einige Ruhe, und beschäfftigte sich einzig und allein damit, verschiedene Tempel zu erbauen, um die Gelübde seines Großvaters abzutragen. Dieser hatte nehmlich in dem letzten Kriege gegen die Sabiner in einem Treffen dem Jupiter, der Juno und Minerva das Gelübde gethan, ihnen, wenn er durch ihre Hülfe den Sieg erhielte, Tempel zu bauen. Den Fels, auf welchem sie stehen sollten, hatte er auch schon, wie ich im vorigen Buche erzählt habe, mit großen Kosten eben machen lassen; der Tod aber hatte ihn verhindert, den Bau selbst zu Stande zu bringen. Dieses Werk also wollte jetzt Tarquinius vollenden. Er hatte den zehnten Theil der Beute, die er in Suessa bekommen hatte, dazu bestimmt, und ließ alle Handwerker, die er zusammenbringen konnte, daran arbeiten.

Als nun der Grund gelegt werden sollte, und man deßwegen schon etwas tief in die Erde gegraben hatte, so soll sich ein außerordentliches Wunder gezeiget haben. Man fand nehmlich, wie man sagt, den Kopf eines Menschen, der noch so frisch war, als wenn er erst eben abgehauen wäre, und das Blut, welches aus demselben herunter floß, war noch ganz warm. Tarquinius befahl sogleich, daß man mit graben aufhören sollte, ließ die Wahrsager des Landes herbeyrufen, und frug sie, was dieses zu bedeuten hätte. Sie wußten ihm aber nichts zu antworten, sondern verwiesen ihn auf die Etrusker, welche sich auf solche Sachen besser verstünden. Er erkundigte sich also nach

dem berühmtesten Etruscischen Zeichendeuter, und schickte, als er seinen Namen erfahren hatte, einige der rechtschaffensten Römischen Bürger an ihn ab. Als diese nun zu dem Hause des Zeichendeuters kamen, und hineingehen wollten, so begegnete ihnen an der Thüre ein junger Mensch, welchem sie sagten, daß sie von Rom an den Wahrsager abgeschickt wären, und ihn zugleich baten, daß er sie doch zu ihm bringen möchte. Der junge Mensch antwortete ihnen darauf: „Der Mann, welchen ihr sprechen wollt, ist „mein Vater. Jetzt hat er keine Zeit; wenn ihr aber „noch ein wenig warten wollet, so kann ich euch zu ihm „bringen. Unterdeß sagt mir nur, warum ihr hergekom„men seyd. Denn so kann ich euch sagen, wie ihr euch „bey den Fragen verhalten müsset, damit ihr nicht aus „Unwissenheit etwas versehet. Denn auf die Fragen „kömmt in der Wahrsagerkunst oft sehr vieles an.“ Die Abgesandten ließen sich dieses gefallen und erzählten ihm das Wunderzeichen. Er gab ihnen darauf, nach einem kurzen Stillschweigen, folgendes zur Antwort: „Höret al„so, ihr Römer: mein Vater wird euch das Zeichen ge„wiß erklären, ohne euch die geringste Unwahrheit zu sa„gen, weil das keinem Wahrsager erlaubt ist; was ihr „aber sagen, und wie ihr auf seine Fragen gehörig ant„worten müsset, woran sehr viel gelegen ist, das will ich „euch jetzt sagen. Wenn ihr ihm eure Begebenheit er„zählt habt, so wird er euch erst antworten, er habe die „Sache noch nicht recht begriffen. Darauf wird er mit „seinem Stocke einen gewissen Platz auf der Erde abzeich„nen und zu euch sagen: dieses ist der Tarpejische Hügel; „dieses ist die Seite desselben gegen Morgen, diese gegen „Abend, diese gegen Mitternacht und diese gegen Mittag.

„In-

„Indem er euch nun alle diese Seiten mit seinem Stocke „zeiget, wird er euch fragen, in welcher Gegend man „den Kopf gefunden habe. Was werdet ihr ihm nun „hierauf antworten? Hütet euch ja, ihm zu sagen, daß „er in einer der Gegenden, wo er mit seinem Stocke hin„weiset, gefunden sey, sondern saget bloß, man habe das „Wunder bey euch, zu Rom, auf dem Tarpejischen „Hügel gesehen. Wenn ihr fest bey dieser Antwort blei„bet, und euch gar nicht von ihm irre machen lasset, so „wird er sehen, daß das Verhängniß unveränderlich ist, „und euch die Bedeutung des Wunders, ohne das gering„ste zu verhehlen, erklären.“

Diesen Unterricht machten sich die Abgesandten zu nutze. Denn als sie den Alten, der sie bald darauf nach Verrichtung seiner Geschäffte zu sich herein rufen ließ, das Wunder erzählt hatten; und er, um sie zu fangen, sich seiner List bediente, bald Cirkel, bald gerade Linien auf der Erde abzeichnete, und sie bey jeder Stelle, die er berührte, frug, wo sie den Kopf gefunden hätten, so ließen sie sich dadurch gar nicht irre machen, sondern blieben immer, wie ihnen sein Sohn gerathen hatte, bey der Antwort, daß sie ihn zu Rom auf dem Tarpejischen Berge gefunden hätten; zugleich baten sie ihn, er möchte doch die Sache nicht anders zu machen suchen, als sie wäre, sondern ihnen die Bedeutung des Wunders aufrichtig und der genauesten Wahrheit gemäß erklären. Da er also wohl sahe, daß er sich vergeblich bemühe, die Vorbedeutung zu verändern und sie anders als zum Vortheil der Römer auszulegen, so sagte er: „Berichtet also euren „Bürgern, ihr Römer, es sey der Wille des Schicksals, „daß der Ort, wo ihr den Kopf gefunden habt, dereinst „das

„das Haupt von ganz Italien werden ſoll.“ Der Berg bekam auch von dieſer Zeit an, von dem Worte Caput, welches im Lateiniſchen einen Kopf bedeutet, den Namen Capitolium.

Sobald Tarquinius dieſe Antwort des Wahrſagers durch die Geſandten vernahm, ſo ließ er gleich die Arbeit eifrig fortſetzen. Er brachte auch einen großen Theil des Tempels zu Stande; das ganze Werk aber wurde nicht durch ihn, weil ſeine Verjagung von Rom dazwiſchen kam, ſondern erſt unter den dritten Conſuln nach ihm vollendet. Er iſt auf einem hohen Fundament erbauet, welches 8 Morgen Landes im Umfange hat. Die Länge beträgt ungefähr 200 Fuß und die Breite keine volle 15 Fuß weniger. Man kann es daher wiſſen, weil der neue Tempel, der erſt zu unſrer Väter Zeiten erbauet worden, daſſelbe Fundament behalten hat, und nur durch die Pracht und Koſten von dem alten verſchieden iſt. Die Fronte deſſelben iſt mit einer dreyfachen, die Seiten aber nur mit einer zweyfachen Reihe von Säulen eingefaßt. Er beſteht eigentlich aus drey Tempeln von gleicher Breite, die ein einziges Dach bedecket, und nur durch ihre gemeinſchaftlichen Wände abgeſondert ſind. Der mittelſte iſt dem Jupiter, von den beyden aber, die ihn auf jeder Seite einſchließen, der eine der Juno, und der andre der Minerva geheiligt.

Unter der Regierung des Tarquinius begegnete auch den Römern, ohne Zweifel auf Veranſtaltung eines der Götter oder Halbgötter, ein ganz beſonderes Glück, welches ihnen nicht auf kurze Zeit, ſondern auf immer nützlich geweſen und ſie oft aus den allergrößten Gefahren errettet hat. Es kam nehmlich eine gewiſſe fremde Frau zu dem

dem Tyrannen, und bot ihm 9 Bücher Sibylliniſcher Orakel zum Verkauf an. Weil ſie ihm aber zu theuer waren, ſo gieng ſie weg und verbrannte drey davon. Bald hernach kam ſie mit den übrigen 6 wieder, und foderte noch eben ſo viel dafür, als vorher für alle 9. Jedermann hielt ſie für wahnſinnig und lachte ſie darüber aus, daß ſie für eine kleinere Anzahl eben ſo viel forderte, als man ihr für alle zuſammen nicht hatte geben wollen. Sie gieng darauf wieder weg, verbrannte noch einmal drey davon, brachte die noch übrigen drey wieder zurück, und bot ſie dem Tarquinius wieder für eben denſelben Preis an. Der König verwunderte ſich über das ſonderbare Verfahren dieſer Frau. Er ließ daher die Augurn zu ſich kommen, erzählte ihnen die Sache, und frug ſie, was er thun ſollte. Weil ſie nun aus gewiſſen Zeichen erkannten, daß dieſe Bücher ein würkliches Geſchenk der Götter wären, ſo ſtellten ſie ihm vor, welch ein großer Schade es ſey, daß er ſie nicht alle gekauft habe, und ſagten, er müßte ihr nothwendig die übrigen Bücher für den verlangten Preis abkaufen, welches er dann auch that. Sie übergab ſie ihm alſo mit der Ermahnung, ſie ja ſorgfältig aufzuheben, und verſchwand darauf, ohne daß man ſie jemals wiederſah. Tarquinius beſtellte hierauf zween der vornehmſten Bürger, welche nebſt zween öffentlichen Unterbedienten die Bücher verwahren mußten. Den einen von dieſen beyden, welcher in Verdacht der Treuloſigkeit kam, und von einem der Unterbedienten des Vatermordes angeklaget wurde, ließ er nachher in einen Sack einnähen und ins Meer werfen. Nach Vertreibung der Könige hat die Stadt ſich immer die Aufbewahrung der Sibylliniſchen Bücher ſehr angelegen ſeyn laſſen. Sie werden der Aufſicht

ſicht der vornehmſten Männer anvertraut, welche dieſes Amt Lebenslang behalten, und dabey von allen Kriegesdienſten und bürgerlichen Geſchäften frey ſind. Es werden ihnen auch noch gewiſſe Gehülfen zugeordnet, ohne welche ſie die Bücher nicht nachſehen dürfen. Kurz, nichts wird bey den Römern ſo heilig gehalten, nichts mit ſo vieler Gewiſſenhaftigkeit und Sorgfalt aufbewahrt, als dieſe Sibylliniſchen Orakel. Sie werden auf Befehl des Senats alsdann zu Rathe gezogen, wenn entweder ein Aufruhr entſtehet, oder wenn der Staat eine große Niederlage im Kriege erlitten hat, oder wenn ſich Wunderzeichen ſehen laſſen, von welchen man glaubt, daß ſie ein bevorſtehendes großes Unglück, das man nicht leicht errathen kann, andeuten. Dieſe Sibylliniſchen Bücher waren bis auf den Marſiſchen Krieg vorhanden, und wurden durch 10 Männer im Tempel des Capitoliniſchen Jupiters in einer ſteinernen Lade unter der Erde unverletzt aufbewahrt. Als aber nach der 173ſten Olympiade der Tempel entweder durch boshafte Leute, oder von ungefähr in Brand geſteckt wurde, ſo wurden ſie nebſt den andern Schätzen, die man dem Jupiter daſelbſt zum Geſchenke gebracht hatte, durch die Flammen verzehrt. Diejenigen, welche man jetzt zu Rom hat, ſind von verſchiedenen Orten her zuſammengebracht; zum Theil aus Italiäniſchen Städten, zum Theil aus Erythrä in Aſien, wohin der Senat Geſandten abſchickte um ſie abzuſchreiben; zum Theil auch aus andern Städten, wo Privatperſonen ſie abgeſchrieben haben, worunter aber manches untergeſchoben iſt, welches aber leicht aus den Anfangsbuchſtaben, welche keine Akroſticha ausmachen, erkannt werden kann. Ich bin in dem, was ich von den Sibylliniſchen Büchern geſagt habe,

dem

dem Terentius Varro in seinen theologischen Nachrichten gefolget.

Außerdem wurden noch zwo Colonien vom Tarquinius gestiftet. Die eine derselben, Namens Signia, entstand ohne seine Absicht, ganz von ungefähr. Denn als seine Armee einmal in dieser Gegend in einem Winterlager stand, hatte sie dasselbe so befestiget, daß es gar nicht mehr von einer Stadt verschieden war. Die andere, Circeji, aber ließ er mit Fleiß anlegen, weil die Lage des Ortes sehr vortheilhaft ist. Denn sie liegt in der schönsten Gegend des Pometinischen Gebiets, welches das größte in ganz Latium und an der ganzen Seeküste ist, auf einem Vorgebirge von mäßiger Höhe, welches sich gleich einer Halbinsel ins Tyrrhenische Meer erstrecket, und der Aufenthalt der Circe, der Tochter der Sonne, gewesen seyn soll. Er gab jedem seiner Söhne eine von diesen Colonien, nehmlich Circeji dem Aruns, und Signia dem Titus.

Nach diesen Verrichtungen im Kriege und Frieden, wurde er, da er nichts weniger befürchtete und sich im ganz ruhigen Besitz der Regierung glaubte, wegen der Ausschweifungen seines ältesten Sohnes Sextus, der eine vornehme Römische Frau geschändet hatte, des Thrones beraubt und aus Rom verjagt. Dieses Unglück, welches seinem Hause bevorstand, wurde ihm, außer vielen andern Vorbedeutungen, auch zuletzt noch durch folgende, von den Göttern vorher angezeiget. Ein Paar Adler hatten sich im Frühlinge auf dem Gipfel eines hohen Palmbaums neben dem königlichen Pallaste ihr Nest gemacht. Kaum waren die Jungen ausgekommen, als ein großer Haufen von Geyern herzuflog, das Nest zerriß, und

und die Jungen tödtete, und als darauf die alten Adler von der Weide zurück kamen, so begegneten sie ihnen nicht besser, sondern hackten sie mit den Schnäbeln, schlugen sie mit den Flügeln und zwangen sie also den Palmbaum zu verlassen. Diese traurige Vorbedeutung machte zwar, daß Tarquinius sehr auf seiner Hut war, und alles anwandte, um einem solchen Schicksal zu entgehen; aber es war alles vergebens. Die Patricier lehnten sich gegen ihn auf, und waren so glücklich, ihn mit Hülfe des Volks des Thrones zu entsetzen. Ich will jetzt kürzlich den ganzen Verlauf der Sache, wer die Urheber des Aufstandes gewesen und wie sie ihr Unternehmen ausgeführt, erzählen.

Tarquinius belagerte die Stadt Ardea unter dem Vorwande, daß sie die Vertriebenen aus Rom aufnähme und damit umgienge, sie wieder in ihr Vaterland zurückzubringen; in der That aber, weil es ihm um ihren Reichthum zu thun war, denn sie war die reichste und blühendste Stadt in ganz Italien. Die Ardeater wehrten sich so tapfer, daß die Belagerung sehr lange dauerte, und daher sowohl die Soldaten, welche endlich der beständigen Beschwerden überdrüssig wurden, als die Bürger in der Stadt, welche die Contributionen zu den Kriegskosten nicht länger ausstehen konnten, bereit waren, sobald nur jemand den Anfang machte, einen Aufstand zu wagen. Unterdessen wurde der älteste von des Tarquinius Söhnen, Sextus, von seinem Vater, gewisser Angelegenheiten wegen, nach Collatia geschickt, und kehrte daselbst bey einem seiner Verwandten, Lucius Tarquinius, mit dem Zunamen Collatinus, ein. Diesen Collatinus macht Fabius zum Sohn des Egerius, von welchem ich

schon

schon vorher gezeigt habe, daß er ein Bruders Sohn des ältern Tarquinius war, und sagt, dieser habe ihn zum Gouverneur von Collatia gemacht, woher er den Namen Collatinus, welcher nachher von allen seinen Nachkommen beybehalten worden, bekommen. Ich aber halte ihn vielmehr für einen Enkel des Egerius, weil er, nach dem Zeugniß des Fabius und vieler andern Geschichtschreiber, mit den Söhnen des Tarquinius von gleichem Alter war; welches vollkommen mit der Zeitrechnung übereinstimmet.

Collatinus befand sich damals bey der Armee in dem Lager vor Ardea. Seine Gemahlinn aber, welche eine Römerinn und des Lucretius, eines sehr angesehenen Mannnes Tochter war, empfieng und bewirthete ihn als einen Anverwandten ihres Mannes, mit aller möglichen Freundschaft. Diese Frau, welche alle Römerinnen nicht nur an Schönheit, sondern auch an Sittsamkeit und Keuschheit übertraf, erregte die bösen Begierden des Sextus so sehr, daß er den Entschluß faßte, sie jetzt zu Erfüllung seiner Lüste zu bringen. Er war zwar schon vorher, so oft er bey dem Collatinus eingekehrt war, mit diesen Gedanken umgegangen, hatte aber noch niemals eine so bequeme Gelegenheit dazu finden können, als jetzo.

Als er sich daher nach dem Abendessen zu Bette begeben, und so lange gewartet hatte, bis er glaubte, daß im ganzen Hause keiner mehr wach wäre, so stand er auf, und gieng, ohne daß einer von den Leuten der Lucretia, welche an der Thüre schliefen, es merkte, mit bloßem Degen in ihr Schlafzimmer vor ihr Bette.

Lucretia erwachte über das Geräuſch, und frug, wer er wäre? Er gab ſich gleich zu erkennen, befahl ihr, ſtill zu ſeyn und im Zimmer zu bleiben, und bedrohete ſie, er wollte ſie auf der Stelle niedermachen, wofern ſie ſich unterſtünde, davon zu laufen oder zu ſchreyen. Nachdem er ihr hierdurch einen Schrecken eingejagt hatte, ſo ſagte er, es ſtünde jetzt in ihrer Wahl, ob ſie lieber einen ſchimpflichen Tod oder ein glückliches Leben haben wollte. „Denn, wenn du jetzt meinen Wünſchen nachgeben willſt, ſagte er, ſo will ich dich zu meiner Gemahlinn machen; du ſollſt mit mir, ſo lange mein Vater noch am Leben iſt, über die Stadt, welche er mir gegeben hat, nach ſeinem Tode aber über die Römer, Lateiner, Etruſcer und alle andern Völker, die ihm unterworfen ſind, herrſchen. Denn ich bin ſein älteſter Sohn, und die Krone kömmt alſo nach ihm keinem andern zu, als mir. Du weißt, wie groß die königliche Glückſeligkeit iſt, die du alsdann mit mir theilen wirſt; ich brauche dir alſo nichts davon zu ſagen. Iſt dir aber die Erhaltung deiner Keuſchheit ſo lieb, daß du dich weigerſt, mir zu Willen zu ſeyn, ſo werde ich dich ſogleich umbringen. Hernach werde ich es mit einem deiner Sklaven eben ſo machen, ihn zu dir ins Bette legen, und alsdann vorgeben, daß ich dich im Ehebruch mit dem Sklaven betroffen, und, um meinen Vetter wegen einer ſolchen Beſchimpfung zu rächen, euch beyde auf der Stelle dafür beſtraft habe. Ein ſo ſchimpfliches Ende alſo haſt du in dieſem Falle zu gewarten; man wird dich weder eines ehrlichen Begräbniſſes noch irgend einer andern gewöhnlichen Ehre nach deinem Tode wür-

„di-

„digen.“ Diese Drohungen, welche er mit vielen Bitten begleitete, und zugleich mit einem hohen Schwur, daß es sein völliger Ernst sey, bekräftigte, zwangen die Lucretia, aus Furcht vor einem so schimpflichen Tode seinen Lüsten nachzugeben.

Sextus kehrte hierauf, nachdem er seine schändlichen Begierden gesättigt hatte, mit Anbruch des Tages wieder ins Lager zurück. Lucretia aber setzte sich, vor Schmerz über den Verlust ihrer Ehre außer sich, sogleich in einen Wagen, und fuhr in einem schwarzen Kleide, worunter sie einen Dolch verborgen hatte, ohne jemand von denen, welche ihr unterwegs begegneten, auf ihre Grüße zu danken, oder auf ihre Frage, was ihr begegnet sey, zu antworten, sondern ganz in Gedanken vertieft, mit niedergeschlagenen Augen voller Thränen nach Rom zu ihrem Vater.

Als sie in dem Hause desselben ankam, wo sich eben einige von ihren Verwandten befanden, so warf sie sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und benetzte dieselben mit ihren Thränen, ohne daß sie ein Wort sagen konnte. Endlich als sie ihr Vater aufhub und sie bat, daß sie ihm doch sagen möchte, was ihr wäre, so sagte sie: „Ich habe eine unausstehliche, unglaub„lich große Beleidigung erlitten. Ich nehme zu dir „meine Zuflucht, mein Vater, mit der Bitte, mich zu „rächen. Habe Mitleiden mit deiner Tochter, der man „eine Beschimpfung, die schrecklicher als der Tod „selbst ist, angethan hat.“ Da nun ihr Vater und alle übrigen, die dabey zugegen waren, hierüber sehr gerührt wurden, und sie baten, ihnen zu sagen, wor-

inn die Beleidigung bestünde, und wer ihr dieselbe angethan hätte, so fuhr sie fort: „Du sollst gleich mein „ganzes Unglück erfahren; aber vorher, ich bitte dich, „mein Vater, thue mir diesen Gefallen: laß hier so „viel von deinen Freunden und Verwandten zusammen „kommen als du kannst, damit sie von mir selbst, und „nicht von andern erfahren, wie grausam man mit mir „umgegangen ist. Wenn du alsdann mein ganzes Un„glück und die Größe meiner Schande gehört hast, „dann kannst du dich mit ihnen berathschlagen, wie du „mich und dich selbst am beßten rächen willst. Aber, „ich bitte dich, mich nicht lange warten zu laßen."

Es wurden also eine Menge angesehener Männer sogleich in der größten Eile herbey gerufen; und als sie alle da waren, so erzählte sie ihnen die ganze Begebenheit von Anfang an. Hierauf umarmte sie ihren Vater, beschwor ihn und die übrigen Anwesenden, sie zu rächen, flehete die Götter um einen schnellen Tod an, und durchstieß sich darauf mit dem Dolche, den sie hinter ihren Kleidern hervor zog, das Herz. Das ganze Haus wurde bey diesem traurigen Zufalle mit Geschrey und Wehklagen der Weiber erfüllt. Der Vater umfaßte ihren sterbenden Leichnam, rief sie bey Namen, und wandte alles an, um sie wieder zu sich selbst zu bringen, weil er glaubte, daß ihre Wunden vielleicht noch geheilet werden könnten. Aber es war umsonst; sie rang nur noch einige Augenblicke mit dem Tode, und verschied darauf in seinen Armen.

Alle, welche bey diesem traurigen Anblick zugegen waren, wurden dadurch mit solchem Mitleiden durch-

Digitized by Google

durchdrungen, und sahen die Sache für so abscheulich an, daß sie mit einem Munde sagten, sie wollten lieber tausendmal für die Freyheit sterben, als länger solche Beleidigungen der Tyrannen ausstehen. Sie schickten daher gleich den Publius Valerius, einen tapfern und klugen Mann, der von den Sabinern, die mit dem Tatius nach Rom gekommen waren, abstammte, ins Lager, um dem Gemahl der Lucretia diese Begebenheit bekannt zu machen, und mit ihm die Soldaten zum Aufstande gegen die Tyrannen aufzuwiegeln. Kaum aber hatte er Rom verlassen, so begegnete ihm der Collatinus, welcher eben aus dem Lager zurück kam, ohne das geringste von dem Unglück, welches sein Haus betroffen hatte, zu wissen. Er hatte den Lucius Junius, mit dem Zunamen Brutus (welches so viel als einen dummen Tropf bedeutet) bey sich. Weil die Römer diesem Manne vorzüglich die Befreyung von der Tyranney zuschreiben, so kann ich nicht umhin, hier zu erzählen, wer er und seine Aeltern gewesen, und aus was für Ursachen man ihm einen Zunamen gegeben, der sich so wenig für seinen Character schickte.

Sein Vater war Marcus Junius, der von einem der Gefährten des Aeneas abstammte, und wegen seiner ausnehmenden Verdienste zu Rom in vorzüglichem Ansehen stand; seine Mutter aber die Tarquinia, des ältesten Tarquinius Tochter. Er genoß eine vortrefliche Erziehung, wurde in allem, was man damals zu lernen pflegte, unterrichtet, und zeigte einen vortreflichen Verstand, der alles sehr leicht fassen konnte. Als Tarquinius den Tullius umgebracht hatte, so ließ er, außer vielen andern rechtschaffenen Leuten, auch den Va-

ter des Brutus heimlich hinrichten, nicht daß er etwas verbrochen hätte, ſondern weil er, als der Erbe einer alten und reichen Familie, ein großes Vermögen hatte. Mit dem älteſten Sohne des Marcus Brutus verfuhr er eben ſo, weil er ſchon Proben einer edelmüthigen Denkungsart gezeigt hatte, und er alſo wohl vorherſehen konnte, daß er nichts unterlaſſen würde, um den Tod ſeines Vaters zu rächen. Brutus, welcher damals noch ſehr jung, und weil er keine Anverwandten mehr am Leben hatte, ohne allen Schutz war, faßte den allerklügſten Anſchlag, den er nur hätte faſſen können. Er ſtellte ſich nehmlich, als wenn er der gröſte Dummkopf wäre, und blieb bey dieſer verſtellten Dummheit ſo lange, bis ſich ihm eine bequeme Gelegenheit anbot, ſeinen wahren Character wieder anzunehmen. Dieſes verſchaffte ihm den Zunamen Brutus, und ſchützte ihn am beſten gegen die Grauſamkeit des Tyrannen, welcher unterdeſſen immer viele rechtſchaffene Männer ſeiner Herrſchſucht aufopferte. Denn, weil er ihn würklich für ſo dumm hielt, als er ſchien, und alſo gar nicht glaubte, daß er von ihm das geringſte zu befürchten hätte, ſo begnügte er ſich, ihm alle ſeine väterlichen Güter wegzunehmen, gab ihm nur ſo viel, als er eben zu ſeinem nöthigen Unterhalt brauchte, und nahm ihn als einen Waiſen, der einen Vormund nöthig hätte, zu ſich. Er ließ ihn auch beſtändig mit ſeinen Kindern umgehen, nicht um ihn, wie er gegen andre vorgab, als einen von ſeiner Familie, ſeinem Stande gemäß zu halten, ſondern um ihnen durch ſeine thörichten Reden und Handlungen, die er ſehr natürlich zu machen wußte, zum Zeitvertreib und Gelächter zu dienen.

Als

Als nun einmal unter der Regierung des Tarquinius eine ganz ungewönlich ansteckende Seuche entstand, welche nicht nur eine Menge Kinder beyderley Geschlechts hinriß, sondern vornehmlich den schwangern Weibern gefährlich war, welche oft auf öffentlicher Gasse davon befallen, und sogleich mit ihren ungebohrnen Kindern getödtet wurden, ohne daß man ein Mittel dagegen finden konnte; und Tarquinius also zween seiner Söhne, den Aruns und Titus, nach Delphi schickte, um das Orakel theils wegen der Ursach dieser Krankheit, theils wegen der Mittel, wodurch man ihr abhelfen könnte, zu befragen; so gab er ihnen auf ihr Bitten den Brutus mit, damit sie unter Weges ihren Spott über ihn haben, und ihren Muthwillen an ihm auslassen könnten. Als sie die Antwort des Orakels auf ihre Frage erhalten hatten, so gaben sie dem Apollo ihre Geschenke, und machten sich dabey über den Brutus recht lustig, weil er dem Gott weiter nichts als einen Stock verehrte. Sie wußten aber nicht, daß er denselben vorher heimlich hatte aushöhlen und mit Golde ausfüllen lassen. Sie hatten auch den Einfall, das Orakel zu befragen, welchen von ihnen das Schicksal zum König der Römer bestimmt hätte. Der Gott gab ihnen zur Antwort: Denjenigen, welcher zuerst seine Mutter küssen würde. Weil sie nun den Sinn des Orakels nicht verstunden, so machten sie mit einander ab, beyde zugleich ihre Mutter zu küssen, damit sie beyde gemeinschaftlich die Regierung erlangen möchten. Brutus aber, welcher die Meynung des Gottes besser verstand, fiel, sobald er in Italien ans Land gestiegen war, auf die Erde, und küßte sie, weil er dafür hielt,

daß diese die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen wäre.

Dieses war also der Brutus, der jetzt, als er die Erzählung des Valerius von der Schändung und dem Tode der Lucretia angehört hatte, die Hände gen Himmel erhub, und ausrief: „O Jupiter und alle ihr „Götter, die ihr über das Schicksal der Menschen wa„chet, ist die erwünschte Zeit jetzt gekommen, in deren „Erwartung ich diese verstellte Person so lange ange„nommen habe? Ist es des Schicksals Schluß, daß „durch mich die Römer von ihrer schändlichen Tyran„ney befreyet werden?“ Nachdem er dieses gesagt hatte, begab er sich mit dem Collatinus und Valerius eilends in das Haus des Lucretius. Als Collatinus die Lucretia todt in den Armen ihres Vaters liegen sah, so brach er in Klagen und Thränen aus, umarmte den entseelten Leichnam, küßte sie, nannte sie bey Namen, und redte mit ihr, weil ihn der Schmerz beynahe seiner Vernunft beraubt hatte, nicht anders, als wenn sie noch gelebt hätte. Indem er sich also nebst ihrem Vater der Betrübniß gänzlich überließ, und das ganze Haus von Weinen und Klagen erschallete, so wandte Brutus sich gegen sie und sagte: „Ein andermal, „o Lucretius, Tarquinius und ihr übrigen Angehöri„gen der Lucretia, werdet ihr noch Zeit genug übrig „haben, sie zu beweinen. Jetzt lasset uns bloß darauf „denken, wie wir sie rächen wollen; wir haben keine „Zeit zu verlieren.“ Sie ließen also, weil sie wohl einsahen, daß er Recht hatte, sich sogleich alle Hausgenossen entfernen, und berathschlagten sich, was sie thun sollten.

Bru-

Brutus fieng damit an, daß er von sich selber redte. Er zeigte ihnen, daß sein bisheriger Wahnwitz nur Verstellung gewesen sey, führte die Ursachen, welche ihn dazu bewogen, an, und brachte es bald dahin, daß sie in ihm den allerweisesten Mann erkannten. Hierauf beredete er sie, daß sie sich vereinigen sollten, den Tarquinius mit seinen Söhnen aus der Stadt zu verbannen, und führte so viele wichtige Gründe dafür an, daß sie alle seiner Meynung wurden. Als er dieses sahe, so sagte er: es sey jetzt nicht um schöne Worte und Versprechungen, sondern um Thaten zu thun, wenn sie was auszurichten gedächten; er wolle also gleich selbst den Anfang machen. Mit diesen Worten nahm er den Dolch, womit sich Lucretia durchstochen hatte, gieng darauf zu dem todten Leichnam, welcher noch vor ihnen lag, hielt den Dolch an den Mund, und schwur bey dem Mars und allen Göttern: alles, was in seinem Vermögen wäre, zu thun, um der Tyranney der Tarquinier ein Ende zu machen, weder sich selbst jemals mit ihnen wieder auszusöhnen, noch dasselbe irgend einem andern zu verstatten, sondern vielmehr einem jeden, der es thun wollte, als einem Feinde zu begegnen, und nicht eher als mit dem Leben seinen unversöhnlichen Haß gegen die Tyranney und alle Vertheidiger derselben abzulegen; wenn er diesen Eid nicht aufs genaueste erfüllte, so wünschte er, daß er und seine Kinder kein besseres Ende haben möchten, als die Lucretia gehabt hätte. Als er dieses gesagt hatte, verlangte er von den andern, daß sie eben dasselbe beschwören sollten. Sie nahmen auch, ohne Bedenken-

alle nach einander den Dolch an, und wiederholten denſelben Eid.

Hierauf überlegten ſie zuſammen, wie ſie jetzt die Sache am beſten angreifen ſollten. Brutus gab ihnen darüber folgenden Rath: „Zuerſt, ſagte er, laßt uns „die Thore beſetzen, damit Tarquinius nichts von dem, „was in der Stadt gegen ihn geredet und unternommen wird, erfahre, ehe wir noch alle erforderlichen „Maaßregeln genommen haben. Hiernächſt laßt uns „den Leichnam der Lucretia, ſo blutig wie er da liegt, „auf den Markt bringen, wobey denn Lucretius und „Collatinus auftreten, die ganze Begebenheit erzählen, „und ihr Unglück beklagen müſſen. Hernach müſſen „wir denn auch einer nach dem andern hervortreten, „uns mit vielem Eifer über die Tyranney beſchweren, „und die Bürger aufmuntern, ihre Freyheit zu behaupten. Es wird gewiß keiner ſeyn, der ſich nicht freuen „ſollte, wenn er ſieht, daß wir Patricier den Anfang „zu Behauptung der Freyheit machen. Denn ſie haben ſo vieles von dem Tarquinius ausſtehen müſſen, „daß die geringſte Gelegenheit hinreichend ſeyn wird, „ſie zum Aufſtande zu bringen. Sobald wir nun ſehen, daß das Volk aufgebracht und willig iſt, das „Joch der Tyranney abzuwerfen, ſo müſſen wir es wegen der Abſetzung des Tarquinius ſeine Stimmen geben laſſen, und alsdann den Schluß des Volks eilends ins Lager abſchicken. Denn die Soldaten werden gewiß nicht ſo bald hören, daß die Stadt von dem „Tyrannen abgefallen iſt, als ſie auch ſogleich mit dem „größten Eifer zur Vertheidigung der Freyheit ihres „Vaterlandes die Waffen ergreifen werden, ohne ſich

„durch

„durch alle Geschenke des Tyrannen zurück halten zu „lassen.“

Als Brutus dieses gesagt hatte, nahm Valerius das Wort und sagte: „Dein ganzer Rath, o Juni„us, hat meinen völligen Beyfall. Nur die einzige „Schwierigkeit scheinet mir noch dabey zu seyn, daß „wir keinen haben, dem es nach den Gesetzen erlaubt „wäre, das Volk zusammen zu berufen, und die „Curien zur Stimme zu lassen. Dieses kömmt „bloß einer obrigkeitlichen Person zu, und unter „uns findet sich keiner, der ein obrigkeitliches Amt be„kleidete.“ Allerdings, versetzte Brutus hierauf. „Weißt du denn nicht, daß ich Tribunus Celerum bin? „Die Gesetze geben mir also die Erlaubniß, so oft ich will, „das Volk zusammen zu berufen. Tarquinius hat mir „diese so wichtige Stelle deßwegen anvertraut, weil er „mich für einen Wahnwitzigen hielt, der seine Macht „und Vorzüge nicht kennen, oder wenn er sie auch „kennte, doch nicht im Stande seyn würde, sich derselben zu bedienen. Aber ich will jetzt der erste seyn, „der gegen den Tyrannen öffentlich redet.“

Alle gaben dem Brutus Beyfall, und wünschten insgesammt, weil er einen so weisen Rath gegeben hatte, von ihm zu hören, was er denn noch weiter für Absichten hätte. Er fuhr also folgendergestalt fort: „Weil ihr euch denn meinen Anschlag gefallen lasset, „so lasset uns jetzt ferner überlegen, was für einer Art „von Obrigkeit wir nach Verjagung des Tarquinius „die Regierung übergeben, und durch wen wir die„selbe erwählen lassen; oder vielmehr, ehe wir auf den

„Punct

„Punct kommen, was für eine Staatsverfassung wir, „nach der Befreyung von der Tyranney, einführen. „Denn es ist nöthig, ehe wir zu einem so wichtigen „Werke schreiten, daß wir uns vorher über alles wohl „berathschlagen, und nichts aus der Acht lassen, was „wir nicht vorher reiflich überlegt und geprüfet hätten. „Ein jeder von euch sage uns also hierüber seine Mey„nung.“

Hierauf wurden denn vielerley verschiedne Meynungen vorgebracht. Einige rechneten die vielen Vortheile her, welche die Stadt von der Regierung der vorigen Könige gehabt hatte, und wollten daher, man sollte aufs neue einen König erwählen. Andre führten dagegen die vielen Ungerechtigkeiten und tyrannischen Handlungen der Könige, besonders des Tarquinius an, machten daraus den Schluß, daß man die höchste Gewalt nicht wieder einem Einzigen anvertrauen dürfe, und wollten daher, daß die Regierung, wie es in vielen griechischen Republiken gebräuchlich wäre, künftig in den Händen des Senats seyn sollte. Andre, denen keine von diesen beyden Verfassungen gefiel, waren der Meynung, daß man eine Demokratie, wie zu Athen, einführen sollte, und führten zu Unterstützung dieser Meynung die vielen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten an, die von den Vornehmen, aus Begierde sich zu bereichern, in einer Oligarchie verübt werden, und die vielen Uneinigkeiten zwischen den Mächtigern und Geringern, die daraus zu entstehen pflegen. Durch die vollkommene Gleichheit aller Bürger aber, sagten sie, würde erst eine wahre Freyheit und Sicherheit zu Stande gebracht.

Alle

Alle diese Vorschläge waren nicht ohne große Schwierigkeit, denn bey jeder Verfassung fand man noch so viele Fehler und Unvollkommenheiten, daß es sehr schwer war zu entscheiden, welche vor der andern den Vorzug verdiene. Endlich eröffnete Brutus seine Meynung folgendergestalt: „Ich, o Lucretius und „Collatinus und ihr übrigen Edlen, die ihr hier zugegen seyd, halte dafür, daß wir jetzt keine neue Staatsverfassung einführen dürfen. Die kurze Zeit, welche „uns die gegenwärtigen Umstände übrig lassen, erlaubt „uns nicht, eine gänzliche Aenderung der Regierungsform vorzunehmen; und gesetzt, daß wir auch alles „noch so wohl überlegt hätten, so würde es doch immer „sehr mißlich und gefährlich seyn, jetzt den Versuch „damit zu machen. Nachher aber, wenn wir erst das „Joch der Tyranney abgeworfen, werden wir mehr „Muße und Freyheit haben, uns deßwegen zu berathschlagen, und nach Gefallen eine bessere Verfassung „einführen können, wenn es nehmlich eine bessere giebt, „als die, welche Romulus, Numa und ihre Nachfolger gestiftet, wodurch allein unser Staat so groß und „blühend geworden ist, und sich die Herrschaft über so „viele andre Völker erworben hat. Die Fehler und „Mißbräuche aber, welche mit der königlichen Regierung verknüpft zu seyn pflegen, wodurch sie leicht in „eine tyrannische Herrschaft ausartet, und jedermann „verhaßt wird; diese rathe ich euch jetzt gleich zu verbessern, und dafür zu sorgen, daß sie sich künftig nie „wieder einschleichen können. Aber was sind das für „Fehler, die wir verbessern müssen? Fürs erste pflegen „die mehresten Menschen sehr auf den Namen einer Sa-

„che

„che zu ſehen, und bloß des Namens wegen oft die „ſchädlichſten Sachen zu begehren, und die nützlichſten „zu verwerfen. In dieſem Falle befindet ſich auch die „königliche Würde. Ich rathe euch alſo den Namen „der Regierung zu ändern, und die, welchen ihr künf„tig die Sorge für das Wohl des Staats anvertrauen „werdet, nicht mehr Könige oder Monarchen zu „nennen, ſondern ihnen einen beſcheidnern und gefälli„gern Titel beyzulegen. Hiernächſt wünſchte ich, daß „ihr die höchſte Gewalt nicht länger den Händen eines „einzigen, ſondern zween Männern anvertrauen möch„tet, nach dem Beyſpiel der Lacedämonier, welche es „dieſer Einrichtung zu danken haben, daß ſie ſich ſchon „ſeit langen Zeiten unter allen griechiſchen Staaten in „dem wohleingerichteteſten und blühendſten Zuſtande be„finden. Denn, wenn die königliche Gewalt unter zween „Männer gleich getheilt iſt, ſo werden ſie weniger im „Stande ſeyn, ihre Unterthanen zu bedrücken und Un„gerechtigkeiten auszuüben. Sie werden ſich gleichſam „vor einander fürchten, böſes zu thun; es wird eine „edle Nacheiferung unter ihnen entſtehen, die ſie ab„halten wird, ihren Begierden den Zügel ſchießen zu „laſſen, hergegen werden ſie dadurch angetrieben wer„den, es einander an edlen Handlungen zuvor zu thun. „Ferner giebt es unter den Ehrenzeichen, womit ſich „unſere Könige ſchmücken, einige, die das Volk un„gern ſieht, und nicht wohl leiden kann. Dieſe mü„ſten wir, meiner Meynung nach, zum Theil etwas „beſcheidner einrichten, zum Theil aber gänzlich ab„ſchaffen. Ich meyne jene Scepter, jene goldnen Kro„nen, jene purpurfarbnen mit Gold durchwirkten Man„tel,

„tel, welche nicht anders als an gewiſſen Feſttagen, und „wenn einer einen Triumph hielte, zur Ehre der Göt„ter angelegt werden dürften. Denn das Unangeneh„me derſelben fällt weg, wenn ſie nur ſelten gebraucht „werden. Den elfenbeinernen Stuhl aber, auf wel„chem Gericht gehalten wird, die weiße Toga mit Pur„pur eingefaßt, und die zwölf Faſcen, welche vor ih„nen hergetragen werden, müßte man ihnen laſſen. „Der nützlichſte Rath endlich, welchen ich euch zu ge„ben weiß, und was gewiß am erſten im Stande ſeyn „wird, die künftige höchſte Obrigkeit von allem Miß„brauch ihrer Gewalt abzuhalten, iſt, daß ihre Herr„ſchaft nicht Lebenslang dauren muß. Denn eine „Obrigkeit, welche in Abſicht der Zeit nicht eingeſchränkt „iſt, und nicht zur Rechenſchaft gezogen werden kann, „muß nothwendig den Unterthanen verhaßt ſeyn, und „zuletzt in eine Tyranney ausarten. Sie müßte alſo, „meiner Meynung nach, nicht länger dauren, als ein „Jahr, wie bey den Athenienſern. Denn, wenn einer „gleich nach der Herrſchaft wieder gehorchen muß, ſo „wird er ſo leicht nicht verdorben; die kurze Dauer der „höchſten Gewalt hält die herrſchſüchtigen Köpfe zurück; „weil ſie dieſelbe ſchon wieder niederlegen müſſen, ehe „ſie ſich noch ganz von derſelben berauſchen können. „Wenn wir alſo dieſe Einrichtung machen, ſo werden „wir die Vortheile einer königlichen Regierung genießen, „und von den Uebeln, welche dieſelbe begleiten, nichts „zu befürchten haben. Damit aber doch der königliche „Titel, der einmal von alten Zeiten her bey uns ein„geführt, durch die glücklichſten Auſpicien von den Göt„tern beſtätigt iſt, und alſo billig als heilig angeſehen

„wer-

„werden muß, nicht gänzlich abgeschaffet werde, so las-
„set uns immer einen König erwählen, der diese Wür-
„de Lebenslang bekleide, aber von allen Kriegesbe-
„schwerden frey sey, und von den königlichen Verrich-
„tungen weiter nichts zu besorgen habe, als die Opfer.
„Nun höret auch, wie ich glaube, daß wir alles dieses
„am besten ausführen können. Ich will, wie ich schon
„vorher gesagt habe, nach dem Rechte, welches mir
„die Gesetze geben, das Volk zusammen berufen, und
„ihm unsern Entschluß, den Tarquinius mit seiner Ge-
„mahlinn, seinen Kindern und allen seinen Nachkom-
„men auf ewig aus der Stadt und dem ganzen Römi-
„schen Gebiete zu verbannen, kund thun. Sobald nun
„das Volk dieses durch seine Stimmen bestätigt haben
„wird, so will ich ihm bekannt machen, was für eine
„Regierungsform wir künftig einzuführen willens sind,
„dann einen Interrex, der die künftige höchste Obrig-
„keit erwähle, ernennen, und selbst mein Amt als
„Tribunus Celerum niederlegen. Der Interrex muß
„alsdann die Comitien nach den Centurien anstellen,
„die höchste Obrigkeit ernennen, und das Volk seine
„Stimme darüber geben lassen. Wenn nun seine
„Wahl durch die mehrsten Centurien und durch die Au-
„spicien bestätiget wird, so müssen die erwählten obrig-
„keitlichen Personen die Fascen nebst den andern Eh-
„renzeichen der königlichen Würde übernehmen, und
„alsdann dafür sorgen, unserm Vaterlande die Frey-
„heit wieder zu verschaffen, und die Tarquinier, ohne
„Hoffnung jemals wieder in dasselbe zurück zu kehren,
„daraus zu verbannen. Denn zweifelt nur nicht, daß
„sie alles anwenden werden, Ueberredung, Gewalt,

„Be-

„Betrug, und was sich sonst nur für Mittel erdenken „lassen, um sich aufs neue in den Besitz der Herrschaft „zu setzen, und daß wir also sehr auf unsrer Hut seyn „müssen. Dieses sind die wichtigsten und vornehmsten „Stücke, worüber ich euch jetzt meinen Rath und Mey„nung sagen kann. Die Kürze der Zeit, welche die „gegenwärtigen Umstände uns überlassen, verstattet „mir nicht, mich über alles insbesondere, welches sich „zum Theil nicht leicht sogleich bestimmen läßt, auszu„breiten; und überdem halte ich auch dafür, daß wir „dieses der künftigen Regierung selbst überlassen müssen. „Diese aber darf jedoch nichts ohne den Senat vorneh„men, sondern muß, nach dem Beyspiel der vorigen „Könige, vorher alles mit demselben überlegen, und „darauf das Gutachten des Senats, der eingeführten „Gewohnheit gemäß, dem Volke zur Bestätigung vor„tragen, ohne dadurch ihrem Ansehen und ihrer Macht „im geringsten Abbruch zu thun; denn dieses ist „vielmehr das beste Mittel, ihm Sicherheit und Wür„de zu verschaffen.“

Diese Meynung des Junius Brutus wurde von allen mit vielem Beyfall aufgenommen. Sie berathschlagten sich daher sogleich wegen der Wahl der neuen Obrigkeitlichen Personen. Sie beschlossen, den Spurius Lucretius, den Vater der Lucretia, zum Interrex zu ernennen. Dieser sollte alsdann den Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus, unter dem Titel Consuln, in die Stelle der verstorbenen Könige erwählen. Das Wort Consuln bedeutet ungefähr so viel als Räthe und Vorsteher im

Rath. * Nachdem ſie dieſes unter ſich abgemacht, und die Götter um Beyſtand zu einem ſo gerechten und löblichen Unternehmen angerufen hatten, ſo begaben ſie ſich auf den Markt. Sie wurden von ihren Leuten, welche den blutigen Leichnam der Lucretia ohne allen Schmuck auf einer Bahre, die mit ſchwarzen Decken behangen war, hinter ihnen her trugen, begleitet. Vor dem Rathhauſe ließen ſie ihn auf einem erhabenen Orte, wo er von jedermann geſehen werden konnte, niederſetzen, und beriefen darauf das Volk zuſammen. Da ſich nun faſt die ganze Stadt, weil die Herolde in alle Straßen abgeſchickt waren, außer denen, die ſchon auf dem Markte waren, verſammelt hatte, ſo ſtieg Brutus auf den erhabenen Ort, wo die Reden an das Volk gehalten zu werden pflegten, und redete es darauf folgender Geſtalt an:

„Da ich von einer Sache zu euch reden will, mei„ne Mitbürger, die für euer Wohl und für eure Ehre „gleich wichtig iſt, ſo halte ich es für nöthig, vorher ein „Paar Worte von mir ſelbſt zu ſagen. Denn vermuth„lich werden einige unter euch, oder vielmehr alle nichts „anders denken, als daß ich gänzlich verrückt geworden „ſey, da ich mich unterſtehe, von den wichtigſten Angele„genheiten zu euch zu reden, ich, von dem ihr glaubt, daß „er wegen der Schwäche ſeines Verſtandes einen Vor„mund nöthig habe. Wiſſet alſo, daß ich gar nicht der „bin,

* Denn es kömmt von dem Worte Conſilium, welches einen Rath oder eine Rathsverſammlung, oder von Conſulere, welches rathen heißt, her.

„bin, wofür mich bisher jedermann gehalten hat, und „daß ich selbst mit Fleiß zu dieser falschen Meynung „von mir Anlaß gegeben habe. Die Furcht vor dem To„de und die große Gefahr, worinnen ich mich unter dem „Tarquinius befand, haben mich gezwungen, diesen „fremden Character, der zwar meiner Denkungsart nicht „gemäß war, aber mich vor allem Verdacht und Nach„stellungen des Tarquinius in Sicherheit setzte, anzuneh„men. Denn da Tarquinius, sobald er die Herrschaft „an sich gerissen hatte, meinen Vater, um sein großes „Vermögen zu bekommen, umbringen ließ, und meinen „Bruder, der den Tod seines Vaters gewiß nicht unge„rochen gelassen haben würde, wenn er am Leben geblie„ben wäre, ebenfalls heimlich aus dem Wege schaffete, „so war kein Zweifel, daß er mich, der ich jetzt keinen „Anverwandten mehr hatte, bey dem ich hätte Schutz „finden können, nicht würde verschont haben, wenn ich „mich nicht wahnwitzig gestellt hätte. Diese List, „wodurch sich der Tyrann hintergehen ließ, hat mich von „dem Unglück, welches meine Familie betroffen, gerettet, „und ihr allein habe ich bis heute mein Leben zu danken. „Die erwünschte und längst erwartete Gelegenheit, welche „sich mir jetzt anbietet, erlaubt mir endlich die Maske, „die ich 25 Jahre lang habe tragen müssen, abzulegen. „Soviel mag von mir selbst genug seyn. Jetzt will ich „euch die Ursachen entdecken, warum ich euch zusammen„berufen habe. Wir Patricier haben beschlossen, den „Tarquinius vom Throne zu stürzen, ihn, der weder den „väterlichen Gesetzen und Gewohnheiten gemäß zur Re„gierung gelanget ist, noch, da er sich einmal, es sey

„nun, auf was für Weiſe es wolle, in den Beſitz derſel„ben geſetzt hat, ſie würdig, und ſo, als es einem König „gebühret, verwaltet, ſondern es an Ungerechtigkeiten „und Bedrückung ſeiner Unterthanen allen Tyrannen, die „jemals geweſen ſind, zuvorthut. Schon längſt hätten „wir uns von ihm losmachen müſſen; aber es hat ſich „nicht eher eine bequeme Gelegenheit dazu angeboten, als „heute. Wir haben euch deßwegen zuſammenberufen, „meine Mitbürger, um euch unſern Entſchluß bekannt zu „machen, und euch zu bitten, uns in Behauptung „der Freyheit unſers Vaterlandes beyzuſtehen, einer „Freyheit, deren wir, ſeitdem Tarquinius die Herr„ſchaft an ſich geriſſen, beraubt ſind, und die wir nie wie„der genießen werden, wenn wir dieſe Gelegenheit ver„ſchlummern. Hätte ich jetzt ſo viel Zeit, als ich wünſch„te, oder redete ich mit Leuten, die nicht wüßten, was ge„ſchehen iſt, ſo würde ich jetzt alle beſondere Gottloſig„keiten des Tyrannen hererzählen, wofür er nicht „einmal, ſondern tauſendmal den Tod verdienet „hat. Weil aber die Zeit gar zu koſtbar iſt, „und die gegenwärtigen Umſtände nicht viele Wor„te, aber deſto mehr Handlungen erfordern, ſo will „ich euch, da ihr doch ſchon alles wiſſet, nur an einige „wenige ſeiner größeſten Verbrechen, die ſo bekannt „ſind, daß ſie gar nicht geläugnet oder entſchuldigt „werden können, erinnern. Er, meine Mitbürger, „hat, als er noch eine Privatperſon war, ſeinen eig„nen Bruder Aruns, weil er an ſeinen gottloſen An„ſchlägen keinen Antheil nehmen wollte, mit Hülfe der „Gemahlinn des Aruns, der Schweſter ſeiner eignen

„Be-

„Gemahlinn, womit der abscheuliche Mensch schon lan„ge vorher Ehebruch getrieben hatte, durch Gift hin„gerichtet; er hat um dieselbe Zeit und auf eben dieselbe Art seine tugendhafte Gemahlinn, mit welcher er „schon verschiedne Kinder gezeugt hatte, ums Leben ge„bracht. Seine Gottlosigkeit gieng so weit, daß er die„sen gedoppelten Mord nicht einmal durch eine äußerli„che Trauer oder eine verstellte Betrübniß zu beschönigen suchte; sondern kaum hatte er diese herrliche That „zu Stande gebracht, kaum waren noch die Scheiter„haufen, auf welchen man die Leichname dieser beyden „Unglücklichen verbrannt hatte, verlöscht, so hat er „seine besten Freunde zu sich, stellte ein herrliches Gast„mahl an, vollzog die Hochzeit mit der Mörderinn sei„nes Bruders und ihres Gemahls, und führte sie, sei„nem Vertrage, den er vorher mit ihr gemacht hatte, „gemäß, in das Ehebette ihrer Schwester ein, ein ab„scheuliches Verbrechen, dergleichen weder zu Rom, „noch bey irgend einem andern Volke, es sey Griechen „oder Barbaren, jemals erhört worden war. Aber „was, meine Mitbürger, was soll ich von jenem be„schrieenen und erschrecklichen Verfahren gegen seine „Schwiegeraltern sagen? Den Servius Tullius, die„sen gerechtesten aller Könige, der euch so viel Gutes „erwiesen hat, diesen hat er öffentlich ermordet, und „nicht einmal verstattet, daß er auf die gewöhnliche „Weise begraben würde. Die Tarquinia, des Servi„us Tullius Gemahlinn, die er als seine Mutter hätte „verehren sollen, weil sie seines Vaters Schwester war, „und er ihr so vieles zu verdanken hatte, diese Unglück-

„liche hat er, ehe sie noch den Tod ihres Gemahls be„weinen, und ihm die letzte Pflicht abstatten können, „elendiglicher Weise durch den Strick ums Leben ge„bracht. Und diesen beyden war er doch sein Leben und „seine Erziehung schuldig; und hätte er sich nur ein „wenig mäßigen, und ihren natürlichen Tod, der gar „nicht weit seyn konnte, abwarten können, so würde „er ja doch ihr Erbe und Nachfolger geworden seyn. „Doch, was halte ich mich lange bey diesen Verbrechen, „die er gegen seine Schwiegerältern und andere Ange„hörigen verübt hat, auf, da ich ihm so viele Unge„rechtigkeiten, die er gegen den ganzen Staat und „uns insgesammt begangen, vorwerfen kann; wenn „man etwas Ungerechtigkeiten nennen darf, welches „man vielmehr als Todtsünden, als einen Abscheu „aller Länder und Völker, ansehen muß. Daß ich nicht „weiter hinauf gehe, auf was für Weise ist er zur Re„gierung gelanget? Etwa wie die Könige vor ihm? „Weit gefehlt! Jene sind insgesammt, unsern Ge„bräuchen und Gesetzen gemäß, von uns erwählt wor„den. Erst nemlich machte der Senat, welcher zu„erst alle öffentlichen Angelegenheiten in Berathschla„gung nehmen muß, einen Schluß; alsdann wurden „Interreze ernannt, welche die Macht hatten, denje„nigen, welchen sie von allen für den würdigsten hiel„ten, zu erwählen; zuletzt mußte das Volk, dessen „Bestätigung die Gesetze in den wichtigsten Angelegen„heiten erforderten, auf den Comitien seine Stimme „deßwegen geben. Außer dem allen aber mußten dann „noch die Auspicien, die Opfer und die andern Vor„be-

„bedeutungen, ohne welche alle menschliche Anschläge „vergebens sind, glücklich ausfallen. Nun saget mir, „ist eins von diesen Stücken beobachtet, als Tarquinius „zur Regierung kam? Hat der Senat vorher einen „Schluß abgefaßt? Hat ihn ein Interrex erwählt? „Hat das Volk diese Wahl durch seine Stimmen be„stätigt? Haben die Götter durch glückliche Auspicien „ihren Beyfall gegeben? Ich verlange nicht einmal, „daß alles dieses zusammen vorhergegangen seyn soll; „obgleich, wenn seine Wahl hätte gültig seyn sollen, „nichts, was die Gesetze verlangen, hätte dürfen vor„bey gelassen werden; aber man zeige mir nur, daß „Tarquinius ein einziges von diesen Stücken beobachtet „hat, so will ich ihm die Unterlassung aller übrigen „zu gute halten. Durch was für Mittel ist er denn „aber zur Regierung gelangt? Durch die Waffen, „durch Gewalt, durch die Zusammenrottung eines Hau„fens von Bösewichtern, wie alle Tyrannen es zu ma„chen pflegen, ohne sich im geringsten um unsern Un„willen über eine solche Ungerechtigkeit zu bekümmern. Aber da er nun einmal, es sey auf was „Weise es wolle, die Regierung an sich gebracht hat„te, hat er sich denn da auch wie ein wahrer König „bewiesen? Hat er dem Beyspiel seiner Vorgänger nach„geahmt, welche in allen ihren Reden und Handlun„gen auf nichts bedacht waren, als wie sie den Staat „vergrößern und in einem blühendern Zustande, als sie „ihn gefunden hatten, ihren Nachfolgern hinterlassen „wollten? Welcher Mensch von gesundem Verstande „wird dieses sagen, da wir es insgesammt nur zu sehr

„empfinden, in welches Elend er uns versetzt hat. „Von dem betrübten Zustande, worinn wir Patricier „uns befinden, der auch einen Feind, wenn er da„von hörte, zum Mitleiden bewegen würde, will ich „schweigen. Ich will nichts davon sagen, daß nur so „wenige noch von der größten Anzahl, die wir vorher „ausmachten, übrig, daß wir von einer so hohen Stu„fe der Ehre und Würde in eine so tiefe Erniedri„gung herabgesunken, daß wir unsrer großen Gü„ter beraubt, und dagegen in Armuth und Noth ge„rathen, daß endlich jene weisen und großen Män„ner, welchen unsre Stadt ihren größten Ruhm zu „verdanken hatte, theils hingerichtet, theils ins „Elend verwiesen sind. Aber ihr, meine Mitbür„ger, in was für einem Zustande befindet ihr euch? „Hat er euch nicht die Gesetze genommen? Hat er „euch nicht alle öffentliche Zusammenkünfte bey den „Opfern verboten? Hat er nicht die Comitien, die „öffentlichen Versammlungen, auf welchen ihr wegen „der wichtigsten Angelegenheiten des Staats eure „Stimmen zu geben pflegtet, aufgehoben? Zwin„get er euch nicht, gleich als wenn er euch für sein „Geld zu Sklaven gekauft hätte, die härtesten Ar„beiten für ihn zu verrichten? Steine zu hauen, „Holz zu fällen, die schwersten Lasten zu tragen, in „den unreinen Gräben unter der Erde eure Ge„sundheit zu verderben, ohne euch dabey einen Au„genblick Ruhe zu vergönnen? Wann wird denn die„ses Elend einmal ein Ende nehmen? Wie lange „werden wir noch fortfahren, eine solche Begegnung

„ge-

„geduldig zu ertragen? Wann werden wir endlich „unsere Freyheit wieder erlangen? Etwa nach dem „Tode des Tarquinius? Nun ja! was werden wir „denn gewinnen? Wird es uns nicht vielmehr noch „schlimmer gehen? Werden wir nicht alsdann drey „Tarquinier statt eines einzigen haben, die noch weit „schlimmer sind, als der Vater selbst? Denn da der, „welcher aus einer Privatperson ein Tyrann geworden „ist, und erst so spät angefangen, böse zu werden, „doch kein Verbrechen eines Tyrannen unterlassen „hat; was müssen wir denn von seinen Söhnen er„warten, die, von einem bösen Vater erzeugt, eine „böse Erziehung gehabt, und nie weder etwas von ihm „gehört noch gesehen haben, das ihnen den Begriff „eines guten Regenten hätte geben können. Doch „damit ihr nicht erst lange nöthig habt, wegen ihrer „abscheulichen Gemüthsart Muthmaßungen anzustel„len, sondern mit Gewißheit erkennet, was für ei„ne Brut von Ungeheuern uns die Tyranney des Tar„quinius ernährt, so höret und sehet jetzt, was für „eine That der älteste von ihnen verübt hat. Die„ser todte Leichnam hier ist die Tochter des Spurius „Lucretius, den der Tyrann, als er mit der Armee „abmarschierte, zum Befehlshaber der Stadt bestell„te, und die Gemahlinn des Tarquinius Collati„nus, eines Verwandten der Tyrannen, der um ih„rentwillen schon vieles ausgestanden hat. Diese „Frau hat in der vergangenen Nacht, ungeachtet „ihr ihre Keuschheit über alles werth war, und sie „ihren Mann so liebte, wie eine rechtschaffene Frau

„ihren Mann lieben muß, den viehischen Begierden „des Sextus, welcher als ein Anverwandter ihres „Mannes, der sich im Lager aufhielt, bey ihr einge„kehrt war, nicht entgehen können, sondern eine Be„gegnung erdulden müssen, welche nur einer Skla„vinn und nicht einer freygebohrnen Frau angethan „werden darf. Vor Schmerz über eine solche uner„trägliche Beschimpfung außer sich, hat sie, nach„dem sie vorher ihrem Vater und ihren andern Ver„wandten ihre unglückliche Begebenheit erzählt, und „sie beschwöret ihren Schimpf zu rächen, mit dem „Dolch, den sie unter ihren Kleidern verborgen hat„te, sich vor den Augen ihres Vaters, meine Mit„bürger, das Herz durchstoßen. Bewundernswür„dige Lucretia, welche Lobsprüche hast du nicht wegen „deiner edlen Denkungsart verdient! Du hast dir „selbst den Tod angethan, weil du eine solche Be„schimpfung nicht ertragen konntest; du hast allem Ver„gnügen des Lebens entsagt, um nicht ferner einer „solchen Begegnung ausgesetzt zu seyn! Soll man nun „sagen, Lucretia, daß du als ein schwaches Weib so „edel und groß gedacht hast, als ein Mann, wir hin„gegen, die wir Männer sind, uns durch ein Weib „an Muth übertreffen lassen? Du hast nur eine einzige „Nacht die Wirkungen der Tyranney, durch den Ver„lust deiner bisher unbefleckten Ehre, erfahren, und „schon deßwegen den Tod allen Süßigkeiten des Lebens „vorgezogen; und wir sollten nicht auch so denken, wir, „die wir nicht einen Tag, sondern schon 25 Jahre hin„durch das Joch der Tyranney fühlen, und unsre Frey„heit,

„heit, ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu erlangen, „verloren haben? Nein, meine Mitbürger, wir dürfen nicht länger ein so elendes Leben ausstehen, oder „wir wären nicht werth von jenen Römern abzustammen, „welche sich für würdig hielten, andern Völkern Gesetze „zu geben, und keine Gefahren scheueten, wenn es auf „die Behauptung der Oberherrschaft oder auf die Ehre „des Staats ankam. Eins von beyden also müssen wir „erwählen, entweder ein freyes Leben, oder einen rühmlichen Tod. Die erwünschteste Gelegenheit, die Freyheit wieder zu erlangen, ist jetzt da. Tarquinius ist „außer der Stadt; die Patricier sind die Anführer des „Unternehmens, es fehlet uns an nichts, wenn wir „die Sache nur muthig angreifen; wir haben Leute, „wir haben Geld, wir haben Waffen, wir haben Anführer, kurz alles, was nur zu Ausführung eines solchen Unternehmens erfordert wird, im Ueberfluß. „Wäre es nun nicht schändlich, wenn wir, die wir uns „über die Volsciер, die Sabiner und alle benachbarten „Völker die Herrschaft anmaßen, selbst die Sklaven „eines andern seyn, wenn wir, die wir schon so oft für „die Habsucht des Tarquinius Kriege geführt haben, „nicht einmal für unsre eigne Freyheit fechten wollten? „Aber was haben wir für Hülfsmittel, was für Bundsgenossen, worauf wir uns bey Ausführung eines solchen Unternehmens verlassen können? Dieses ist das „einzige, wovon ich euch noch zu sagen habe. Zuerst also verlassen wir uns auf den Beystand der Götter, deren Tempel, Altäre und Opfer Tarquinius mit seinen „von Mord und Bürgerblut befleckten Händen entweihet hat; hiernächst auf unsre eignen Kräfte, da wir „we-

„weder in geringer Anzahl noch ungeübt und unerfahren „im Kriege sind; und dann auch auf die Hülfe unsrer „Bundsgenossen, die sich zwar jetzt, da sie sehen, daß „wir uns ganz ruhig halten, nicht unterstehen, einen „Aufstand gegen die Tyrannen zu wagen, sobald sie aber „sehen, daß wir entschlossen sind, mit Gewalt unsre „Freyheit wieder zu behaupten, uns mit Freuden bey„stehen werden. Denn die Tyranney ist allen Men„schen verhaßt, die den Werth der Freyheit kennen. „Was aber unsre Mitbürger, welche beym Tarquinius „im Lager sind, betrifft, so befürchtet nur ja nicht, „daß sie ihm beystehen, und gegen uns fechten werden. „Die Tyranney ist ihnen nicht weniger verhaßt, als uns. „Denn die Liebe zur Freyheit ist allen Menschen ange„bohren, und wenn jemand wider seinen Willen ge„zwungen ist, in einem elenden Zustande zu leben, so „ergreift er jede, auch die geringste Gelegenheit, sich „aus demselben herauszureißen, mit Begierde. Wenn „ihr sie also zu Hülfe rufet, und auf den Comitien aus„machet, daß sie ihrem Vaterlande gegen die Tyran„nen beystehen sollen, so werden sie sich weder durch „Furcht, noch durch Hoffnung, noch durch sonst et„was, was die Menschen zu Ungerechtigkeiten verfüh„ren kann, zurück halten lassen. Sollte aber auch ei„nigen ihre von Natur böse Gemüthsart oder Erzie„hung die Liebe zur Tyranney eingeflößt haben, deren „es aber gewiß nur sehr wenige geben kann, so wollen „wir sie schon zwingen, wider ihren Willen eine besse„re Gesinnung anzunehmen. Denn wir haben hier ihre „Kinder, ihre Weiber, ihre Aeltern, und also dasje„nige, was der Mensch höher als sein Leben zu schä-

„ßen

„ben pflegt, in unsrer Gewalt. Wenn wir ihnen da„her nur versprechen, daß wir ihnen diese wiedergeben „wollen, sobald sie von den Tyrannen abfallen, und „daß ihnen wegen ihrer Vergehungen gegen uns nichts „geschehen soll, so werden wir sie gewiß bald auf un„sre Seite bringen. Fasset also nur guten Muth, mei„ne Mitbürger, und fanget in der beßten Hoffnung „den Krieg gegen die Tyrannen an, den rühmlichsten, „den ihr jemals geführt habt. Euch, ihr Götter un„sers Vaterlandes, die ihr für das Wohl unsers Staats „sorget, euch Schutzgötter unsrer Vorfahren, und dich „von den Göttern vor allen andern begünstigte Stadt, „worinn wir gebohren und erzogen sind, euch wollen „wir mit Rath und That vertheidigen, für euch sind „wir bereit, unser Leben zu lassen, und alles, was das „Schicksal über uns verhängen wird, zu erdulden. Ich „sehe aber schon voraus, daß ein glücklicher Ausgang „unser gutes Unternehmen bekrönen wird. Der Him„mel gebe nur, daß wir die genaueste Einigkeit bey „der Ausführung desselben beobachten, und es nicht an „einem gleichen entschlossenen Muth fehlen lassen.“

Diese Rede des Brutus wurde mit beständigen Zurufungen von dem ganzen Volk begleitet, welches dadurch hinlänglich zu erkennen gab, wie sehr es mit seinen Wünschen übereinstimmte. Ja die mehrsten weinten vor Freude, weil sie sich nichts weniger vom Brutus vermuthen waren, als eine solche Rede. Ein jeder aber fühlte sich von ganz verschiednen Gemüthsbewegungen durchdrungen. Die Erinnerung an das vergangene Uebel, die Hoffnung eines zukünftigen glücklichen Zustandes, die Vorstellung der vielen Gottlosig-

kei-

keiten und Ungerechtigkeiten des Tyrannen, die vielen Schwierigkeiten, welche mit dem Unternehmen, ſich von ſeinem Joche zu befreyen, verknüpft waren, brachten wechſelsweiſe, bald Schmerz, bald Freude, bald einen Unwillen, der ſo weit gieng, daß ſie aus Begierde, ſich zu rächen, ihr Leben nicht achteten, bald die Furcht, daß ihr Vorhaben unglücklich ausfallen möchte, in den Gemüthern hervor. Sobald er aber ausgeredet hatte, ſchrie die ganze Verſammlung, wie mit einem Munde, er ſollte ihnen ſogleich die Waffen in die Hände geben. Voller Freuden antwortete Brutus: „Gleich „ſoll euch euer Wille gewährt werden, wenn ihr nur erſt „den Schluß des Senats anhören und beſtätigen wollet. „Wir haben nehmlich beſchloſſen, daß Tarquinius mit „ſeiner ganzen Familie aus Rom und dem ganzen Römiſchen Gebiete auf ewig verbannet, und daß es keinem Menſchen bey Lebensſtrafe erlaubt ſeyn ſoll, das „geringſte zum Beſten derſelben weder zu reden noch „zu unternehmen. Wenn ihr alſo mit dieſem Schluß „zufrieden ſeyd, ſo ſtellt euch in eure Curien und gebt „darüber eure Stimme. Dieſes ſey der erſte Schritt, „eure Freyheit und Rechte wieder zu behaupten.“

Das Volk that ſogleich, was Brutus verlangte, und als alle Curien einſtimmig die Verweiſung der Tyrannen beſchloſſen hatten, trat er noch einmal hervor, und ſagte: „Da wir alſo wegen des erſten und wich„tigſten Puncts einig ſind, ſo höret jetzt, was wir we„gen der künftigen Regierungsform ausgemacht haben. „Nach reiflicher Ueberlegung ſcheint es uns am zuträg„lichſten, die königliche Würde abzuſchaffen, und an „deren ſtatt jährlich zween Obrigkeitliche Perſonen mit

„kö-

„königlicher Gewalt, die ihr selbst in den centurien„weise angestellten Comitien erwählen werdet, zu bestel„len. Wenn ihr hiermit zufrieden seyd, so gebet dar„über ebenfalls eure Stimme.“ Da nun das ganze Volk auch dieses einstimmig bestätiget hatte, so ernannte Brutus den Spurius Lucretius zum Interrex, um der Gewohnheit gemäß die Comitien anzustellen. Dieser ließ darauf das Volk aus einander, nachdem er bekannt gemacht hatte, daß es sich eilends in dem Felde, wo gewöhnlich die Obrigkeitlichen Personen erwählt zu werden pflegten, bewaffnet einfinden sollte. Als dieses geschehen war, erwählte er den Brutus und Collatinus zu Consuln; welche Wahl denn auch durch das Volk, welches centurienweise seine Stimmen gab, bestätigt wurde.

Unterdeß, daß dieses zu Rom vorgieng, erhielt Tarquinius durch einige von seinem Anhange, welche, noch ehe die Thore geschlossen wurden, aus der Stadt entwischt waren, die Nachricht, daß Brutus das Volk versammelt habe, und es in einer öffentlichen Rede zu Behauptung seiner Freyheit aufzuwiegeln suchte. Er eilte daher, ohne jemand anders ein Wort davon zu sagen, bloß in Begleitung seiner Söhne und vertrautesten Freunde, mit verhängtem Zügel in die Stadt, um dem Aufstande zuvor zu kommen. Da er aber die Thore verschlossen, und die Festungswerke mit bewaffneten Leuten besetzt antraf, so kehrte er noch geschwinder, als er gekommen war, mit der größten Bekümmerniß wieder ins Lager zurück. Aber auch hier war schon alles für ihn verloren. Die Consuln nehmlich, welche wohl voraus sahen, daß er gleich in die Stadt kommen

würde, hatten auf verſchiednen Wegen Briefe ins Lager abgeſchickt, worinn ſie die Soldaten zum Abfall von den Tyrannen ermunterten, und ihnen von dem Schluß des Volks Nachricht gaben. Dieſe Briefe, welche eben zu der Zeit ankamen, als die Tarquinier das Lager verlaſſen hatten, wurden ſogleich von dem Titus Herminius und dem Marcus Horatius, den Vorgeſetzten des Lagers, öffentlich vorgeleſen, und die Stimmen der Soldaten darüber nach den Centurien geſammelt; welche denn alle den Schluß des Volks beſtätigten. Tarquinius wurde alſo, da er von Rom zurück kam, im Lager nicht eigelaſſen. Da er ſich nun auch in dieſer Hoffnung betrogen ſahe, ſo entfloh er nach Gabii, über welche Stadt er, wie ich ſchon oben geſagt habe, ſeinen älteſten Sohn Sextus zum König gemacht hatte. Er war um dieſe Zeit ſchon in einem hohen Alter, und hatte 25 Jahre die Regierung verwaltet. Herminius und Horatius machten hierauf mit den Ardeatern einen Stillſtand auf 15 Jahre, und zogen ſodann mit der Armee wieder ab. Dieſes war das Ende der königlichen Regierung, welche 244 Jahre ſeit Erbauung der Stadt gedauret hatte, durch den Tarquinius aber in eine Tyranney verwandelt war.

Des

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Fünftes Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dionyſius von Halikarnaß

Römiſche Alterthümer

Fünftes Buch.

Das Ende der königlichen Regierung zu Rom, und der Anfang der Ariſtokratie fällt in den Anfang der 68ſten Olympiade, in welcher der Crotonienſer Iſchomachus im Wettlauf den Preis erhielt, und Iſagoras Archont zu Athen war. Es fehlten noch vier Monate am Jahr, als die erſten Conſuln, Lucius Junius Brutus, und Lucius Tarquinius Collatinus die Regierung antraten. Sie erhielten eine große Verſtärkung an denen, welche, nach geſchloſſenem Stillſtande mit den Ardeatern, aus dem Lager in die Stadt kamen, und beriefen darauf, einige Tage nach Verjagung der Tyrannen, das Volk zuſammen, ermahnten es weitläuftig zur Einigkeit, und beſtätigten darauf durch einen neuen Schluß den vorigen, wodurch die

Tarquinier auf ewig des Landes verwiesen waren. Hierauf ließen sie eine Reinigung der Stadt anstellen, und Opfer darbringen, bey welchen sie selber zuerst im Namen ihrer selbst, ihrer Kinder und Nachkommen, den Eid ablegten, daß sie weder den König Tarquinius, noch seine Söhne, noch irgend einen seiner Nachkommen aus der Verweisung zurückberufen, und weder selbst jemals wieder einen König über die Römer erwählen, noch andern, es zu thun, verstatten wollten. Weil aber doch der Staat den vorigen Königen so vieles zu verdanken hätte, so wollte man doch wenigstens den Namen der Würde, so lange die Stadt stünde, beybehalten. Die Pontifexe und Augurn erhielten daher Befehl, einen von den Alten, von welchem sie glaubten, daß er sich am beßten dazu schicken würde, auszusuchen. Dieser sollte bloß über den Gottesdienst und die Opfer die Aufsicht haben, dabey von allen Kriegsverrichtungen frey seyn, und den Titel Opfer-König haben. Der erste, welcher diese Würde bekleidete, war Manius Papirius, ein stiller und friedliebender Mann, aus den Patriciern.

Nachdem diese Anordnungen gemacht waren, so fürchteten die Consuln, wie es scheinet, das Volk möchte eine irrige Vorstellung von der neuen Regierungsform bekommen, und sich einbilden, daß es jetzo zween Könige statt eines einzigen erhalten hätte, weil ein jeder Consul, gleich dem Könige, zwölf Fascen mit den Beilen vor sich hertragen ließ. Sie beschlossen daher, um dem Volke alle Furcht und ihrer Würde alles, was sie verhaßt machen könnte, zu benehmen, daß nur dem einen Consul die zwölf Fascen mit den Beilen, dem andern

aber

aber ohne die Beile, und ſtatt deren, wie einige Geſchichtſchreiber glauben, mit Kränzen umwunden, vorgetragen werden ſollten, und zwar ſo, daß dieſes alle Monate zwiſchen beyden abwechſelte; durch dieſe und noch mehr andre Einrichtungen von der Art brachten ſie es dahin, daß das gemeine Volk mit der gegenwärtigen Regierungsform ungemein zufrieden war, und die Fortdauer derſelben wünſchte. Die Conſuln erneuerten auch die Geſetze wegen der Contracte, welche Servius Tullius zum Beßten des Volks gegeben, Tarquinius aber alle wieder aufgehoben hatte, ſie ſtellten die gemeinſchaftlichen Opfer, welche in jeder beſondern Tribus und Diſtrict angeſtellt wurden, und wobey ſich alle Einwohner derſelben zu verſammeln pflegten, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande auf eben die Weiſe, wie es unter dem Tullius damit gehalten war, wieder her; ſie gaben dem Volke das Recht wieder, über die wichtigſten Angelegenheiten öffentliche Verſammlungen anzuſtellen, und ſeine Stimmen zu geben, kurz alle Freyheiten und Vorrechte, die es ehemals genoſſen hatte. Alles dieſes war dem Volke um deſto angenehmer, je neuer ihm der Beſitz ſeiner alten Freyheit nach einer ſo langen Sklaverey war. Demungeachtet gab es doch einige angeſehene Leute unter denſelben, die durch ihre unvernünftige Begierde, ſich zu bereichern, die Tyranney mit allen ihren Uebeln zurückwünſchten, und ſich daher heimlich zuſammen rotteten, die Stadt zu verrathen, die Tarquinier wieder zurück zu berufen, und die Conſuln umzubringen. Um den ganzen Zuſammenhang dieſer Sache deſto deutlicher zeigen zu können, wer die Oberhäupter der Verſchwörung geweſen,

und durch was für einen ganz unerwarteten Zufall sie, aller angewandten Vorsichtigkeit sich vor aller Welt geheim zu halten ungeachtet, entdeckt worden, so muß ich in meiner Erzählung etwas weiter hinauf gehen.

Tarquinius verweilte, nach seiner Verbannung aus Rom, in Gabii nicht lange, theils weil sich gleich eine Menge Leute aus Rom, denen die Tyranney lieber war, als die Freyheit, zu ihm geschlagen hatten, theils weil er sich auf den Beystand der Lateiner Rechnung machte, durch deren Hülfe er bald sein Reich wieder zu erlangen gedachte. Allein, da sie sich durch seine Bitten gar nicht bewegen lassen wollten, seinetwegen einen Krieg mit den Römern anzufangen, so sah er sich genöthigt, diese Hoffnung aufzugeben, und begab sich daher nach Tarquinii in Etrurien, woraus seine Großmutter gebürtig war. Hier gewann er bald die Vornehmen durch Geschenke, und brachte es dahin, daß sie ihn in die öffentliche Versammlung des Volks einführten, wo er denn die Tarquinienser an seine alte Verwandtschaft mit ihnen, an alle die Wohlthaten, welche sein Großvater allen Städten Etruriens erwiesen, und an das Bündniß, welches sie mit ihm geschlossen hatten, erinnerte, und zuletzt noch sein unglückliches Schicksal beklagte, daß er nehmlich jetzt, nachdem er in einem einzigen Tage seiner so großen Glückseligkeit beraubt worden, in dem größten Mangel selbst an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens mit seinen drey Söhnen herumirren, und bey denen, welche ehemals seiner Herrschaft unterworfen gewesen, Schutz suchen müßte. Das Volk wurde über seine Rede, die er mit vielen Thränen begleitete, so sehr gerührt, daß es sich bereden ließ,

Ge-

Gesandten nach Rom abzuschicken, um den Römern einen Vergleich im Namen des Tarquinius anzubieten, welcher hoffete, daß die Vornehmsten noch auf seiner Seite seyn, und ihm zu seiner Rückkehr behülflich seyn würden. Man verstattete ihm, sich selbst die Gesandten dazu auszusuchen, welche er von allem, was sie sagen und thun sollten, unterrichtete, und ihnen überdem noch Briefe von den andern Römischen Flüchtlingen an ihre Angehörigen, worinn sie dieselben um ihre Unterstützung baten, und auch etwas Geld mitgab.

Als diese Gesandten nun zu Rom angekommen und vor den Senat geführt waren, so sagten sie: Tarquinius bäte sich die Erlaubniß aus, daß er unter dem öffentlichen Versprechen einer völligen Sicherheit, in Begleitung einiger wenigen Freunde, nach Rom kommen dürfte, um zuförderst, wie es billig wäre, im Senat, und hernach mit Bewilligung desselben in der öffentlichen Versammlung des Volks wegen seiner ganzen Aufführung, von Anfang seiner Regierung an, Rechenschaft abzulegen; er wäre bereit, sich in allem, weßwegen man sich über ihn zu beschweren hätte, dem Urtheil des ganzen Volks zu unterwerfen. Wenn er sich nun völlig gerechtfertigt, und jedermann überführt hätte, daß er nichts gethan, was die Landesverweisung verdient habe, so verlange er, daß ihm die Regierung wieder übergeben würde, mit dem Versprechen, sich alle Bedingungen, die seine Bürger ihm vorschreiben würden, gefallen zu lassen. Wollten sie aber die königliche Würde durchaus abschaffen, und eine andre Regierungsform dafür einführen, so wäre er auch damit zufrieden, und verlange in dem Falle nichts weiter, als daß seine Verweisung aufgehoben und

ihm vergönnet würde, in seinem Vaterlande mit seiner Familie in Ruhe zu leben, ohne einige Vorzüge vor allen übrigen Bürgern zu genießen. Nachdem sie diesen Auftrag ausgerichtet, so baten sie den Senat, um des allgemeinen Völkerrechts willen, nach welchem es nicht erlaubt sey, irgend jemanden unverhörter Sache zu verdammen, dem Tarquinius zu verstatten, daß er sich vor ihnen, die er selbst zu seinen Richtern erwählte, vertheidigen dürfte. Wenn sie aber nicht geneigt seyn sollten, ihm selbst diese Gunst zu erweisen, so sollten sie sich doch wenigstens durch die Bitten einer ganzen Stadt bewegen lassen, dem Tarquinius eine Gefälligkeit zu erzeigen, wovon sie nicht den geringsten Schaden hätten, die sich aber die Stadt Tarquinii zu einer großen Ehre anrechnen würde. Sie möchten ferner bedenken, daß sie Menschen und sterblich wären, und also nicht über die menschliche Natur hinaus denken, und einen unsterblichen Haß gegen jemanden hegen dürften. Bloß den Fürsprechern zu Gefallen müßten sie, selbst wieder ihre Neigung, sich mäßigen und zur Gelindigkeit herablassen. Vernünftige Leute opferten gern, der Freundschaft zu gefallen, etwas von ihrer Feindschaft auf; diejenigen hingegen wären Unsinnige und Barbaren, bey welchen der Freund nicht mehr gölte, als der Feind, sobald es auf die Befriedigung ihrer Rache ankäme.

Als sie aufgehört hatten zu reden, stand Brutus auf, und antwortete ihnen folgendes: „Wegen der Rückkehr der Tarquinier, ihr Etruscer, bitt ich euch, nur „kein Wort weiter zu verlieren. Denn es ist schon durch „die Stimmen des ganzen Volks beschlossen, daß sie auf „ewig des Landes verwiesen seyn sollen, und wir haben uns

„bey

„bey allen Göttern durch einen Eid verbindlich gemacht,
„sie weder selbst jemals zurück zu berufen, noch zu erlauben,
„daß es durch andre geschehe. Wenn ihr aber sonst eine
„billige Forderung habt, die wir euch zugestehen können,
„ohne unsere Gesetze und Eidschwüre zu verletzen, so sagt
„es.“ Die Gesandten erwiederten hierauf: „Ganz wie-
„der unser Erwarten ist unser erster Versuch bey euch für
„uns ausgefallen. Wer hätte es gedacht, daß ihr unsern
„Fürspruch für einen Mann, welcher um Erlaubniß bit-
„tet, euch Rechenschaft wegen seiner Aufführung ablegen
„zu dürfen, verwerfen, und daß wir das, wozu euch
„doch das allgemeine Völkerrecht verbindet, nicht einmal
„als eine Gefälligkeit von euch verlangen können. Doch
„weil ihr einmal so fest entschlossen seyd, die Tarquinier
„nicht wieder aufzunehmen, so wollen wir euch nicht wei-
„ter darum bitten. Wir haben aber eine andre billige
„Forderung im Namen unsrer Stadt an euch, an deren
„Gewährung euch weder Gesetz noch Schwur verhin-
„dern. Sie bestehet darinn, dem Tarquinius die Güter,
„die sein Großvater vor seiner Gelangung zum Throne be-
„sessen hat, auszuliefern, weil der ältere Tarquinius sie
„weder durch Gewalt noch durch List von dem eurigen an
„sich gebracht, sondern sie von seinem Vater rechtmäßi-
„ger Weise geerbt, und sie mit sich nach Rom gebracht
„hatte. Denn er wird auch schon zufrieden seyn, wenn
„er nur irgendwo im Besitz des Seinigen, ohne euch wei-
„ter beschwerlich zu fallen, ruhig und vergnügt leben
„kann.“

Als die Gesandten dieses gesagt hatten, verließen sie den Senat. Brutus war der Meynung, man müsse die Güter des Tyrannen zurückbehalten, theils um ihn für

seine vielen und großen Ungerechtigkeiten gegen das gemeine Wesen zu bestrafen, theils weil man ihm dadurch zum Nachtheil des Staats keinen Vorschub geben dürfte, einen Krieg wieder denselben anzufangen. Denn Tarquinius und seine Söhne würden sich gewiß nie damit begnügen können, im Besitz des Ihrigen als Privatpersonen zu leben, sondern ihr Geld dazu gebrauchen, eine Armee auf die Beine zu bringen, und alles anwenden, um sich mit Gewalt wieder in den Besitz des Reichs zu setzen. Collatinus aber war der entgegengesetzten Meynung. Er sagte: Nicht die Güter der Tyrannen, sondern sie selbst hätten den Staat beleidigt. Wenn man ihnen daher ihre Forderung abschlüge, so müsse man befürchten, theils sich dadurch bey andern in den Verdacht zu setzen, daß man sie bloß in der Absicht verjagt hätte, ihre Güter an sich zu reissen, theils ihnen dadurch einen gerechten Vorwand zum Kriege an die Hand zu geben. Es sey auch noch sehr ungewiß, ob sie sich ihres Vermögens dazu bedienen würden, einen Krieg mit den Römern anzufangen; daran aber sey gar nicht zu zweifeln, daß sie nicht ruhen würden, so lange sie das Ihrige nicht wieder hätten.

Diese beyden verschiednen Meynungen fanden jede eine Menge Anhänger. Der Senat berathschlagte sich daher viele Tage, ohne daß er zu einer Entschließung kommen konnte. Der Rath des Brutus schien nützlicher, des Collatinus seiner aber billiger zu seyn. Endlich wurde beschlossen, die Entscheidung der Frage, ob man den Nutzen oder die Billigkeit vorziehen sollte, dem Volke zu überlassen. Die Consuln trugen also beyde ihre Meynung vor und unterstützten sie mit den besten Gründen. Als darauf die 30 Curien ihre Stimmen gaben, so behielt diejeni-

jenige Meynung, nach welcher den Tarquiniern ihre Güter ausgeliefert werden sollten, die Oberhand; allein das Uebergewicht derselben war so geringe, daß sie nur eine einzige Stimme mehr hatte.

Als den Etruscern diese Nachricht durch die Consuln gebracht wurde, so erhoben sie die Stadt mit den größten Lobsprüchen, weil sie die Billigkeit ihrem Nutzen vorgezogen hätten, und schrieben alsobald an den Tarquinius, daß er jemand schicken sollte, um seine Güter in Empfang zu nehmen. Sie selbst aber blieben noch in der Stadt, unter dem Vorwande, daß sie die Mobilien zusammenpacken und Wagen, auf welchen sie weggebracht werden könnten, anschaffen, die unbeweglichen Güter aber erst verkaufen wollten. In der That aber giengen sie damit um, die Lage der Sachen auszuforschen und die Bürger durch allerley Kunstgriffe zu bestechen, wie ihnen der Tyrann aufgetragen hatte. Sie gaben die Briefe ab, welche ihnen die Verwiesenen an ihre Angehörigen mitgegeben hatten, und schickten ihnen dann die Antworten darauf. Sie machten außerdem mit vielen andern Leuten Bekanntschaft, erforschten ihre Gesinnungen, und wenn sie solche fanden, die wegen ihrer veränderlichen Gemüthsart, oder wegen ihrer Armuth, oder wegen ihrer Habsucht und anderer ausschweifenden Begierden, zu deren Befriedigung sich unter der Tyranney die beßte Gelegenheit zu finden pflegt, leicht zu gewinnen waren, so suchten sie dieselben theils durch große Hoffnung, theils durch Geld auf ihre Seite zu ziehen. Es fanden sich auch genug, wie es in einer so großen und volkreichen Stadt nicht anders zu vermuthen war, welche den zerrütteten Zustand des gemeinen Wesens zurückwünschten, nicht bloß unter dem gemeinen

Volk,

Volk, ſondern ſelbſt unter dem Adel. Zu den letztern gehörten, unter andern, zween Junier, nehmlich Titus und Tiberius, welche kaum mannbar waren; zween Gellier, Marcus und Manius, die Brüder der Gemahlinn des Brutus, welche ſchon in dem Alter waren, daß ſie an den Regierungsgeſchäfften Theil nehmen konnten; und des Conſuls Collatinus zween Schweſterſöhne, Lucius und Marcus Aquillius, welche mit den Söhnen des Brutus gleiches Alter hatten. Bey den letztern wurden gemeiniglich die Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen wegen der Rückkehr der Tyrannen angeſtellt, weil ihr Vater nicht mehr am Leben war.

Niemals zeigte es ſich deutlicher, wie ſehr die göttliche Fürſehung den Römern günſtig ſey, und dafür ſorge, ſie empor zu bringen, als bey dieſer Gelegenheit. Denn dieſe elenden Leute waren ſo verblendet, daß ſie die Thorheit begiengen, eigenhändige Briefe an den Tyrannen aufzuſetzen, in welchen ſie ihm von der Anzahl der Mitverſchworenen, und von der Zeit, in welcher ſie die Conſuln aus dem Wege zu ſchaffen gedächten, Nachricht gaben. Sie ließen ſich dazu durch die Briefe des Tyrannen verleiten, worinn er ihnen ſchrieb, daß er gerne die Namen ſeiner Feinde zu Rom vorher wiſſen möchte, damit er ſich, nach ſeiner Wiedergelangung zum Reich, dankbar gegen ſie bezeigen könnte. Dieſe Briefe aber kamen den Conſuln durch folgenden glücklichen Zufall in die Hände. Die Häupter der Verſchwörung hatten ſich bey den Aquilliern, den Schweſterſöhnen des Collatinus, verſammelt, unter dem Vorwande, daß man ſie dazu eingeladen hätte, einem Opfer beyzuwohnen. Nach der Mahlzeit ließen ſie die Bedienten ſich aus dem Hauſe entfernen, ſtellten darauf

auf ihre gewöhnlichen Berathſchlagungen an, und ſchrieben insgeſamt wegen der Maaßregeln, die ſie genommen hatten, eigenhändige Briefe, welche von den Aquilliern den Etruſciſchen Geſandten übergeben werden ſollten, damit dieſe ſie an den Tarquinius abſchicken könnten. Unterdeſſen kam einer von ihren Sklaven, Namens Vindex, aus Cänina gebürtig, welcher im Kriege zum Gefangenen gemacht war, und nun zum Weinſchenken von ihnen gebraucht wurde, auf den Verdacht, daß ſie vielleicht mit böſen Anſchlägen umgehen möchten, weil ſie ihre Leute weggeſchickt hätten, und blieb deßwegen allein an der Thüre des Zimmers ſtehen, hörte alles, was ſie ſprachen, und ſahe durch eine Ritze, daß ſie insgeſammt Briefe ſchrieben. Er gieng alſo, da es ſchon weit in die Nacht war, aus dem Hauſe, gleich als wenn er wohin geſchickt würde, und begab ſich, weil er es nicht wagen wollte, zu den Conſuln zu gehen, aus Furcht, ſie möchten ihn, um die Sache ihren Verwandten zu Gefallen geheim zu halten, umbringen laſſen, zu dem Publius Valerius, einem von den vier erſten, welche Rom von der Tyranney befreyet hatten. Dieſem entdeckte er, nachdem er ſich von ihm die Hand darauf geben und durch einen Eid verſprechen laſſen, daß er nichts zu fürchten haben ſollte, alles was er geſehen und gehört hatte. Valerius begab ſich hierauf ohne Verzug, mit Anbruch des Tages, in Begleitung einer Menge ſeiner Clienten und Freunde zum Hauſe der Aquiller, gieng, als wenn er ſonſt etwas darinn zu thun hätte, hinein, bemächtigte ſich, ohne Mühe, der Briefe und der Verſchwornen ſelbſt, welche noch nicht aus einander gegangen waren, und brachte ſie zu den Conſuln.

Die große und edle Handlung, welche ich jetzt von dem

Brutus erzählen werde, und welche die Römer ſo ſehr zu erheben pflegen, wird, befürchte ich, den Griechen gar zu hart vorkommen, als daß man ſie glauben könnte. Denn wir ſind alle von Natur geneigt, das, was uns von andern erzählt wird, nach uns ſelbſt zu beurtheilen, und es, wenn es auch an ſich ganz glaublich iſt, für unglaublich zu halten, wenn es nicht mit unſrer Denkungsart übereinſtimmet. Dieſes ſoll mich aber nicht abhalten, die Sache, ſo wie ſie geſchehen iſt, zu erzählen. Sobald es nehmlich Tag war, begab er ſich auf das Tribunal, und ſahe daſelbſt die Briefe der Verſchwornen durch. Als er nun an dem Petſchaft, und, als er ſie erbrochen hatte, auch an der Hand erkannte, daß ſich auch einige von ſeinen Söhnen darunter befanden, ſo ließ er ſie durch den Schreiber ganz laut, ſo daß es alle Anweſenden hören konnten, vorleſen.

Als dieſes geſchehen war, gab er ſeinen Söhnen Erlaubniß zu reden, wenn ſie etwas zu ihrer Vertheidigung vorbringen könnten. Weil nun keiner von beyden unverſchämt genug war, eine hinlänglich erwieſene Sache zu leugnen, ſo fiengen ſie beyde an zu weinen. Brutus ſtand hierauf, nach einigem Bedenken, von ſeinem Sitze auf, ließ durch einen Herold der Verſammlung ein Stillſchweigen auflegen, und ſprach darauf, indem jedermann wegen des Ausgangs der Sache in der größten Erwartung war, das Todesurtheil über ſeine Söhne aus. Das Volk erhub, als es dieſes hörte, ein großes Geſchrey, weil es glaubte, daß man dem Brutus ſelbſt keine größere Strafe anthun könnte, als wenn man ſeine Kinder hinrichtete, und verlangte daher, daß dem Vater zu Gefallen den beyden Söhnen das Leben geſchenkt werden ſollte.

Al-

Allein der Conſul wurde weder durch das Geſchrey noch durch das Wehklagen der Verſammlung bewegt, ſondern ließ, aller Thränen und zärtlichſten Bitten ſeiner Söhne ungeachtet, ſogleich die Lictorn Hand an ſie legen. So ſehr ſich nun auch ein jeder darüber wunderte, daß er ſich weder durch die Bitten ſeiner Bürger noch durch die Stimme der Natur ſelbſt erweichen ließ, ſo erſtaunte man doch noch mehr über die unerbittliche Strenge, die er bey der Vollziehung der Strafe ſelbſt bewies. Denn er wollte durchaus nicht, daß ſie anderswo, als vor den Augen des ganzen Volks, hingerichtet würden; er ſelbſt verließ den Markt nicht ehr, als bis die Strafe vollzogen war, damit es nicht ſcheinen möchte, daß er einen ſolchen Anblick nicht habe ertragen können; ja er erſparte ihnen nicht einmal die öffentliche Beſchimpfung, welche vor der Vollziehung der Todesſtrafe herzugehen pflegt, ſondern ließ ſie, ohne das geringſte von dem, was die Gewohnheiten und Geſetze verlangten, vorbey zu laſſen, öffentlich auf dem Markte, vor ſeinen eignen Augen, wie die gemeinſten Miſſethäter, erſt geiſſeln und darauf mit dem Beil enthaupten. Was man aber mehr als alles dieſes bewunderte, war, daß ſich nicht einmal auf ſeinem Geſichte die geringſte Veränderung oder Betrübniß zeigte; daß er, da keiner der Anweſenden ſich der Thränen enthalten konnte, allein weder eine Thräne über den Tod ſeiner Kinder vergoß, noch eine einzige Klage über einen ſolchen Verluſt ſeines Hauſes ausſtieß, noch irgend ein anders Zeichen des Schmerzes blicken ließ, ſondern ſtandhaft und mit unerſchüttertem Muth ſein Unglück ertrug. So ſehr war er Herr über alle Leidenſchaften, welche ihn hätten von ſeinem

nem Entschlusse abbringen und seine Vernunft wankend machen können.

Nachdem er also seine Söhne hatte hinrichten lassen, ließ er auch die beyden Aquilier, die Schwestersöhne seines Amtsgehülfen, bey denen die Verschwornen ihre Zusammenkünfte angestellt hatten, herbringen. Er gab ihnen ebenfalls, nachdem der Schreiber ihre Briefe öffentlich verlesen, die Erlaubniß, sich zu verantworten. Sie warfen sich aber statt dessen, entweder auf eignen Antrieb, oder auf Anrathen eines guten Freundes, ihrer Mutter Bruder, dem Collatinus, zu Füßen, in der Hoffnung, durch seinen Fürspruch ihr Leben zu retten. Brutus gab hierauf sogleich den Lictorn Befehl, sich ihrer zu bemächtigen, und sie zur Todesstrafe hinwegzuführen, wenn sie nichts zu ihrer Vertheidigung zu sagen hätten. Allein Collatinus hieß sie, so lange warten, bis er erst mit seinem Amtsgehülfen gesprochen hätte. Er nahm darauf den Brutus allein, und bat ihn, so sehr er nur konnte, den jungen Aquiliern das Leben zu schenken. Er entschuldigte sie mit der Unerfahrenheit und dem Leichtsinn ihrer Jugend, welche sich durch den Rath böser Freunde hätten verführen lassen, und beschwor ihn daher, daß er ihm doch in diesem einzigen Stücke nachgeben möchte, wofür er sich auch künftig alles, was er wollte, gefallen lassen würde. Er unterstützte diese Bitten mit der Vorstellung, daß man sehr befürchten müßte, einen allgemeinen Aufruhr zu erregen, wenn man alle diejenigen, von welchen man glaubte, daß sie an der Verschwörung zum Besten der Tyrannen Antheil gehabt hätten, am Leben strafen wollte; denn ihrer wäre nicht nur eine große Menge, sondern sie gehörten auch größten Theils zu den angesehensten

ſten Häuſern. Allein Brutus war unerbittlich. Collatinus ſuchte ihn daher, als er ſahe, daß er es nicht dahin bringen würde, ihnen eine gänzliche Erlaſſung der Strafe zu verſchaffen, bloß dahin zu bereden, daß er dieſelbe etwas mildern mögte, weil es zudem, wie er ſagte, ſehr ungereimt ſey, wenn man die Freunde der Tyrannen am Leben ſtrafen wollte, da man ſie ſelbſt bloß des Landes verwieſen hätte. Oder wenn er auch das nicht wollte, ſondern ihr Tod feſt bey ihm beſchloſſen wäre, ſo möchte er doch wenigſtens das Todesurtheil noch einige Zeit verſchieben. Da er ihm aber auch dieſes abſchlug und mit einem hohen Eide bekräftigte, daß ſie noch denſelben Tag ſterben ſollten, ſo ſagte endlich Collatinus, über dieſe Hartnäckigkeit ſeines Amtsgehülfen aufgebracht: „Nun, weil du deinen harten Sinn denn gar nicht beu„gen laſſen willſt, ſo bediene ich mich meiner Macht, „vermöge welcher ich eben ſo viel zu ſagen habe, als du, „und ſpreche die Jünglinge los.“ Ganz erbittert hierüber, verſetzte Brutus: „Wahrlich, ſo lange ich lebe, „ſoll es dir nicht gelingen, die Verräther des Vaterlandes „vom Tode zu befreyen. Auch du ſelbſt ſollſt bald die „verdiente Strafe empfangen.“

Als er dieſes geſagt hatte, ließ er die beyden Aquilier gefänglich verwahren und darauf das Volk zuſammenberufen. Das Gerücht von der Hinrichtung ſeiner Söhne, welches ſich ſchon durch die ganze Stadt verbreitet hatte, machte, daß der Markt bald voll wurde. Er gieng darauf nebſt den angeſehenſten Senatoren hervor, und redte das Volk alſo an: „Ich wünſchte nichts „mehr, meine Mitbürger, als daß mein Amtsgehülfe „Collatinus in allen Stücken mit mir völlig einig ſeyn, und

„nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That seinen „Haß und Abscheu gegen die Tyranney an den Tag legen „möchte. Allein ich sehe leider, daß er ganz anders ge„sinnt ist, daß er nicht nur durch die Bande der Bluts„freundschaft, sondern auch durch gleiche Denkungsart „und Neigungen mit den Tarquiniern in Verbindung steht, „indem er nicht aus Liebe zum gemeinen Besten, sondern „bloß um seines eignen Vortheils willen eine Aussöhnung „mit ihnen zu Stande zu bringen sucht. Ich bin daher „entschlossen, nicht nur selbst mich der Ausführung seiner „verderblichen Absichten zu widersetzen, sondern auch euch „aufzufodern, mich hierinn zu unterstützen. Erst aber werde „ich euch die große Gefahr, worinn sich der Staat befun„den, vorstellen, und denn euch zeigen, wie ein jeder von uns „beyden sich dabey betragen hat. Einige Römische Bür„ger, worunter sich auch meine beyden Söhne, nebst „den Brüdern meiner Frau und noch einigen andern an„gesehenen Leuten befanden, haben in dem Hause der „Aquilier, der Schwestersöhne des Collatinus, heimliche „Zusammenkünfte angestellt, und sich daselbst unter ein„ander dazu verbunden und verschworen, mich ums Leben „zu bringen, und dann den Tarquinius in sein Reich wie„der einzusetzen. Sie hatten dieserwegen auch eigenhän„dige Briefe geschrieben und dieselben mit ihrem Petschaft „versiegelt, welche an den Tarquinius abgeschickt wer„den sollten. Dieses Vorhaben ist uns, durch die gnädige „Fürsorge der Götter, von diesem Sklaven der Aquilier, „bey denen die Verschworenen sich in verwichener Nacht „versammelt und die Briefe, die wir jetzt in Händen ha„ben, geschrieben, entdeckt worden. Ich habe daher auch „meine beyden Söhne, Titus und Tiberius, schon ver-

„dien-

„dienter Weise am Leben gestraft, und es mir nicht für „erlaubt gehalten, aus Liebe zu ihnen unsern Gese„ßen und Schwüren im geringsten zuwieder zu handeln. „Die Aquilier aber gedenket Collatinus der Gerechtigkeit „zu entziehen, und will nicht, daß sie eben dieselbe Stra„fe leiden sollen, als meine Söhne, da sie doch an derselben Verrätherey Theil genommen haben. Werden „aber diese beyden losgesprochen, so werde ich auch we„der die Brüder meiner Frau, noch die übrigen Verrä„ther des Vaterlandes bestrafen dürfen. Denn was für „ein Recht habe ich dazu, wenn ich diese frey lasse? Was „denkt ihr nun von einem solchen Betragen des Collati„nus? Zeigt es seine Liebe fürs Vaterland, oder für „die Tyrannen? Heißt es, den Eid, welchen wir zu„sammen geschworen haben, halten, oder ihn verletzen „und meineidig werden? Hätten wir hiervon nichts erfah„ren, so würde er den Verwünschungen, die er selbst „gegen sich ausgesprochen, unterworfen gewesen, und „von den Göttern, bey denen er falsch geschworen, be„straft worden seyn; jetzt aber, da wir wissen, wie er ge„sinnet ist, kömmt es uns zu, ihn dafür zu bestrafen. „Vor einigen Tagen überredete er euch, den Tyrannen „ihre Güter ausfolgen zu lassen, in keiner andern Absicht, „als damit sich die Stadt derselben ja nicht gegen ihre „Feinde, sondern diese vielmehr gegen die Stadt bedienen „möchten; und jetzt verlangt er, daß diejenigen, welche „sich zum Besten der Tyrannen zusammen verschworen „haben, losgesprochen werden sollen, ohne Zweifel, um „sich dadurch den Tyrannen selbst gefällig zu machen, „und damit er, wenn sie sich durch Verrätherey oder „mit Gewalt der Waffen des Reichs wieder bemächtigen

„ſollten, ihnen dieſe geleiſteten Dienſte wieder ins „Gedächtniß bringen, und alsdann alles, was „ſein Herz nur wünſchet, von ihnen erlangen könne. „Hoffeſt du nun, Collatinus, daß ich, der ich meine „eignen Söhne nicht verſchont habe, dich verſchonen „werde, dich, der du zwar mit dem Körper hier bey uns, „mit der Seele aber bey den Feinden biſt? Dich, der „du die Verräther des Vaterlandes am Leben erhalten, „mich aber, den eifrigſten Verfechter ſeiner Freyheit, „ums Leben bringen willſt? Nein, nimmermehr! „Ich ſetze dich vielmehr, damit du künftig dergleichen „nicht wieder begehen kannſt, hiermit von deinem Am„te ab und befehle dir, Rom zu verlaſſen und einen „andern Ort zu deinem Aufenthalt zu wählen. Euch „aber, meine Mitbürger, will ich jetzt Centurienweiſe „eure Stimmen geben und entſcheiden laſſen, ob mein „Ausſpruch gültig ſeyn ſoll. So viel aber wiſſet vor„aus, daß ihr künftighin nur einen von uns beyden, „entweder den Collatinus oder den Brutus, zum Con„ſul behalten werdet.“

Während daß Brutus dieſe Rede hielt, fiel ihm Collatinus, der darüber ſehr aufgebracht wurde, beſtändig mit großem Geſchrey ins Wort, indem er ihn bald einen heimlichen Feind und Verräther ſeiner Freunde nannte, bald ſich gegen ſeine Beſchuldigungen vertheidigte, bald für ſeiner Schweſter Söhne Fürbitte einlegte, bald dem Volke nicht erlauben wollte, ſeine Stimme zu geben. Allein, durch alles dieſes brachte er das Volk immer noch mehr gegen ſich auf, alles, was er ſagte, vermehrte nur den Lermen, das Volk war ſo ſehr gegen ihn erbittert, daß es weder ſeine Ver-

ant-

antwortung noch seine Bitten anhörte, sondern sogleich seine Stimmen geben wollte. Der Schwiegervater des Collatinus, Spurius Lucretius, befürchtete daher, er möchte mit Schimpf und Schande seines Amts entsetzt und aus dem Lande gejagt werden. Er bat sich deßwegen bey den beyden Consuln die Erlaubniß aus, eine Rede an das Volk, bey welchem er sehr beliebt war, halten zu dürfen; welche er denn auch erhielt. Die Römischen Geschichtschreiber sagen, daß er der erste gewesen, welchem dieses zugestanden worden, da es vorher gar nicht gebräuchlich gewesen, daß eine Privatperson in einer öffentlichen Versammlung eine Rede an das Volk hielte. Er that also beyden Consuln Vorstellungen. Zuerst ermahnte er den Collatinus, er möchte doch seinem Amtsgehülfen nachgeben und nicht darauf bestehen, das Consulat wieder Willen seiner Bürger, die es ihm doch von freyen Stücken übergeben hätten, zu behalten; wenn sie es ihm also nicht lassen wollten, so sollte er es freywillig niederlegen; er sollte sich mehr mit der That, als mit Worten gegen die Beschuldigungen, welche Brutus ihm machte, zu verantworten suchen; er sollte sich daher, weil es das Wohl des Staats so zu erfodern schiene, an einem andern Orte mit seinem ganzen Vermögen niederlassen, bis die öffentliche Ruhe und Sicherheit erst wieder hergestellt wäre; und bedenken, daß man sich um andre Verbrechen nicht eher als nach Vollbringung der That zu bekümmern pflege, daß es hingegen auch bey dem geringsten Verdacht der Verrätherey die Klugheit erfordere, wenn er auch noch so ungegründet seyn sollte, sich doch lieber auf alle Weise davor in Sicherheit zu setzen, als eine

Nachlässigkeit zu begehen, die den gänzlichen Untergang nach sich ziehen könnte. Hiernächst wandte er sich an den Brutus, und bat ihn, er möchte doch seinen Amtsgehülfen, mit welchem er so heilsame Entwürfe zum Besten des Vaterlandes gemacht hätte, nicht mit Schimpf und Schande aus der Stadt verjagen; sondern wenn Collatinus gutwillig sein Amt niederlegen, und sich anders wohin begeben wollte, ihm erlauben, sein ganzes Vermögen nach Bequemlichkeit aus der Stadt wegzuschaffen, und ihm noch ein Geschenk aus der öffentlichen Schatzkammer dazu geben, damit er sich durch diese Gunstbezeugung des Volks in seinem Unglück trösten könnte.

Diese Vorstellungen des Lucretius wurden von der ganzen Versammlung mit vielem Beyfall aufgenommen. Collatinus legte also mit vielen Klagen über sein trauriges Schicksal, daß er, ohne das geringste verbrochen zu haben, bloß wegen seines Mitleidens mit seinen Verwandten, aus seinem Vaterlande verbannet würde, das Consulat nieder. Brutus lobte ihn, daß er einen Entschluß gefaßt hätte, der so wohl für ihn selbst als für den Staat der allerbeßte wäre, und ermahnte ihn, er möchte doch nicht den geringsten geheimen Haß, weder gegen ihn, noch gegen den Staat beybehalten, sondern, wenn er sich gleich anderswo niederließe, doch noch immer Rom als sein Vaterland ansehen, und sich mit den Feinden deſſelben weder mit Rath noch mit That in einige Verbindung einlassen. Er möchte übrigens seine Entfernung von Rom bloß als eine Veränderung des Orts, und nicht als eine Verweisung oder Verbannung ansehen, und wenn

er

er gleich mit seinem Körper an einem andern Orte wäre, doch mit seiner Seele sich von seinen alten Mitbürgern nicht trennen. Nachdem er ihm diesen guten Rath gegeben, so beredete er das Volk, daß es ihm ein Geschenk von 20 Talenten machte, wozu er noch 5 von seinem eigenen Vermögen hinzuthat. Collatinus begab sich darauf nach Lavinium, dem Stammorte der Lateiner, und blieb daselbst bis an seinen Tod, der in einem hohen Alter erfolgte.

Brutus, welcher gar nicht die Absicht hatte, allein zu regieren, und auch bey dem Volke nicht gern in den Verdacht kommen wollte, daß er in dieser Absicht seinen Amtsgehülfen des Landes verwiesen hätte, ließ hierauf sogleich das Volk auf dem Marsfelde, wo es vorher die Könige und andre obrigkeitlichen Personen zu erwählen pflegte, zusammenkommen, und nahm daselbst den Publius Valerius, der, wie ich schon vorher gesagt habe, von den Sabinern abstammte, zum Amtsgehülfen an, einen Mann, der, außer seinen vielen andern vortrefflichen Eigenschaften, besonders wegen seiner großen Genügsamkeit Bewunderung und Lob verdient. Er besaß überhaupt einen angebohrnen großen Verstand, wovon er, wie ich bald zeigen will, viele Proben abgelegt hat. Mit diesem war Brutus in allen Stücken vollkommen einig. Sie ließen daher alsobald alle, die an der Verschwörung Theil gehabt hatten, hinrichten, und beschenkten den Sklaven, welcher die Verräther angegeben, mit der Freyheit, dem Bürgerrechte, und außerdem noch mit einer großen Summe Geldes. Hierauf machten sie drey vortreffliche und dem Staat sehr vortheilhafte Anordnungen, wodurch die Einigkeit der

Bürger unterhalten, der Anhang der Feinde aber immer mehr vermindert wurde. Dieſe beſtanden in folgendem.

Fürs erſte ſuchten ſie die würdigſten Männer aus dem Volke aus und nahmen ſie unter die Patricier auf, wodurch der Senat auf 300 Perſonen ergänzt wurde. Fürs andre gaben ſie die Güter der Tyrannen öffentlich Preis, und erlaubten einem jeden ſo viel davon wegzutragen, als er wollte. Ihre Ländereyen aber theilten ſie unter diejenigen aus, welche noch kein eignes Land hatten, ausgenommen das Feld, welches zwiſchen der Stadt und der Tiber belegen iſt. Denn dieſes war ſchon lange vorher durch eine öffentliche Verordnung dem Mars geweihet, weil es ſo wohl eine vortrefliche Weide für die Pferde, als den bequemſten Exercierplatz für die Römiſche Jugend abgab. Schon vorher, ehe es noch zu dieſem Gebrauch beſtimmt wurde, war es ſchon dem Mars heilig geweſen. Tarquinius aber hatte es an ſich geriſſen, und es zu einem Kornfelde gemacht, welches, wie mich dünkt, ganz ungezweifelt aus der Verordnung, welche die Conſuln damals wegen des Getraides, das auf demſelben gewachſen war, machten, erhellet. Denn, da ſie dem Volk die Erlaubniß gaben, alle Güter der Tyrannen zu plündern, ſo nahmen ſie allein das Getraide von dieſem Felde, welches noch auf den Tennen war, davon aus, und litten nicht, daß jemand etwas, weder von dem Gedroſchenen noch von dem Ungedroſchenen, wegtragen durfte, ſondern ließen es als eine Sache, auf welcher der Fluch ruhe, und die daher in kein Haus gebracht werden dürfte, in den Fluß werfen. Zum Beweiſe,

daß

daß dieses geschehen ist, zeigt man noch jetzt eine Insel von mäßiger Größe in der Tiber, welche dem Aesculapius heilig ist, und durch den Haufen Getraide, welcher gefaulet und nach und nach durch den Schlamm und andere Unreinigkeiten des Flusses vergrößert und befestiget worden, entstanden seyn soll. Fürs dritte endlich gaben sie allen denen Römischen Bürgern, welche mit dem Tarquinius die Stadt verlassen hatten, Erlaubniß, innerhalb 20 Tagen wieder zurückzukehren, mit dem Versprechen, daß ihnen nichts geschehen und alles Vergangene vergeben werden sollte; wenn sie sich aber binnen dieser Zeit nicht einfänden, so sollten sie auf ewig des Landes verwiesen seyn, und ihre Güter eingezogen werden. Diese Verordnungen thaten die beßte Wirkung. Denn diejenigen, welche von den Gütern der Tyrannen ihren Theil bekommen hatten, waren jetzt bereit, aus Furcht ihre Beute wieder zu verlieren, sich den allergrößten Gefahren auszusetzen; diejenigen aber, welche sich aus Furcht, für ihre unter den Tyrannen begangenen Ungerechtigkeiten von dem Volke bestraft zu werden, zu einer freywilligen Landesverweisung verdammet hatten, verließen jetzt, da sie weiter nichts zu befürchten hatten, die Parthey der Tyrannen und hielten es wieder mit der Stadt.

Nachdem die Consuln diese Verordnungen gemacht hatten, so waren sie nunmehr darauf bedacht, sich zum Kriege zu rüsten, weil sie vernommen hatten, daß die Verwiesenen Anstalt machten, mit Hülfe einer großen Armee aus allen Etruscischen Städten, eines ansehnlichen Beystandes der Tarquinienser und Vejen-

ter, welche öffentlich ihre Parthey nahmen, und einer Menge Freywilliger, die ihnen theils durch ihre Freunde zugeschickt, theils für Sold in ihre Dienste gegangen waren, sie anzugreifen. Sie schlugen daher Anfangs vor der Stadt ein Lager auf, und ließen die Soldaten daselbst, unter ihre Anführer und Fahnen vertheilt, beständige Kriegesübungen vornehmen. Sobald sie aber hörten, daß die Feinde abmarschirt wären, beschlossen sie ihnen zuvorzukommen, setzten daher sogleich, ehe die Feinde herüber giengen, über den Fluß, und schlugen nahe bey den Etruscern auf der so genannten Junischen Wiese dicht an einem Haine, welcher dem Heros Arsius heilig war, ihr Lager auf. Die beyden Armeen waren ungefähr gleich stark, und zeigten auch eine gleiche Begierde zum Treffen. Gleich Anfangs, sobald sie einander ansichtig wurden, und ehe noch die Fußvölker ihr Lager aufgeschlagen hatten, kam es zwischen der Reuterey zu einem leichen Gefechte, worinn beyde Partheyen nur ihre Kräfte versuchten, und, ohne Gewinnst oder Verlust auf einer Seite, sich ins Lager zurückzogen. Bald aber griffen die beyden ganzen Armeen, in gleicher Ordnung auf beyden Seiten, einander an. Die Fußvölker nehmlich waren in der Mitte, und die Reuterey auf den beyden Flügeln. Der neue Consul Valerius commandirte den rechten Flügel der Römer gegen den Vejentern über, Brutus aber den linken, und hatte die Tarquinienser, welche von den Söhnen des Tarquinius angeführt wurden, gegen sich.

Ehe es noch zum Angriff kam, ritt Aruns, einer von des Tarquinius Söhnen, welcher der stärkste

und

und muthigſte von den Brüdern war, aus der Etruſciſchen Schlachtordnung hervor, ſo weit, daß ihn alle Römer deutlich ſehen und ſeine Stimme hören konnten, ſtieß darauf viele Schimpfreden gegen den Brutus aus, nannte ihn ein wildes Thier, welches mit dem Blute ſeiner Kinder befleckt ſey, ſchalt ihn furchtſam und feige, und foderte ihn zuletzt heraus, in einem Zweykampfe mit ihm den Streit zu entſcheiden. Brutus, der eine ſolche Beſchimpfung nicht ausſtehen konnte, jagte ſogleich, ohne ſich an die Vorſtellungen ſeiner Freunde, welche ihn davon abhalten wollten, zu kehren, aus der Schlachtordnung hervor, dem über ihn verhängten Tode entgegen. Beyde rannten mit gleicher Wuth auf einander los, bloß auf ihre Rache und im mindſten nicht auf die Gefahr, worin ſie ſich begaben, bedacht, ſtießen mit den Pferden gegen einander und brachten ſich alſo beyde mit ihren Spießen durch Schild und Panzer, der eine durch die Seite und der andre durch den Unterleib, eine tödtliche Wunde bey. Ihre Pferde, welche mit der Bruſt gegen einander geſtoßen waren, bäumten ſich in die Höhe und warfen ihre Reuter auf die Erde, wo ſie ſich bald verbluteten und ihren Geiſt aufgaben.

Sobald die beyden Armeen ihre Anführer gefallen ſahen, ſo fielen ſie mit großem Geſchrey einander an. Das Treffen war eines der hitzigſten, die Fußvölker ſowohl als die Reuterey bewieſen die größte Tapferkeit, der Sieg aber wurde auf keiner Seite entſchieden. Der rechte Flügel der Römer, welchen der Conſul Valerius commandirte, ſchlug zwar die Vejenter zurück, und verfolgte ſie mit großem Verluſt an Leuten

ten bis ans Lager; dagegen aber brachten die Etruscer, welche den rechten Flügel der Feinde ausmachten und von den Söhnen des Tarquinius, Titus und Sextus, angeführt wurden, den linken Flügel der Römer zum Weichen, ja sie versuchten sogar, sich von dem Römischen Lager Meister zu machen, wurden aber von der zurückgelassenen Besatzung muthig empfangen, und gezwungen, mit großem Verlust sich zurückzuziehen. Diese Besatzung des Lagers bestand aus den so genannten Triariern, welches alte Soldaten sind, die schon in vielen Kriegen Proben ihrer Tapferkeit abgelegt haben und nicht eher, als zuletzt, wenn die Gefahr am größten, und alle Hoffnung schon aufgegeben ist, gebraucht werden.

Mit Untergang der Sonne zogen sich beyde Armeen in ihr Lager zurück, nicht so voller Freude über die erhaltenen Vortheile als voller Traurigkeit über den erlittenen Verlust. Denn die Zahl der Verwundeten war so groß, daß weder die Römer noch die Feinde im Stande zu seyn glaubten, ein neues Treffen zu wagen. Am größten aber war doch die Betrübniß und Verzweiflung bey den Römern, weil sie ihren Anführer verlohren hatten. Viele kamen sogar auf die Gedanken, daß es am beßten seyn würde, noch vor Anbruch des Tages das Lager zu verlassen. Indem sie aber noch mit diesen Gedanken umgiengen, und sich darüber berathschlagten, ließ sich aus dem Haine, an welchem das Lager stand, um die erste Nachtwache eine Stimme hören, so laut, daß beyde Armeen sie verstehen konnten, welche vermuthlich entweder von dem Heros, welchem der Hain heilig war,

oder

oder von dem Faunus herkam; denn dieſem Gotte ſchreiben die Römer die paniſchen Schrecken nebſt allen andern Arten von Schreckenbildern, Geſpenſtern und übernatürlichen Stimmen zu, wodurch die Menſchen in Furcht geſetzt werden. Dieſe Stimme ſprach den Römern wieder Muth ein, und verſicherte ſie, daß der Sieg auf ihrer Seite wäre, weil die Feinde einen Todten mehr hätten, als ſie. Valerius ſoll hierdurch ſo kühn gemacht ſeyn, daß er noch in derſelben Nacht das Lager der Etruſcer angriff, und ſich deſſelben, nachdem er eine Menge der Feinde niedergemacht und die übrigen gezwungen hatte, es zu verlaſſen, bemächtigte. Einen ſolchen Ausgang alſo nahm das Treffen.

Den folgenden Tag plünderten die Römer die Todten der Feinde, begruben die Ihrigen, und kehrten darauf nach Rom zurück. Der Leichnam des Brutus wurde, mit einem Siegeskranze geſchmückt, und mit allen andern Zeichen der Ehre und der Betrübniß von den tapferſten Rittern nach Rom gebracht. Der Senat gieng der Armee entgegen, um die Leiche des verſtorbenen Conſuls mit aller Pracht eines Triumphs zu beehren, und das ganze Volk empfing ſie mit angefüllten Trinkſchalen und bedeckten Tiſchen. Der Conſul Valerius zog, auf eben die Art wie vorher die Könige, wenn ſie nach erfochtenem Siege einen Triumph hielten und den Göttern dafür opferten, in die Stadt ein, feyerte den Tag, wie ein Feſt, hieng die erbeutete Rüſtung der Feinde in den Tempeln auf, brachte den Göttern Dankopfer und gab den vornehmſten Bürgern ein herrliches Gaſtmal. Den folgenden Tag legte er ein Trauerkleid an, ließ den Leichnam des Brutus

präch-

prächtig geschmückt auf einem Paradebette auf den Markt setzen, und hielt ihm darauf vor der Versammlung des ganzen Volks die Trauerrede.

Ob Valerius diese Gewohnheit zuerst eingeführt, oder ob sie sich von den Königen herschreibt, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. So viel aber weiß ich aus den ältesten Dichtern und berühmtesten Geschichtschreibern, daß es eine alte Erfindung der Römer ist, berühmten Männern bey ihrer Beerdigung eine Lobrede zu halten, und daß sie dieselbe nicht von den Griechen genommen haben. Denn man findet zwar, daß bey den Begräbnissen großer Männer Kampf- und Ritterspiele von ihren Angehörigen angestellt worden, wie dem Patroklus zu Ehren von dem Achilles, und noch vor dieser Zeit dem Pelops von dem Herkules; aber von Lobreden, die bey ihrem Begräbnisse gehalten worden, sagt kein Schriftsteller ein Wort, außer etwa einige Athenienſische Tragödiendichter, welche um ihrer Vaterstadt zu schmeicheln erdichtet haben, daß Theseus, als er die Söhne des Oedipus begraben, ihnen eine Trauerrede gehalten habe. Denn die Athenienser haben diese Gewohnheit erst spät eingeführt, und nicht eher als mit denen, welche bey Artemisium, oder bey Salamin oder bey Platäa, oder wenns hoch kömmt, bey Marathon ihr Leben fürs Vaterland verloren hatten, den Anfang gemacht. Die Schlacht bey Marathon aber, wenn wir annehmen, daß mit dieser die Trauerreden ihren Anfang genommen, ereignete sich 16 Jahre später als der Tod des Brutus. Wenn wir aber diese Untersuchung über den Ursprung der Trauerreden dahin gestellt seyn lassen, und bloß darauf sehen, wer den

würdigsten Gebrauch davon gemacht habe, so werden wir bald finden, daß die Römer eine weit größere Weißheit dabey bewiesen haben, als die Griechen. Denn die Athenienser scheinen ihre Trauerreden bloß für diejenigen, welche im Kriege umgekommen, bestimmt zu haben und der Meynung gewesen zu seyn, daß man die Verdienste eines Mannes bloß nach einem rühmlichen Tode, wenn er auch sonst der nichtswürdigste Mensch gewesen, bestimmen müsse. Die Römer hingegen erwiesen diese Ehre allen berühmten Männern ohne Unterschied, sie mochten sich als tapfere Generale, oder als geschickte Staatsleute, oder durch ihre weisen Rathschläge, oder durch andre dem Staat geleistete Dienste hervorgethan haben, sie mochten auf dem Bette der Ehren oder eines natürlichen Todes gestorben seyn, weil sie der Meynung waren, daß man verdienstvolle Männer nicht bloß wegen ihres Todes, sondern vielmehr wegen ihres ganzen Lebens loben müsse.

Ein solches Ende nahm Junius Brutus, der erste Römische Consul nach Vertreibung der Könige. Er wurde erst spät berühmt, erwarb sich aber in der noch übrigen kurzen Zeit seines Lebens ein so großes Ansehn, daß man ihn für den größten Mann, welchen die Römer gehabt haben, gehalten hat. Er hinterließ, wie die sorgfältigsten Geschichtschreiber berichten, weder Söhne noch Töchter. Der stärkste Beweis, welchen sie dafür anführen, und wogegen sich nichts einwenden läßt, ist, daß er ein Patricier, die Junier und Bruter aber, welche sich für seine Nachkommen ausgaben, insgesammt Plebejer waren, und keine andere obrig-

keit-

keitlichen Aemter als diejenigen, welche nach den Gesetzen auch den Plebejern offen stehen, die Aedilität nehmlich und das Tribunat, verwaltet haben, weil das Consulat bloß den Patriciern offen stand. Sie sind zwar nachher auch zu dieser Würde gelanget, aber nicht eher, als bis es den Plebejern überhaupt vergönnet wurde dieselbe zu verwalten. Doch ich will die genauere Untersuchung dieser Sache denen, welchen besonders daran gelegen seyn mag, überlassen.

Nach dem Tode des Brutus warf das Volk auf seinen Amtsgehülfen Valerius den Verdacht, daß er damit umgienge, sich zum Könige zu machen, erstlich deßwegen, weil er eine Zeitlang ganz allein das Consulat verwaltete, da er sich doch, wie Brutus nach Verweisung des Collatinus gethan hatte, sogleich wieder einen Amtsgehülfen hätte erwählen müssen, und dann weil er sich an einem verdächtigen Orte, nehmlich auf dem Velischen Hügel, welcher sehr hoch und steil und über dem Markte belegen ist, ein Haus hatte bauen lassen. Sobald er aber von seinen Freunden erfuhr, daß das Volk hierüber unzufrieden sey, so setzte er einen Tag zu den Comitien an, und erwählte auf demselben den Spurius Lucretius zum Consul, und als dieser einige Tage nachher verstarb, so setzte er sogleich den Marcus Horatius an dessen Stelle. Was sein Haus anbetrifft, so ließ er es abbrechen und am Fuße des Hügels aufbauen, damit die Römer, wie er selbst in der öffentlichen Versammlung des Volks sagte, ihn von oben herab mit Steinen zu Tode werfen könnten, sobald sie fänden, daß er seinen Pflichten zuwider handelte. Und um das Volk noch stärker zu überführen, wie wenig

nig es von ihm etwas in Absicht seiner Freyheit zu befürchten habe, so ließ er die Beile von den Fascen weg, welche Gewohnheit auch die nachfolgenden Consuln bis auf den heutigen Tag beständig beybehalten haben; so daß sie sich die Beile bloß außer der Stadt, in derselben aber nur die Fascen allein vortragen lassen. Er gab auch verschiedne Gesetze, die dem Volke sehr vortheilhaft und angenehm waren. In einem derselben verbot er ausdrücklich, daß keiner in Rom ein Obrigkeitliches Amt verwalten sollte, wenn es ihm nicht von dem Volke aufgetragen wäre. Auf die Uebertretung dieses Gesetzes setzte er die Todesstrafe und erlaubte es einem jeden, welcher dawieder handeln würde, umzubringen. In einem andern verordnete er, daß, wenn eine Obrigkeitliche Person einen Römischen Bürger am Leben strafen, oder geißeln, oder ihm eine Geldbuße auflegen wollte, dieser Bürger das Recht haben sollte, von derselben an das Volk zu appelliren, und daß es der Obrigkeitlichen Person nicht eher erlaubt seyn sollte, ihm die geringste Strafe aufzuerlegen, als bis das Volk seine Stimme darüber gegeben hätte. Durch diese und dergleichen Anordnungen machte er sich bey dem Volke sehr beliebt, und erhielt dafür den Zunamen Poplicola, welches so viel heißet, als einer, der für das Volk sorget. Dieses ist es, was sich unter den ersten Consuln merkwürdiges zugetragen hat.

Im folgenden Jahre wurde Valerius zum zweytenmal, und mit ihm Lucretius, zum Consul erwählt. Unter ihrem Consulat fiel eben nichts merkwürdiges vor, außer daß sie, den Anordnungen des Königes Tullius gemäß, einen Census anstellten, und nach demselben

stimmten, wie viel ein jeder Bürger zum Kriege beytragen sollte, welches während der Regierung des Tarquinius unterlassen, und jetzt von ihnen zuerst wieder erneuert wurde. Man fand durch diesen Census, daß sich die Anzahl der mannbaren Römer auf 130000 belief. Es wurde auch unter ihnen eine Römische Besatzung nach Sinquirium abgeschickt, welcher Ort eine Gränzfestung gegen die Lateiner und Hernicier, von denen man einen Krieg befürchtete, abgab.

Das folgende Jahr, in welchem Valerius Poplicola zum dritten, und Marcus Horatius zum andernmal zu Consuln erwählt wurden, kam es mit dem König der Clusiner in Etrurien, Lars Porsena, zum Kriege. Dieser hatte den Tarquiniern, die ihre Zuflucht zu ihm genommen, versprochen, er wollte sie entweder mit den Römern wieder aussöhnen, und ihnen die Erlaubniß, wieder nach Rom zurück zu kommen, und die Regierung aufs neue zu verwalten, auswirken, oder ihnen wenigstens ihre verlornen Güter wieder verschaffen. Da aber seine Gesandten, die er schon im vorigen Jahre nach Rom geschickt hatte, weder durch Bitten noch durch Drohungen so wenig eine Aussöhnung und Erlaubniß der Rückkehr als die Auslieferung der Güter auswirkten, weil auf der einen Seite der Senat durch die feyerlichsten Eidschwüre, die Tarquinier nie wieder aufzunehmen, gebunden war, und auf der andern diejenigen Bürger, welche die Güter unter sich vertheilt und in Besitz genommen hatten, dieselben nicht wieder herausgeben wollten, so glaubte er, da er ohnedem von Natur sehr übermüthig, und noch mehr

durch

durch seine Reichthümer und große Macht verdorben war, er habe jetzt, unter dem Vorwande, daß die Römer ihn durch ihre abschlägige Antwort beleidigt hätten, die schönste Gelegenheit erlangt, dieselben, wie er schon lange gewünschet hatte, unters Joch zu bringen, und kündigte ihnen daher den Krieg an. Er hatte an dem Schwiegersohn des Tarquinius, dem Octavius Mamilius, einen eifrigen Bundsgenossen. Dieser kam ihm aus Tusculum mit der ganzen Macht der Cameriner und Antemnater zweyer lateinischer Völker, welche öffentlich von den Römern abgefallen waren, zu Hülfe. Von den übrigen Lateinern aber, die sich nicht gerne ohne Noth mit einer Stadt, die mit ihnen im Bündnisse stund, und deren Macht sie auch fürchten mußten, in einen offenbaren Krieg einlassen wollten, hatte er eine große Menge durch sein Ansehen beredet, als Freywillige unter ihm zu dienen.

Sobald die Consuln diese Anstalten der Feinde erfuhren, so befahlen sie den Landleuten, ihr Geld, ihr Vieh und ihre Sklaven auf die benachbarten Berge zu bringen, und legten auf diesen von Natur schon befestigten Oertern Kastele an, welche sichere Zufluchtsörter abgaben. Sie ließen auch den Berg Janiculum, welcher nahe bey der Stadt jenseits der Tiber belegen ist, stärker befestigen, und legten eine größere Besatzung hinein, weil ihnen alles daran gelegen war, daß die Feinde diesen Ort, der so bequem dazu war, die Stadt von demselben zu belagern, nicht in ihre Hände bekämen. Hierher ließen sie allen Kriegesvorrath bringen. Zu gleicher Zeit suchten sie sich durch alle mögli-

che Gefälligkeiten die Liebe des Volks zu gewinnen. Sie sorgten auf mancherley Weise für die Unterstützung der Armen, damit sie nicht in der Hoffnung, etwas damit zu gewinnen, das gemeine Wesen verrathen, und sich auf die Seite der Tyrannen schlagen möchten. In dieser Absicht machten sie die Verordnung, daß sie von allen öffentlichen Abgaben und den Kriegscontributionen, die sie unter den Königen entrichtet hatten, frey seyn sollten, weil sie dafür hielten, daß der Staat schon genug Vortheil davon hätte, wenn sie bloß ihr Leben zur Vertheidigung desselben wagten.

Nachdem sie also alle diese Vorsicht angewandt, und ihre Truppen vorher fleißig in den Waffen geübt hatten, so schlugen sie in einer Ebne vor der Stadt ihr Lager auf. Porsena marschierte hierauf auch mit seiner Armee ab, that einen Angriff auf den Berg Janiculum, und setzte die Besatzung in ein solches Schrecken, daß er sich im ersten Angriff desselben bemächtigte. Er legte eine Etruscische Besatzung auf denselben, und rückte darauf gegen die Stadt, in der Meynung, daß er sie auch ohne Mühe erobern würde. Als er an die Brücke kam, und gewahr wurde, daß die Römer sich vor dem Flusse in Schlachtordnung gestellt hatten, so machte er sich bereit, ihnen ein Treffen zu liefern, und griff sie, weil er sich einbildete, daß sie gegen die große Menge seiner Truppen nichts würden ausrichten können, mit großer Geringschätzung an. Den linken Flügel, welcher aus den Römischen Flüchtlingen, einer auserlesenen jungen Mannschaft Gabier und aus den fremden Hülfstruppen, nebst denen, welche sie in Sold ge-

genommen hatten, bestand, commandirten die beyden Söhne des Tarquinius, Titus und Sextus; den rechten aber, welchen die von den Römern abgefallenen Lateiner ausmachten, des Tarquinius Schwiegersohn, Mamilius. In der Mitte befanden sich die Etruscer unter Anführung des Porsena. Den rechten Flügel der Römer, den Tarquiniern gegenüber, commandirten Spurius Largius, und Titus Herminius; den linken, der den Mamilius mit den Lateinern gegen sich hatte, Marcus Valerius, der Bruder des Consuls Poplicola, und Titus Lucretius, der im vorigen Jahre Consul gewesen war; die Mitte hatten die beyden Consuln inne.

Als die Armeen handgemein wurden, so fochten sie beyde mit so vieler Tapferkeit, daß der Sieg lange Zeit zweifelhaft blieb. Denn an Kriegeserfahrenheit und anhaltendem Muth thaten es die Römer den Lateinern und Etruscern zuvor, dagegen aber waren ihnen diese an Menge weit überlegen. Nach großem Verlust von beyden Seiten wurden endlich die Römer zum Weichen gebracht. Der linke Flügel verlor zuerst den Muth, als er sahe, daß seine beyden Anführer, Valerius und Lucretius verwundet aus dem Treffen weggetragen wurden. Der Schrecken breitete sich bald auch auf den rechten Flügel, welcher schon viele Vortheile über die Tarquinier erhalten hatte, aus, als er gewahr wurde, daß der linke die Flucht ergriff. Da nun alle sich in die Stadt zu retten suchten, und kein andrer Weg ihnen offen war, als die einzige Brücke, so setzten ihnen die Feinde sehr heftig zu, und es fehlte nicht viel, daß sie die Stadt selbst, weil sie von der Seite, wo

sie der Fluß berührt, schlecht befestigt war, erobert hätten, wenn sie mit den fliehenden Römern zugleich hineingedrungen wären. Aber drey Männer hielten die Feinde auf, und retteten die ganze Armee; nehmlich zween Alte, Spurius Largius, und Titus Herminius, welche den rechten Flügel commandirt hatten, und Publius Horatius, welcher von dem Verlust seines einen Auges, das ihm im Treffen ausgestoßen wurde, den Zunamen Cocles erhalten hat, ein junger Mann, der an Schönheit des Körpers und andern vortreflichen Eigenschaften seines gleichen nicht hatte. Er war des einen Consuls, Marcus Horatius, Brudern Sohn, und stammte von dem berühmten Marcus Horatius ab, welcher die drey Albaner in dem Kampfe, wodurch der Streit wegen der Oberherrschaft zwischen Rom und Alba ausgemacht wurde, wie ich im dritten Buche dieser Geschichte erzählt habe, überwunden hatte. Diese drey Männer also stellten sich an den Eingang der Brücke, verwahrten einige Stunden lang den Feinden den Uebergang, und ließen sich, ungeachtet sie von allen Seiten mit Spießen und Pfeilen geschossen, und in der Nähe mit Degen angegriffen wurden, nicht eher aus der Stelle treiben, als bis die ganze Römische Armee herüber war.

Als sie glaubten, daß die ihrigen nichts mehr von dem Feinde zu befürchten hätten, so zogen sich Herminius und Largius, deren Waffen durch die vielen Hiebe, die sie bekommen hatten, ganz durchlöchert und zerbrochen waren, Schritt vor Schritt zurück. Horatius aber, ohne sich daran zu kehren, daß ihn die Consuln und alle übrigen Bürger, denen äußerst viel daran gelegen war, einen so vortreflichen Mann dem Vater-

verkande und seiner Familie zu erhalten, zurückriefen, blieb allein noch stehen, und trug dem Herminius auf, den Consuln in seinem Namen zu sagen, sie sollten eilends die Brücke auf der Seite nach der Stadt hin abbrechen, (diese Brücke, welche damals die einzige war, die über die Tiber gieng, bestand bloß aus Holz, ohne daß sie durch Eisen zusammengehalten wurde, und wird noch bis auf den heutigen Tag in dem alten Stande unterhalten;) und wenn der größte Theil derselben abgebrochen, und nur noch wenig davon übrig wäre, so sollten sie ihm nur ein Zeichen geben; für das übrige wollte er schon sorgen. Nachdem er ihm diesen Auftrag gegeben hatte, hielt er den Angriff der Feinde tapfer aus, hieb theils mit seinem Degen auf sie ein, theils stieß er sie mit seinem Schilde zurück, so daß sich zuletzt keiner mehr an ihn, als einen Rasenden, der dem Tode blindlings entgegen gienge, wagen wollte. Es war auch in der That nicht leicht, ihm anzukommen, weil ihm zu beyden Seiten der Fluß, vorn aber ein Haufen von Waffen und Leichnamen zur Schutzwehr diente. Man warf daher nur von ferne mit Spießen, Pfählen und großen Steinen, oder, wenn diese fehlten, mit den Degen und Schilden der Todten auf ihn ein. Er aber warf immer dieselben Waffen wieder auf sie zurück, und traf auch, weil sie sehr dicht zusammen stunden, fast niemals fehl. Endlich da er schon fast ganz mit Spießen und Pfeilen überhäuft, und überhet verwundet war, besonders aber einen Schuß einer Lanze durch die Hüfte bekommen hatte, welcher ihm die schrecklichsten Schmerzen verursachete, daß er sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte, so rief man ihn von

hinten zu, daß der größte Theil der Brücke abgeworfen sey. Sobald er dieses hörte, warf er sich ganz bewaffnet in den Fluß, schwamm mit vieler Mühe herdurch, ungeachtet er in der Gegend sehr reißend war, und starke Strudel machte, weil er durch die Pfähle der Brücke gebrochen wurde, und kam glücklich an das andre Ufer, ohne das geringste von seinen Waffen verloren zu haben.

Diese herrliche That hat ihm einen unvergänglichen Ruhm erworben. Gleich damals wurde er von den Römern mit Kränzen umwunden, und mit Lobgesängen, nicht anders, als wenn er einer der Heroen gewesen wäre, in die Stadt gebracht. Das ganze Volk lief ihm aus den Häusern entgegen, um ihn noch einmal vor seinem Ende zu sehen, weil jedermann glaubte, daß er sehr bald an seinen Wunden sterben würde. Als er aber doch am Leben blieb, so ließ ihm das Volk eine Bildsäule von Erz, welche ihn in voller Rüstung vorstellte, auf dem Markte, wo sie am beßten ins Auge fiel, aufrichten, und schenkte ihm von den öffentlichen Ländereyen ein so großes Stück, als er in einem Tage mit einem Joch Ochsen umpflügen konnte. Außer diesen öffentlichen Geschenken gab ihm ein jeder besonders, sowohl Männer als Weiber, welche doch zusammen mehr als 300000 ausmachten, so viel als einer zu seinem Unterhalt auf einen Tag gebrauchte, und das zu einer Zeit, da sich ein jeder selbst in dem größten Mangel an Lebensmitteln befand. Horatius wurde nun zwar von jedermann bewundert und glücklich gepriesen, daß er eine solche Probe seiner außerordentlichen Tapferkeit abgelegt hatte; allein dagegen machte

sie

sie ihn auch zu allen öffentlichen Aemtern untüchtig. Denn, weil er mit dem einen Beine hinkend geworden war, so konnte er weder das Consulat noch eine Stelle bey der Armee verwalten. Uebrigens verdient er, wegen seiner bewundernswürdigen Tapferkeit, so sehr als irgend einer, der sich durch seine Tapferkeit berühmt gemacht, die größten Lobsprüche. Außer ihm that sich auch in diesem Kriege der Cajus Mucius, mit dem Zunamen Cordus, ein Mann von vornehmer Geburt durch eine sehr große That hervor, wovon ich gleich reden werde, wenn ich vorher die gefährlichen Umstände, worinn die Republik sich damals befand, werde vorgestellt haben.

Nach dem Treffen schlug der König der Etruscer auf dem Berge Janiculum, von welchem er die Römische Besatzung herunter gejagt hatte, sein Lager auf, und brachte also die ganze Gegend jenseits der Tiber unter seine Gewalt. Die Söhne des Tarquinius aber, nebst seinem Schwiegersohn Mamilius, setzten ihre Truppen in Kähnen über den Fluß, und lagerten sich auf der andern Seite desselben nach der Stadt hin an einem bequemen Orte, von welchem aus sie das ganze umliegende Römische Gebiet verheerten, die Städte niederrissen, und das Vieh, welches aus den Kastelen auf die Weide getrieben wurde, wegnahmen. Da also die Feinde das ganze Land umher besetzt hatten, und daher zu Lande gar nichts, auf der Tiber aber nur sehr wenig Lebensmittel in die Stadt gebracht wurden, so entstand sehr bald der größte Mangel, weil der geringe Vorrath von so vielen tausend Menschen in kurzer Zeit verzehrt wurde. Hierzu kam noch, daß eine große

Menge Sklaven täglich ihren Herren entliefen, und nebst den Nichtswürdigsten von dem Volk zu den Feinden übergiengen. In diesen bedrängten Umständen beschlossen die Consuln, diejenigen von den Lateinern, von welchen sie glaubten, daß sie, aus Achtung gegen die alte Verwandtschaft, noch einige Freundschaft gegen die Römer hegten, um eine eilige Hülfe anzusprechen, und nach Cumä in Campanien, und den Städten in den Pometinischen Feldern Gesandten abzuschicken, welche um Erlaubniß bitten sollten, Getreide für die Römer auszuführen. Die Lateiner schlugen die verlangten Hülfstruppen ab, unter dem Vorwande, daß es ihnen nicht frey stünde, so wenig gegen den Tarquinius als gegen die Römer Krieg zu führen, weil sie mit beyden das Bündniß geschlossen, und also gegen beyde durch den Eid, mit welchem sie es beschworen, gleich gebunden wären. Von den Pometinischen Feldern aber brachten die Gesandten Largius und Herminius viele Kähne mit allerley Arten von Lebensmitteln über das Meer den Fluß herauf, mit Hülfe einer finstern Nacht, in die Stadt, so daß die Feinde nichts davon merkten. Allein da dieser Vorrath nur auf wenige Tage hinreichte, so stellte sich auch bald der alte Mangel wieder ein.

Als nun Porsena durch die Ueberläufer erfuhr, in welcher Noth sich die Stadt befand, so ließ er ihr durch einen Herold ansagen, wenn sie des Krieges und der Hungersnoth los seyn wollten, so sollten sie die Tarquinier wieder aufnehmen. Allein die Römer verwarfen diesen Antrag, und waren bereit, eher das äußerste zu leiden, als darein zu willigen. Da aber

Mu-

Mucius wohl vorher sahe, daß sie entweder die Noth bald zwingen würde, von diesem Vorsatz abzugehen, oder, wenn sie standhaft auf demselben beharreten, daß sie auf die allerelendeste Weise umkommen würden, so ersuchte er die Consuln, seinetwegen den Senat zusammen kommen zu lassen, weil er demselben eine Sache von der äußersten Wichtigkeit zu eröffnen hätte. Man gewährte ihn seiner Bitte, und als der Senat versammelt war, redte er ihn folgendergestalt an:

„Ich habe mir vorgenommen, ihr Väter, ein „Unternehmen zu wagen, welches zwar sehr kühn ist, „aber die Stadt aus der Noth, worinn sie sich gegen„wärtig befindet, befreyen wird. Ich glaube gewiß, „daß ich es glücklich und leicht ausführen werde, ob „ich aber auch mein Leben davon bringen werde, dar„an zweifle ich sehr, ja ich habe vielmehr, wenn ich „die Wahrheit sagen soll, gar keine Hoffnung es zu kön„nen. Da ich mich also in eine so große Gefahr zu be„geben willens bin, so habe ich es euch doch anzeigen „wollen, in der Hoffnung, wenn mir auch mein Ver„such mißlingen sollte, doch wenigstens das gebühren„de Lob für eine so edle That zu erhalten, und gegen „einen sterblichen Leib einen unsterblichen Nachruhm „umzutauschen. Dem Volke mein Vorhaben bekannt „zu machen, halte ich nicht für sicher, damit nicht je„mand, in der Hoffnung, eine große Belohnung da„für zu erhalten, die Sache, deren Geheimhaltung „doch äußerst wichtig ist, bekannt mache. Euch aber, „auf deren Verschwiegenheit ich sichre Rechnung ma„chen kann, trage ich kein Bedenken, die Sache zuerst „und allein zu entdecken. Die andern Bürger werden

„es

„es von euch zu gehöriger Zeit schon erfahren. Mein „Vorhaben also ist folgendes. Ich werde als ein Ue„berläufer ins Lager der Etruscer gehen. Wenn sie „mir nun nicht trauen, und mich umbringen, so habt „ihr weiter keinen Schaden davon, als den Verlust eines „einzigen Bürgers. Gelingt es mir aber ins Lager her„ein zu kommen, so verspreche ich euch, den Porsena „ums Leben zu bringen, und also dem Kriege auf ein„mal ein Ende zu machen. Was denn der Himmel „über mich beschlossen hat, bin ich bereit geduldig zu „leiden. Ihr, die ihr um die Sache wisset, werdet „sie alsdann dem Volke bekannt machen. Ich gehe al„so; das gute Glück meines Vaterlandes mag mit „mir seyn.“

Der Senat lobte sein Vorhaben sehr. Er begab sich daher, da die Auspicien auch glücklich ausfielen, über den Fluß, und wurde auch glücklich ins Etruscische Lager eingelassen, denn weil es schien, daß er keine Waffen bey sich hätte, und er die Etruscische Sprache fertig redete, welche er schon in seiner Kindheit von seiner Amme, die aus Etrurien war, gelernt hatte, so wurde er von der Wache für einen von ihrem Volke angesehen. Da er nun zu dem Gerichtsplatze und dem königlichen Gezelte kam, und daselbst einen Mann von vorzüglich großem und starkem Körper, in einem purpurfarbenen Kleide, mit einer Menge bewaffneter Soldaten umgeben, auf dem Tribunal sitzen sahe, so zweifelte er gar nicht, daß dieser der König der Etruscer, welchen er vorher noch nicht gesehen hatte, seyn müsse. Allein er irrte sich; denn es war der Schreiber des Königs, welcher eben damals die Truppen zählte,

und

und den Sold, welchen er ihnen auszahlte, in die Verzeichnisse eintrug. Auf diesen also gieng er durch die Umstehenden los, stieg, weil ihn niemand, als einen Unbewaffneten, zurückhielt, auf das Tribunal, und versetzte ihm mit dem Degen, welchen er unter den Kleidern verborgen gehabt hatte, einen Hieb in den Kopf, wovon er auf der Stelle todt niederfiel. Die Soldaten, welche das Tribunal umgaben, bemächtigten sich darauf seiner sogleich, und führten ihn vor den König, dem man von dem Tode seines Schreibers schon Nachricht gegeben hatte. Sobald ihn der König erblickte, rief er:

„Verruchter Bösewicht; gleich sollst du den ver„dienten Lohn für deine That bekommen. Aber wer „bist du? Wo kömmst du her? Was hat dich kühn „genug machen können, eine solche That zu wagen? „hattest du dir bloß vorgesetzt, meinen Schreiber, oder „auch mich umzubringen? Wer sind die Mitbewußten „deiner verborgenen Anschläge? Suche mir nur nicht das „geringste von der Wahrheit zu verbergen, oder ich werde „dich bald durch die Folter zwingen, sie zu bekennen.“

Mucius, der hierbey weder die Farbe veränderte, noch das geringste Zeichen der Furcht oder der Angst, welche die Menschen bey dem bevorstehenden Tode zu empfinden pflegen, von sich blicken ließ, antwortete ganz gelassen: „Ich bin ein Römer, und in „keiner geringern Absicht, gleich einem Ueberläufer, ins „Lager gekommen, als um dich umzubringen, und da„durch mein Vaterland von dem Kriege zu befreyen. „Das wußte ich wohl, daß ich in beyden Fällen, mein

„Vor-

„Vorhaben möchte mir gelingen oder fehlschlagen, das „Leben verlieren würde; aber ich war bereit, es für „mein Vaterland, welchem ich es zu danken habe, auf„zuopfern, in der Hoffnung dafür einen unsterblichen „Nachruhm zu erlangen. Durch den Purpur, den „königlichen Sitz, und die andern Zeichen der höchsten „Gewalt hintergangen, habe ich jetzt deinen Schreiber, „den ich nicht kannte, statt deiner ums Leben gebracht. „Die Todesstrafe, auf welche ich mich gleich, als ich „meinen Entschluß nahm, gefaßt machte, will ich da„her nicht verbitten. Wenn du mir aber die Martern „und andre schimpfliche Begegnungen bey meinem To„de erlassen willst, und mir dieses bey den Göttern „schwörest, so verspreche ich dir, eine Sache von der „äußersten Wichtigkeit, worauf dein Leben ankömmt, „dir zu entdecken.“

Dieses war bloß eine List von ihm, um den König dadurch zu fangen. Porsena wurde auch würklich ganz bestürzt und gerieth über die eingebildete Gefahr, worinn er sich zu befinden glaubte, in solche Furcht, daß er sogleich die verlangte eidliche Versicherung von sich gab. Mucius erdachte hierauf alsobald eine neue List, die sich unmöglich aufdecken ließ, und sagte: „Es haben sich unserer dreyhundert junge Leute, die „alle von gleichem Alter und Patricier von Geburt sind, „dazu vereinigt und verschworen, dich ums Leben zu „bringen. Wir beschlossen aber, als wir wegen der „Art, wie wir unser Vorhaben am beßten ausführen „könnten, Abrede nahmen, daß wir dich nicht alle auf „einmal, sondern einer nach dem andern angreifen, „auch

„auch keiner dem andern etwas davon sagen wollten,
„welche Zeit, oder welchen Ort wir dazu bestimmt hät-
„ten, oder welcher Mittel wir uns dazu bedienen wür-
„den, damit wir desto weniger Gefahr haben möchten,
„entdeckt zu werden. Nachdem wir dieses abgemacht
„hatten, so loseten wir, wer zuerst den Anfang machen
„sollte, und das Loos traf mich. Da du also vorher
„weißest, daß es noch so viele andre tapfre Männer
„giebt, die, aus Begierde, sich einen großen Ruhm
„zu erwerben, eben den Versuch machen werden, als
„ich, worunter es einigen vermuthlich besser glücken
„wird, so siehe nun zu, wie du es am beßten anfan-
„gen willst, dich gegen diese alle in Sicherheit zu
„setzen.“

Als der König dieses angehört hatte, so gab er seiner Wache Befehl, den Mucius weg zu bringen, zu binden und ihn sehr sorgfältig zu bewachen. Darauf berathschlagte er sich mit seinen getreuesten Freunden und seinem Sohn Aruns, wie er sich am beßten gegen diese Nachstellungen in Sicherheit setzen könnte. Ein jeder sagte seine Meinung, keiner aber brachte etwas vor, wovon man sich in solchen Umständen etwas hätte versprechen können. Aruns aber, welcher zuletzt redete, gab ihm einen Rath, worinn er mehr Weißheit zeigte, als man bey seinen Jahren vermuthen konnte. Er bat ihn nehmlich, er möchte jetzt nicht überlegen, wie er sich vor der bevorstehenden Gefahr in Acht zu nehmen, sondern vielmehr was er zu thun hätte, damit er sich vor derselben nicht in Acht zu nehmen brauchte. Da nun jedermann sich über seine Klugheit wunderte, und von ihm zu wissen verlangte, was der

Kö-

König denn in dieser Absicht thun müßte, so wandte er sich an seinen Vater und sagte: „Alsdann wirst du „nichts zu befürchten haben, wenn du diese Leute zu „deinen Freunden machst, und dir mehr an der Erhal„tung deines eignen Lebens als an der Wiedereinsetzung „der Tarquinier gelegen seyn wird.“ Der König gestand zwar, daß er vollkommen Recht habe, sagte aber zugleich, daß die Sache vorher noch wohl überlegt werden müsse, weil es nicht so leicht sey, auf eine für ihn anständige Weise einen Frieden zu schließen. Denn welch eine Schande es nicht für ihn seyn würde, wenn er jetzt, da er die Römer im Treffen überwunden, und sie in die Stadt eingeschlossen hätte, abziehen wollte, ohne das geringste von dem, was Tarquinius erwartete, ausgerichtet zu haben. Dieses wäre ja nichts anders, als wenn er von den Ueberwundenen besiegt wäre, und vor denen die Flucht ergriffe, die sich nicht einmal unterstünden, sich vor der Stadt sehen zu lassen. Das einzige für ihn anständige Mittel, den Krieg zu schließen, sey, wenn die Römer zuerst eine Gesandtschaft an ihn schickten, und ihn um Frieden bitten ließen. Dieses waren die Schwierigkeiten, welche Porsena damals gegen den Rath seines Sohnes machte. Einige Tage nachher sahe er sich aber doch genöthiget, den Römern selbst zuerst Friedensvorschläge zu thun, und das hatte folgende Ursach.

Die Etruscischen Soldaten hatten sich über das ganze umliegende Feld ausgebreitet, um den Römern die Lebensmittel, welche in die Stadt gebracht wurden, wegzunehmen. Dieses war ihnen auch so oft gelungen, daß ihnen

ihnen endlich die Römischen Consuln an einem bequemen Orte einen Hinterhalt legten, aus welchem sie die Feinde unvermuthet überfielen, eine Menge derselben niedermachten, noch mehr aber zu Gefangenen bekamen. Die Etrusker mutreten über diesen Verlust, beklagten sich in geheimen Zusammenkünften über den König und ihre andern Anführer, daß sie den Krieg so sehr in die Länge zögen und verlangten wieder nach Hause. Der König sahe also wohl, daß der Friede jedermann erwünscht seyn würde, und schickte daher seine vertrautesten Freunde als Gesandten dieserhalb an die Römer ab. Einige sagen, Mucius sey auch mit abgeschickt worden, nachdem er durch einen Eid versprochen, daß er wieder kommen wollte. Andre aber behaupten, daß ihn der König, als einen Geissel, so lange bis der Friede zu Stande gekommen, im Lager zurückbehalten habe, welches letztere am wahrscheinlichsten ist. Der Auftrag, welchen die Gesandten vom Könige erhielten, bestand in folgenden Stücken. Der Wiederaufnahme der Tarquinier sollten sie nur gar nicht erwähnen, sondern bloß verlangen, daß ihre Güter ihnen ausgeliefert würden, vornehmlich alles, was der ältere Tarquinius ihnen hinterlassen, und sie selbst sich auf eine rechtmäßige Weise erworben hätten. Wenn dieses aber nicht anginge, daß ihnen wenigstens der Werth ihrer Ländereyen, ihrer Häuser, ihres Viehes, ihrer eingeerndteten Feldfrüchte, so genau als möglich erstattet würde, welcher nach ihrem Belieben entweder von denen, welche diese Sachen in Besitz hätten, zusammengeschossen, oder aus der öffentlichen Schatzkammer genommen werden könnte. Für sich selbst aber verlange er, daß ihm die so genannten Sieben Dörfer, einen Strich

Landes, welchen die Etruscer ehemals im Besitz gehabt, aber im Kriege gegen die Römer verloren hatten, abgetreten, und, damit sich die Etruscer künftig desto sicherer auf die Freundschaft der Römer verlassen könnten, die Kinder der vornehmsten Häuser als Geisseln gegeben werden sollten.

Als die Gesandten nach Rom gekommen und ihren Auftrag ausgerichtet hatten, so beschloß der Senat, auf Zurathen des Consuls Poplicola, dem Porsena alles, was er verlangte, zu zugestehen, in der Meynung, daß das Volk, welches durch den Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen aufs äußerste gebracht sey, mit Freuden, auf was für Bedingungen es auch seyn möchte, den Frieden annehmen würde. Allein das Volk bestätigte zwar im übrigen das Gutachten des Senats, aber mit der Auslieferung der Güter war es gar nicht zufrieden. Es wollte hingegen, daß man weder aus der öffentlichen Schatzkammer, noch durch einen gemeinschaftlichen Zusammenschuß der Bürger den Tarquiniern das Geringste wieder erstatten, sondern dieserwegen eine Gesandtschaft an den Porsena abschicken sollte, um ihm durch dieselbe den verlangten Strich Landes anzubieten, zugleich ihn aber zu bitten, er möchte wegen der Güter selbst zwischen den Römern und Tarquiniern richten, und nachdem er vorher beyde Theile gehört hätte, ein unpartheyisches Urtheil fällen.

Mit dieser Antwort kehrten die Etruscischen Gesandten zum König zurück. Sie wurden von den Gesandten des Volks begleitet, welche 20 Geisseln aus den vornehmsten Häusern mitbrachten, wozu die beyden Consuln selbst zuerst ihre Kinder hergegeben hatten, nehmlich Mar-

Marcus Horatius seinen Sohn, und Publius Valerius seine Tochter, welche schon mannbar war. Der König empfing sie mit vieler Freude, lobte die Römer sehr, und schloß mit ihnen auf eine gewisse Zeit einen Waffenstillstand, um unterdessen ihre Streitigkeit mit den Tarquiniern zu entscheiden. Diese, welche sich schon gewiß eingebildet hatten, daß sie durch den Porsena wieder in ihr Reich würden eingesetzt werden, waren sehr verdrießlich, daß sie sich jetzt in ihren schönen Hoffnungen betrogen sahen. Allein sie mußten sich doch in die Umstände schicken, und sich alles, was Porsena wollte, gefallen lassen. Die Abgeordneten der Römer, welche ihre Sache vor dem König vertheidigen sollten, kamen in Begleitung der Aeltesten des Senats um die bestimmte Zeit im Lager an. Der König setzte sich also in Gegenwart seiner Freunde und seines Sohns auf das Tribunal, und hörte sie an.

Indem nun der Streit noch von beyden Seiten geführt wurde, brachte jemand die Nachricht, daß die Jungfrauen, welche die Römer zu Geisseln gegeben hatten, entflohen wären. Sie hatten nehmlich ihre Wache um Erlaubniß gebeten, sich in der Tiber zu baden, und, nachdem sie diese erhalten, dieselbe ersucht, sich Wohlstands halber ein wenig von dem Flusse zu entfernen, bis sie fertig wären und ihre Kleider wieder angezogen hätten. Als sie dieses nun gethan, so hatte eine derselben, Namens Clölia, die andern beredet, und selbst zuerst den Anfang gemacht, durch den Fluß zu schwimmen; und so waren sie in die Stadt entkommen. Als Tarquinius dieses hörte, so zog er sehr heftig gegen die Römer los, beschuldigte sie des Meineides und der Treulosigkeit, und suchte den König zu bereden, daß er sogleich, weil er jetzt sähe,

daß ſie ihn nur zu betrügen ſuchten, alle Unterhandlungen mit ihnen abbrechen möchte. Der Conſul vertheidigte ſich hiergegen, und behauptete, daß die Jungfrauen es bloß für ſich, ohne den geringſten Geheiß ihrer Aeltern, gethan hätten, welches er in kurzer Zeit beweiſen wollte. Porſena glaubte ihm dieſes auch auf ſein Wort und erlaubte ihm, in die Stadt zu gehen, und die Jungfrauen, wie er verſprochen hatte, ins Lager zurück zu bringen. Valerius gieng alſo weg, um die Jungfrauen zu holen.

Unterdeß dachten Tarquinius und ſein Schwiegerſohn, welche ſich wenig an Recht und Billigkeit kehrten, wenn es auf die Erreichung ihrer Abſichten ankam, und die Entſcheidung des Königs nicht abwarten konnten, einen höchſt gottloſen Anſchlag aus. Sie wollten nehmlich in dem Wege, welcher zum Lager führte, einen Hinterhalt von Reutern legen, welche die Jungfrauen, nebſt dem Conſul und den andern Römern, die er bey ſich hatte, bey ihrer Rückkehr aus der Stadt überfallen und gefangen nehmen ſollten, die ſie dann ſo lange als ein Unterpfand zu behalten gedachten, bis ihnen das Ihrige ausgeliefert würde. Allein die Götter ließen ihr Vorhaben nicht gelingen. Denn kaum hatten die Reuter, welche zu dem Hinterhalte beſtimmt waren, das Lager der Lateiner verlaſſen, ſo kam der Conſul mit den Jungfrauen ſchon wieder zurück. Sie griffen ihn dennoch, ob er gleich ſchon vor den Thoren des Etruſciſchen Lagers war, an. Als er ſich aber noch wehrte, kam ihm der Sohn des Porſena, welcher ſogleich Nachricht davon bekommen hatte, mit einem Haufen Reuterey und den Fußvölkern, welche vor dem Lager Wache hielten, zu Hülfe, und befreyte ihn aus ihren Händen.

Por-

Porsena, der hierüber höchst ungehalten wurde, ließ sogleich die Etrusker zusammenkommen, und stellte ihnen vor, daß die Römer ihn zum Schiedesrichter in ihrer Streitigkeit mit den Tarquiniern angenommen hätten; ehe er aber noch sein Urtheil gefället, hätten die Tarquinier, welche mit Recht von den Römern vertrieben wären, sich unterstanden, an den geheiligten Personen der Gesandten und Geissеln derselben, während des Stillstandes, sich zu vergreifen. Als die Etrusker dieses hörten, so erklärten sie sich insgesamt für die Römer, kündigten den Tarquiniern und den Mamilius die Freundschaft auf, und befahlen ihnen, daß sie noch denselben Tag das Lager verlassen sollten. Also schlugen den Tarquiniern ihre schönen Hoffnungen, sich mit Hülfe der Etrusker wieder in ihr Reich einzusetzen, oder doch wenigstens ihre Güter wieder zu bekommen, wegen ihres ungerechten Verfahrens gegen die Gesandten und Geissеln fehl, und sie trugen statt dessen nichts als Schande und Verachtung davon.

Porsena ließ hierauf die Geissеln der Römer vorführen, stellte sie dem Consul wieder zu, und sagte, er verließe sich mehr auf die Treue der Römer, als auf alle Geissеln, die sie ihm geben könnten. Die Clölia besonders aber, welche die übrigen Jungfrauen beredet hatte, durch den Fluß zu schwimmen, beehrte er mit vielen Lobsprüchen wegen ihres Muthes, den man bey ihrem Geschlecht und Alter gar nicht erwarten könnte; er sagte, die Stadt könnte sich glücklich schätzen, die nicht nur tapfere Männer, sondern auch Jungfrauen, die den Männern nichts nachgäben, aufzuweisen hätte, und beschenkte sie mit einem schönen Pferde, das mit prächtigen Decken geschmückt war.

Nachdem er hierauf die Versammlung aus einander gelassen hatte, so schloß er ein Friedens und Freundschaftsbündniß mit den Römischen Gesandten, und bewirthete sie darauf aufs freundschaftlichste. Er gab den Römern alle Gefangene, deren er eine große Menge hatte, ohne einiges Lösegeld zurück. Auch den Berg Janiculum, auf welchem er mit seiner Armee gestanden, und der jetzt mehr einer Stadt als einem Lager ähnlich war, ließ er unbeschädigt in dem Zustande, worinn er ihn gesetzt hatte, welches ganz wieder die Gewohnheit der Etrusker war, die sonst immer, wenn sie aus einem feindlichen Lande aufbrachen, alles, was sie gemacht hatten, zu verbrennen pflegten. Er machte hierdurch der Stadt kein geringes Geschenk, wie sich nachher bey dem Verkauf, welchen die Censorn nach seinem Abzuge damit anstellten, zeigte. Dieses Ende nahm der gefährliche Krieg der Römer mit den Etruskern und dem König der Clusiner, Lars Porsena, welcher ihnen beynahe den Untergang gebracht hätte.

Nach dem Abzuge der Etrusker versammelte sich der Senat, und beschloß, dem Porsena einen elfenbeinernen Stuhl, einen Scepter, eine goldene Krone, und ein Triumphskleid, wie es die Könige zu tragen pflegten, zu überschicken. Dem Mucius, der sich so edelmüthig für das Vaterland hatte aufopfern wollen, und dadurch den Frieden zu Stande gebracht hatte, gab man zum Zeichen der Erkentlichkeit für diese Dienste, eben so wie vorher dem Horatius, der die Brücke vertheidigt hatte, so viel von den öffentlichen Ländereyen jenseits der Tiber, als er in einem Tage umpflügen konnte. Dieses Stück Land wird noch jetzt die Wiesen des Mucius genant. Der

jungen

jungen Clölia wurde die Erlaubniß gegeben, ſich eine Bildſäule von Erz zu machen, welche ihr auch von den Vätern der Jungfrauen, die an ihrem Unternehmen Theil gehabt hatten, an dem heiligen Wege, der nach dem Markte geht, errichtet wurde. Sie iſt jetzt nicht mehr vorhanden, und ſoll in einer Feuersbrunſt, die in der Nachbarſchaft entſtanden, zu Grunde gegangen ſeyn.

In dieſem Jahre wurde auch der Tempel des Jupiters auf dem Capitolio, von welchem ich im vorigen Buche umſtändlich geredet habe, völlig zu Stande gebracht. Die Einweihung und Aufſchrift deſſelben wurde dem Conſul Marcus Horatius aufgetragen. Er verrichtete ſie, ehe noch ſein Amtsgehülfe Valerius wieder in die Stadt zurückkom, der um dieſe Zeit mit der Armee ausmarſchirt war, um die Landleute, welche die Kaſtele verlaſſen und ſich wieder an ihre Arbeit begeben hatten, gegen die Truppen des Manilius, die das Land verheerten, zu beſchützen. Weiter iſt nichts merkwürdiges unter dem dritten Conſulat vorgefallen.

Im vierten Jahre wurden Spurius Largius und Titus Herminius zu Conſuln erwählt, welche ihre Regierung in vollkommenem Frieden hinbrachten. Während derſelben kam Aruns, des Königs Porſena Sohn, vor der Stadt Aricina, welche er jetzt ſchon ins zweyte Jahr bekriegte, ums Leben. Er hatte nehmlich gleich, nachdem der Friede mit den Römern geſchloſſen war, weil er gerne ein eignes Reich haben wollte, mit der Hälfte der Armee ſeines Vaters die Ariciner angegriffen. Es fehlte ſchon nicht viel, daß er die Stadt in ſeine Gewalt bekommen hätte; als die Feinde aus Antium, Tuſculum, und Cumä in Campanien eine Verſtärkung erhielten,

wodurch sie ihm an Menge weit überlegen wurden. Er ließ sich dennoch mit ihnen in ein Treffen ein, und war auch schon so glücklich, daß er einen Theil derselben zum weichen brachte, und bis vor die Stadt verfolgte, als er von dem Aristodemus, mit dem Zunamen der Weichling, welcher die Cumaner anführte, wieder zurückgeschlagen wurde, und dabey selbst ums Leben kam. Sobald die Etrusker ihn fallen sahen, ergriffen sie insgesammt die Flucht. Eine große Menge derselben wurde auf der Flucht niedergemacht, die mehrsten aber auf den benachbarten Römischen Feldern zerstreuet, wohin sie ihre Zuflucht genommen hatten, weil sie theils ihre Waffen verloren, theils durch ihre Wunden gänzlich entkräftet waren. Die Römer brachten sie auf Wagen zum Theil halb todt in ihre Stadt, nahmen sie in ihre Häuser auf, und versorgten und pflegten sie auf alle mögliche Weise; so daß viele derselben, durch dieses gefällige und freundschaftliche Betragen eingenommen, nicht wieder nach Hause verlangten, sondern lieber bey ihren Wohlthätern bleiben wollten. Der Senat wies ihnen also einen Theil der Stadt zwischen dem Palatinischen und Capitolinischen Hügel, welches ungefähr vier Stadien in die Länge beträgt, an, wo sie sich Häuser bauen könnten. Die Straße, wodurch man von dem Markt zum großen Circus geht, wird daher noch jetzt die Etruscische genannt. Porsena gab ihnen aus Erkenntlichkeit dafür das Land jenseits der Tiber, das sie ihm, dem letzten Friedensschlusse gemäß, abgetreten hatten, zurück, welches den Römern eine große Freude verursachte. Sie brachten daher auch sogleich den Göttern mit großen Kosten die Opfer, welche sie ihnen gelobt hatten,

ten, wenn sie die so genannten Sieben Dörfer wieder bekämen.

Im fünften Jahre nach Vertreibung der Könige, welches in dem Anfang der 69sten Olympiade fiel, in welcher der Crotonienser Ischomachus im Wettlauf den Preis erhielt, und Akestorides zum zweytenmal Archont zu Athen war, wurden der Marcus Valerius, des Valerius Poplicola Bruder und Publius Postumius, mit dem Zunamen Tubertus, zu Consuln erwählt. Unter ihrer Regierung wurden die Römer in einen neuen Krieg mit ihren nächsten Nachbarn verwickelt, welcher aus Räubereyen seinen Anfang nahm, hernach mit vieler Hitze vier Jahre hinter einander, wobey es oft zu sehr blutigen Treffen kam, fortgesetzt, zuletzt aber durch einen für die Römer sehr anständigen Frieden geschlossen wurde. Es hatte damit folgende Bewandniß.

Einige Sabiner, welche glaubten, daß die Stadt durch den großen Verlust, welchen sie in dem Kriege mit den Etruscern erlitten, gänzlich geschwächet sey und niemals ihr ehemaliges Ansehen wieder erlangen würde, fielen die Landleute, welche sich aus den Castelen wieder an ihre Arbeit begeben hatten, in Räuberbanden an, und thaten ihnen sehr großen Schaden. Die Römer schickten dieserwegen, ehe sie zu den Waffen griffen, Gesandten an die Sabiner ab, foderten durch dieselben Genugthuung, und verlangten, daß sie die Thäter bestrafen und ihnen befehlen sollten, ins künftige die Landleute ~~Gesandten~~ in Ruhe zu lassen. Da sie aber eine sehr trotzige Antwort hierauf erhielten, so kündigten sie den Sabinern den Krieg an. Der eine Consul, Valerius,

zog, zuerst mit der Reuterey und einer auserlesenen Mannschaft leichtbewaffneter, gegen die abgeschickten Räuberbanden, welche eben in großer Menge das Land verheerten und mit Beutemachen beschäfftiget waren, aus. Weil sie nun ohne Ordnung zerstreuet waren, und seinen Angriff gar nicht vermutheten, so war es ihm leicht, eine Menge derselben niederzumachen. Die Sabiner schickten hierauf eine große Armee unter Anführung eines sehr erfahrnen Generals ab, wogegen denn ebenfalls von Seiten der Römer die beyden Consuln mit ihrer ganzen Macht zu Felde zogen. Postumius schlug nahe bey Rom in einer bergichten Gegend sein Lager auf, weil er befürchtete, daß die Landesverwiesenen sonst unvermuthet die Stadt überfallen möchten. Valerius aber lagerte sich nicht weit von den Feinden an dem Ufer des Anienes. Dieser Fluß entspringt in der Stadt Tibur auf einem hohen Felsen, ergießt sich von da durch das Sabinische und Römische Gebiet, so daß er die Gränzscheidung zwischen beyden ausmacht, und vereinigt sich zuletzt mit der Tiber. Sein Wasser ist sehr klar und angenehm zu trinken. Auf der andern Seite des Anienes standen die Sabiner nicht weit vom Ufer auf einem allmählig herabgehenden und daher nicht sehr festen Hügel.

Anfangs beobachteten sie sich eine Zeitlang, und keiner von beyden wollte es wagen, über den Fluß zu gehen und den Feind zum Treffen herauszufordern. Bald aber kamen sie doch, nicht aus Vorsatz oder eines abgesehenen Vortheils wegen, sondern weil sie nach und nach erhitzt wurden und einander nicht nachgeben wollten, an einander. Es litten nehmlich einmal einige

nige Reuter, welche ihre Pferde tränkten, etwas weit in den Fluß, und weil er in der Gegend sehr seicht und noch nicht, wie im Winter, angeschwollen war, so daß die Pferde nicht weit über die Knie hereinkamen, endlich ganz herüber. Es kam also erst zwischen einer geringen Anzahl zu einem Scharmützel, welchen aber bald mehrere von beyden Seiten zu Hülfe kamen, und diesen folgten immer wieder andre, sobald eine Parthey zum Weichen gebracht wurde. Bald wurden die Römer durch die Sabiner, bald wieder die Sabinier durch die Römer von dem Flusse zurückgeschlagen. Diese Scharmützel, wobey von beyden Seiten schon eine große Menge Leute geblieben waren, erhitzten endlich, wie es bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich zu geschehen pflegt, die Gemüther so sehr, daß der General der Sabiner und der Römische Consul gleich begierig waren, über den Fluß zu gehen, um sich mit dem Feinde in ein Treffen einzulassen. Der Consul kam den Sabinern zuvor und griff sie schon an, als sie noch damit beschäfftiget waren, ihre Waffen anzulegen, und sich in Schlachtordnung zu stellen. Doch waren sie deßwegen nicht weniger bereit, sich ins Treffen einzulassen. Sie schätzten vielmehr die Römer so geringe, weil sie wohl wußten, daß sie nicht mit beyden Consuln, noch mit der ganzen Römischen Armee zu thun haben würden, daß sie ihnen mit aller möglichen Hitze entgegen giengen und mit der größten Tapferkeit fochten.

Unterdeß daß sie nun sehr scharf an einander waren, und der rechte Flügel der Römer, welchen Valerius anführte, schon viele Vortheile über die Feinde erhalten hatte, der linke aber Noth litt, und von den Sa-

Sabinern in den Fluß getrieben wurde, erfuhr der Römische Consul in dem andern Lager, was vorgieng, und brach daher mit seiner Armee auf, um dem andern Consul zu Hülfe zu kommen. Er selbst marschierte mit den Fußvölkern ganz langsam nach, und schickte den Spurius Largius, welcher im vorigen Jahre Consul gewesen war, mit der Reuterey voraus. Dieser eilte also mit verhängtem Zügel fort, setzte ohne alle Mühe, weil ihm keiner Wiederstand that, durch den Fluß, und fiel der feindlichen Reuterey an dem rechten Flügel in die Flanke. Hier kam es zwischen der Reuterey zu einem sehr hitzigen und hartnäckigen Gefechte. Unterdessen aber kam Postumius auch herzu, griff die feindlichen Fußvölker an, machte eine Menge derselben nieder, und brachte die Uebrigen in Unordnung. Wäre nun die Nacht nicht dazwischen gekommen, so würden die Sabiner, weil sie von den Römern, die ihnen an Reuterey überlegen waren, schon eingeschlossen wurden, eine gänzliche Niederlage erlitten haben. Allein durch Hülfe der Finsterniß gelang es den wenigen, die noch übrig waren, daß sie ohne ihre Waffen das Leben retteten und glücklich nach Hause kamen. Die Consuln bemächtigen sich darauf des Lagers derselben ohne alle Mühe, weil die Besatzung desselben sich gleich, sobald sie die Flucht der Ihrigen gewahr wurde, davon gemacht hatte. Hier fanden sie eine reiche Beute, welche sie von den Soldaten plündern ließen; und darauf marschierten sie nach Rom zurück.

Jetzt erholte sich die Stadt zuerst wieder von dem großen Verlust, welchen sie in dem Etruscischen Kriege erlitten, nahm ihren alten Stolz wieder an und behaupte-

haupte.

hauptete aufs neue das Anſehn, welches ſie vorher über ihre Nachbaren gehabt hatte. Man machte die Verordnung, daß die beyden Conſuln einen Triumph halten, und dem Valerius beſonders ein Platz in der beßten Gegend des Palatiniſchen Hügels, und dabey aus der öffentlichen Schatzkammer ſo viel an Gelde geſchenkt werden ſollte, daß er ſich daſelbſt ein Haus bauen könnte. Dieſes Haus, vor welchem ſich ein Stier von Erz befand, hatte vor allen öffentlichen und Privatgebäuden das beſonders, daß die Flügel der Thüre deſſelben, wenn ſie geöffnet wurden, auf die Straße hinaus giengen.

Dieſe Conſuln hatten den Publius Valerius Poplicola zum vierten und den Titus Lucretius zum zweytenmal zu Nachfolgern. Unter ihrer Regierung ſtellten die geſammten Städte der Sabiner eine gemeinſchaftliche Zuſammenkunft an, und beſchloſſen auf derſelben, den Römern den Krieg anzukündigen, unter dem Vorwande, daß ihr Bündniß nach Vertreibung des Königes Tarquinius, mit welchem ſie es geſchloſſen hätten, aufgehoben wäre. Hierzu ließen ſie ſich durch den Sextus, den einen von des Tarquinius Söhnen, bereden, welcher die Vornehmſten des ganzen Volks, theils durch Bitten, theils durch Gefälligkeiten auf ſeine Seite zu bringen gewußt hatte. Er bewog auch überdem noch die Fidenater und Cameriner von den Römern abzufallen, und dem Bündniß der Sabiner beyzutreten. Sie trugen ihm auch insgeſammt das Obercommando auf, mit der Erlaubniß, in allen ihren Städten Truppen zu werben, in der Meynung, daß an ihrer vorigen Niederlage nichts anders als

der

der Mangel an Leuten, und die Ungeschicklichkeit ihres Generals Schuld gewesen sey.

Allein es schien, als wenn das Glück den Römern diesen Schaden, welchen sie durch den Abfall ihrer Bundsgenossen erlitten, durch einen andern Vortheil wieder ersetzen wollte, indem es ihnen dafür aus den Feinden selbst eine ganz unverhoffte Hülfe verschaffte. Es gieng nehmlich ein gewisser vornehmer und reicher Sabiner aus der Stadt Regillum, Namens Appius Claudius, mit einer großen Menge von Verwandten, Freunden und Clienten, welche wieder ihre ganzen Familien mitbrachten, so daß sie zusammen nicht weniger als 5000 streitbare Männer ausmachten, zu ihnen über. Diese Ursache, welche ihn nöhtigte, sich in Rom niederzulassen, war folgende. Die Vornehmsten in den Städten, welche ihm wegen seines großen Ansehns, das er bey der Nation hatte, nicht gut waren, klagten ihn öffentlich der Verrätherey an, weil er nicht geneigt zum Kriege gegen die Römer gewesen war, und sich allein dem gemeinschaftlichen Schluß, wodurch das Bündniß mit den Römern für ungültig erklärt wurde, wiedersetzt, auch nicht zugegeben hatte, daß seine Mitbürger an demselben Antheil nähmen. Aus Furcht also, daß die Sache keinen guten Ausgang für ihn haben möchte, weil die andern Städte über ihn richten sollten, gieng er mit seinem ganzen Vermögen und allen seinen Freunden zu den Römern über, und gab dadurch ein so großes Uebergewicht auf ihre Seite, daß sie den glücklichen Ausgang dieses Krieges ihm vor allen andern zu verdanken hatten. Er wurde daher auch von dem Senat und dem Volk einstimmig unter die Patricier erhoben; man räumte ihm auch in der Stadt so viel Platz ein, als

Digitized by Google

er nur verlangte, um daselbst Häuser zu bauen, und gab ihm von den öffentlichen Ländereyen, den ganzen Strich zwischen Fidenä und Picentia, um denselben unter die, welche er mitgebracht hatte, auszutheilen. Diese machten mit der Zeit eine eigne Tribus aus, welche die Claudische genannt wurde, unter welchem Namen sie noch jetzt bekannt ist.

Nachdem von beyden Seiten alle Zurüstungen zum Kriege gemacht waren, rückten die Sabiner zuerst ins Feld, und schlugen zwey Lager auf; das eine im freyen Felde, nicht weit von Fidenä, das andre aber in Fidenä selbst, theils zum Schutze der Stadt, theils um den andern zum Zufluchtsorte zu dienen, wenn sie ja von den Römern geschlagen werden sollten. Sobald die Römischen Consuln von dem Anmarsch der Feinde Nachricht erhielten, so marschirten sie ebenfalls mit ihrer ganzen Armee ab, und schlugen an zween verschiedenen Orten ihr Lager auf; Valerius nehmlich nahe bey den Sabinern, die außer der Stadt ihr Lager hatten, Lucretius aber auf einer Anhöhe in einiger Entfernung davon, von welcher man das andre Lager sehen konnte. Die Absicht der Römer war, den Feind sogleich anzugreifen, weil sie dieses für den kürzesten Weg hielten, dem Kriege ein Ende zu machen. Der General der Sabiner aber, welcher wohl wußte, daß er mit sehr tapfern und hartnäckigen Leuten zu thun hätte, die sich vor keiner Gefahr scheueten, wollte es nicht wagen, sich in ein offenbares Treffen mit ihnen einzulassen, und beschloß daher, sie bey Nacht anzufallen. Nachdem er also alles, was zur Ausfüllung des Grabens und zur Ersteigung des Walles erforderlich war, angeschaffet hatte, so wollte er, nach der ersten Nachtwache,

che, mit dem auserlesensten Theile seiner Armee das Lager der Römer angreifen. Denen, die in Fidenä ihr Lager hatten, gab er Befehl, sobald sie erführen, daß er abmarschiert wäre, sollten sie auch leichtbewaffnet die Stadt verlassen, sich an bequemen Orten in einen Hinterhalt stellen, und alsdann den Römern, welche dem Valerius aus dem andern Lager zu Hülfe kommen würden, mit großem Geschrey und Lermen in den Rücken fallen. Diesen Anschlag machte Sextus seinen Centurionen bekannt, und da diese ihn insgesammt sehr billigten, so erwartete er nur die Zeit, um ihn auszuführen.

Unterdessen aber wurde die ganze Sache durch einen Ueberläufer dem Consul entdeckt, dessen Aussage bald darauf noch durch einige Sabinische Gefangene, die der Römischen Reuterey, als sie hatten Holz holen wollen, in die Hände gefallen waren, bestätigt wurde. Diese wurden jeder besonders befragt, was ihr General vornähme, und gaben insgesammt zur Antwort, daß er Leitern und Brücken machen ließe; wozu aber und wann er sie gebrauchen wollte, wüßten sie nicht. Valerius schickte alsobald den Marcus, einen alten Mann, an den Lucretius ins andre Lager ab, um ihm von dem Vorhaben der Feinde Nachricht zu geben, und ihm zugleich zu sagen, wie er sie am besten angreifen könnte. Unterdeß ließ er die Tribunen und Centurionen zusammenkommen, eröffnete ihnen, was er von dem Ueberläufer und den Gefangenen gehört hätte, ermahnte sie, sich jetzt als tapfere und brave Männer aufzuführen, da sich ihnen die erwünschte Gelegenheit anböte, die Sabiner für ihre Treulosigkeit zu strafen, und ließ darauf, nachdem er ihnen die nöthigen

Ver-

Verhaltungsbefehle und die Losung gegeben hatte, einen jeden wieder auf seinen bestimmten Posten abgehen.

Es war noch nicht Mitternacht, als der General der Sabiner mit dem auserlesensten Theile seiner Armee aufbrach, um das Römische Lager anzugreifen. Er gab seinen Leuten Befehl, sich ja ganz stille zu halten, und mit den Waffen nicht das geringste Geräusch zu machen, damit die Feinde nicht eher ihre Ankunft merkten, als bis sie da wären. Als nun diejenigen, welche zuerst ankamen, nicht das geringste Licht im Lager sahen, und auch keine Wache hörten, so wunderten sie sich sehr über die Unbesonnenheit der Römer, weil sie glaubten, daß sie alle ihren Posten verlassen, und sich im Lager schlafen gelegt hätten. Sie füllten daher sogleich die Gräben an vielen Orten an, und giengen ohne den geringsten Wiederstand hinüber. Die Römer, welche truppweise zwischen dem Graben und dem Walle vertheilt waren, und wegen der Dunkelheit der Nacht nicht gesehen wurden, erwarteten sie daselbst, und machten sie, einen nach dem andern, so wie sie herüber giengen, und ihnen in die Hände fielen, nieder. Eine Zeitlang merkten die hintersten nichts davon, wie übel die vördersten empfangen wurden. Als aber endlich der Mond aufgieng, so sahen sie, daß um den Graben her alles voller Todten lag, und daß die Feinde sie haufenweise anfielen. Sie warfen daher ihre Waffen von sich, und ergriffen die Flucht. Nunmehr erhuben die Römer ein großes Geschrey, welches für das andre Lager die Losung war, und setzten ihnen zusammen nach. Sobald Lucretius dieses Geschrey vernahm, schickte er die Reuterey voran, um vorher zu

sehen, ob auch irgendwo ein Hinterhalt der Feinde verborgen läge, und folgte selbst mit den auserlesensten Fußvölkern in einiger Entfernung nach. Die Reuterey traf unterwegs den Hinterhalt an, welcher aus Fidenä abgeschickt war, und schlug ihn in die Flucht; und zu gleicher Zeit fielen die Fußvölker diejenigen von den Feinden, welche sich in ihr Lager zu retten suchten, an, und machten, da sie in der grösten Unordnung waren, und ihre Waffen weggeworfen hatten, eine große Menge derselben nieder. Die Sabiner und ihre Bundsgenossen verloren bey diesem Vorfalle ungefähr 13000 Mann an Todten, und 4200 an Gefangenen, nebst ihrem Lager, welches noch an demselben Tage erobert wurde.

Fidenä wurde auch nach einer Belagerung von wenig Tagen, von der Seite her, wo es am sichersten zu seyn schien, und daher nur schwach besetzt war, eingenommen. Die Stadt wurde aber weder geschleift, noch ihre Einwohner zu Sklaven gemacht, und bey der Einnahme kamen auch nicht viel Leute ums Leben. Denn die Consuln glaubten, daß sie durch den Verlust ihrer Güter, ihrer Sklaven und so vieler Leute, die im Treffen umgekommen waren, hinlänglich für ihr Vergehen bestraft sey, besonders da die Fidenater eigentlich nur ein Volk mit den Römern ausmachten. Um aber zu verhindern, daß sie künftig nicht so leicht wieder Unruhen anfangen möchten, bedienten sie sich des gelinden Mittels, welches die Römer gewöhnlich in den Fällen zu gebrauchen pflegten, daß sie bloß die Urheber des Abfalls bestraften, sie ließen daher die gefangenen Fidenater auf dem Markte zusammen kommen,

gaben

gaben ihnen wegen ihrer Unbesonnenheit einen scharfen Verweis, sagten, sie hätten verdient, daß sie insgesammt, mit Alt und Jung, ums Leben gebracht würden, weil sie sich weder für so viele von den Römern erhaltene Wohlthaten dankbar erwiesen, noch sich durch ihr ehemaliges Unglück klüger machen lassen, und ließen darauf die Vornehmsten derselben vor den Augen des ganzen Volks geisseln und hinrichten. Den übrigen erlaubten sie, wie vorher, ihre Stadt zu bewohnen, außer daß sie eine Besatzung, die durch den Senat bestimmt wurde, zu ihnen hinein legten, und ihnen einen Theil ihres Landes abnahmen, welcher unter die Besatzung vertheilt wurde. Hierauf marschierten sie mit der Armee ab, und hielten bey ihrer Rückkehr in Rom einen Triumph, den ihnen der Senat zuerkannt hatte. Weiter ist nichts merkwürdiges unter diesen Consuln vorgefallen.

Unter den folgenden Consuln Publius Postumius Tubertus und Agrippa Menenius Lanatus, von welchen der erste zum zweytenmal erwählt wurde, fielen die Sabiner mit einer noch größern Armee unversehens den Römern ins Land, und drangen bis vor die Thore der Stadt. Es kam bey dieser Gelegenheit eine große Menge von den Römern ums Leben; nicht allein von den Landleuten, welche ganz unvermuthet überfallen wurden, und daher nicht Zeit hatten, sich in die nahgelegene Kastele zu retten, sondern auch von den Bürgern. Denn Postumius, welcher ihren Uebermuth und Trotz nicht ausstehen konnte, gieng mit dem ersten dem beßten, die er in der Geschwindigkeit zusammenbringen konnte, mit mehr Eilfertigkeit als

Bedacht, auf sie los. Als die Sabiner sahen, daß sie mit so vieler Geringschätzung und ohne alle Ordnung heran kamen, so stellten sie sich, um sie noch sicherer zu machen, als wenn sie die Flucht vor ihnen ergriffen, und zogen sich daher sehr eilig zurück, bis sie die Römer in ein dickes Gehölz gelockt hatten, wo der übrige Theil ihrer Armee verborgen war. Hier kehrten sie sich auf einmal wieder um, und giengen den Römern, die sie noch immer verfolgten, entgegen. Zu gleicher Zeit brachen auch die andern aus dem Holze hervor, und fielen sie mit großem Geschrey an. Da sich nun die Römer in der größten Unordnung und Verwirrung befanden, und durch das starke Laufen ganz außer Athem gekommen, die Sabiner hingegen ihnen nicht nur an Menge weit überlegen waren, sondern auch die beßte Ordnung beobachteten, so machten sie ohne Mühe alles, was ihnen vorkam, nieder, schlossen die übrigen, welche sich durch die Flucht zu retten suchten, nachdem sie ihnen alle Wege nach der Stadt abgeschnitten hatten, auf dem Rücken eines kahlen Berges ein, und waren Willens, weil die Sonne schon untergegangen war, sie daselbst die ganze Nacht zu bewachen, damit ihnen keiner entwischen möchte. Sobald dieser unglückliche Vorfall nach Rom berichtet wurde, gerieth alles daselbst in die größte Bestürzung. Man lief von allen Seiten auf die Mauren, und jedermann befürchtete, die Feinde würden, durch ihr gutes Glück kühn gemacht, noch in derselben Nacht die Stadt angreifen. Man beklagte diejenigen, welche ihr Leben dabey eingebüßet hatten, und bedauerte die noch übrigen, welche auf dem Berge umringt waren, weil sie sich bald

durch

durch den Mangel an Lebensmitteln gezwungen sehen würden, sich dem Feinde zu ergeben, wenn man ihnen nicht eilends zu Hülfe käme. Diese ganze Nacht also brachte jedermann in großer Angst und schlaflos zu. Den folgenden Tag bewaffnete der andre Consul Menenius alle jungen Leute in Rom, und eilte mit ihnen in aller Ordnung den andern, auf dem Berge, zu Hülfe. Die Sabiner fanden es nicht für gut, sie zu erwarten, sondern riefen sogleich, als sie sie ankommen sahen, ihren General, der den Berg eingeschlossen hatte, ab, kehrten mit ihren erhaltenen Vortheilen zufrieden, in ihr Lager zurück, und marschierten bald darauf, voller Stolz über den erhaltenen Sieg, mit einer reichen Beute an Vieh, Sklaven und Geld nach Hause.

Die Römer, welche über dieses Unglück sehr mißvergnügt waren, und die Schuld davon auf den Consul Postumius schoben, beschlossen hierauf, sobald als möglich, mit ihrer ganzen Macht den Sabinern ins Land zu fallen, theils aus Begierde, ihre schimpfliche Niederlage wieder gut zu machen, theils aus Erbitterung über die trotzige und übermüthige Gesandtschaft, welche die Feinde kurz nachher an sie abgeschickt hatten. Denn, gleich als wenn sie schon einen vollkommnen Sieg über die Römer erfochten hätten, und jetzt ohne Mühe ihre Stadt einnehmen könnten, wenn sie sich weigerten, ihnen zu gehorchen, hatten sie ihnen befohlen, sie sollten die Tarquinier wieder aufnehmen, sie aufs neue für ihre Herren erkennen, und sich die Verfassung und Gesetze gefallen lassen, welche die Sieger ihnen vorschreiben würden. Hierauf hatten ihnen die Römer die

Antwort gegeben, ſie ſollten ihrer Obrigkeit berichten, die Römer beföhlen den Sabinern, die Waffen niederzulegen; ihnen ihre Städte zu übergeben, wieder, wie vorher, ihre Oberherrſchaft zu erkennen, und dann zu kommen, und wegen ihrer Vergehungen und des Schadens, den ſie bey ihren Einfällen ins Römiſche Gebiet angerichtet, Abbitte zu thun. Wenn ſie das thäten, ſo würde man ſie wieder zu Gnaden annehmen, und ihnen den Frieden ſchenken; wofern ſie aber dieſen Befehlen nicht Folge leiſteten, ſo ſollten ſie ſich nur gewarten ſeyn, daß die Römer ſie eheſtens mit Krieg überziehen würden. Nachdem ſie ſich dieſe Befehle von beyden Seiten hatten ſagen laſſen, und alle nöthige Zurüſtungen zum Kriege gemacht hatten, rückten ſie ins Feld. Die Armee der Sabiner beſtand aus der auserleſenſten jungen Mannſchaft aller Städte, die ſie mit den prächtigſten Waffen verſehen hatten. Die Römer hatten ebenfalls ihre ganze Macht, ſo wohl aus der Stadt, als aus den Kaſtelen zuſammen, indem ſie die Alten, welche ſchon über die Kriegesjahre waren, nebſt den Sklaven, für hinreichend hielten, die Stadt und das Land zu bewachen. Beyde Armeen ſchlugen darauf nahe bey einander, nicht weit von der Sabiniſchen Stadt Eretum, ihr Lager auf.

Da ſie nun auf beyden Seiten, theils durch Muthmaßungen nach der Größe der Lager, theils durch die Ausſage der Gefangenen von dem Zuſtande der Feinde unterrichtet wurden, ſo wurden die Sabiner, wegen der Wenigkeit der Feinde, mit neuem Muth und Geringſchätzung derſelben erfüllet; die Römer aber geriethen wegen der Menge der Sabiner in

gro-

große Furcht. Doch machten verschiedne glückliche Vorbedeutungen, daß sie wieder Muth faßten, und die Hoffnung zu siegen nicht gänzlich aufgaben; besonders das, was sich zuletzt, kurz vor dem Treffen, ereignete. Aus den Spießen nämlich, welche die Römer vor ihren Gezelten in der Erde zu befestigen pflegen, (diese Spieße haben ein langes Schaft, welches so dick ist, daß es die ganze Hand füllet, und sind an den beyden Enden mit einem drey Fuß langen geraden Eisen versehen,) gieng oben aus dem Eisen eine so helle Flamme heraus, daß dadurch das ganze Lager, einen großen Theil der Nacht über, wie durch Fackeln erleuchtet wurde. Aus dieser Erscheinung schlossen sie, wie es die Zeichendeuter erklärten, und auch ein jeder von selbst leicht einsehen konnte, daß die Götter ihnen einen baldigen und herrlichen Sieg ankündigten, weil nämlich alles dem Feuer weichen muß, und durch dasselbe zerstört wird.

Voller Vertrauen auf diese glückliche Vorbedeutung also, verließen sie das Lager und griffen die Sabiner, ungeachtet sie ihnen an Menge weit überlegen waren, mit der größten Zuversicht und Hitze an. Ihre Tapferkeit und große Erfahrung, die sie sich durch so viele Beschwerden erworben hatten, machte ohnedem, daß sie sich vor keiner Gefahr scheueten. Postumius, welcher den linken Flügel anführte, brachte zuerst den rechten Flügel der Feinde zum Weichen; denn voller Begierde den Schimpf seiner Niederlage wieder auszulöschen, achtete er sein Leben gegen den Sieg gering, und stürzte sich wie ein Rasender und Verzweiflender mitten in die Feinde. Der andre Flügel, welchen Me-

nenius commandirte, fieng unterdessen schon an, zu weichen. Als er aber sahe, wie Postumius die Feinde in die Flucht schlug, so gieng er auch mit neuem Muth auf die Feinde los, und brachte den linken Flügel der Sabiner in Unordnung, worauf denn die ganze feindliche Armee die Flucht ergriff. Denn auch das Hauptcorps in der Mitte, konnte jetzt, da es von den beyden Flügeln entblößt war, gegen die Römische Reuterey nicht länger Stand halten, sondern sahe sich ebenfalls gezwungen, sich zurück zu ziehen. Die Römer setzten ihnen sogleich auf der Flucht nach, drangen zugleich mit ihnen in ihre Lager, und eroberten sie alle beyde. Bloß der einbrechenden Nacht, und daß in ihrem eignen Lande das Treffen vorfiel, hatten es die Sabiner zu verdanken, daß sie keine gänzliche Niederlage erlitten. Denn weil ihnen die ganze Gegend bekannt war, so war es ihnen leicht sich nach Hause zu retten, und die Römer, welche die Wege gar nicht wußten, durften es nicht wagen, ihnen zu weit nachzusetzen.

Den folgenden Tag ließen die Consuln ihre Todten verbrennen, und den Feinden die Waffen ausziehen, worunter sich sehr viele befanden, die sie auf der Flucht weggeworfen hatten. Sie bekamen auch eine große Menge Gefangene und Geld, außer dem, was die Soldaten schon geplündert hatten. Die Gefangenen wurden nachher öffentlich verkauft, und die Summe, welche heraus kam, war so groß, daß ein jeder Bürger so viel wieder bekam, als er zu den Kriegeskosten beygetragen hatte. Die Armee kehrte hierauf nach Rom zurück, und beyden Consuln wurde durch eine Verordnung des Senats, wegen dieses herrlichen

Sie-

Sieges, ein Triumph zuerkannt. Menenius hielt den größeren und ansehnlichern, wobey man auf einem Wagen in die Stadt gefahren wurde, und auf einem königlichen Stuhle saß; Postumius aber den kleinern, welchen die Römer Ovatio nennen, ein Wort, das aus dem Griechischen herkömmt, dessen Bedeutung aber jetzt durch die Veränderung ganz unkentlich geworden ist. Denn ich muthmaße, und finde auch bey vielen Römischen Geschichtschreibern, daß Anfangs dieser Triumph von dem, was dabey vorgieng, Evastes * genannt wurde. Nach dem Bericht des Licinius, soll damals zuerst der Senat diese Art des Triumphes erfunden haben. Er ist darinn von dem größern verschieden, daß der, welcher ihn hält, nicht auf einem Wagen fährt, sondern zu Fuß, an der Spitze der Armee, herein marschiert; daß er nicht mit einer bunten, mit Golde verbrämten Toga, sondern mit der gewöhnlichen, welche die Consuln und Generale tragen, bekleidet, dabey aber auch mit einem Lorberkranze geschmückt ist; und daß er endlich keinen Zepter in der Hand trägt, wie bey dem andern Triumphe geschieht. Im übrigen ist alles gleich. Die Ursache, warum dem Postumius nicht eben so große Ehre erwiesen wurde, als seinem Amtsgehülfen, ungeachtet er sich im Treffen unter allen am mehrsten hervorgethan, war die große und schimpfliche Niederlage, die er vorher bey dem Ausfalle aus der Stadt erlitten hatte, wobey er sowohl einen

* Evastes heißt einer, der Evoe ausrufet; der Triumph wurde also so genannt, weil bey demselben dieses Wort ausgerufen wurde.

Digitized by Google

großen Theil der Armee einbüßete, als auch selbst in die größte Gefahr gerieth, mit den wenigen noch übrigen, die sich durch die Flucht gerettet hatten, den Feinden in die Hände zu fallen.

Unter diesem Consulat verstarb auch der Publius Valerius Poplicola an einer Krankheit, der vortreflichste Mann seiner Zeit, dem es an keiner guten Eigenschaft fehlte. Von seinen andern Verrichtungen, die ihn der Bewunderung und eines immerwährenden Andenkens bey der Nachwelt würdig machen, brauche ich hier nichts zu sagen, weil ich schon im Anfange dieses Buchs weitläuftig davon geredet habe. Das aber, was von allem, weßwegen man ihn zu loben pflegt, am mehrsten Bewunderung verdient, und von mir noch nicht erwähnt worden, glaube ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Denn ich halte es für die größte Pflicht eines Geschichtschreibers, nicht allein die großen Kriegesthaten berühmter Männer, oder die rühmlichen und heilsamen Anordnungen, die sie in ihren Staaten gemacht, zu beschreiben, sondern auch ihr Privatleben, die Beyspiele, die sie etwa von Mäßigkeit, Genügsamkeit und genauer Beobachtung der alten Sitten und Gewohnheiten gegeben haben, nicht vorbey zu lassen. Dieser Mann also, welcher nebst drey andern Patriciern Rom von seinen Tyrannen befreyet, und mit ihren Gütern das Volk bereichert, der viermal das Consulat verwaltet, der in zween der größten Kriege gesiegt, und wegen beyder einen Triumph gehalten; (nämlich erst über die Etruscer, und hernach über die Sabiner;) und also die beßte Gelegenheit gehabt hatte, sich auf die alleranständigste und gerech-

rechteſte Weiſe von der Welt große Reichthümer zu erwerben, ließ ſich doch niemals durch die Gewinnſucht, wodurch ſich ſonſt alle Menſchen ſo leicht beherrſchen, und zu den unanſtändigſten Handlungen verleiten laſſen, einnehmen. Er war hingegen mit ſeinem geringen ererbten Vermögen zufrieden, führte ein mäßiges, genügſames, über alle Begierden erhabenes Leben, gab dabey doch ſeinen Kindern eine ſolche Erziehung, die ihrem Stande und ihrer Gebuhrt gemäß war, und zeigte alſo durch ſein Beyſpiel, daß nicht derjenige reich iſt, welcher vieles beſitzt, ſondern derjenige, welcher wenig bedarf. Ein ganz offenbarer Beweis der großen Genügſamkeit, welche dieſer Mann in ſeinem Leben bewieſen, war der große Mangel, in welchem er ſich bey ſeinem Tode befand. Er hinterließ nicht einmal ſo viel, daß er davon auf eine ſeinem Stande und Verdienſten gemäße Art begraben werden konnte. Seine Angehörigen wollten ihn deßwegen ganz ſchlecht, wie einen gemeinen Menſchen, vor der Stadt verbrennen und beerdigen laſſen. Allein der Senat, welcher ſeine dürftigen Umſtände erfuhr, machte die Verordnung, daß er auf öffentliche Koſten verbrannt und zur Erde beſtattet werden ſollte, und zwar an einem beſondern Orte innerhalb der Stadt, nahe am Markte, welche Ehre keinem andern nach ihm, bis auf meine Zeit, wiederfahren iſt. Dieſer Ort wurde auch ſeinen Nachkommen zum Begräbnißplatze überlaſſen, und wird als ein beſonderes Heiligthum dieſer Familie angeſehen. In der That beſitzet ſie daran einen Schatz, den ein jeder, der die Glückſeligkeit nicht nach den Wollüſten, ſondern nach dem, was ſchön und rühmlich iſt, abmiſſet, allen

Reich-

Reichthümern und Königreichen vorziehen wird. Alſo erhielt Valerius Poplicola, der kaum ſo viel hatte, als zu den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens hinreichte, auf Koſten der Stadt ein eben ſo prächtiges Begräbniß, als die allerreichſten Könige, und wurde dabey von allen Römiſchen Damen einmüthig, wie vorher der Junius Brutus, ein ganzes Jahr lang, während welcher Zeit ſie, wie bey dem Tode ihrer nächſten Angehörigen, weder Gold noch Purpur trugen, betrauert.

Das folgende Jahr wurden Spurius Caſſius Uſcelinus und Opiter Virginius Tricoſtus zu Conſuln erwählt. Unter ihnen wurde endlich der Krieg gegen die Sabiner, durch ein großes Treffen, welches der Conſul Spurius nahe bey der Stadt Cures gewann, und worinn von den Sabinern ungefähr 10300 Mann auf dem Platze blieben, und etwas weniger als 4000 zu Gefangenen gemacht wurden, geendigt. Durch dieſe Niederlage wurden die Sabiner bewogen, Geſandten an den Conſul abzuſchicken, und ihm Friedensvorſchläge zu thun. Caſſius verwies ſie an den Senat. Sie begaben ſich daher nach Rom, und brachten es durch vieles Bitten endlich dahin, daß ihnen der Friede zugeſtanden wurde. Sie mußten aber dafür der Armee ſo viel an Getreide verſchaffen, als Caſſius verlangen würde, jedem Mann eine gewiſſe Summe Geldes auszahlen, und 10000 Morgen Landes an die Römer abtreten. Dem Spurius Caſſius wurde wegen dieſes Krieges die Ehre des Triumphs zuerkannt.

Der andre Consul Virginius zog mit der Hälfte der Armee gegen die Cameriner, welche während des Krieges das Bündniß gebrochen, und von den Römern abgefallen waren, zu Felde. Er marschierte in der Nacht ab, ohne jemanden zu sagen, wohin er wollte, damit er die Feinde ganz unvermuthet und unvorbereitet überfallen möchte; welches auch geschah. Denn er kam schon mit Anbruch des Tages, ohne daß man sichs versah, vor der Stadt an, und machte sogleich, ehe er noch sein Lager aufgeschlagen hatte, Anstalt, sie mit Mauerbrechern, Sturmleitern, und was sonst noch dazu gehört, zu belagern. Die Cameriner geriethen über diesen unvermutheten Angriff in die größte Bestürzung, und wußten nicht was sie anfangen sollten; einige verlangten, man sollte dem Consul die Thore offen machen, andre aber, man sollte die Stadt mit aller Macht vertheidigen, und die Feinde nicht hereinlassen. Unterdessen aber, daß sie hierüber nicht einig werden konnten, und alles in Verwirrung war, brach der Consul die Thore auf, erstieg die Mauer, wo sie am niedrigsten war, mit den Sturmleitern, und eroberte also die Stadt mit Gewalt. Den noch übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht erlaubte er seinen Soldaten, die Stadt zu plündern. Den folgenden Tag aber ließ er die Gefangenen an einen Ort zusammen bringen, die Urheber des Abfalls insgesammt hinrichten, die übrigen zu Sklaven verkaufen, und die Stadt niederreißen.

In der siebzigsten Olympiade, in welcher der Lokrenser Nikäas aus Opus im Wettlauf den Preis erhielt, und Myrus Archont zu Athen war, wurden Postumius Co-

Cominius und Titus Largius zu Conſuln erwählt. Unter ihrer Regierung fielen die Lateiner von den Römern ab, indem Octavius Mamilius, der Schwiegerſohn des Tarquinius, die Vornehmſten in den Städten theils durch Verſprechungen, theils durch Bitten auf ſeine Seite brachte, und ſie beredete, den Vertriebenen beyzuſtehen, und ihnen zu ihrer Rückkehr in ihr Vaterland behülflich zu ſeyn. Es wurde alſo eine allgemeine Verſammlung der ganzen Nation, ausgenommen der Stadt Rom, die man, der Gewohnheit zuwieder, nicht dazu eingeladen hatte, zu Ferentinum angeſtellt, um auf derſelben, die Stimmen der Städte wegen des Krieges zu ſammeln, die Generale zu ernennen, und wegen der andern Zurüſtungen ſich zu berathſchlagen. Es traf ſich, daß um dieſelbe Zeit der Marcus Valerius, ein bejahrter Mann, der das Conſulat ſchon verwaltet hatte, als Geſandter von den Römern an die benachbarten Städte abgeſchickt war, um ſie zu bitten, daß ſie doch keine neue Unruhen anfangen möchten, weil durch die Vornehmen in denſelben einige abgeſchickt waren, welche im Römiſchen Gebiete Räubereyen getrieben, und den Landleuten großen Schaden zugefügt hatten. Dieſer erfuhr, daß die Städte eine allgemeine Verſammlung angeſtellt hätten, um in derſelben förmlich einen Krieg gegen die Römer zu beſchließen. Er begab ſich alſo dahin, hielt bey den Vorſitzern der Verſammlung um Erlaubniß an, eine Rede an dieſelbe halten zu dürfen, und ſagte darauf, als er ſie erhalten hatte: „Er ſey von ſeiner Stadt als Geſandter an diejenigen Städte, welche die Räuber abgeſchickt „hätten, abgeſandt, um von ihnen zu verlangen, daß „ſie, den Bedingungen, die in ihrem Bündniſſe feſtgeſetzt „wä-

„wären, gemäß, die Schuldigen zur Bestrafung auslie„fern sollten, und sie zu bitten, daß sie sich doch künftig „solcher Beleidigungen, wodurch die Freundschaft und Ver„wandtschaft unmöglich bestehen könnte, enthalten möch„ten.“ Und weil er wohl sahe, daß die Zusammenkunft keiner andern Ursache wegen angestellt war, als um einen Krieg gegen die Römer zu beschließen, welches er, außer vielen andern Ursachen, vornehmlich auch daraus abnehmen konnte, weil sie die Römer allein nicht eingeladen hatten, da es doch in den Bedingungen des Bündnisses ausdrücklich festgesetzt war, daß alle Lateinischen Städte zu den gemeinschaftlichen Versammlungen durch die Vorsitzer derselben aufgeboten werden, und sich dabey einfinden sollten; so setzte er hinzu: „Was ihnen denn die Stadt „Rom zuwieder gethan, oder worüber sie sich gegen dieselbe zu beschweren hätten, daß sie von ihnen nicht mit zu „der Versammlung gezogen worden? Er wundre sich „hierüber um desto mehr, weil sie vermöge ihrer Oberherr„schaft über die ganze Nation, die sie ihr für so viele und „große Wohlthaten freywillig übertragen hätte, doch vor „allen andern hätte zugegen seyn, und zuerst um ihre Mey„nung gefragt werden müssen.“

Als er ausgeredet hatte, baten die Ariciner um Erlaubniß zu reden, und beschwerten sich darauf über die Römer, daß sie ihnen, da sie doch ihre Verwandten wären, den Krieg der Etrusker auf den Hals gezogen, und dadurch, so viel an ihnen gelegen, verursachet hätten, daß die Lateiner insgesammt durch die Etrusker ihrer Freyheit beraubt worden wären. Hierauf trat der König Tarquinius auf, erinnerte sie an seine ehemalige Freundschaft und sein Bündniß mit ihnen, und bat sie daher,

sie

ſie möchten doch jetzt ihrem Eide gemäß leben, und ihm zur Wiederlangung ſeines Reichs behülflich ſeyn. Hiernächſt beklagten ſich die Cameriner und Fidenater, dieſe, daß ſie von den Römern ihres Landes beraubt und aus demſelben verwieſen, jene daß ſie zu Sklaven verkauft und ihre Stadt geſchleift wäre; und ſuchten ſie dadurch zum Kriege gegen die Römer zu bewegen. Zuletzt von allen trat der Schwiegerſohn des Tarquinius, Mamilius, auf, der damals unter den Lateinern am allermeiſten vermochte, und zog in einer weitläuftigen Rede heftig gegen die Römer los. Valerius aber vertheidigte die Römer aufs beßte, und zeigte, wie ungerecht alle dieſe Beſchuldigungen wären. Dieſen Tag aber wurde noch nichts entſchieden, ſondern er wurde bloß mit Beſchuldigungen und Vertheidigungen hingebracht, ohne daß die Berathſchlagung ein Ende nahm.

Den folgenden Tag wurde Valerius von den Vorſitzern nicht wieder vorgelaſſen. Tarquinius, Mamilius, die Ariciner, und wer ſich ſonſt noch über die Römer beſchweren wollte, führten daher allein das Wort, und aus dem, was ſie anführten, machte man den Schluß, daß von den Römern das Bündniß gebrochen wäre. Dem Valerius gab man darauf zur Antwort: „Weil die Römer die Lateiner beleidigt, und dadurch das „Band der Verwandſchaft gebrochen hätten, ſo würden „dieſe ſchon ihre Maaßregeln zu ergreifen wiſſen, um ſich „deßwegen an ihnen zu rächen.“

Unterdeſſen daß dieſes auswärts vorgieng, entſtand in Rom ſelbſt eine Zuſammenverſchwörung. Eine Menge Sklaven nehmlich hatten ſich verabredet, die feſten Plätze in der Stadt zu beſetzen, und dieſelbe an vielen Orten in

Brand

Brand zu ſtecken. Die Sache wurde aber vorher durch einige der Mitbewußten entdeckt, worauf denn die Conſuln die Thore zumachen, die feſten Plätze der Stadt durch die Reuterey beſetzen, und darauf die Verſchwornen theils aus den Häuſern, theils von den Gaſſen herbey holen und insgeſammt ans Kreuz ſchlagen ließen. Weiter iſt in dieſem Jahre nichts merkwürdiges vorgefallen.

Unter dem folgenden Conſulat des Servius Sulpicius Camerinus und Manius Tullius Longus bemächtigten ſich einige Fidenater mit Hülfe einer Anzahl Truppen, die ſie ſich durch die Tarquinier hatten zuſchicken laſſen, des Schloſſes, machten diejenigen, welche nicht gleich mit ihnen geſinnet waren, theils nieder, theils verwieſen ſie dieſelben des Landes, und machten dadurch, daß die Stadt aufs neue von den Römern abfiel, ja ſo weit gieng, daß ſie den Römiſchen Geſandten, die dieſerhalb zu ihnen kamen, feindlich begegneten, und ſie, ungeachtet ihre Aelteſten ſich gegen ein ſolches Verfahren ſetzten, aus der Stadt jugen, ohne weder ſie anzuhören, noch ſich ſelbſt zu vertheidigen. Bey dieſen Umſtänden hielt es der Römiſche Senat nicht für rathſam, ſogleich einen Krieg mit den Lateinern anzufangen, beſonders, da er erfahren hatte, daß der Schluß der Verſammlung nicht von der ganzen Nation gebilliget würde; daß das gemeine Volk in allen Städten gar nicht zum Kriege geneigt wäre, und daß die mehrſten behaupteten, daß das Bündniß mit den Römern im geringſten nicht aufgehoben, oder verletzt wäre. Gegen die Fidenater aber beſchloß er den Conſul Manius mit einer ſtarken Armee abzuſchicken.

Dieser fiel ihnen also ins Land, verheerte es ganz ungehindert, weil sich ihm keiner zur Wehre setzte, schlug darauf nahe bey der Stadt sein Lager auf, und schnitt den Einwohnern alle Zufuhr von Lebensmitteln, Waffen und andern Bedürfnissen ab. Die Fidenater schickten alsobald Gesandten an die Lateinischen Städte, und baten sie um schleunige Hülfe. Die Oberhäupter der Nation stellten daher aufs neue eine allgemeine Versammlung an, ließen den Tarquinius und die Abgesandten der Belagerten ihre Klagen vorbringen, und frugen darauf die Anwesenden, nach ihrem Alter und Stande, um ihre Meynung, auf was für Weise der Krieg gegen die Römer am beßten geführt werden könnte. Hierauf wurden vielerley Meynungen vorgebracht, und zwar zuerst über die Frage, ob es auch rathsam sey, einen Krieg mit den Römern anzufangen. Die unruhigsten Köpfe in der Versammlung behaupteten, man müsse nothwendig dem Tarquinius wieder zu seinem Reiche verhelfen, und den Fidenatern zu Hülfe kommen, weil sie nehmlich gerne im Kriege das Commando führen wollten, und große Unternehmungen im Kopfe hatten. Vornehmlich riethen diejenigen dazu, welche gerne in ihrem Vaterlande geherrscht, und sich zu Tyrannen aufgeworfen hätten, in der Hoffnung, daß die Tarquinier, wenn sie die Herrschaft über die Römer wieder erlangt hätten, ihnen dazu verhelfen würden. Die Reichsten und Vernünftigsten aber verlangten, man sollte das Bündniß mit den Römern nicht brechen und nicht so unbesonnener voreiliger Weise zu den Waffen greifen; und diese fanden bey der Menge den größten Beyfall. Die Parthey, welche auf den Krieg drang,

drang, wurde also durch die andre, welche zum Frieden rieth, überwältigt. Doch beredete die erste endlich noch die Versammlung dazu, Gesandten an die Römer abzuschicken, welche sie bitten und ihnen rathen sollten, sie möchten doch die Tarquinier und die andern Verwiesenen, unter Versprechung einer völligen Sicherheit und Vergessung des Vergangenen, wieder aufnehmen, und nachdem sie sich dieserhalb durch eine eidliche Versicherung verpflichtet hätten, die alte Regierungsform wieder einführen, auch von Fidenä ihre Armee abziehen, indem die Lateiner nicht zugeben könnten, daß sie ihren Verwandten und Freunden ihr Land wegnähmen; wenn aber die Römer sich zu keiner von diesen Forderungen verstehen wollten, alsdann in Ernst an einen Krieg gegen die Römer zu denken. Sie wußten ganz wohl, daß die Römer weder das eine noch das andre thun würden, allein sie suchten auch nur einen scheinbaren Vorwand zum Kriege, und gedachten unterdeß die Gegenparthey durch Dienstleistungen und Gefälligkeiten auf ihre Seite zu bringen. Als die Lateiner dieses abgemacht hatten, gaben sie den Römern ein ganzes Jahr Bedenkzeit, während dessen sie sich selber rüsten wollten, ließen den Tarquinius selbst die Gesandten bestimmen, und giengen darauf aus einander.

Als die Lateiner wieder in ihre Städte zurück gekehrt waren, und Mamilius und die Tarquinier wohl sahen, daß die mehrsten zum Frieden geneigt wären, und sie sich also nicht viel von ihnen versprechen könnten, so ließen sie diese ungewissen Hoffnungen fahren, und dachten auf Mittel, in Rom selbst einen Krieg zu

erregen, und die Armen gegen die Reichen aufzuwiegeln. Es waren auch schon unter einem großen Theile des Volks Unruhen entstanden, vornehmlich fiengen die Armen, und die, welche von Schulden gedrückt wurden, an, nicht mehr die beßten Gesinnungen in Absicht auf das Wohl des gemeinen Wesens zu hegen. Hieran waren die Gläubiger schuld, welche in ihrer Gewalt über die Schuldener gar kein Maaß mehr hielten, sondern dieselben in Fesseln legten, und ihnen nicht anders, als ihren Sklaven, begegneten. Tarquinius, der dieses erfahren hatte, schickte daher zugleich mit den Gesandten einige unverdächtige Leute mit großen Summen Geldes in die Stadt, welche sich mit den ärmsten und verwegensten Leuten bekannt machten, und eine große Menge derselben theils durch Geschenke, theils durch große Versprechungen, was Tarquinius für sie thun wollte, wenn er wieder in sein Reich hergestellet wäre, auf ihre Seite brachten. Es wurde also eine Verschwörung gegen die Vornehmen zu Stande gebracht, woran nicht nur die armen Bürger, sondern auch eine Menge gottloser Sklaven, welche dadurch die Freyheit zu erlangen hofften, Antheil hatten. Denn diese letztern waren wegen der Strafe, die man im verwichenen Jahre ihren Cameraden angethan hatte, gegen ihre Herren erbittert, und wünschten sich deßwegen an ihnen zu rächen, und diese trauten ihnen hinwiederum auch nicht, und glaubten, daß sie, wenn sich ihnen eine bequeme Gelegenheit anböte, ein gleiches gegen sie versuchen würden. Dieses machte, daß sie denen, welche sie zu verführen suchten, sehr gerne Gehör gaben. Die Zusammenverschwornen hatten ihren

An-

Anschlag folgendergestalt angelegt. Die Hauptanführer des Unternehmens sollten sich in einer finstern Nacht der Höhen und festen Plätze in der Stadt bemächtigen, und dann sollten die Sklaven, sobald sie durch ein Geschrey, welches zum Zeichen bestimmt war, erführen, daß dieses geschehen wäre, ihre Herren im Schlafe ermorden. Wenn dieses geschehen wäre, wollte man denn die Häuser der Reichen plündern und den Tyrannen die Thore der Stadt öffnen.

Aber die besondre Fürsorge der Götter, welche die Stadt Rom schon aus so vielen Gefahren errettet, und bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, über sie zu wachen, vereitelte diese Anschläge, indem sie den Consul Sulpicius durch die beyden Brüder Publius und Marcus Tarquinius aus Laurentum, welche unter die vornehmsten Häupter der Verschwörung gehörten, entdeckt wurden. Sie wurden dazu durch eine höhere Gewalt, wieder ihren Willen, gezwungen. Denn es erschienen ihnen die fürchterlichsten Gestalten im Traume, welche sie mit den schrecklichsten Strafen bedrohten, wofern sie von ihrem Vorhaben nicht abließen. Es kam ihnen vor, als wenn hölliſche Geister sie verfolgten, sie peitschten, ihnen die Augen ausrissen, und sie sonst aufs allerärgste marterten, so daß sie zitternd und voller Schrecken aus dem Schlafe auffuhren, und gar keine Ruhe davor hatten. Anfangs suchten sie durch Söhnopfer und andre dergleichen Mittel sich von diesen quälenden Geistern zu befreyen. Da sie aber hierdurch nichts ausrichteten, so wendeten sie sich an einen Wahrsager, dem sie aber die Verschwörung

nicht entdeckten, sondern bloß von ihm zu wissen verlangten, ob es jetzt Zeit sey, das, was sie im Sinne hätten, auszuführen. Der Wahrsager gab ihnen zur Antwort, sie wären auf einem sehr bösen und gefährlichen Wege, und wenn sie nicht bald von ihrem Vorhaben abstünden, so würden sie auf die allerelendeste und schändlichste Weise ums Leben kommen. Weil sie also befürchteten, es möchten ihnen andre mit Entdeckung der Verschwörung zuvorkommen, so zeigten sie die ganze Sache dem anwesenden Consul an. Der Consul lobte sie, versprach ihnen große Belohnungen, wenn der Erfolg mit ihren Worten übereinstimmte, und behielt sie, ohne jemanden etwas davon zu sagen, bey sich. Hierauf ließ er die Gesandten der Lateiner, welchen er bisher noch immer verschoben hatte zu antworten, vor dem Senat erscheinen, und ertheilte ihnen, wie er vorher mit dem Senat abgeredet hatte, folgende Antwort:

„Ihr Freunde und Bundsgenossen, berichtet „den gesammten Lateinern, daß das Römische Volk „weder den Tarquinienfern, so sehr sie auch darum baten, zu gefallen, in die Rückkehr der Tyrannen gewilliget, noch nachher den Etruscern, welche uns ebenfalls darum baten, und als das nichts ausrichtete, „unter Anführung des Königs Porsena uns mit dem „allergefährlichsten Kriege überzogen, nachgegeben, „sondern lieber die härteste Belagerung ausgehalten, lieber geduldig angesehen hat, wie seine Felder verheert, „und seine Dörfer in die Asche gelegt wurden, als in „irgend etwas zu willigen, das seiner Freyheit zuwieder „war. Wir müssen uns also billig über euch, ihr La-

„tei-

„keiner, verwundern, daß ihr, ungeachtet euch alles „dieses nicht unbekannt ist, doch hergekommen seyd, „um von uns zu verlangen, daß wir die Tyrannen wie„der aufnehmen, und die Belagerung der Stadt Fi„denä aufheben sollen, und daß ihr uns, im Fall wir „uns weigern, dieses zu thun, mit Krieg bedrohet. „Höret nur auf, solche abgeschmackte und unwarschein„liche Ursachen eurer Feindschaft gegen uns vorzuwen„den. Und wenn ihr ihrentwegen Willens seyd, die „Bande der Verwandtschaft zu brechen, und einen „Krieg mit uns anzufangen, so brauchet ihr euch nicht „länger zu bedenken.“

Nachdem er den Gesandten diese Antwort gegeben, und sie darauf aus der Stadt weggebracht hatte, kam er wieder in den Senat, und entdeckte ihm alles, was er durch die Angeber von der Verschwörung erfahren hatte. Der Senat ertheilte ihm darauf freye Gewalt, wegen der Mitbewußten Untersuchung anzustellen, und die schuldig befundenen zu bestrafen. Er bediente sich aber der Gewalt nicht auf eine eigenmächtige und tyrannische Art, wie ein anderer in so dringenden Umständen vielleicht gethan haben würde, sondern gieng auf eine sehr behutsame, sichere und der neuen Staatsverfassung gemäße Weise dabey zu Werke. Er ließ die Verschwornen nicht aus ihren Häusern zur Todesstrafe herbey holen, und sie mit Gewalt von ihren Weibern, Kindern und Aeltern wegreißen, weil er bedachte, was für einen Eindruck ein so bedaurenswürdiges Schauspiel auf die Gemüther ihrer nächsten Angehörigen machen würde, und befürchtete, sie würden

den in der ersten Hitze aus Verzweiflung zu den Waffen greifen, und ihn also zwingen, um ihrer Wuth Einhalt zu thun, das Blut seiner Bürger zu vergießen. Auch hielt er es nicht für rathsam, öffentlich Gericht über sie halten zu lassen, weil er wohl voraussahe, daß jedermann die Sache leugnen, und also die Richter keine hinreichende Beweise und kein anderes Zeugniß, worauf sie die Schuldigen zum Tode verurtheilen könnten, haben würden, als die Aussage der Angeber. Er dachte also eine ganz neue List aus, die Verschwornen zu entdecken, wodurch er es dahin bringen wollte, daß die vornehmsten Rädelsführer derselben erstlich von selbst ohne den geringsten Zwang an einem besondern Orte zusammen kommen, und hiernächst durch so offenbare Beweise überführt werden sollten, daß sie nichts dagegen einwenden könnten. Und zwar wollte er sie nicht an einem abgelegenen Orte, wo wenig Leute dabey zugegen wären, sondern auf öffentlichem Markte zusammen bringen, und es so anstellen, daß sie vor den Augen aller Bürger entdeckt, und nach Verdienst bestraft würden, ohne daß dadurch die geringsten Unruhe, oder ein neuer Aufruhr entstünde, wie sonst wohl bey dergleichen Bestrafungen eines Aufruhrs, besonders in so gefährlichen Umständen, zu geschehen pflegt.

Ein anderer würde sich hier vielleicht damit begnügt haben, nur ganz kürzlich zu sagen, daß der Consul sich der Verschwornen bemächtigt, und sie zum Tode verdammet hätte, ohne sich weiter in die Erzählung der besondern Umstände einzulassen. Allein weil mir die Art, wie man sich der Verschwornen bemächtigte, merk-

merkwürdig schien, so hielt ich dafür, daß ich sie nicht übergehen dürfte, weil ich weiß, daß die Leser einer Geschichte nicht damit zufrieden sind, und wenig Nutzen davon haben, bloß den Ausgang einer Begebenheit zu erfahren, sondern auch die Ursachen derselben, die Art und Weise, wie sie ausgeführt worden, die Gesinnungen der Personen, welche darinn verwickelt waren, die Zeichen, welche die Götter dabey von ihrer Billigung oder von ihrem Mißfallen an den Tag gelegt, kurz alles, was sonst mit dergleichen Vorfällen verbunden zu seyn pflegt, zu wissen verlangen; und daß besonders Staatsleuten die Kenntniß solcher Dinge ganz nothwendig ist, damit sie sich dieselben in ähnlichen Fällen zum Muster nehmen können.

Der Consul bediente sich also folgenden Mittels, sich der Verschwornen zu bemächtigen. Er suchte die jüngsten und stärksten Männer des Senats aus, und gab ihnen Befehl, mit ihren getreuesten Freunden und Verwandten, auf ein gegebnes Zeichen, diejenigen festen Plätze in der Stadt zu besetzen, welche eines jeden Wohnung am nächsten wären. Der Reuterey befahl er, sich neben dem Markte in den am bequemsten gelegenen Häusern mit ihren Degen bewaffnet aufzuhalten, und daselbst seine weitern Befehle zu erwarten. Damit aber, wenn man sich der Verschwornen bemächtigte, die Angehörigen derselben keine Unruhen anfangen, und es nicht darüber zu Mord und Blutvergießen kommen möchte, so schrieb er an den andern Consul, welcher noch vor Fidenä stund, er möchte mit dem auserlesensten Theile seiner Armee aufbrechen, und mit An-

bruche der Nacht einen bergichten Ort nahe bey Rom in Beſitz nehmen.

Nachdem er alſo alle erforderlichen Maaßregeln ergriffen hatte, ſo mußten die Angeber die Oberhäupter der Verſchwörung mit ihren getreueſten Genoſſen um Mitternacht auf den Markt beſtellen, unter dem Vorwande, daß daſelbſt einem jeden ſeine Ordnung und ſein beſtimmter Ort angewieſen, und die Loſung und andre Verhaltungsbefehle gegeben werden ſollten; dieſes geſchahe. Sobald ſie ſich alle zuſammen auf dem Markte verſammelt hatten, wurden ſogleich die feſten Plätze durch die Bürger, welche zur Vertheidigung der Stadt die Waffen ergriffen hatten, beſetzt, und der ganze Markt rings umher von der Reuterey eingeſchloſſen, ſo daß kein einziger entwiſchen konnte. Zu gleicher Zeit war auch der andre Conſul von Fidenä vor der Stadt angekommen. Sobald es Tag wurde, begaben ſich die beyden Conſuln, mit einer Wache umgeben, auf das Tribunal, und ließen durch die Herolde in allen Gaſſen das Volk zuſammenberufen. Da nun das Volk von allen Seiten herbeylief, ſo gaben ſie der Verſammlung von der Verſchwörung Nachricht, und ließen zugleich die Angeber ſelbſt hervorkommen. Hierauf gaben ſie den Schuldigen Erlaubniß, ſich zu verantworten, wenn ſie etwa gegen die Anzeige etwas einzuwenden hätten. Da ſich aber keiner unterſtand, die Sache zu leugnen, ſo begaben ſie ſich in den Senat, fragten denſelben um ſeine Meynung, und kamen gleich darauf mit dem Gutachten deſſelben zurück, welches ſie öffentlich der Verſammlung vorlaſen. Der Inhalt deſſelben war folgender: „Den beyden Tarquiniern, welche die „Verſchwörung angezeigt hätten, müſſe das Bürgerrecht,

„und

„und dabey einem jeden 10000 Drachmen nebst 20 Mor„gen Landes von den öffentlichen Ländereyen geschenkt; „die Verschwornen aber insgesammt hingerichtet werden, „wenn das Volk hiermit zufrieden wäre.“ Das Volk bestätigte dieses Gutachten des Senats. Die Consuln ließen also die Versammlung sich von dem Markte entfernen, und darauf die Verschwornen insgesammt durch ihre Leute an demselben Orte, wo sie durch die Reuterey eingeschlossen waren, niedermachen. Nachdem dieses geschehen war, nahmen sie weiter gar keine Anzeige gegen irgend einen, der an der Verschwörung Theil gehabt hatte, an, sondern sprachen alle diejenigen, welche der ersten Strafe entgangen waren, von aller Schuld frey, um dadurch allen Anlaß zu neuen Unruhen zu vermeiden.

Nachdem die Verschwornen also auf diese Weise bestraft waren, so beschloß der Senat, das ganze Volk, weil es sich gezwungen gesehen hatte, Bürgerblut zu vergießen, mit den gewöhnlichen Gebräuchen zu reinigen und auszusöhnen, weil es sonst wegen einer solchen Befleckung bey dem Gottesdienst und den Opfern nicht hätte zugegen seyn dürfen. Die Pontifexe mußten also alles, was die Landesgesetze in solchen Fällen verordneten, verrichten, und darauf ließ er ein dreytägiges Fest anstellen, an welchem den Göttern Dankopfer gebracht und Spiele gehalten wurden. Bey diesen Spielen, welche nach der Stadt Rom benannt wurden*, fiel der Consul Manius Tullius, bey dem feyerlichen Aufzuge, in dem Circus selbst von dem heiligen Wagen, und starb davon drey Tage nachher.

Die

* Römische Spiele.

Die übrige noch ſehr kurze Zeit, bis zu Ende des Jahrs, verwaltete daher Sulpicius das Conſulat allein.

Das folgende Jahr wurden Publius Veturius und Titus Aebutius Elvas zu Conſuln erwählt. Dem Aebutius wurde die Sorge für die Angelegenheiten der Stadt aufgetragen, welches ſehr nöthig ſchien, damit die Armen nicht neue Unruhen anfangen möchten. Veturius fiel mit der Hälfte der Armee den Fidenatern ins Land, verheerte daſſelbe ohne den geringſten Wiederſtand, ſchlug darauf nahe vor der Stadt ſein Lager auf, und ſetzte die Belagerung ſehr eifrig fort. Weil er aber wohl ſahe, daß er ſie nicht mit Gewalt einbekommen würde, ſo umgab er ſie mit einem Wall und Graben, um ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Da ſich nun die Fidenater ſchon in ſehr großer Noth befanden, ſo ſchickte ihnen Sextus Tarquinius eine Verſtärkung von Lateiniſchen Hülfstruppen, nebſt Lebensmitteln, Waffen, und allen andern erforderlichen Kriegesbedürfniſſen zu. Dieſes machte ſie ſo kühn, daß ſie es wagten, mit einer anſehnlichen Armee ins Feld zu rücken und vor der Stadt ihr Lager aufzuſchlagen. Die Einſchließung der Stadt war alſo den Römern zu nichts weiter nütze, ſondern es war jetzt nothwendig, den Feinden ein Treffen zu liefern. Sie kamen auch bald dichte vor der Stadt an einander. Eine Zeitlang blieb der Sieg unentſchieden; endlich aber wurden doch die Fidenater durch die anhaltende Tapferkeit der Römer, die ſie ſich durch viele Uebung und Gefahren erworben hatten, überwältigt, und gezwungen, ungeachtet ſie ihnen an Menge ſo weit überlegen waren, die Flucht zu ergreifen. Sie verloren aber dabey nicht viel Leute, weil ſie an der Stadt einen ſo nahen Zufluchtsort hatten, und

die

die Römer, welche ihnen nachsetzten, durch die zurückgelassene Besatzung abgewehrt wurden. Nach diesem Treffen begaben sich die Lateinischen Hülfstruppen, weil sie den Fidenatern zu nichts geholfen hatten, wieder nach Hause. Die Stadt befand sich also wieder in dem vorigen Elende, und wurde durch denselben Mangel an Lebensmitteln gedrückt.

Um eben diese Zeit zog Sextus Tarquinius mit einer Armee Lateinischer Truppen gegen Signia, welches damals die Römer inne hatten, zu Felde, in der Hoffnung, sich im ersten Angriffe von diesem Platze Meister zu machen. Allein die darinn liegende Besatzung vertheidigte sich so tapfer, daß er lange Zeit vergebens, ohne das geringste, was der Mühe werth gewesen wäre, auszurichten, davor zubrachte. Und als endlich die Consuln eine Verstärkung an Truppen, nebst Lebensmitteln und andern Unterstützungen der Besatzung zuschickten, so sah er sich genöthigt, alle Hoffnung fahren zu lassen und die Belagerung ganz aufzugehen.

Die Consuln des folgenden Jahrs waren Titus Largius Flavus und Quintus Clölius Siculus. Dem Clölius, welcher für einen gelinden und für das Beste des Volks besorgten Mann gehalten wurde, trug der Senat auf, mit der Hälfte der Armee in der Stadt zu bleiben, um zu verhindern, daß keine neue Unruhen entstehen möchten. Largius aber zog mit der andern Hälfte der Armee, die schon in völliger Bereitschaft zum Kriege war, gegen die Fidenater zu Felde, nachdem er vorher alle nöthigen Zurüstungen zur Belagerung gemacht hatte. Er setzte den Fidenatern, die durch die Länge des Krieges schon geschwächt waren, und allen nothwendigen Lebensbedürfnissen

nissen Mangel litten, sehr heftig zu, indem er Minen unter den Mauren machte, Wälle gegen dieselben aufwarf, sie mit Maschinen angriff, und weder Tag noch Nacht die Belagerung ruhen ließ, in der Hoffnung, die Stadt in kurzen mit Gewalt einzubekommen, weil die Lateiner, auf welche sich die Fidenater allein verließen, und daher die Belagerung fast über ihre Kräfte aushielten, damals nicht im Stande waren, ihnen zu helfen. Denn jede Stadt für sich allein, war viel zu schwach, als daß sie etwas gegen die Römer hätte ausrichten können, und das ganze Volk hatte noch keine gemeinschaftliche Armee auf den Beinen. So oft auch daher die Fidenater eine Gesandschaft an sie abschickten, so erhielten sie immer dieselbe Antwort, daß sie ihnen nehmlich erster Zeit Hülfe zuschicken wollten. Allein der Erfolg stimmte schlecht mit diesen Versprechungen überein, und es kam nie weiter, als zu bloßen Worten. Doch gaben die Fidenater noch nicht alle Hoffnung wegen der Lateiner verloren, sondern verließen sich noch so sehr darauf, daß sie alles mögliche Elend geduldig ausstunden. Am allermehrsten drückte sie die immer zunehmende Hungersnoth, wodurch täglich eine Menge Menschen hingerissen wurde. Endlich aber konnten sie es doch nicht länger aushalten, sondern sahen sich durch die Noth gezwungen, durch Gesandten bey dem Consul um einen Waffenstillstand auf einige Tage anzuhalten, unter dem Vorwande, daß sie sich unterdessen berathschlagen wollten, auf was für Bedingungen sie mit den Römern Frieden schließen könnten. Ihre wahre Absicht aber gieng dahin, dadurch etwas Zeit zu gewinnen, und unterdessen Hülfsvölker herbeykommen zu lassen, wie man durch einige Ueberläufer erfuhr, welches

che aussagten, daß man in der vorigen Nacht einige der vornehmsten Bürger, die am mehrsten bey den Lateinern gelten, als Gesandten an das ganze Volk abgeschickt hätte, um noch einmal aufs demüthigste um eine eilige Hülfe zu bitten.

Da also Largius dieses wußte, so gab er den Abgesandten der Fidenater, die um den Stillstand anhielten, die Antwort: „Sie sollten erst die Waffen niederlegen und die Thore öffnen, wenn sie Friedensunterhandlungen mit ihm anfangen wollten. Auf andre Weise sollten sie sich nur weder auf einen Frieden, noch auf einen Stillstand, noch überhaupt auf eine gefällige oder gelinde Bewegung von den Römern Rechnung machen.“ Zugleich ließ er alle Wege nach Fidenä genauer bewachen, um zu verhindern, daß die Gesandten, welche an die Lateiner abgeschickt waren, nicht wieder in die Stadt kommen könnten. Da also die Belagerten sahen, daß sie alle Hoffnung auf fremde Hülfe fahren lassen mußten, so beschlossen sie endlich, sich aufs Bitten zu legen, und machten daher in einer öffentlichen Versammlung den Schluß, den Frieden, auf die Bedingungen, welche ihnen der Sieger vorschreiben würde, sich gefallen zu lassen. Die commandirenden Generale in den damaligen Zeiten bezeigten eine große Mäßigung und Herablassung, und waren so sehr von allem tyrannischen und eigenmächtigen Verfahren entfernt, vor welchem sich in unsern Zeiten so wenige, durch die Größe ihrer Macht aufgeblasen, haben in Acht nehmen können, daß der Consul, als ihm die Stadt übergeben wurde, in keinem Stücke nach seinem eignen Gutdünken verfuhr, sondern, nachdem er den Einwohnern befohlen, die Waffen niederzulegen, und eine Besatzung in dem

Schloß

Schloſſe zurückgelaſſen hatte, ſelbſt ſich nach Rom begab, den Senat zuſammenberief, und es ihm überließ zu überlegen und zu beſtimmen, wie man mit den Fidenatern verfahren ſollte. Der Senat, welchem es ganz ausnehmend gefiel, daß der Conſul eine ſo große Herablaſſung gegen ihn bewies, hielt dafür, daß die vornehmſten Fidenater und diejenigen von den Urhebern des Abfalls, welche der Conſul dazu beſtimmen würde, erſt gegeiſſelt und dann enthauptet werden müßten. Im übrigen gab er dem Conſul völlige Freyheit, nach ſeinem Gefallen zu verfahren. Da alſo Largius freye Gewalt hatte, zu thun, was er wollte, ſo ließ er einige wenige Fidenater, die von der Gegenparthey angeklagt wurden, vor den Augen des ganzen Volks hinrichten und ihre Güter verkaufen. Alle Uebrigen ließ er ruhig im Beſitz der Stadt und alles Ihrigen, außer daß ſie die Hälfte ihres Landes abtreten mußten, welches unter die Römiſche Beſatzung, die er im Schloſſe zurück ließ, ausgetheilt wurde. Hierauf marſchierte er wieder nach Rom.

Die Nachricht von der Uebergabe der Stadt Fidenä machte die Lateiniſchen Städte aufmerkſam. Alles gerieth in Schrecken und wurde auf die Oberhäupter der Nation unwillig, und warf ihnen vor, daß ſie ihre Bundsgenoſſen im Stiche gelaſſen und verrathen hätten. Es wurde darauf wieder eine allgemeine Verſammlung zu Ferentium angeſtellt, in welcher diejenigen, welche zum Kriege gerathen, ſehr heftig wieder die Gegenparthey losgezogen; beſonders Tarquinius nebſt ſeinem Schwiegerſohn Mamilius, und den Vornehmſten der Ariciner. Dieſe brachten es endlich durch ihre Reden dahin, daß die Lateiner insgeſammt einmüthig beſchloſſen, einen Krieg

mit

mit den Römern anzufangen. Und damit keine Stadt von dem gemeinschaftlichen Bündnisse abtreten, und ohne Einwilligung der andern Frieden mit den Römern machen möchte, so verschwuren sie sich unter einander, daß sie die genaueste Einigkeit beobachten wollten, und daß diejenigen, welche diesem Versprechen nicht nachkämen, verflucht seyn, und als Verräther und Feinde der ganzen Nation angesehen werden sollten. Die Völker, welche dieses Bündniß durch ihre Vornehmsten aufsetzten und beschwuren, waren folgende: die Ardeater, Ariciner, Bovillaner, Bubetaner, Coraner, Cornetaner, Gabiner, Laurentiner, Lanuviner, Lavinienser, Labicaner, Nomentaner, Norbaner, Pränestiner, Pedaner, Querquetulaner, Satricaner, Scaptiner, Setiner, Telliner, Tiburtiner, Tusculaner, Trebaner, Veliterner. Dem Sextus Tarquinius und Octavius Mamilius, welche beyde zu Oberbefehlshabern ernannt waren, gab man die Freyheit, aus allen diesen Völkern so viele junge Leute zum Kriege anzuwerben, als sie für gut finden würden.

Damit man aber doch eine scheinbare Ursach zum Kriege haben möchte, so schickte man die Vornehmsten aus jeder Stadt als Gesandten nach Rom, welche sich vor dem Senat im Namen der Ariciner darüber beschweren mußten, daß die Römer den Etruscern, als sie die Ariciner mit Krieg überzogen, nicht nur einen sichern Durchzug durch ihr Land verstattet, sondern sie auch mit dem nöthigen Kriegesvorrath unterstützt, und die Flüchtlinge derselben, welche verwundet und ohne Waffen aus der Schlacht entflohen wären, aufgenommen, und vor ihnen geschützt hätten, da sie doch wohl gewußt, daß dieser Krieg der Etruscer auf die ganze Nation abgezielt sey, und daß

sie, wenn sie sich erst die Aricíner unterworfen gehabt hätten, weiter nichts gehindert haben würde, auch alle andern Lateinischen Völker unters Joch zu bringen. Wenn also die Römer den Aricinern Genugthuung geben, sich als Beklagte vor dem Gericht aller Lateiner stellen, die Sache deren Entscheidung überlassen, und sich ihrem Ausspruche unterwerfen wollten, so blieben sie gute Freunde; wofern sie aber bey ihrem gewöhnlichen eigenmüthigen Verfahren beharreten, und zu einer so billigen Forderung, wozu sie die Verwandschaft schon verbände, sich nicht verstehen wollten, so sollten sie sich gewärtig seyn, daß die gesamten Lateiner mit ihrer ganzen Macht sie mit Krieg überziehen würden.

Der Senat befand es nicht für gut, sich der Entscheidung eines Gerichts zu unterwerfen, wobey die Ankläger selbst Richter seyn wollten, und weil er überdem wohl voraus sahe, daß die Feinde bey der Entscheidung dieser Sache nicht stehen bleiben, sondern sich noch weit mehr Freyheiten herausnehmen würden, so nahm er die Kriegeserklärung an. So sehr er nun überzeugt war, daß, wenn es bloß auf die Tapferkeit und Kriegserfahrenheit der Truppen ankäme, die Römer wegen eines unglücklichen Ausganges ganz unbekümmert seyn könnten, so fürchtete er sich doch vor der großen Menge der Feinde. Er ließ daher die benachbarten Völker durch Gesandten um Hülfe ansprechen. Die Lateiner aber schickten dagegen auch an dieselben Völker ihre Gesandten ab, welche sich sehr weitläuftig über die Römer beschweren mußten. Die Hernicier gaben beyden, nachdem sie sich öffentlich deßwegen berathschlaget hatten, die unbestimmte und verdächtige Antwort, sie könnten

für

für itzt noch keine Parthey ergreifen, sondern müßten erst mit Muße überlegen, wer von beyden das größte Recht hätte; zu dieser Ueberlegung aber gebrauchten sie ein ganzes Jahr Zeit. Die Rutuler versprachen gerade heraus den Lateinern, daß sie ihnen Hülfe schicken wollten. Den Römern aber antworteten sie, wenn sie Frieden zu haben wünschten, so wollten sie die Lateiner zu bereden suchen, daß sie sich billig gegen sie finden ließen, und die Vermittler zwischen ihnen beyden abgeben.

Die Volsciер sagten, sie wunderten sich über die Unverschämtheit der Römer, daß sie sich unterstehen könnten, um ihren Beystand anzuhalten, da sie ihnen doch schon so viele Beleidigungen zugefügt, und ihnen noch vor kurzer Zeit den beßten Theil ihres Landes weggenommen hätten, und sie also nicht anders als ihre Feinde ansehen könnten. Sie sollten ihnen daher erst ihr Land wiedergeben, und dann erwarten, was sie als Freunde auf billige Anforderungen thun würden. Die Etruscer gaben beyden eine abschlägige Antwort; denn mit den Römern, sagten sie, hätten sie erst kürzlich ein Bündniß geschloſſen. Die Tarquinier aber wären ihre Verwandten und Freunde.

Ungeachtet nun die Römer allenthalben abschlägige Antworten erhielten, so ließen sie doch den Muth nicht sinken, so natürlich dieses auch war, da ihnen ein so gefährlicher Krieg bevorstund, und sie sich dabey von aller fremden Hülfe verlaſſen sahen. Sie wurden vielmehr, da sie sich bloß auf ihre eigne Macht verlaſſen mußten, desto eifriger, weil sie wußten, daß die Noth sie zwingen würde, ihre Tapferkeit recht zu zeigen, und

alle Gefahren zu verachten, und daß sie die Ehre des Sieges, wenn der Krieg einen glücklichen Ausgang für sie hätte, mit keinem andern theilen würden. Diese edle Kühnheit und Verachtung aller Gefahren hatten sie sich durch die vielen Kriege und beständige Uebung erworben.

Indem nun die Consuln die nöthigen Zurüstungen machten, und anfiengen, die Truppen anzuwerben, so fanden sie eine neue sehr große Schwierigkeit, indem nicht alle gleichen Eifer zum Kriege blicken ließen. Die Armen, und vornehmlich diejenigen, welche ihre Schulden nicht bezahlen konnten, deren es eine sehr große Menge gab, gehorchten nicht, wenn sie zu den Waffen aufgerufen wurden, und wollten überhaupt nichts mit den Patriciern zu schaffen haben, wenn ihnen nicht durch eine Verordnung des Senats die Schulden erlassen würden. Einige droheten so gar, sie wollten die Stadt verlassen, und redeten einander zu, sich doch von der Liebe zu einem Orte los zu machen, wo sie so wenig Gutes genössen. Anfangs bemühten sich die Patricier, sie zu besänftigen, und durch Bitten auf andere Gedanken zu bringen; da sie aber gar nichts ausrichteten, so versammelte sich der Senat, um sich zu berathschlagen, wie diese Unruhen auf eine anständige Art beygelegt werden könnten. Diejenigen nun, welche von Natur zur Sanftmuth geneigt waren, und kein gar großes Vermögen hatten, waren der Meynung, man müsse den Armen die Schulden erlassen, und sich also mit geringen Kosten die Wohlgewogenheit der Bürger, wodurch nicht nur dem ganzen Staat, sondern auch ihnen insbesondere die größten Vortheile zuwachsen würden, erkaufen. Mar-

Marcus Valerius, ein Sohn des Marcus und Bruder des Publius Valerius, der wegen seiner Liebe für das Volk den Zunamen Poplicola bekommen, und mit an der Befreyung der Stadt von der Tyranney Theil gehabt hatte, drang vornehmlich hierauf. Er zeigte: „Daß die Bürger, wenn sie mit gleichem Eifer fechten sollten, auch gleiche Vortheile dabey haben müßten, und daß man von denen, welche nichts zu hoffen hätten, auch nie einen edlen Muth erwarten dürfe. Alle Armen wären jetzt aufgebracht, giengen auf dem Markte herum und sagten: „Was haben wir davon, daß wir die auswärtigen Feinde überwinden, wenn wir unsern Gläubigern dienen müssen, und ärger als Sklaven von ihnen gehalten werden? Und daß wir der Stadt die Oberherrschaft erfochten haben, wenn man uns selbst nicht einmal die Freyheit läßt?“ „Es sey bey diesen Umständen nicht allein zu befürchten, daß das Volk, wenn es gegen den Senat erbittert würde, die Stadt in der größten Gefahr verlassen würde, ein Unglück, woran ein jeder, dem das Wohl des Staats nur einigermaßen am Herzen läge, nicht ohne Schrecken denken könnte; sondern, welches noch weit schlimmer wäre, daß es, durch die Schmeicheleyen der Tyrannen gewonnen, die Waffen ergreifen, und den Tarquinius wieder auf den Thron setzen würde. Jetzt, da es zum Glück noch nicht weiter, als zu Worten und Drohungen gekommen wäre, und das Volk noch kein Unheil angefangen hätte, sollten sie, ehe es weiter käme, durch diese Unterstützung die Herzen des Volks wieder zu gewinnen suchen. Sie würden ja zudem nicht die ersten seyn, welche in sol-

„chen Umständen nachgäben; und es könnte ihnen ja „auch nicht zur Schande gereichen, da sie so viele Bey„spiele für sich hätten, daß andre, wenn sie sich sonst „nicht zu helfen gewußt, eben das, und oft noch viel „mehr sich hätten gefallen lassen. Denn der Noth „müsse alles weichen, und das Anständige dürfte nur „dann in Betrachtung kommen, wenn man sich da„durch keiner Gefahr aussetzte. Zu Bestätigung die„ser Wahrheit führte er viele Beyspiele aus fremden „Staaten an, und zuletzt, daß die Athenienser, welche „sich damals durch ihre weise Verfassung den größten „Ruhm erworben, erst vor kurzem, nehmlich zu den „Zeiten ihrer Väter, auf Anrathen des Solons, den „Armen die Schulden erlassen hätten. Weit entfernt, „daß jemand sie deßwegen tadeln, oder den, welcher „sie dazu gerathen, einen Schmeichler des Volks oder „einen Verderber des Staats nennen sollte, lobte je„dermann vielmehr deßwegen die Bürger als vernünf„tige Leute, und den Gesetzgeber, als einen der größten „Weisen. Welcher vernünftige Mensch es also wohl „den Römern verdenken würde, wenn sie, um der gro„ßen Gefahr, worinn sie stünden, den grausamsten und „unmenschlichsten Tyrannen aufs neue unterworfen zu „werden, durch diese Gefälligkeit die Armen aus Fein„den zu Vertheidigern der Stadt zu machen suchten? „Von diesen auswärtigen Beyspielen gieng er zuletzt „zu den einheimischen über. Er erinnerte sie an die „große Noth, worinn sie sich neulich in dem Kriege „mit dem Porsena befunden. Damals hätten sie ja, „obgleich die Etrusker ihr ganzes Land inne gehabt, sie „selbst in der Stadt belagert, und zu dem äußersten Man-

„gel

„gel gebracht wären, sich nicht der Verzweiflung über„lassen, und sich wie Rasende das Leben genommen, „sondern sich in die Umstände geschickt, die Noth zur „Lehrerinn dessen, was ihnen nützlich wäre, gemacht, „und sich bequemt, welches noch niemals vor dieser „Zeit geschehen, die Kinder aus den vornehmsten Häu„sern dem König Porsena als Geissеln zu übergeben, „einen Theil ihres Landes, nehmlich die Sieben Dör„fer den Etruscern abzutreten, den feindlichen König „selbst zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten mit dem „Tyrannen zu machen, und endlich den Frieden durch „Lebensmittel, Waffen, und was sie sonst nur verlangt „hätten, von den Etruscern zu erkaufen. Welch eine „wiedersprechende Denkungsart sie also nicht zeigen „würden, wenn sie, da sie den Feinden alles, was sie „nur verlangt, zugestanden hätten, mit ihren eignen „Bürgern über eine Kleinigkeit einen Streit anfangen „wollten, mit Bürgern, die unter der Regierung der „Könige so oft und mit so vieler Tapferkeit für die „Oberherrschaft gefochten, die einen so großen Eifer „in Befreyung der Stadt von der Herrschaft der Ty„rannen bewiesen, die auch künftig noch, zu allem, was „man von ihnen verlangte, die größte Bereitwilligkeit „zeigen, und, wenn sie gleich an Gütern Mangel lit„ten, doch ihr Leib und Leben, das einzige Gut, wel„ches ihnen noch übrig wäre, gerne für ihr Vaterland „wagen würden. Wenn sie daher auch die Schaam „zurückgehalten hätte, selbst ihre elenden Umstände zu „entdecken, und sie um Hülfe anzusprechen, so hätten „dennoch die Patricier auch ohne das für sie sorgen, und „ihnen sowohl überhaupt, als einem jeden ins besonde-

„re, in ihrer Noth aufhelfen müssen. Sie sollten be„denken, wie ungerecht und hart es wäre, von ihren „Bürgern zu verlangen, daß sie ihr Leben für sie hin„geben sollten, und ihnen doch nicht einmal ein geringes „Geld zu erlassen, und indem sie sich rühmten, daß sie zur „Behauptung der Freyheit des gemeinen Wesens Krieg „führten, doch diejenigen, deren Hülfe sie dieselbe vor„nehmlich zu danken hätten, ihrer Freyheit zu berau„ben, da sie ihnen doch gar kein Verbrechen, sondern „bloß ihre Armuth vorzuwerfen hätten, eine Sache, „welche Mitleiden und nichts weniger als Haß verdiene.“

Dieser Meynung des Valerius gaben sehr viele Beyfall. Aber der Sabiner Appius Claudius rieth, als die Reihe seine Meynung zu sagen an ihn kam, gerade das Gegentheil. Er zeigte: „Daß eine Ver„ordnung, wodurch man den Armen die Schulden er„ließe, den Aufruhr nicht verhindern, sondern vielmehr „machen würde, daß er von den Armen zu den Rei„chen übergienge, und also weit gefährlicher würde. „Es sey ja kein Zweifel, daß die Reichen sehr ungehal„ten darüber werden müßten, wenn sie das Ihrige ver„lieren sollten, sie, welche nicht nur auch Bürger wä„ren, sondern den höchsten Rang in der Stadt einnäh„men, und ihr in allen Feldzügen mit so vielem Eifer „gedient hätten. Sie würden es für die größte Unge„rechtigkeit halten, wenn dasjenige, was ihnen ihre „Väter hinterlassen, und sie sich selbst durch ein arbeit„sames und ordentliches Leben erworben hätten, „den Nichtswürdigsten und den Müssiggängern unter „den Bürgern zu Theil werden sollte. In der That „würde es sehr thöricht und unbillig seyn, um dem „schlech-

„schlechtesten Theile des Staats sich gefällig zu beweisen, „den bessern gar nicht zu achten, den gottlosesten Bür„gern fremde Güter zu schenken, und braven Leuten „das, was sie sich auf eine rechtmäßige Weise erwor„ben hätten, wegzunehmen. Sie sollten bedenken, „daß ein Staat nicht durch die Armen, welche doch „nichts ausrichten und leicht zu Erfüllung ihrer Pflicht „gezwungen werden könnten, zu Grunde gienge, son„dern durch die Reichen, welche an den Regierungs„geschäften Antheil hätten, wenn sie von dem schlechtern „Theile beleidigt würden, und kein Recht gegen denselben erhielten. Aber selbst dann, wenn man auch an„nähme, daß die Reichen nicht unzufrieden über den „Verlust ihres ausgeliehenen Geldes werden, sondern „so gefällig und weichherzig seyn würden, daß sie ihren „Schaden nicht achteten, so würde es doch nicht nur „unanständig, sondern auch sehr gefährlich seyn, den „Armen so viel nachzugeben, weil dabey die bürgerliche „Gesellschaft nicht bestehen könnte, sondern nichts als „Haß und Feindschaft, und ein Mangel an den nöthig„sten Bedürfnissen, ohne welche ein Staat bald zu „Grunde gehen müßte, einreißen würde. Denn die „Landleute würden alsdann ihr Land nicht mehr bauen „und bepflanzen, die Kaufleute würden sich nicht mehr „zur See begeben, um die fremden Waaren einzutau„schen, kurz die Armen würden gar nichts mehr thun, „weil die Reichen ihnen ihr Geld zu allen diesen Un„ternehmungen, aus Furcht es nie wieder zu bekom„men, nicht leihen würden. Die Reichen würden al„so von jedermann beneidet werden; die Arbeitsamkeit „würde gänzlich verschwinden; liederliche, gottlose Leu-

„te, welche andre ruinirten, und ihre Güter an sich riſ„sen, würden beſſer daran seyn, als diejenigen, welche „rechtſchaffen und ordentlich lebten, und das Ihrige „zu rathe hielten. Hieraus könnte denn natürlicher „Weiſe nichts anders entſtehen, als bürgerliche Kriege, „Mord und Blutvergießen und alle andern Uebel, wo„durch die allerblühendſten und mächtigſten Staaten um „ihre Freyheit gebracht würden, ſchwächere aber gänz„lich zu Grunde giengen. Vor allen Dingen aber bat „er ſie, da ſie jetzt eine neue Verfaſſung im Staat ge„macht hätten, ſich doch wohl in Acht zu nehmen, daß „ſich keine üble Gewohnheiten in dieſelbe einſchlichen, „weil die Grundſätze, nach welchen das ganze gemeine „Weſen verwaltet würde, allemal einen unvermeidli„chen Einfluß auf die Sitten der einzelnen Bürger äu„ßerten. Nun gebe es aber keine verderblichere Ge„wohnheit, ſowohl für den ganzen Staat als für ein„zelne Familien, als wenn es einem jeden frey ſtünde, „nach ſeinem eignen Gefallen ſein Leben hinzubringen, „und die Vornehmen den Geringern entweder aus Ge„fälligkeit, oder gezwungen, in allen Stücken nachge„ben müßten. Denn die Begierden des unvernünfti„gen Pöbels würden niemals geſättigt, ſondern wenn „er gleich alles erhielte, was er nur wünſchte, ſo trach„tete er doch gleich wieder nach andern noch höheren „Dingen, und dieſes hätte niemals ein Ende; vor„nehmlich bey einer Menge. Denn was einer für ſich „allein nicht wagte, entweder aus Schaam, oder aus „Furcht vor dem Mächtigern, das thäte man weit „eher in Gemeinſchaft mit andern, weil alsdann die „böſen Neigungen durch die übereinſtimmende Ge-

„ſin-

„sinnung der andern eine neue Stärke erhielten. Da „nun die Begierden des unvernünftigen Pöbels so un„ersätlich und uneingeschränkt wären, so müßte man sie „gleich in ihrem Anfange, da sie noch schwach wären, „ersticken, und nicht so lange warten, bis sie so groß „und stark geworden, daß man sie gar nicht mehr un„terdrücken könnte; denn jedermann könne es weit we„niger ertragen, wenn er dessen, was ihm einmal zu„gestanden worden, beraubt, als wenn ihm das, was „er bloß gehoffet hätte, nicht gewährt würde. Er be„stärkte seinen Satz durch viele Beyspiele von Griechi„schen Staaten, welche durch eine unzeitige Gelindig„keit erst böse Gewohnheiten hatten einreißen lassen, „und sich nachher nicht mehr im Stande gefunden hat„ten, dieselben wieder auszurotten; woraus denn die „schädlichsten und unheilbarsten Uebel entstanden waren. „Er sagte ferner, der Staat gleiche einem Menschen; „der Senat stelle die Seele, und das Volk den Kör„per vor. Wenn sie also verstatteten, daß das unver„nünftige Volk den Senat beherrsche, so würde es ihnen „nicht besser gehen als denen, welche ihre Seele von „dem Leibe beherrschen ließen, und nicht nach Ver„nunft, sondern bloß nach sinnlichen Trieben handel„ten; wenn sie hingegen das Volk gewöhnten, sich „durch den Senat regieren und leiten zu lassen, so „würden sie es eben so machen, als die, welche ihren „Leib der Seele unterordneten, und also ein rühmliches „anständiges Leben dem angenehmern vorzögen. Der „Staat, setzte er hinzu, würde keinen großen Scha„den dabey leiden, wenn die Armen, aus Unwillen, „daß ihnen die Schulden nicht erlassen würden, sich

„wei-

„weigerten, die Waffen zu seiner Vertheidigung zu er„greifen. Derer, welche gar nichts mehr im Vermö„gen hätten, wären so wenig, daß weder ihre Anwe„senheit bey der Armee besonders großen Vortheil, „noch ihre Abwesenheit Nachtheil bringen könnte. Die „Aermsten stünden ja zudem im Treffen zuletzt, und „dienten bloß dazu, der Armee ein etwas größeres und „furchtbareres Ansehen zu geben, da sie weiter keine „Waffen führten, als die Schleuder, wodurch im Tref„fen fast nichts ausgerichtet würde. Er wandte sich „hierauf besonders an diejenigen, welche vorgestellt hat„ten, daß man diejenigen Schuldner, welche nicht be„zahlen könnten, aus Mitleiden mit ihrer Armuth, „und weil es ihnen unmöglich wäre, ihre Gläubiger zu „befriedigen, unterstützen möchte. Er sagte, sie sollten „erst untersuchen, wodurch diese Leute in Armuth ge„rathen wären, da sie doch von ihren Vätern genug „geerbt, in den Kriegen viel Vortheil gemacht, und „noch zuletzt, als die Güter der Tyrannen preis gege„ben worden, ihren gehörigen Theil bekommen hätten. „Von welchen sie dann fänden, daß sie bloß ihrem „Bauche und den schändlichsten Lüsten ihr Leben gewei„het, und sich dadurch ruinirt hätten, die sollten sie „als den Schimpf und die Schandflecke der Stadt an„sehen, und es für einen großen Gewinnst des gemei„nen Wesens halten, wenn sie freywillig die Stadt ver„ließen, und man ihrer also los würde. Fänden sich „aber einige, welche durch Unglücksfälle um das Ih„rige gekommen wären, denen sollten sie von ihrem eig„nen Vermögen Gutes thun. Die Gläubiger könnten „am beßten selbst diese Untersuchung anstellen, und

„als-

„alsdann freywillig, ohne von andern dazu gezwungen „zu werden, den Umständen ihrer Schuldner Erleichte„rung verschaffen. Hierdurch würden sie sich dieselben „weit mehr verpflichten, und ihnen zugleich eine Schuld „der Dankbarkeit auferlegen, die ihnen weit mehr Eh„re bringen würde, als wenn sie die grösten Geldsum„men ausstehen hätten. Allein eine allgemeine Erlaß„sung der Schulden zu verordnen, woran die Bösen „so viel Antheil hätten, als die Guten; nicht von ihrem „eignen Vermögen, sondern von dem, was ihnen nicht „gehörte, andern Gutes zu thun; und denen, welchen „dadurch das Ihrige genommen würde, nicht einmal „den Dank für ihre Wohlthaten zu lassen, das stimme „gar nicht mit der Römischen Tugend überein. Ob es „nicht, über das alles, etwas ganz unausstehliches „und schimpfliches für die Römer seyn würde, wenn „sie, die sich doch die Oberherrschaft über andre Völker „anmaßeten, dasjenige, was sich ihre Vorfahren mit „so vieler Mühe und Arbeit erworben, und ihnen hin„terlassen hätten, nicht nach ihrem eignen Willen, nicht „von andern dazu beredet, nicht in so dringenden Um„ständen, die es erforderten, daß ein jeder nach seinem „Vermögen alles mögliche zum Wohl des Staats bey„trüge, sondern ohne das alles, nicht anders, als „wenn die Stadt in Feindes Händen, oder doch in „größter Gefahr wäre, in dieselbe zu kommen, sich „nehmen lassen, und also wider ihren Willen etwas „thun wollten, wovon sie nicht den geringsten, oder „doch einen sehr unbeträchtlichen Nutzen erhalten, hin„gegen das äußerste Unglück zu befürchten haben wür„den. Weit besser würde es seyn, wenn sie lieber

„gleich

„gleich, ohne es erst auf einen Krieg ankommen zu las„sen, in die Forderungen der Lateiner, welche doch „noch billiger wären, einwilligten, als wenn sie den „allernichtswürdigsten Leuten ihr Verlangen zugestün„den, und dadurch die öffentliche Treue, welcher zu „Ehren nach der Anordnung ihrer Väter ein besonde„rer Tempel erbauet wäre, und jährliche Opfer dar„gebracht würden, aus der Stadt verbanneten, und „das bloß, um die Armee durch einige Schleuderer „zu verstärken. Der Schluß, welchen Appius aus „allen diesen zog, bestand in folgendem: Diejenigen „Bürger, welche an dem Kriege Theil nehmen wollten, „müßte man alle auf gleiche Bedingungen annehmen, „um diejenigen aber, welche nicht anders als auf ge„wisse Bedingungen, von was für Art sie auch immer „seyn möchten, die Waffen zur Vertheidigung des „Vaterlandes ergreifen wollten, müßte man sich, als „um Leute, die im Kriege zu nichts nütze seyn würden, „gar nicht bekümmern. Dieses würde das beßte „Mittel seyn, sie wieder zum Gehorsam und zu Be„obachtung ihrer Pflicht zurückzubringen. Denn das „wäre der Character aller nichtswürdigen Leute, wenn „man ihnen schmeichelte, so machte man sie übermü„thig; zeigte man ihnen aber, daß man sich nicht „vor ihnen fürchte, so würden sie bald beschei„den.“

Dieses waren die beyden Meynungen, welche am mehrsten von einander abgiengen. Außerdem aber wurden noch eine Menge andrer vorgetragen, welche zwischen beyden das Mittel hielten. Einige nehmlich verlangten, daß

daß die Schulden bloß denen erlaſſen würden, welche gar nichts im Vermögen hätten, ſo daß ſich die Macht der Gläubiger bloß auf das Vermögen, nicht aber auf die Perſon der Schuldner erſtrecken ſollte. Andre, daß die Schulden derjenigen, welche nicht im Stande wären zu bezahlen, aus der öffentlichen Schatzkammer bezahlt würden, damit die Armen nicht allen Credit verlören, und den Gläubigern nicht Unrecht geſchähe. Andre, daß man diejenigen, welche ſchon von ihren Gläubigern zu Sklaven gemacht waren, oder dazu gemacht werden ſollten, in Freyheit ſetzte, und den Gläubigern, um ſie ſchadlos zu halten, dafür von den Kriegsgefangenen andre Sklaven gäbe. Nachdem dieſe verſchiednen Meynungen vorgetragen und in Ueberlegung genommen waren, behielt endlich folgende die Oberhand: „Daß gegenwärtig noch „keine Verordnung des Senats wegen dieſer Sache abge„faßt werden ſollte. Wenn aber der Krieg erſt glücklich „geendigt wäre, ſo ſollten die Conſuln aufs neue die Sa„che dem Senat vortragen, und ſeine Meynungen ſam„meln. Unterdeſſen aber ſollte keiner einer Schuld, ſie „möchte ihm vermöge eines Contracts zukommen, oder „gerichtlich zugeſprochen ſeyn, eintreiben, und die Obrig„keit auch keine andre gerichtliche Unterſuchungen, als „über Sachen, die den Krieg beträfen, vorneh„men.“

Dieſes Gutachten des Senats, welches hierauf dem Volke bekannt gemacht wurde, ſtillte zwar die Unruhen auf einige Zeit, allein der Aufruhr wurde dadurch nicht gehoben. Einige, welche von ihren Handarbeiten lebten, und auf die Hülfe des Senats wenig baueten, weil er ſich ſo ungewiß und unbeſtimmt ausgedruckt hatte,

ver-

verlangten, er sollte ihnen entweder gleich die Schulden erlassen, wenn er wollte, daß sie an den Gefahren des Krieges Antheil nehmen sollten, oder es ihnen geradezu abschlagen, und ihnen nicht durch Verschiebung auf eine andre Zeit Staub in die Augen streuen. Denn ein Mensch, welcher sich in Elend und Noth befände, könnte unmöglich einen so großen Eifer und Muth beweisen, als einer, dessen Wünsche erfüllet wären.

Da nun der Senat bey dieser Lage der Sachen überlegte, durch was für ein Mittel diesen Unruhen am beßten abzuhelfen wäre, so fand er es endlich für gut, das Consulat eine Zeitlang aufzuheben, und an dessen Statt eine andre Obrigkeit zu erwählen, die über Krieg und Frieden und über alles freye unumschränkte Gewalt haben sollte, ohne dabey verbunden zu seyn, irgend jemand wegen ihrer Entschließungen oder Unternehmungen Rechenschaft abzulegen. Diese neue Obrigkeit aber sollte nicht länger, als sechs Monate dauren, nach deren Verlauf die Consuln wieder die Regierung übernehmen sollten. Die vornehmste Ursach, welche den Senat nöthigte, sich, um den Krieg gegen die Tyrannen glücklich zu endigen, einer selbst erwählten Tyranney zu unterwerfen, war, außer vielen andern das Gesetz des Publius Valerius Poplicola, wovon ich schon oben geredet habe. Vermöge dieses Gesetzes stund es den Consuln nicht frey, jemanden unverhörter Sachen zu bestrafen; sondern derjenige, welcher von ihnen verurtheilt war, konnte sich auf das Urtheil des Volks berufen, und hatte unterdeß, bis das Volk seine Stimme deßwegen gegeben hatte, nichts, weder für seine Person noch für seine Güter, zu befürchten; und wenn jemand diesem Gesetze zuwieder handelte, so konnte

ihn

ihn jedermann ungeſtraft umbringen. Er ſahe alſo wohl, daß, ſo lange dieſes Geſetz ſeine Kraft behielte, die Armen durch keinen Zwang würden dahin gebracht werden können, der Obrigkeit zu gehorchen, weil ſie ſich wenig an die Strafen kehren würden, die ihnen nicht gleich, ſondern erſt nach der Verurtheilung des Volks angethan werden dürften; da man ſie hingegen, wenn dieſes Geſetz aufgehoben wäre, gleich zum Gehorſam zwingen könnte. Weil ſich aber die Armen ohne Zweifel darwieder geſetzt haben würden, wenn man durch die Aufhebung dieſes Geſetzes offenbar ihre Vorrechte angegriffen hätte, ſo beſchloß der Senat, dieſe völlig unumſchränkte Obrigkeit anzuordnen, welcher alle Geſetze unterworfen ſeyn ſollten. Er faßte daher folgende Verordnung ab, wodurch die Armen hintergangen, und das Geſetz, worauf ihre Freyheit beruhete, ohne daß ſie es merkten, aufgehoben wurde: „Die gegenwärtige Conſuln Clölius und Largius und alle „andern obrigkeitlichen Perſonen, oder wer ſonſt an den „Regierungsgeſchäften Antheil hätte, ſollten ihr Amt nie„derlegen, und an deren Statt ein Einziger, welchen der „Senat ernennen und das Volk beſtätigen würde, mit „einer höheren Macht, als die Conſuln hätten, „ſechs Monate unumſchränkt die Regierung verwal„ten.“ Das Volk, welches nicht einſahe, worauf dieſe Verordnung des Senats abzielte, beſtätigte dieſelbe, obgleich eine ſolche Gewalt die Gränzen einer gewöhnlichen Tyranney überſchritt. Es erlaubte ſogar dem Senat, die Sache für ſich ſelbſt zu überlegen und eine Perſon nach ſeinem Gutdünken zu erwählen.

Nunmehr wandte der Senat alle ſeine Sorgfalt darauf, zu unterſuchen, wem er die höchſte Gewalt an-

vertrauen sollte. Die gegenwärtigen Umstände schienen ihm einen unternehmenden Mann, von großer Kriegeserfahrenheit, Weisheit und einer solchen Enthaltsamkeit, daß er sich nicht durch die Größe seiner Macht zu Ausschweifung verleiten ließe, zu erfordern. Vor allen Dingen, glaubte er, käme es darauf an, daß er, außer den andern Eigenschaften eines guten Generals, sein Ansehen gehörig zu behaupten wüßte, und Standhaftigkeit genug besäße, um den Ungehorsamen in keinem Stücke nachzugeben, als welches bey den jetzigen Umständen besonders nothwendig war. Alle diese verlangten Eigenschaften befanden sich bey dem Consul Titus Largius. Clölius besaß zwar alle erforderliche Geschicklichkeit zu bürgerlichen Geschäfften in einem vorzüglichen Grade; allein es fehlte ihm an dem unternehmenden und kriegerischen Geiste, er wußte sich nicht in Ansehen und Furcht zu setzen, und war in seinen Strafen gegen die Ungehorsamen zu gelinde. Allein der Senat wollte doch den Clölius, aus Achtung gegen ihn, nicht gerne seines Amtes entsetzen, und dagegen den Largius mit der vereinigten Würde beyder Consuln, welche selbst die Königliche übertraf, bekleiden. Zugleich befürchtete er, Clölius möchte sich durch den Vorzug, welchen man seinem Amtsgehülfen über ihn gäbe, für beleidiget halten, in der Meynung, daß er dadurch von dem Senat beschimpft würde, und dann, um sich dafür zu rächen, seine bisherigen Gesinnungen ändern, die Parthey des Volks ergreifen, und dadurch den Untergang des ganzen Staats verursachen. Da sich also ein jeder scheuete, seine Gedanken über die Wahl zu eröffnen, und sich die Sache darüber in die Länge zog, so schlug endlich der älteste und angesehnste von

den

den Consularen * ein Mittel vor, wie man durch die Consuln selbst, ohne einem von ihnen an seiner Ehre Abbruch zu thun, denjenigen, welcher am geschicktesten zu dem neuen Amte wäre, finden könnte. Er sagte: „Da „der Senat beschlossen und das Volk bewilliget hätte, ei„nem Einzigen die höchste Gewalt zu übergeben, so kä„me es jetzt noch auf zween Puncte an, welche beyde ei„ner sehr sorgfältigen Ueberlegung bedürften, nehmlich „erstlich, wer zu dieser Würde zu erheben sey, und dann, „durch was für eine Obrigkeit er ernennt werden müsse. „Seiner Meynung nach, würde es am besten seyn, „wenn einer von den beyden Consuln denjenigen ernennte, „von welchem er glaubte, daß er die höchste Regierung „am besten und vortheilhaftesten für den Staat verwal„ten würde. Die Consuln könnten sich über dieses Vor„recht entweder vergleichen, oder darüber loosen. Denn „ein Interregnum anzuordnen, wie man ehmals ge„than, wenn man einen König habe erwählen wollen, „sey jetzt nicht nöthig, weil es der Stadt nicht an ei„ner Obrigkeit fehle, welche diese Verrichtung besorgen „könnte.“

Da nun diese Meynung mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde, so trat nach ihm ein andrer auf, und sagte: „Erlaubet mir, ihr Väter, noch ein Paar „Worte zu dem, was ihr eben gehört habt, hinzuzufügen. „Unsere beyden jetzigen Consuln besitzen beyde so ausneh„mende Verdienste, daß ihr nicht leichte jemand finden „werdet, der ihnen vorgezogen zu werden verdiente. Ich

* So hießen diejenigen, welche Consuln gewesen waren,

„glaube also, daß wir es nicht besser machen kön„nen, als wenn dem einen das Recht die Wahl zu „errichten aufgetragen, dabey aber festgesetzt wird, daß „er keinen andern ernennen darf als seinen Amtsgehülfen. „Sie können es unter einander selbst ausmachen, wer von ih„nen den Vorzug verdiene. Wir werden ihnen auf diese „Weise beyden gleiche Ehre und gleiches Vergnügen ver„schaffen. Dem einen dadurch, daß er seinen Amts„gehülfen für den würdigsten erklärt, und dem andern, „daß er von seinem Amtsgehülfen für den würdigsten „erklärt wird. Beydes ist so angenehm als rühmlich. „Ich weiß zwar wohl, daß unsre Consuln, auch ohne mein „Erinnern, von selbst nicht anders verfahren seyn wür„den; aber es ist doch besser, wenn sie sehen, daß euer „Wille mit dem ihrigen übereinstimmet.“

Jedermann gab dieser Meynung Beyfall, und weil nun weiter keiner etwas zu sagen hatte, so wurde derselben gemäß eine Verordnung des Senats gemacht. Da also die Consuln die Macht hatten, unter sich selbst auszumachen, wer von ihnen am geschicktesten zur Regierung sey, so bezeigten sie sich so, daß jedermann ihre edle Denkungsart, die wieder die allgemeine Erwartung war, bewundern mußte. Denn keiner von beyden wollte zugeben, daß er den Vorzug über den andern verdiene. Sie brachten den ganzen Tag damit hin, daß einer die Verdienste des andern hererzählte und erhob, und die Ehre, die neue Würde zu übernehmen, von sich ablehnte; so daß der ganze Senat in große Verlegenheit darüber gerieth. Als er aus einander gegangen war, begaben sich die Verwandten der beyden Consuln, nebst den angesehensten Männern des Senats zu dem Largius, und hörten

nicht

nicht auf, bis in die Nacht ihm mit Bitten zuzusetzen, und ihm vorzustellen, daß der Senat alle seine Hoffnung auf ihn gesetzt habe, und daß seine Abneigung, die Regierung zu übernehmen, dem Staat zum großen Nachtheil gereichen könnte. Allein Largius wollte sich gar nicht bewegen lassen, und bat hingegen von seiner Seite eben so inständig, nicht weiter in ihn zu dringen. Den folgenden Tag kam der Senat wieder zusammen, und als er sich auch da noch immer wiedersetzte, und den Vorstellungen der ganzen Versammlung nicht nachgeben wollte, so trat Clölius auf, ernannte den Largius auf eben die Weise, wie sonst die Interreye die Könige zu ernennen pflegten, und legte darauf feyerlich das Consulat nieder.

Largius war also der erste, welcher in Rom zum unumschränkten Herren über Krieg und Frieden und über alles ohne Ausnahme erwählt wurde. Man gab ihm den Namen Dictator, entweder weil er die Macht hatte, alles, was er wollte, zu befehlen und zu verordnen; (denn alle obrigkeitlichen Verordnungen heißen bey den Römern Edicte;) oder, wie einige Schriftsteller wollen, weil er von seinem Amtsgehülfen ernannt * worden, welches wieder die eingeführte Gewohnheit war, nach welcher das ganze Volk die obrigkeitlichen Personen erwählen mußte. Man erfand diesen Namen deßwegen, weil man einer Obrigkeit, welche eine freye Stadt beherrschen sollte, nicht gerne einen verhaßten und stolzen Namen geben mochte, theils wegen des Volks, damit es nicht dadurch aufgebracht werden möchte, theils auch wegen derjenigen, welche mit dieser Würde bekleidet würden, selbst, damit durch einen hohen Titel weder andre zu Vergehun-

* Denn Dictus heißet im Lateinischen ernannt.

gen gegen ſie verleitet, noch ſie ſelbſt zu unrechtmäßigen Handlungen gegen andre verführt würden. Denn der Name des Dictators drückt bey weitem nicht die Größe der Gewalt aus, welche er in Händen hat, weil er in der That durch nichts von einem Tyrannen unterſchieden iſt, als daß er gewählt wird.

Auch dieſe neue Anordnung ſcheinen mir die Römer von den Griechen genommen zu haben. Denn diejenigen, welche in den alten Zeiten bey den Griechen Aeſymneten genannt wurden, waren, wie Theophraſtus in ſeinem Buche von der königlichen Würde ſchreibt, ebenfalls eine Art von erwählten Tyrannen, die von den Städten auch nur zu gewiſſen Zeiten, und nicht auf eine unbeſtimmte Zeit, oder auf Lebenslang, ſondern nur ſo oft es die Umſtände erforderten, auf eine gewiſſe Zeit erwählt wurden, wie unter andern einmal bey den Mitylenäern der Pittacus, in dem Kriege gegen diejenigen, welche ſie mit dem Dichter Alcäus des Landes verwieſen hatten.

Man kam aber nicht eher hierauf, als bis man durch die Erfahrung den Nutzen der Sache einſehen lernte. Denn in den älteſten Zeiten wurden alle Griechiſchen Städte durch Könige beherrſcht; aber nicht, wie bey den barbariſchen Völkern, deſpotiſch, ſondern nach den Geſetzen und Gewohnheiten des Landes; und der wurde für den beßten König gehalten, welcher der gerechteſte war, die Geſetze am genaueſten beobachtete, und am wenigſten von den väterlichen Gewohnheiten abwich, welches auch Homer dadurch andeutet, daß er die Könige Verwalter der Gerechtigkeit oder der Geſetze nennet.

Die-

Diese Regierungsform, da die Könige sich nach den Gesetzen richten mußten, wurde auch bey verschiednen, als zum Beispiel bey den Lacedämoniern, sehr lange beybehalten: da aber einige anfiengen, ihre Gewalt zu mißbrauchen, an die Gesetze sich wenig zu kehren, und dagegen mehrentheils bloß ihrem Kopfe zu folgen; so wurde die ganze Einrichtung den mehrsten verhaßt. Sie schafften daher die königliche Würde ab, erwählten an deren Statt andre Obrigkeitliche Personen und ordneten Gesetze an, nach welchen sie die Regierung verwalten sollten. Allein da weder die Gesetze immer für sich selbst hinreichten, allen Ungerechtigkeiten vorzukommen, noch die Obrigkeit, welche darüber halten mußte, Ansehn genug hatte, sie zu unterstützen, auch die Umstände der Zeit, welche immer viele Veränderungen hervorbringet, oftmals erforderten, nicht nur bey unvorgesehenen Unglücksfällen, sondern auch bey einem übermäßigen Wohlstande, andre Einrichtungen zu machen, die zwar nicht immer die beßten, aber doch bey den jedesmaligen Umständen die schicklichsten waren, wodurch aber nach und nach die ganze Verfassung so sehr zerrüttet wurde, daß sie einer schleunigen Verbesserung bedurfte, die nur durch eine einzige Person mit freyer Gewalt, nach ihrem Gutdünken zu handeln, bewerkstelliget werden konnte; so sahen sie sich genöthigt, die königliche und tyrannische Gewalt wieder einzuführen, außer daß sie dieselbe unter einem bescheidneren Namen verbargen. Die Thessalier nehmlich nannten sie Archus und die Lacedämonier Harmostas.* Sie

* Das erste heißt Regenten, und das andere bedeutet Personen, welche eine gute Einrichtung und Ordnung im Staate wieder herstellen.

fürchteten sich auch deßwegen, sie Tyrannen oder Könige zu nennen, weil sie es nicht für erlaubt hielten, eine Würde, die sie mit Bewilligung der Götter abgeschafft, und dabey sich mit vielen Verwünschungen eidlich verpflichtet hatten, sie nie wieder einzuführen, zu erneuern. Ich halte also, wie ich schon gesagt habe, dafür, daß die Römer, bey der Anordnung der Dictatur, die Griechen zum Muster genommen haben. Nach des Licinius Meynung aber haben sie dieselbe von den Albanern entlehnt. Denn diese, sagt er, hätten nach dem Tode des Amulius und Numitors, mit welchen der königliche Stamm ausgegangen, jährliche Obrigkeitliche Personen, welche gleiche Gewalt mit den Königen gehabt, angeordnet, und dieselbe Dictatoren genannt. Ich aber habe es nicht der Mühe wehrt gehalten, zu untersuchen, woher die Römer den Namen, sondern vielmehr woher sie das Muster zu der eigentlichen Beschaffenheit und Gewalt der Dictatur genommen haben. Doch es würde überflüssig seyn, sich länger hiebey aufzuhalten.

Jetzo werde ich kürzlich zeigen, auf was für eine Weise Largius die Dictatur verwaltet, und was für ein großes Ansehen er seiner Würde zu geben gewußt habe. Denn ich wüßte nicht leicht etwas, woraus der Leser mehr Nutzen schöpfen könnte. Man wird darinn eine Menge vortrefflicher und lehrreicher Beyspiele für Gesetzgeber, Lehrer der Jugend, und alle diejenigen, welche einst an der Regierung eines Staats und an öffentlichen Geschäfften Theil zu nehmen gedenken, antreffen. Denn das, wovon ich rede, betrifft nicht die Anordnungen und Gebräuche einer geringen Stadt, um welche man sich wenig bekümmert, noch die Anschlä-

schläge und Unternehmungen unbekannter und unbedeutender Männer, so daß ich befürchten müßte, durch eine sorgfältige Erzählung solcher Kleinigkeiten und nichtswürdigen Dinge, dem Leser beschwerlich und ekelhaft zu werden; sondern ich handle vielmehr von einer Stadt, welche allen Völkern Gesetze vorschreibt, und von denen Männern, welche sie durch ihre Regierung zu einem so ausnehmenden Ansehen erhoben haben; kurz von solchen Sachen, deren genaue Kenntniß am ersten fähig ist, Philosophen und Staatsleute zu bilden.

Sobald also Largius die Dictatur angetreten hatte, so ernannte er den Spurius Cassius, der in der 70sten Olympiade Consul gewesen war, zum Magister Equitum. * Diese Gewohnheit ist bis auf meine Zeit beybehalten worden, und es ist nie ein Dictator in Rom gewesen, welcher nicht seinen Magister Equitum gehabt hätte. Hierauf gab er den Lictorn Befehl, um die Größe seiner Gewalt dadurch anzuzeigen, die Beile wieder mit den Fascen zu vereinigen, und sie in der Stadt vor ihm her zu tragen, mehr in der Absicht, das aufrührische Volk dadurch in Furcht zu setzen, als in der That Gebrauch davon zu machen. Dieses war bey den Königen, wie ich schon oben erzählt habe, auch gebräuchlich gewesen, durch den Valerius Poplicola aber, um zu verhindern, daß das Consulat nicht dadurch verhaßt würde, abgeschafft, und nach der Zeit auch von allen folgenden Consuln unterlassen worden. Nachdem er also hierdurch und durch die andern Zeichen der königlichen Gewalt den unruhigen und aufrühri-

* Oder General der Reuterey.

schen Köpfen ein Schrecken eingejagt hatte, so gab er Befehl, daß, nach dem vortrefflichen Gesetze des Servius Tullius, der sich von allen Königen die Wohlfahrt des Volks am meisten angelegen seyn ließ, ein jeder Römischer Bürger, nach den verschiedenen Tribus, eine Angabe von seinem Vermögen, nebst einem Verzeichniß von seinem und seiner Frau und Kinder Namen und Alter einliefern sollte. Dieses geschahe auch in kurzer Zeit, weil auf den Ungehorsam eine sehr harte Strafe, nehmlich der Verlust der Güter und des Bürgerrechts, gesetzt war; und man ersahe daraus, daß sich 150700 mannbare Leute in Rom befanden. Er sonderte hierauf diejenigen, welche die zu den Kriegsdiensten erforderlichen Jahre hatten, von den Alten ab, vertheilte sie in Centurien, und machte darauf aus ihnen vier besondere Corps von Fußvölkern und Reuterey. Den auserlesensten Theil behielt er für sich; unter den drey übrigen ließ er seinem Amtsgehülfen Clölius die Wahl; über den dritten setzte er den Magister Equitum Spurius Cassius; und über den letzten seinen Bruder Spurius Largius. Dieser Theil sollte in der Stadt zurückbleiben, und ihr nebst den Alten zur Besatzung dienen.

Nachdem er alle erforderlichen Anstalten zum Kriege gemacht hatte, rückte er ins Feld, und schlug drey verschiedne Lager an denjenigen Orten auf, wo er sich am ersten vermuthen war, daß die Lateiner den Angriff thun würden. Weil er unterdeß wohl einsahe, daß es einem weisen General zukäme, nicht nur sich selbst in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, sondern auch die Macht der Feinde zu schwächen, und wo

mög-

möglich, ohne Schlachten und groſſe Beſchwerlichkeiten den Krieg beyzulegen, oder, wenn das nicht angienge, doch mit ſo geringem Verluſt, als nur immer möglich wäre; daß ferner diejenigen Kriege die allergefährlichſten und betrübteſten wären, in welchen ſich Verwandten und Freunde genöthiget ſähen, die Waffen gegen einander zu ergreifen, ſo wünſchte er nichts ſo ſehr, als bald einen Frieden zu Stande zu bringen, und wollte gerne ſeinen Rechten etwas vergeben, wenn es nur auf eine anſtändige Weiſe geſchehen könnte. Er ſchickte daher heimlich unverdächtige Leute an die Vornehmſten unter den Lateinern ab, um ſie zu bereden, daß ſie ſich doch bemühen möchten, einen Frieden zwiſchen beyden Völkern zu vermitteln; indem er zu gleicher Zeit an jede Stadt und das ganze Volk gemeinſchaftlich Geſandten abſchickte. Hierdurch brachte er es bald dahin, daß ſich der Eifer der Lateiner etwas legte. Vornehmlich aber gewann er ſie durch die Gefälligkeit, welche er nachher ihnen erzeigte, und machte ſie dadurch von ihren Obern abwendig.

Mamilius und Sextus, denen von den Lateinern das höchſte Commando über ihre Armee aufgetragen war, hatten nehmlich ihre Truppen in Tuſculum zuſammengezogen, und machten zwar Anſtalten, als wenn ſie die Römer angreifen wollten, verſchoben es aber immer von einer Zeit zur andern, entweder weil ſie einige Völker, die noch zurückgeblieben, erwarteten, oder weil die Opfer nicht gut ausgefallen waren. Unterdeß trennte ſich ein Theil von ihrer Armee und verheerte das Land der Römer. Als Largius dieſes erfuhr, ſo ſchickte er gleich den Clölius mit dem auserleſenſten

Thei-

Theile der Reuterey und der leichten Truppen gegen sie ab, welcher sie ganz unvermuthet überfiel, nur einige wenige von ihnen, die sich zur Wehre setzten, niedermachte, und die übrigen insgesammt zu Gefangenen bekam. Diese schickte Largius, nachdem er ihre Wunden heilen lassen, und ihnen sonst in allen Stücken aufs allergütigste begegnet war, zusammen, ohne das geringste Lösegeld, nach Tusculum, und gab ihnen einige angesehene Römer als Gesandten mit, welche es bald dahin brachten, daß die Armee der Lateiner aus einander gieng, und ein Stillstand auf ein Jahr geschlossen wurde.

Nach diesen Verrichtungen marschierte Largius mit der Armee nach Rom zurück, und legte sodann, nachdem er vorher neue Consuln ernannt hatte, noch vor Verlauf der bestimmten Zeit, seine Dictatur nieder, ohne daß er während derselben einen einzigen Römer hinrichten lassen, oder des Landes verwiesen, oder sonst sehr hart bestraft hatte. Diesem rühmlichen Beyspiele, welches der Largius gab, sind nachher alle folgende Dictatorn, bis drey Menschenalter vor meiner Zeit, mit gleichem Eifer nachgefolget. Denn die Geschichte thut keines einzigen Erwähnung, der sein Amt nicht gelinde, und zur Befriedigung der Bürger verwaltet hätte, da sich doch die Stadt sehr ofte genöthigt gesehen, die gewöhnlichen Obrigkeiten aufzuheben, und alle Gewalt den Händen eines einzigen anzuvertrauen. Wären die Dictatorn bloß bey Gelegenheit eines auswärtigen Krieges erwählt worden, so wäre es so gar sehr nicht zu bewundern, wenn sie sich niemals durch die Größe ihrer Macht verleiten lassen, dieselbe zum

Scha-

Digitized by Google

Schaden ihres Vaterlandes zu mißbrauchen; aber auch bey so vielen innerlichen Unruhen und gefährlichen Factionen, wo es bald nöthig war, Leute, die sich zu Königen oder Tyrannen hatten aufwerfen wollen, zu unterdrücken, oder tausend andre Arten von Unglück und Gefahren abzuwenden, haben sich alle, denen diese große Gewalt übergeben worden, nach dem Beyspiel des Largius ganz untadelhaft aufgeführt. Jedermann sahe daher auch die Dictatur als das einzige sichere Hülfsmittel gegen die allerunheilbarsten Uebel, und die letzte Zuflucht, in solchen Umständen an, wo alle andern Hoffnungen fehlgeschlagen waren. Aber zu unserer Väter Zeiten, 400 Jahre nach dem Titus Largius, wurde sie durch den Lucius Cornelius Sulla, welcher sie zuerst zur Verübung der größten Grausamkeiten mißbrauchte, allen Menschen zuwieder und verhaßt gemacht. Damals erkannten es die Römer erst, was sie so lange Zeit hindurch nicht gemerkt hatten, daß die Dictatur eine wahre Tyranney sey. Denn Sulla füllte den Senat mit den allerschlechtesten Leuten an, nahm den Tribunen des Volks fast alle Macht, die sie bisher gehabt hatten, verwüstete ganze Städte, schaffte an einigen Orten die königliche Würde ab, führte sie an andern Orten ein, kurz er that alles was er wollte, und verübte so viele Ausschweifungen, daß es viel zu weitläuftig seyn würde, hier alles anzuführen. Außer den vielen tausend Bürgern, die in seinen Kriegen ums Leben gekommen waren, ließ er auf einmal 4000, welche sich ihm übergeben hatten, ja so gar einige derselben, nachdem er sie vorher aufs grausamste martern lassen, ums Leben bringen. Ob er sich gezwungen gesehen, oder

ob

ob es das Beßte des Staats erfordert habe, also zu verfahren, das ist jetzt nicht Zeit zu untersuchen. Ich wollte nur zeigen, wodurch der Name des Dictators so verhaßt und schrecklich geworden ist. Aber so geht es nicht allein mit einer großen Macht, sondern auch mit allen andern Dingen, welche die Menschen am höchsten zu schätzen, und am eifrigsten zu wünschen pflegen. Denn alles scheint nur so lange vortrefflich und heilsam zu seyn, als es gut angewandt wird; sobald aber jemand einen bösen Gebrauch davon gemacht hat, so hält es auch jedermann für schändlich und verderblich. Die Ursach davon ist, weil die Natur mit allen Guten etwas schädliches unzertrennlich verbunden hat. Doch ich verspare es auf einen bequemern Ort, hierüber Betrachtungen anzustellen.

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Beim Verleger dieſes Werkes ſind dieſe Michaelmeſſe 1771 folgende neue Schriften herausgekommen.

Eſtor, *Joh. Georg.* Commentationum & Opuſculorum Volum. Imi Pars III. grauiſſima argumenta ex jure publico Germanico continens, 4 maj.

Froriep, J. Fr. Bibliothek der theologiſchen Wiſſenſchaften. Erſten Bandes 2 und 3ter Theil, 8.

Jacobi, Adam Fried. Ernſt, ſechs Predigten vor ſechs unterſchiedenen Gemeinden gehalten, 8.

Verſuch einer Kirchengeſchichte des achtzehenten Jahrhunderts, 2ter und 3ter, oder letzter Theil, 8.

Menſching, *Juſt. Cour.* Nouvelle Bibliotheque choiſie des meilleurs Auteurs François pour l'inſtruction publique & particuliere des jeunes gens de l'un & l'autre ſexe & pour le délaſſement d'eſprit des perſonnes les plus avancées dans la connoiſſance de la langue françoiſe, 8.

Nachricht für das deutſche Publicum von einer im Verlage der Meyerſchen Buchhandlung zu Lemgo von künftigen Oſtern 1772 an herauskommenden periodiſchen Schrift, unter dem Titel: Ueber die neueſte deutſche Litteratur, 8.

Otia in otio minime otioſi, enthaltend verſchiedene rechtliche practiſche Anmerkungen, beſonders über die Eiſenhardtſche Erzählungen von beſondern Rechtshandeln, nebſt einem Muſter dergleichen Erzählung. 8.

Sue-

Digitized by Google

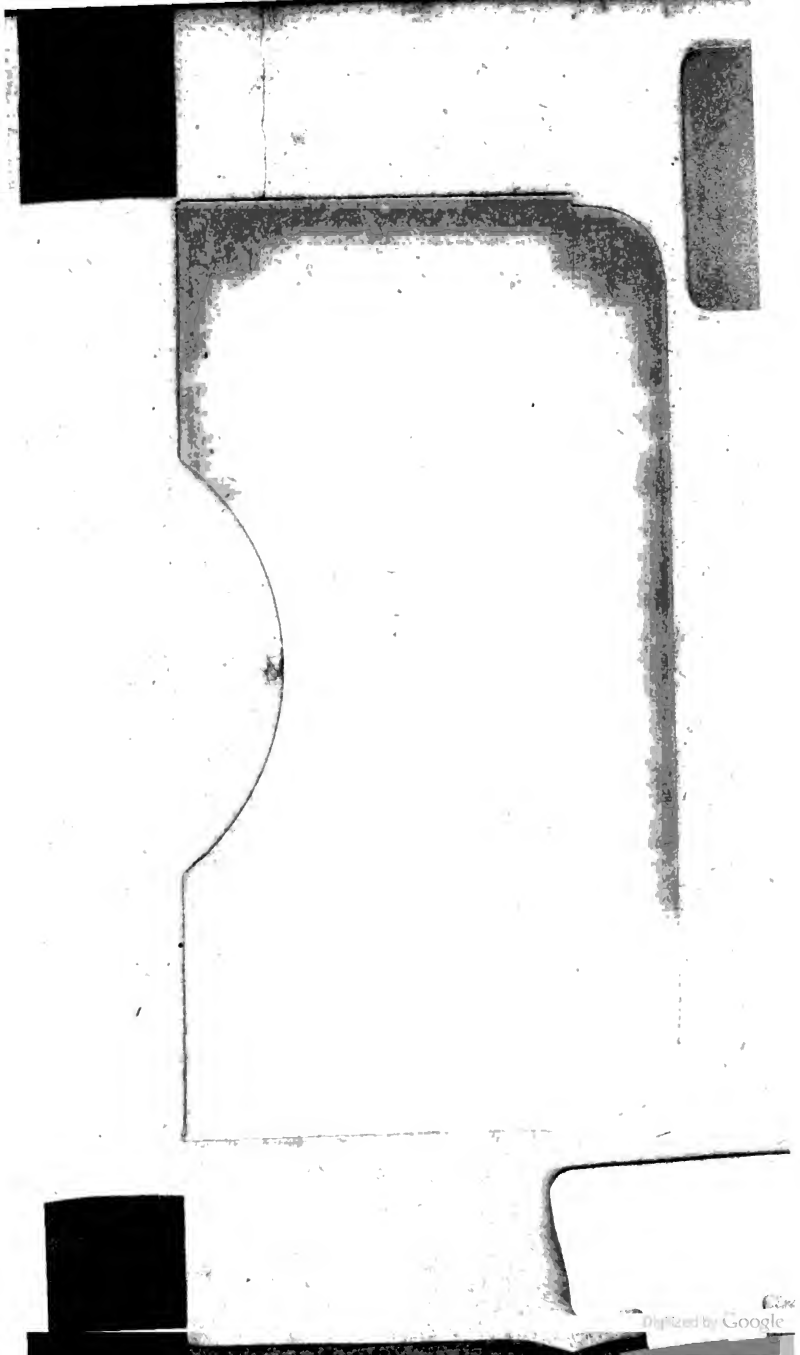
Suetonius, Cajus Tranquillus, ins Deutſche überſetzt von M. Joh. Franz Wagner, gros 8.

Velthuſen, des Hrn. J. C. Predigers in London, gerettete Authenticität der beiden erſten Capitel des Evangeliums des heil. Matthäi zur Beantwortung eines Tractats unter dem Titel: Freye Unterſuchung ꝛc. nebſt beygefügtem Original überſetzt von J. L. Benzler, 8.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google